

WESTFÄLISCHE  
WILHELMS-UNIVERSITÄT  
MÜNSTER

## Die bürgerliche Familie, ein Trauerspiel?

(Neo-)Bürgerliche Inszenierungen eines Familienideals  
in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Nadine Willamowski





Germanistik

**Die bürgerliche Familie, ein Trauerspiel?  
(Neo-)Bürgerliche Inszenierungen eines Familien-  
ideals in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur**

Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung des Doktorgrades  
der  
Philosophischen Fakultät  
der Westfälischen Wilhelms-Universität  
Münster, Westfalen

vorgelegt von

**Nadine Willamowski**

aus Münster

2015

Dekan der Philosophischen Fakultät:

Erste Gutachterin:

Zweite Gutachterin:

Nebenfachprüferin:

Tag der Disputatio:

Prof. Dr. Tobias Leuker

Prof. Dr. Martina Wagner-Egelhaaf

Prof. Dr. Cornelia Blasberg

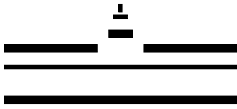
Prof. Dr. Maria I. Diedrich

15.6.2015

**Nadine Willamowski**

**Die bürgerliche Familie, ein Trauerspiel?**





**WESTFÄLISCHE  
WILHELMS-UNIVERSITÄT  
MÜNSTER**

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster

## **Reihe XII**

**Band 16**

**Nadine Willamowski**

## **Die bürgerliche Familie, ein Trauerspiel?**

(Neo-)Bürgerliche Inszenierungen eines Familienideals  
in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

## Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster

herausgegeben von der Universitäts- und Landesbibliothek Münster  
<http://www.ulb.uni-muenster.de>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Buch steht gleichzeitig in einer elektronischen Version über den Publikations- und  
Archivierungsserver der WWU Münster zur Verfügung.  
<http://www.ulb.uni-muenster.de/wissenschaftliche-schriften>

Nadine Willamowski

„Die bürgerliche Familie, ein Trauerspiel? (Neo-)Bürgerliche Inszenierungen eines Familienideals in der  
deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster, Reihe XII, Band 16

© 2016 der vorliegenden Ausgabe:

Die Reihe „Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster“ erscheint im Verlagshaus Monsenstein und  
Vannerdat OHG Münster  
[www.mv-wissenschaft.com](http://www.mv-wissenschaft.com)

Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz vom Typ 'CC BY-NC-ND 3.0 DE'  
lizenziert: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>  
Von dieser Lizenz ausgenommen sind Abbildungen, welche sich nicht im Besitz  
der Autorin oder der ULB Münster befinden.



ISBN 978-3-8405-0148-7 (Druckausgabe)  
URN urn:nbn:de:hbz:6-45219650244 (elektronische Version)

direkt zur Online-Version:

© 2016 Nadine Willamowski  
Alle Rechte vorbehalten

Satz: Nadine Willamowski  
Titelbild: © Peter M. Hoffmann, [www.pmhoffmann.de](http://www.pmhoffmann.de)  
Umschlag: MV-Verlag  
Druck und Bindung: MV-Verlag



**Meinen Eltern  
in Liebe und Dankbarkeit**





## Danksagung

Die vorliegende Untersuchung ist 2015 von der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster als Dissertation angenommen worden. Für die Veröffentlichung wurde sie geringfügig überarbeitet. Ich möchte mich an dieser Stelle bei jenen Menschen bedanken, die zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen und mich begleitet haben.

Mein herzlichster Dank gilt Frau Prof. Dr. Martina Wagner-Egelhaaf, die meinen Ideen und Forschungen stets offen gegenüberstand und mir immer genau das richtige Quantum an konstruktiv-kritischem Feedback gab, welches es braucht, um Kreativität und wissenschaftliches Arbeiten in ein ausgewogenes Verhältnis zu setzen. Für ihr Vertrauen in dieses Projekt und in mich, ihre fachlichen Ratschläge und Impulse und nicht zuletzt ihre persönliche Betreuung bin ich sehr dankbar. Sehr herzlich danken möchte ich auch meiner Nebenfachprüferin Frau Prof. Dr. Maria I. Diedrich, die mich seit meinem Hauptstudium in der Amerikanistik begleitet hat und die mir durch die Teilnahme an ihrem ‚American Studies Colloquium‘ stets die Möglichkeit gab, mein Projekt in einem interdisziplinären Kontext zu diskutieren. Für die freundliche Übernahme des Zweitgutachtens möchte ich mich recht herzlich bei Frau Prof. Dr. Cornelia Blasberg bedanken.

Ein ebenso herzliches Dankeschön für anregende Diskussionen über die Jahre hinweg gebührt den TeilnehmerInnen der Forschungskolloquien von Frau Prof. Dr. Martina Wagner-Egelhaaf (v.a. in Rothenberge!) und den TeilnehmerInnen des ‚American Studies Colloquium‘ von Frau Prof. Dr. Maria Diedrich. Für das Korrekturlesen kurz vor Abgabe meiner nicht gerade kurzen Dissertation möchte ich mich aus- und nachdrücklich bei Sandra Neuber-Koch und Anika Merk bedanken: Merci!

Jenen lieben Menschen, die mich während der Arbeit am Projekt freundschaftlich begleitet, die mitdiskutiert und gegen gelesen haben, die aufgemuntert und abgelenkt haben, gilt ebenso mein Dank.

*Last but definitely not least*, möchte ich mich von ganzem Herzen bei meinen Eltern Brigitte und Jürgen Willamowski sowie meiner kleinen Schwester Nicole Zens bedanken: Sie haben immer hinter mir gestanden und mich vorbehaltlos mit unendlichem Vertrauen, mit ganz viel Liebe und Toleranz un-

terstützt. Ihnen – und ganz besonders meinem lieben Vater Jürgen, von dem ich so Vieles lernen durfte – ist diese Arbeit gewidmet.

Münster, im Juli 2016

# Inhalt

<b>I</b>	<b>Lebens(t)raum bürgerliche Familie in Deutschland. Eine Einleitung</b>	<b>1</b>
1	Bürgerliche Familie(n) in Literatur und Gesellschaft, 1800/2000 (Symptomatik, Relevanz des Themas) .....	1
2	Emotionalisiertes Kleinfamilienideal (Erkenntnisinteresse) .....	15
3	Bürgerlicher Familiendiskurs (Methodische Überlegungen, Begrifflichkeiten).....	31
4	Familie als Evergreen (Forschungsüberblick und -kontexte).....	39
5	Material und Gliederung.....	51
<b>II</b>	<b>„Doing theory“. Theoretisch-methodische Verortung</b>	<b>53</b>
1	Diskursanalyse nach MICHEL FOUCAULT und ihre interdiskursive Erweiterung.....	53
1.1	Diskurs und Diskursanalyse. Sagbares und Unsagbares .....	61
1.2	Der (Familien-)Diskurs und die Text-Kontext-Problematisierung .....	69
2	Der Inszenierungsgedanke in den Kulturwissenschaften. Performative Aspekte des Familiendiskurses in der Gesellschaft.....	76
3	Performativität von Familie nach JUDITH BUTLER: ,Familie ist, was man tut!‘ .....	93
<b>III</b>	<b>Bürgerliche Familie. Zwischen Ideal, Familienleitbild und sozialer Realität</b>	<b>101</b>
1	Zur Semantik von Familie .....	104
2	Zur erzählten sozialhistorischen Realität von Familie .....	107
2.1	Die Mythen ‚ganzes Haus‘ und ‚bürgerliche Familie‘ .....	107
2.2	Bürgerliches Familienideal.....	112
2.2.1	Familiale Gefühlsgemeinschaft .....	113
2.2.2	Bürgerliches Fassadenspiel.....	117
2.2.3	Faktoren, die das bürgerliche Familienideal historisch begünstigt haben .....	122
3	Zum Idealbild der bürgerlichen Familie in Literatur und Gesellschaft.....	125

<b>IV Familienkonzeption in G.E. LESSINGS bürgerlichem Trauerspiel Emilia Galotti (1772)</b>	<b>129</b>
1 Familie Galotti: Konstante der Forschung .....	131
2 Familienwelt der Galottis. Blinde Flecken im kernfamilialen Mikrokosmos .....	137
3 Odoardo, Papa ante portas oder Übervater...? Ambivalente Vaterschaft .....	142
4 Claudia, brüllende Löwin .....	151
5 Emilia, die ewig-modellhafte Trauerspieltochter ( <i>femme enfant</i> ) .....	157
6 Odoardo und Emilia .....	165
<b>V Der Familiendiskurs in der Gesellschaft der Gegenwart</b>	<b>171</b>
1 Zeitgenössische populärkulturelle Inszenierungen der bürgerlichen Familie: Verhandlungen von (idealisierten) Familienbildern in Sachbüchern. EVA HERMAN und die neuen Bürgerlichen .....	172
1.1 Die HERMAN-Schlacht in einer Fußnote .....	178
1.2 Familie als Arche Noah .....	182
1.3 Evas-Prinzip: Ein inszenatorischer Prolog .....	187
1.4 <i>Das Eva-Prinzip</i> : Ein ‚close reading‘ .....	190
1.5 „Eva ist nicht Adam.“ (EP: 31) – Aber was ist eigentlich mit Adam? ....	198
1.6 NICK antwortet HERMAN .....	203
1.7 DECKENBACH, SCHIRRMACHER und BOLZ .....	207
1.8 War was? – Eine Zwischenbilanz .....	211
2 Mediendebatte ‚neue Bürgerlichkeit‘ .....	213
2.1 Ende des ‚anything goes‘ und der familiären Beliebigkeit? .....	216
2.2 Alltägliche Familientragödien .....	225
2.3 Auf der Berliner Bühne: Familienpolitik und URSULA VON DER LEYEN .....	227
2.4 Zeitungscovers: Exemplarische Bildlektüren .....	232
2.5 Literaturmarkt .....	243
2.6 Nicht-literarischer versus/und literarischer Diskurs .....	244
2.7 Neue Bürgerlichkeit, alte Mythen .....	248

<b>VI</b>	<b>Literarische Familienbilder der Gegenwart</b>	<b>251</b>
1	BIRGIT VANDERBEKE: <i>Das Muschelessen</i> (1990). Die Tochterperspektive.....	251
1.1	Leere Mitte.....	259
1.2	Performanz, Familie und Gender.....	263
1.3	Theatralische Grundsituation.....	267
1.4	Innerfamiliäre Gewalt.....	275
1.5	Mütter.....	278
1.6	Sohn und Tochter: Dekonstruktion von Gendernormen.....	282
1.7	Zwischenfazit.....	287
2	KATHRIN SCHMIDTS Familienaufstellungen.....	288
2.1	Fröhliche Produktivität: Mutterschaft zwischen Biologismus und Konstruktivismus in <i>Die Gunnar-Lennefsen-Expedition</i> (1998).....	293
2.1.1	Abwesende Väter.....	303
2.1.2	Queere Familie.....	309
2.2	Vaterschaft in <i>Koenigs Kinder</i> (2002): sozial, biologisch, heimlich, ersehnt.....	312
2.2.1	Marl, Frieling und die Heteronormativität.....	313
2.2.2	<i>Are the families all right?</i> .....	318
2.2.3	Gewalt am Kind.....	322
2.2.4	Gewalt am Kind: Pädophilie.....	329
2.2.5	Die Puppenfamilie.....	333
2.2.6	Herr Koenig und seine Kinder.....	335
2.2.7	Fazit.....	338
3	HARRIET KÖHLER: <i>Ostersonntag</i> (2007). Bildlichkeit der Sprache – Familie als Sprachbild.....	339
3.1	Metaphorizität der Sprache und Familie als Gefühlsgemeinschaft.....	340
3.2	Bürgerliches Familienideal: Tod ohne Auferstehung?.....	344
3.3	Das Rollenspiel der Du-Narration.....	349
3.4	Frauen in der Familienaufführung.....	357
3.5	Familiengeheimnis, Familienwunde und die ideale Familie.....	365
3.6	Alzheimer.....	375
3.7	Wunschfamilie und Illusionslosigkeit.....	380

4	JOHN VON DÜFFEL: <i>Beste Jahre</i> (2007). „Natürliche“ Geschlechterordnung und „künstliche“ Reproduktion.....	385
4.1	Kinderlos: Undramatische Bürgerlichkeit.....	394
4.2	Dramatische Vaterschaft .....	403
4.3	Kinderzimmer: <i>A room of one's own</i> .....	408
4.4	Männlicher Gebärneid.....	412
4.5	Noch einmal anders: Ein fruchtbares Thema .....	422
4.6	Fazit .....	429
<b>VII</b>	<b>Schluss: Neue soziale Lebensformen, alte familiäre Leitbilder?</b>	<b>431</b>
<b>VIII</b>	<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>443</b>
1	Textkorpus und Siglen.....	443
2	Forschungsliteratur, Zeitungsartikel, Internetquellen .....	443
3	Nachschlagewerke, Lexika, Wörterbücher .....	499
<b>IX</b>	<b>Abbildungsverzeichnis</b>	<b>505</b>

Mit der Idealisierung der Kernfamilie sind ihr Scheitern, ihre Fragmentierung und ihre Perversion untrennbar verbunden. Beides lässt sich an Beispielen aus der Literatur ebenso zeigen wie an gewandelten Rechtsvorstellungen, an bürgerlichen Trauerspielen ebenso wie an bürgerlichen Gesetzbüchern. Je mehr die prekäre Familie zum gelebten Normalfall wird, desto wirkmächtiger wird gleichzeitig das Ideal der ‚Müslireklame‘-Familie, die sich auf der Ebene des Ideals in der Tat als Endpunkt des Familienbilds der Moderne darstellt.<sup>1</sup>

Familienrealität hinkt dem Familienideal hinterher.  
*Vorwerk Familienstudie 2012*<sup>2</sup>

## **I Lebens(t)raum bürgerliche Familie in Deutschland. Eine Einleitung**

### **1 Bürgerliche Familie(n) in Literatur und Gesellschaft, 1800/2000 (Symptomatik, Relevanz des Themas)**

Deutschland debattiert über ‚Familie‘, ihre Anschlussfähigkeit in einer postmodernen Gesellschaft, das befürchtete Aussterben einer Generation<sup>3</sup> und über (etwaige) politische Konsequenzen. Die Protagonisten auf der gegenwärtigen Familienbühne heißen Zeugungsväter, Spießer, Muttis oder Karrierefrauen. Sie alle, und einige der längst überwunden geglaubten Stereotypen mehr, stehen im Zeichen der sog. ‚neuen Bürgerlichkeit‘, von wo aus sie kristallisationsartig sämtliche gesellschaftliche Bereiche, von der Politik über die Mode bis zum Feuilleton, miteinander vernetzen. Die augenscheinliche Medienpräsenz dieses Familiendramas legt die gesellschaftliche Relevanz des Phänomens nahe. Nachdem die ‚bürgerliche Familie‘ als soziale Lebensformen mehrfach totge-

---

<sup>1</sup> Martin Löhning: „Fragmentierte Familien. Einleitung“, in: *Fragmentierte Familien. Brechungen einer sozialen Form in der Moderne*, hg. v. dems. u. Inge Kroppenber, Bielefeld: Transcript 2010, 7-10, 7.

<sup>2</sup> *Vorwerk Familienstudie 2012. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zur Familienarbeit in Deutschland*, hg. v. Vorwerk & Co. KG, Wuppertal 2012, 7.

<sup>3</sup> Ab Mitte der 2000er Jahre lässt sich von einer wahren ‚Flut‘ an demografischen Studien sprechen. Exemplarisch seien hier genannt Herwig Birg: *Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt*, München: Beck 2005 sowie *Die demografische Lage der Nation. Wie zukunftsfähig sind Deutschlands Regionen?*, hg. v. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, München: dtv 2006. Vgl. exemplarisch Jan Engelmann: „Land ohne Leute? Ein deutsches Dilemma“, in: *Literaturen* 6 (2006): 4-13.



sagt worden ist, fällt an der rhetorischen Neu-Verhandlung von Familie zweierlei besonders auf. Zum einen ist eine enge Anbindung an eine Bürgerlichkeitsdebatte zu verzeichnen, in der vorzugsweise mit den Schlagwörtern ‚Tradition‘, ‚Werte‘, ‚Glaube‘ und, recht unspezifisch, mit ‚den neuen Bürgerlichen‘ operiert wird. Zum zweiten ist eine positive Um-/Neuwertung des semantischen Wortfelds ‚Bürger‘ festzustellen,<sup>4</sup> die mitunter moralisierende Züge aufweist und in dem Versuch mündet, das bürgerliche Familienmodell zu re-traditionalisieren.

Galt der ‚Bürger‘ seit der Achtundsechziger Generation als Inbegriff des ‚Spießertums‘, und war folglich lange Zeit ausschließlich negativ besetzt, so verbindet sich die Rede von ‚bürgerlichen Lebensweisen‘ zunehmend mit einer positiven, weil sinnstiftenden Funktion: In der Werbung wollen Kinder, wenn sie groß sind, ‚Spießer‘ werden und Geiz ist dank *Saturn* nicht nur geil, sondern salonfähig geworden.<sup>5</sup> Das liest man zum einen im Editorial des *APuZ*-Magazins „Bürger – Bürgertum – Bürgerlichkeit“ (2008)<sup>6</sup>, zum anderen aber ist es anhand der Feuilletondebatte deduzierbar, die besonders in dem Magazin *Cicero*<sup>7</sup> ein Publikationsorgan gefunden hat, aber nicht nur dort öffentlich verhandelt wurde: Die *taz* veröffentlichte eine Serie von Artikeln unter dem Titel „Feine Unterschiede“ und in der Wochenzeitung *Die Zeit* wurde die „Lust am Bürgerlichen“ ebenso reger diskutiert.<sup>8</sup> In *Die Zeit* standen Fragen wie diese im

<sup>4</sup> Katharina Belwe formuliert in ihrem „Editorial“ zum Magazin *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 9-10 (2008) (= Themenheft *Bürger – Bürgertum – Bürgerlichkeit*) auf Seite 2 wie folgt: „Bürger, Bürgertum und Bürgerlichkeit sind in der Vergangenheit ausgesprochen konträr bewertet worden: hochgeschätzt und abgelehnt, respektiert und verachtet, gelobt und gehasst. Heute dominiert eine eher positive Sichtweise. Mit dem Begriff des Bürgertums scheint sich zudem mehr als nur die schmale Schicht eines Bürgertums zu verbinden.“

<sup>5</sup> Vgl. den „Werbespot Spießer“, der im Internet auf den Seiten der Landesbausparkassen (LBS) abrufbar ist, <<http://www.lbs.de/bw/die-bw/werbespots/spiesser1>>.

<sup>6</sup> Belwe: „Editorial“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 9-10 (2008): 2.

<sup>7</sup> Vgl. bspw. die August-Ausgabe des *Cicero*-Magazins (08/2006) mit der Headline: „Wie konservativ ist der Zeitgeist? Eine neue Bürgerlichkeit verändert die Republik. Günther Jauch wird ihr Moderator.“

<sup>8</sup> Vgl. u.a.: Tilmann Krause: „Neue Bürger? Krauses Klartext“, in: *Die Welt* v. 21. April 2006, online unter <<http://www.welt.de/print-welt/article195524/Neue-Buerger.html>>; 15.8.2016; Jens Hacke: „Die Rückkehr der Bürgerlichkeit“, in: *Handelsblatt* v. 14. Februar 2006, online unter <<http://www.handelsblatt.com/meinung/kommentare/seitenwechsel-bei-eliten-die-rueckkehr-der-buergerlichkeit/2614876.html>>; 15.8.2016; die Serie „Feine Unterschiede“ erschienen v. 17. Januar bis 21. März 2006 in der *taz*; vgl. auch die Bezugnahme auf das Drama des/im 18. Jahrhundert/s die Serie „Im Rausch des Rokoko. Eine Epoche kehrt zurück: Lust und Drama des 18. Jahrhunderts“, in: *art. Das Kunstmagazin*, Nr. 2-5, v. Februar bis Mai 2007.

Mittelpunkt: „Wie können Werte, Glauben und Manieren neuen Halt geben? Was ist das heute, ein Bürger? Und wie bürgerlich sind Sie selbst?“<sup>9</sup> In der gleichen Ausgabe beantwortet der Historiker MANFRED HETTLING im Interview die Fragen. Dort definiert er Bürgerlichkeit als ein diachron nachweisbares Prinzip, das es erlaubt, sich in einer unüberschaubaren Welt zurecht zu finden und nennt dieses Prinzip den Gegenentwurf zu einem Interessen-Egoismus, weil Bürgerlichkeit an Persönlichkeitsbildung, Mündigkeit und Gemeinwohl ausgerichtet sei.<sup>10</sup> Folgt man dieser These HETTLINGS, so ist das desolante Bild der Gesellschaft Motor einer Re-Traditionalisierungskampagne, die sich in dem Bedürfnis nach Wunschbildern und mythischen Verklärungen des Bürgertums manifestiert.

In einem *Spiegel*-Artikel heißt es sogar, dass „das Lebensgefühl der Angst [...] endlich alle Stände erfasst“<sup>11</sup> habe, wodurch sich der „Wunsch nach einem endlich besseren Leben“<sup>12</sup> explizit nach außen kehre und sich im konservativen Stil der Mode niederschlage, die zur „Bewusstseinsmode[n]“<sup>13</sup> avanciere. Resignation angesichts der ökonomischen Lage, Rückzug in den Binnenraum des Privaten, den historischen Ursprung von Bürgerlichkeit; diese Rhetorik erinnert an die politische Machtlosigkeit des Bürgers im 18. Jahrhundert, die einst dem bürgerlichen Familiendiskurs Vorschub leistete. Nicht zuletzt die Nutzung des Wortes „Stände“ lässt diesen Rückschluss zu.

Prägnant ist, wie sehr diese Debatte von der Politik gesteuert wird; einer Politik, so erweckt es den Anschein, die durch schwindende Geburtenraten aufgeschreckt, eine Sehnsucht nach der ‚emotionalisierten Kleinfamilie‘ geradezu propagiert. Es gilt, ‚Familie‘ wieder attraktiv zu machen, ein ‚erfolgreiches, kleines Familienunternehmen‘<sup>14</sup> zu führen. So inszeniert ‚Vater Staat‘

<sup>9</sup> Vgl. den Leitartikel zum Phänomen sowie die gesamte Ausgabe der Zeitung *Die Zeit*, Nr. 11, 9.3.2006: Georg Diez: „Sehnsucht nach dem Bürger. Werte, Glaube und Manieren: Begegnung mit sechs Menschen, die sich selbst gern als neue Bürgerliche sehen“, in: *Die Zeit*, Nr. 11, 9.3.2006, 49f.

<sup>10</sup> Vgl. Thomas Assheuer: „Wie sollen wir leben? Warum nur die neue Bürgerlichkeit unsere Gesellschaft retten kann – auch wenn sie ungleich neue Ungleichheit erzeugt. Ein Interview mit dem Historiker Manfred Hettling“, in: *Die Zeit*, Nr. 11, 9.3.2006, 50.

<sup>11</sup> Verena Araghi u. Joachim Lottmann: „Politik auf dem Laufsteg“, in: *Der Spiegel* 13 (2006): 160-162, 162.

<sup>12</sup> Araghi u. Lottmann: „Politik auf dem Laufsteg“, 160.

<sup>13</sup> Araghi u. Lottmann: „Politik auf dem Laufsteg“, 160.

<sup>14</sup> So der Slogan einer Fernsehwerbung von Vorwerk, die auch in Kooperation mit dem Institut für Demoskopie Allensbach die „Vorwerk Familienstudien“ in Auftrag geben/durchführen, vgl. die Familienstudien aus den Jahren 2009 bis 2013, zum Download abrufbar unter <<https://corporate.vorwerk.de/de/presse/publikationen>>; 1.11.2014.

diverse Kampagnen, die eine problemlose Vereinbarkeit von Beruf und Familie suggerieren, indem positiv konnotierte Familienbilder zur Identifikation feilgeboten werden.<sup>15</sup> Ebenso positiv resümierte 2006 die damalige Familienministerin URSULA VON DER LEYEN in der Pressemitteilung zum 7. *Familienbericht*, dass ihre Politik den richtigen Weg einschlage mit den Worten: „Familie hat Zukunft!“<sup>16</sup> Die Frage, um welche Art der familialen Lebensform es in der Politik eigentlich geht, ist mit Blick auf das Rechts-, Steuer- und Sozialsystem des deutschen Staates schnell geklärt: es geht um die Institution der „ehelichen Familie“, denn sie ist es, die unter besonderem staatlichem Schutz steht („Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung“, Art. 6 GG, Abs. 1). Und das allen pragmatischen Definitionsversuchen von Familie, wie z.B. ‚Familie ist, wo Kinder sind‘<sup>17</sup>, zum Trotz. Was aber ist mit den alternativen Lebensgemeinschaften, die vom Staat als nicht schützenswert, weil nicht dem Gesetz entsprechend, deklariert werden? Mit JUDITH BUTLER gefragt: „Wollen wir Familien, die der Norm nicht entsprechen, sie aber offensichtlich abweichend widerspiegeln, als schlechte Kopien bezeichnen, oder akzeptieren wir, dass die Komplexität ihrer konkreten Anwendung die Idealität der Norm zunichte macht?“<sup>18</sup>

Genau diese Frage muss man sich angesichts öffentlicher Thematisierungen von Familie stellen: So wird in aktuellen (familienpolitischen) Debatten um die rechtliche Gleichstellung von gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften, ob im Feuilleton oder in Talk-Show-Formaten, von konservativer Seite immer wieder das Argument der ‚natürlichen‘ und damit ‚richtigen‘ bürgerli-

---

<sup>15</sup> Zu denken ist hier an die vom BMFSFJ geschaltete Kampagne ‚*Deutschland wird kinderfreundlich*‘, abrufbar unter <<http://www.deutschland-wird-kinderfreundlich.de>> oder an das Unternehmensprogramm ‚*Erfolgsfaktor Familie*‘, abrufbar unter <<http://www.erfolgsfaktor-familie.de>>, deren übergeordnetes Ziel eine Anpassung von Leben und Arbeiten an die Bedürfnisse der Familie ist.

<sup>16</sup> BMFSFJ: „Pressemitteilung, Di 25.04.2006: 7. Familienbericht zeigt, dass Bundesregierung mit ihrer Familienpolitik den richtigen Weg einschlägt“, online abrufbar unter <<http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/Archiv/16-legislatur.did=75158.html>>; 15.8.2016.

<sup>17</sup> Irene Gerlach spricht in ihrem Buch *Familienpolitik*, 2., aktual. u. überarb. Aufl., Wiesbaden: VS Verl. 2010, auf Seite 43 von einem „pragmatischen‘ Familienbegriff, der das Vorhandensein von Kindern zur Grundlage für die Familienbildung macht, aber bezüglich der Elternschaft und ihrer Strukturierung (Einzelperson oder Paare heterosexueller oder gleichgeschlechtlicher Orientierung) zunehmend unverbindlich gestaltet ist“.

<sup>18</sup> Judith Butler: *Antigones Verlangen: Verwandtschaft zwischen Leben und Tod*, aus dem Amerik. v. Rainer Ansén, mit einem Nach-Wort von Bettine Menke, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, 127.

chen Familie angeführt, wenn es gilt, die Gleichstellung beider Familienformen zu verhindern, wie sich besonders an den Diskussionen um das Adoptionsrecht zeigt. Augenscheinlich fungiert das heterosexuelle Kernfamilienideal dabei als gesellschaftliche Norm, die, obschon sie realiter zusehends weniger gelebt wird, dennoch ihren hegemonialen Status als kulturelles Idealbild behält, auch wenn an diesem Status gerüttelt wird. In *Die Zeit* vom 14. März 2013 wurde sogar von der Entdeckung eines sog. ‚Homo-Gens‘ geschrieben, das dafür verantwortlich sein soll, welches Geschlecht man begehrt, ob man homo- oder heterosexuell ist.<sup>19</sup> Das wäre natürlich ein Dilemma für alle konservativen Vertreter des Kleinfamilienmodells Vater, Mutter, Kind, weil das Argument der Binarität von Natur und Kultur, die Essenz der *nature-nurture*-Debatte, nicht mehr greifen würde und damit die seit dem 18. Jahrhundert in Literatur und Gesellschaft fleißig popularisierten „Geschlechtscharaktere“<sup>20</sup> (HAUSEN) und die auf

<sup>19</sup> Vgl.: Ulrich Bahnsen: „Evolutionbiologie. Muttis Tunte, Papas Lesbe. Wie werden Menschen homosexuell? Eine neue Theorie soll das Rätsel der gleichgeschlechtlichen Liebe klären“, in: *Die Zeit*-Online v. 14.3.2013, Nr. 11, online unter <<http://www.zeit.de/2013/11/Homosexualitaet>>; 15.8.2016.

<sup>20</sup> Karin Hausen: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen*, hg. v. Werner Conze, Stuttgart 1976, 363-393. Der Begriff ‚Geschlechtscharakter‘, so macht Hausen direkt zu Beginn ihres Aufsatzes klar, „bildete sich im 18. Jahrhundert heraus und wurde im 19. Jahrhundert allgemein dazu verwandt, die mit den physiologischen korrespondierend gedachten psychologischen Geschlechtsmerkmale zu bezeichnen. Ihrem Anspruch nach sollten Aussagen über die ‚Geschlechtscharaktere‘ die Natur bzw. das Wesen von Mann und Frau erfassen.“ (Ebd. 1976: 363) Mit Verweis auf Simone de Beauvoirs Buch *Das andere Geschlecht* [frz. Orig. 1949] erklärt Hausen, dass es in patriarchalischen Gesellschaften immer eine Dichotomisierung von Geschlecht gegeben habe. Die neue Qualität dieser „Kontrastierung von Mann und Frau“, die sich „im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts“ herauskristallisiert habe, sei allerdings historisch deshalb so einschneidend, weil sie mit einem „Wechsel des Bezugssystems“ (ebd.: 369f.) einhergeht. D.h., „an die Stelle der Standesdefinitionen [treten] Charakterdefinitionen“ (ebd.: 370) und somit „wird ein partikulares durch ein universales Zuordnungsprinzip ersetzt: statt des Hausvaters und der Hausmutter wird jetzt das gesamte männliche und weibliche Geschlecht und statt der aus dem Hausstand abgeleiteten Pflichten werden jetzt allgemeine Eigenschaften der Personen angesprochen“ (ebd.: 370). Dieses neue Aussagesystem zur Aufrechterhaltung der Genderhierarchien denkt Hausen zusammen mit dem ideengeschichtlichen Wandel der sozialen Lebensformen vom „ganzen Haus‘ zur bürgerlichen Familie“ (ebd.: 371). Sie folgert, dass die Geschlechtscharaktere als „neues Orientierungsmuster“ bei der Verfestigung eines neuen Begriffs von Familie behilflich waren, der aufgrund der „tiefgreifend[en] Veränderung des sozialen Orientierungsfeldes Familie“ (ebd.: 371) den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen semantisch Rechnung tragen sollte. Kritische Auseinandersetzungen mit den Thesen Hausens sind im Verhältnis zu der Einschlägigkeit und Plausibilität ihres Beitrags eher resonanzarm geblieben, vgl. exempla-

ihnen fußende bürgerliche Familienideologie *ad absurdum* geführt werden würde. Womöglich drohte sogar der Zusammenbruch des gesamten gesellschaftlichen Ordnungsgefüges, wird die bürgerliche Familie doch vielfach als das wirkmächtigste aller gesellschaftlichen Ordnungskriterien und kulturellen Deutungs- bzw. Referenzmuster<sup>21</sup> angesehen.

Spreche ich im Folgenden von der ‚bürgerlichen Familie‘, so meine ich jene familiäre Lebensform, „die sich im 18. Jahrhundert formierte, im 19. Jahrhundert durchzusetzen begann und in Deutschland um 1950 in ihrer wohl ausgeprägtesten Form zur sozialen Realität *und kulturellen Selbstverständlichkeit* wurde [meine Hervorhebung; N.W.]“<sup>22</sup> und die „von dem multifunktionalen Zusammenhang des ‚ganzen Hauses‘“<sup>23</sup> zu unterscheiden ist. Die bürgerliche Familie blieb „bis weit in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts Normalfamilie“<sup>24</sup>, so IRENE GERLACH. Normalfamilie, ein Begriff der seine normative Ausrichtung schon im Namen trägt, bezeichnet die „auf der Ehe basierende[n], lebenslange[n], exklusive[n], heterosexuelle[n] Beziehung mit Kindern in einem Haushalt nach dem Hauptnährermodell“<sup>25</sup>. Gleichwohl ist die Differenz zwischen ‚Realität‘ und ‚Ideal‘ bzw. einem ‚Familienleitbild‘ – also „mentalen

---

risch Brita Rang: „Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen von Karin Hausen zur Herausbildung der Geschlechtscharaktere im 18. und 19. Jahrhundert“, in: *Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung*, hg. v. Jutta Dalhoff u.a., Düsseldorf: Schwann 1986, 194-204. Wie die von Hausen anhand von Lexika und „medizinische[n], pädagogische[n], psychologische[n] und literarische[n] Schriften“ (Hausen: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“, 368) ermittelten und aufgezeigten Geschlechtsspezifika bzw. die Polarisierung der Geschlechter in der Literatur reflektiert wird – Hausens Material besteht eigentlich nicht aus literarischen Quellen – zeigt Helga Kraft exemplarisch in „Mit dem Blick des Mannes. Die Polarisierung der Frau im 18. und 19. Jahrhundert“, in: *Mütter – Töchter – Frauen: Weiblichkeitsbilder in der Literatur*, hg. v. ders. u. Elke Liebs, Stuttgart u. Weimar: Metzler 1993, 53-67.

<sup>21</sup> Damit sind innerfamiliäre Unterschiede, die aufgrund anderer Differenzkategorien wie ‚gender‘, ‚class‘ oder ‚race/ethnicity‘ das Feld der kulturell als hegemonial gedachten, heterosexuell aufgestellten Imago ‚bürgerliche Kleinfamilie‘ ausdifferenzieren, selbstverständlich nicht negiert.

<sup>22</sup> Thomas Anz: „Liebe, Ehe und Familie in der Literatur. Hinweise zu neueren Forschungen über ein altes Thema“, in: *Literaturkritik.de* 1 (2003): 1-6, 3.

<sup>23</sup> Anz: „Liebe, Ehe und Familie in der Literatur, 3.

<sup>24</sup> Gerlach: *Familienpolitik*, 23.

<sup>25</sup> Gerlach: *Familienpolitik*, 87.

Vorstellungsinhalten von ‚Familie‘<sup>26</sup> – immer mitzudenken. Auch die Kategorien ‚bürgerliche Familie‘ und ‚ganzes Haus‘ (Großfamilie) sind im geschichtswissenschaftlichen Verständnis als heuristische Kategorien zu fassen.<sup>27</sup> Beide müssen mit HEINZ LAMPERT eher als ‚Familienleitbilder‘ denn als ‚Familientypen‘ verstanden werden.<sup>28</sup>

Es ist das solchermaßen als Familienleitbild bezeichnete ‚bürgerliche Familienideal‘ in seiner Historizität und seinem (gesellschaftlichen, politischen und nicht zuletzt literarischen) Fortwirken als Ideal, das im Zentrum der vorliegenden Untersuchung steht. Diese Persistenz ist auf die außerliterarisch sowie literarisch eingesetzte ‚Familienrhetorik‘<sup>29</sup> zu befragen. D.h., diese Arbeit fokussiert Aussageformationen, die den Redegegenstand ‚bürgerliches Familienideal‘ diskursiv produzieren, diskutieren und überprüfen und spannt dabei den epochen- und genreübergreifenden Analysebogen vom 18. bis 21. Jahrhundert, vom bürgerlichen Trauerspiel hin zu zeitgenössischen Familientexten.

Denn: An der Produktion, Popularisierung und Fixierung dieses mit seinen circa 240 Jahren relativ jungen Konzepts ‚bürgerliche Familie‘ war die Literatur, vor allem die dramatische – wie im Verlauf der Arbeit noch zu zeigen ist –

<sup>26</sup> Gudrun Cyprian: „Familienbilder als Forschungsthema“, in: *Familienbilder. Interdisziplinäre Sondierungen*, hg. v. ders. u. Marianne Heimbach-Steins, Opladen: Leske + Budrich 2003, 9-19, 9.

<sup>27</sup> Vgl. insb. die sozialgeschichtliche Literatur zum Wandel der Familienformen vom großen, mehrgenerationellen Lebens- und Arbeitsverbund des sog. ‚ganzes Hauses‘ hin zur emotionalisierten Kleinfamilie, wie sie sich auch in den relevanten Lexikonartikeln aufgearbeitet findet, so z.B. in Dieter Schwab: „Familie“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, 8 Bde., Bd. 2: E-G, hg. v. Otto Brunner u. Werner Conze, Stuttgart: Klett-Otto 1998, 253-301; W. Dreier: „Familie, Ehe“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie (HWPh)*, völlig neu bearb. Ausg. des Wörterbuchs der Philosophischen Begriffe v. Rudolf Eisler, hg. v. Joachim Ritter, 13 Bde., Bd. 2: D-F, Basel u. Stuttgart: Schwabe 1972, Sp. 859-904. Dass zwischen der wissenschaftlichen Geschichte vom Bruch und der Neuformierung der Sozialformen im 18. Jahrhundert, die ja auf Modellen und Theorien beruht, und den real gelebten Familienverbänden vielfältige Unterschiede existieren, stellt die Historikerin Barbara Beuys in ihrem Buch *Familienleben in Deutschland. Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit*, aktual. Taschenbuchaufl., München: Piper 2006, heraus. Es sind Zweifel und Skepsis angebracht angesichts dieser soziologisch-historisch-anthropologisch formulierten Metaerzählung vom Wandel der Familienformen, so lässt sich Beuys Ausgangslage paraphrasieren.

<sup>28</sup> Heinz Lampert: *Priorität für die Familie. Plädoyer für eine rationale Familienpolitik*, Berlin: Duncker & Humblot 1996, 11. Vgl. auch Gerlach: *Familienpolitik*, 41. Gerlach differenziert mit Bezug auf Lampert zwischen Familientypen und Familienleitbildern.

<sup>29</sup> Kurt Lüscher: „Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung“, in: *Familienleitbilder und Familienrealitäten*, hg. v. Laszlo A. Vascovics, Opladen: Leske + Budrich 1997, 50-67.

an erheblichem Maße beteiligt.<sup>30</sup> Aber auch andere Textsorten schrieben an der Erfindung des bürgerlichen Familienmodells mit. Durch FRIEDRICH SCHILLERS *Das Lied von der Glocke* (1799)<sup>31</sup>, ist die dargestellte Arbeits- und Geschlechtertrennung fast schon topisch geworden und tief in das kulturelle Bewusstsein gedrungen. Ebenso verhält es sich mit den Schriften JEAN JACQUES ROUSSEAU, der dazu beigetragen hat, dass die Differenztheorie der Geschlechter festgeschrieben wurde. Das in seinen Texten entworfene Geschlechtermodell hat „bis weit in das 20. Jahrhundert hinein Geltung“<sup>32</sup>, so auch FRANZISKA SCHÖBLER in dem von ihr mitherausgegebenen *Gender Studies*-Reader aus dem Jahr 2012.

Für ROUSSEAU stand die emotionale Kernfamilie im Zentrum der bürgerlichen Ordnung; Frausein wurde mit Mütterlichkeit gleichgesetzt und dem Mann oblag die zwischen den Räumen flottierende Rolle des Familienernährers. Dass diese strikt binäre Aufteilung in reproduktive und produktive Tätigkeiten, in einen weiblich und einen männlich codierten Raum im Gefüge der bürgerlichen Familienordnung auch im 21. Jahrhundert nicht als patriarchale Ungerechtigkeit gesehen, sondern positiv konnotiert werden kann, zeigt ein Seitenblick auf populäre Sachbücher, die sich ‚Familie‘ und ‚Geschlecht‘ widmen. Verwiesen sei hier auf JOHN GRAYS *Men are from Mars, women from Venus* (1992), dem „classic guide to surviving the opposite sex“, wie es auf dem Titelbild heißt, oder an *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* von ALLAN und BARBARA PEASE (2010), ein Buch, das seine Naturalisierungsstrategie schon im Untertitel trägt: *Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen*. Zu denken ist auch an den Humor eines Komikers wie MARIO BARTH, der geradezu von (der Illusion) der Natürlichkeit und Essenzialität der geschlechtlichen Rollenverteilung lebt, mit der er die Beziehung zwischen den Geschlechtern illustriert. Dies macht bspw. sein Bestseller *Langescheidt Deutsch-Frau, Frau-Deutsch. Schnelle Hilfe für den ratlosen Mann* (2004) deutlich, dem die Abwandlung der Redewendung von ‚ein Mann, ein

---

<sup>30</sup> „Daß in der Literatur des 18. Jahrhunderts noch heute gültige Geschlechtmuster hergestellt wurden, ist ein Gemeinplatz der Forschung geworden“, bilanziert Inge Stephan im „Vorwort“ zu ihrer Publikation *Insenzierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Köln u.a.: Böhlau 2004, 7-10, 7.

<sup>31</sup> Friedrich Schiller: „Das Lied von der Glocke [1799]“, in: ders.: *Schillers Werke*, hg. u. bearb. v. Ludwig Belleremann, 14 Bde., 2., kritisch durchges. u. erläuterte Ausg., Bd. 1, Leipzig u. Wien: Bibliographisches Institut 1895, 264-277.

<sup>32</sup> Franziska Schöbler: „Einleitung“, in: *Gender Studies*, hg. v. ders. u.a., Bielefeld: Transcript 2012, 19-30, 19.

Wort' in ‚eine Frau, ein Wörterbuch' zugrunde liegen dürfte und der offensichtlich Geschlechterklischees, wie die Geschwätzigkeit der Frau und die Einseitigkeit des Mannes, bedient. Diese Art von Lustigkeit wollten im Jahr 2008 immerhin 70 000 (!) Zuschauer im Berliner Olympiastadion sehen.<sup>33</sup>

Zu denken ist auch an die ehemalige Tagesschau-Sprecherin EVA HERMAN, die mit ihrem Buch *Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit* 2006 eine gesellschaftlich in allen Medien geführte Debatte um das ‚richtige' Verständnis von Familie und neue, alte Rollenklischees auslöste.<sup>34</sup> Und das mit einem Titel, der direkt auf „die traditionelle, aus der Bibel legitimierte Position der herrschaftsunterworfenen Frau bzw. Hausfrau“<sup>35</sup> Eva anspielt, dabei aber der gewollten Eindimensionalität halber vergisst, dass Eva es war, die im Paradies Adam animiert hat, mit der beabsichtigten Verkostung eines Apfels die im Garten Eden herrschenden Regeln auszutesten, eventuell zu erweitern bzw. zu überschreiten. In jedem Fall hat HERMANS Buch, so lässt sich bilanzieren, einen Nerv getroffen, was nicht zuletzt anhand der Antwort-Bücher nachweisbar ist, die ALICE SCHWARZER – sie nannte ihr Buch auch *expressis verbis Die Antwort* – oder DÉsirÉE NICK in expliziter intertextueller Auseinandersetzung mit dem von der *Bild*-Zeitung als „Aufreger des Jahres“<sup>36</sup> etikettierten Buch führten.<sup>37</sup> Offenbar verkaufte sich das *Eva-Prinzip* auch so gut, dass HERMAN kurze

<sup>33</sup> Am 12.7.2008 hat Mario Barth den „Weltrekord als ‚Live-Comedian mit den meisten Zuschauern“ aufgestellt und das mit 70 000 Zuschauern im Berliner Olympiastadion, nachzulesen unter: Eintrag „Mario Barth“, in: *Wikipedia*-Online, <[http://de.wikipedia.org/wiki/Mario\\_Barth](http://de.wikipedia.org/wiki/Mario_Barth)>; 15.8.2016.

<sup>34</sup> Eva Herman: *Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit*, unter Mitarbeit v. Christine Eichel, München u. Zürich: Pendo 2006.

<sup>35</sup> Hausen: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere““, 371.

<sup>36</sup> O.A.: „‚Nach der Trennung fielen mir die Haare aus'. Was Eva Herman in ihrem Buch über ihre persönlichen Probleme schreibt“, in: *Bild*-Online v. 3.9.2006, <[www.bild.de/BTO/leute/aktuell/2006/09/04/eva-herman-feminismus/eva-herman-feminismus.html#](http://www.bild.de/BTO/leute/aktuell/2006/09/04/eva-herman-feminismus/eva-herman-feminismus.html#)>; 15.8.2016. An dieser Stelle möchte ich sehr explizit sagen, dass ich natürlich um die spezifische Sprechweise einer Boulevardzeitung wie der *Bild*-Zeitung und um die Fragwürdigkeit einer ‚solchen Quelle' in einer literaturwissenschaftlichen Dissertation weiß. Nichtsdestotrotz ist die Bildzeitung ein Massenmedium, das täglich von einer Vielzahl an Menschen gelesen wird, auch wenn sie ihren Status als vormalis auflagenstärkste Tageszeitung eingebüßt hat. ‚Die Bild' erreicht über 12 Millionen Leserinnen/Leser und ist deshalb m.E. gut geeignet, um ‚dem Volk' – jetzt spreche ich bildlich – auf den Mund zu schauen. Darüberhinaus ist die Bildzeitung mittlerweile im bürgerlich-intellektuellen Milieu angekommen und ‚salonfähig' geworden.

<sup>37</sup> Vgl. bes. Alice Schwarzer: *Die Antwort*, 3. Aufl., Köln: Kiepenheuer & Witsch 2007; Désirée Nick: *Eva go home. Eine Streitschrift*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 2007; Herrmann Evers: *Super, Eva! Männer sagen danke für eine neue Dämlichkeit*, Frankfurt a.M.: Eichborn 2007; Karin Deckenbach: *War was, Eva? Wer sich nicht wehrt, endet*



Zeit später mit dem *Prinzip Arche Noah. Warum wir die Familie retten müssen* (2007), wieder in Anlehnung an biblische Bilder, nachlegte.<sup>38</sup> Etwa zeitgleich schrieben auch der Medienwissenschaftler NORBERT BOLZ oder der ehemalige *Faz*-Chefredakteur und *Faz*-Mitherausgeber FRANK SCHIRRMACHER Bücher über ihre Auffassung von Familie und Familienleben, die ebenso öffentliche Aufmerksamkeit erregten wie das Buch *Lob der Disziplin. Eine Streitschrift* (2006), das der ehemalige Salem-Direktor BERNHARD BUEB über die ‚richtige‘ Erziehung von Kindern und Jugendlichen verfasst hatte. Weniger beachtet wurden dagegen Bücher von namhaften Autorinnen, die alternative Sicht- und Denkweisen auf das Thema ‚Familie‘ offerierten, wie IRIS RADISCH, LISA ORTGIES, SILVANA KOCH-MEHRIN, SUSANNE GASCHKE oder BARBARA VINKEN<sup>39</sup>. Sie wurden zwar rezensiert, aber nicht gleichermaßen popularisiert, wie die Bücher der zuvor genannten, zumeist männlichen und gesellschaftlich arrivierten Autoren, was nicht zuletzt mit dem unterschiedlichen Grad an Wissenschaftlichkeit zusammenhängen dürfte, der die jeweiligen Texte prägt. So verwundert es nicht, dass EVA HERMAN schnell als die „weibliche Stimme im biedermeierlichen Männerchor“<sup>40</sup> deklariert wurde.

Auffällig an diesen zuvor genannten, viel beachteten Büchern aus dem populärwissenschaftlichen Sektor ist, dass sie die traditionelle Auffassung von Weiblichkeit und Männlichkeit nicht hinterfragen, sondern bemüht sind, diese erneut festzuschreiben. Ihre Rhetorik ist essentialistisch und ontologisch, was gerade unter Einbezug der FOUCAULT’SCHEN Prämisse zu denken geben muss, wonach es weder ein natürliches noch freies Sprechen geben kann, sondern, dass Codierungen (historisch, kulturell, sozial) und Ausschlussmechanismen die existierenden Sprechweisen in Kongruenz mit den herrschenden Machtver-

---

*am Herd*, München: Droemer 2006; Eva Herman: *Liebe Eva Herman! Briefe an die Autorin des Eva-Prinzips*, hg. v. Pendo Verl., München u. Zürich, Pendo 2007.

<sup>38</sup> Eva Herman: *Das Prinzip Arche Noah. Warum wir die Familie retten müssen*, München u. Zürich: Pendo 2007.

<sup>39</sup> Ich denke an folgende Publikationen: Iris Radisch: *Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden*, München: DVA 2007; Lisa Ortgies: *Heimspiel. Plädoyer für die emanzipierte Familie*, München: DVA 2009; Silvana Koch-Mehrin: *Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus*, Berlin: Ullstein 2007; Susanne Gaschke: *Karriere oder Kinder? Warum wir neue Rollenbilder brauchen*, München: Goldmann 2006; Barbara Vinken: *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos* [2007], 2., erw. u. aktual. Aufl. 2011, Frankfurt a.M.: Fischer.

<sup>40</sup> Claudia Pinl: *Das Biedermeier-Komplott. Wie Neokonservative Deutschland retten wollen*, Hamburg: Konkret Literatur Verl. 2007, 48.

hältnissen regeln.<sup>41</sup> Jüngere, gendertheoretische Erkenntnisse werden in diesen Büchern nicht erwähnt und eine Neuverhandlung zugunsten einer Idealisierung von traditionellen Geschlechtsidentitäten abgelehnt. Diese Texte führen die von SCHILLER und ROUSSEAU angeführte Argumentation, mit der sie das Muster der bürgerlichen Kleinfamilie legitimieren, fort. Und sie stehen im Kontext einer seit den späten 1980er Jahren<sup>42</sup> bzw. 1990er Jahren<sup>43</sup> feuilletonistisch-essayistisch geführten und als ‚neue Bürgerlichkeit‘ etikettierten Debatte um Familie, Staat und Eigenverantwortlichkeit. Der passende *Wikipedia*-Eintrag zum Phänomen ist schon diverse Male überarbeitet worden<sup>44</sup>, was für das Fortdauern der Diskussion spricht. Im Fokus steht nicht zuletzt das bürgerliche Familienideal, das als ein zentraler Aspekt bürgerlicher Kultur<sup>45</sup> gelten kann. Für das beginnende zweite Millennium haben MANFRED HETTLING und STEFAN-LUDWIG HOFFMANN Folgendes bilanziert: „Hatten bürgerliche Werte in diesem Jahrhundert für lange Zeit eine schlechte Presse, so erinnert sich die Öffentlichkeit seit kurzem wieder der Tugendlehren des 18. und 19. Jahrhunderts.“<sup>46</sup> Und im Zuge dieser Rückbesinnung, so lässt sich hinzufügen, erhält das bürgerliche Familienideal höchste mediale Aufmerksamkeit. Allerdings verdeutlicht schon ein Blick auf die Etymologie des Lexems „Ideal“ dessen Ambivalenz.

<sup>41</sup> Vgl. z.B. Michel Foucault: *Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970* [frz. Orig. 1972], mit einem Essay v. Ralf Konersmann, 9., erw. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, 10f.

<sup>42</sup> Jürgen Kocka formuliert in „Bürgerlichkeit – Wovon reden wir eigentlich“, abgedruckt im Themenheft „Neue Bürgerlichkeit“ der *Frankfurter Hefte* 4 (2010): 4-8, 4.: „Die Debatte über eine ‚neue Bürgerlichkeit‘ kehrt seit den 80er Jahren in den Feuilletons periodisch wieder und ist eine deutsche Spezialität.“

<sup>43</sup> In der Einleitung zum Sammelband *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?* (München: Fink 2010, 7-16, 7) hingegen datieren die Herausgeber Heinz Bude, Joachim Fischer u. Bernd Kauffmann den Beginn einer Neuen Bürgerlichkeitsdebatte auf die 1990er Jahre. Prägnant sichtbar wird diese m.E. erst gegen Mitte der 2000er Jahre, wie ich im Verlauf dieser Arbeit herausarbeiten werde.

<sup>44</sup> Vgl. Eintrag: „Neue Bürgerlichkeit“, in: *Wikipedia*-Online, <[http://de.wikipedia.org/wiki/Neue\\_Bürgerlichkeit](http://de.wikipedia.org/wiki/Neue_Bürgerlichkeit)>; 31.10.2014.

<sup>45</sup> Vgl. Kocka: „Bürgerlichkeit – Wovon reden wir eigentlich?“, 4f. Hier spricht Kocka von der „gemeinsame[n] Kultur“, die das „moderne Bürgertum im 18. und 19. Jahrhundert“ verbunden habe, wozu neben einer „höhere[n] Schulbildung“, „ein[em] Minimum an Besitz“ und „städtische[r] Geselligkeit“ v.a. „ein bestimmtes Familienmodell“ gehörte.

<sup>46</sup> Manfred Hettling u. Stefan-Ludwig Hoffmann: „Einleitung: Zur Historisierung bürgerlicher Werte“, in: *Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts*, hg. v. dens., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, 7-21, 20.

Der Begriff ‚Ideal‘, der durch die Ausführungen IMMANUEL KANTS, FRIEDRICH SCHILLERS oder auch GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGELS „als Exponent des Aufkommens des deutschen Idealismus gesehen werden kann“<sup>47</sup>, wie im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* nachzulesen ist, wird von KANT in seiner *Kritik der reinen Vernunft* (1781) begrifflich von der ‚Idee‘ getrennt, die in der griechischen Wortbedeutung „idéa“ noch mitschwingt. Für KANT ist ein Ideal „als ein einzelnes, durch die Idee allein bestimmtes, oder gar bestimmtes Ding“<sup>48</sup> zu verstehen. Ähnlich der Ideenlehre PLATONS, wie sie sich im bekannten Höhlengleichnis veranschaulicht findet<sup>49</sup>, begreift KANT das Ideal als eine Idee, die zwar „vorbildlich“ ist, „aber nirgends und nie anzutreffen[de]“<sup>50</sup>. Wir Menschen sitzen also gefesselt in der Höhle, gruppiert um ein Feuer und halten die Schattenbilder auf den Höhlenwänden für die einzige Wirklichkeit, verkennen dabei jedoch, dass es sich nur um Illusionen handelt und die eigentlichen Ideen für den Menschen unerreichbar sind, weil sie außerhalb des nie zu verlassenden Standortes ‚Höhle‘ existieren. Damit funktioniert das KANT’SCHES Ideal ähnlich der platonischen Idee, die „als Paradigma, Norm, Vor-, Ur- und Musterbild bei der Nachahmung“<sup>51</sup> zu verstehen ist. Alltagssprachlich ließe sich bilanzieren, dass Ideale nicht dazu gedacht sind, gelebt zu werden, sondern lediglich dazu dienen, die Praxen des täglichen Lebens als Regulativ zu begleiten. Dieses Fazit zieht auch der Eintrag zum Adjektiv ‚ideal‘ im *Etymologie Duden*. Dort heißt es, dass „die Bed. ‚vorbildlich, vollkommen‘ und ‚nur in der Vorstellung existierend“<sup>52</sup>, die der seit dem 18. Jahrhun-

<sup>47</sup> Chr. Axelos: „Ideal“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie (HWPh)*, völlig neu bearb. Ausg. des Wörterbuchs der Philosophischen Begriffe v. Rudolf Eisler, hg. v. Joachim Ritter, 13 Bde., Bd. 4: *I-K*, Darmstadt: WBG 1976, 26, Sp. 11347-11351.

<sup>48</sup> Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft* [1781], in: ders.: *Werke in sechs Bänden*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 2, 2., nochmals überprüfter reprograf. Nachdruck der Ausg. Darmstadt 1956, Darmstadt: WBG 1966, A 569, B 597, 512. Kant formuliert wörtlich: „Ideen aber sind noch weiter von der objektiven Realität entfernt, als Kategorien; denn es kann keine Erscheinung gefunden werden, an der sie sich in concreto vorstellen ließen. [...] Aber noch weiter, als die Idee, scheint dasjenige von der objektiven Realität entfernt zu sein, was ich das Ideal nenne, und worunter ich die Idee, nicht bloß in concreto, sondern in individuo, d.i. als ein einzelnes, durch die Idee allein bestimmtes, oder gar bestimmtes Ding, verstehe.“ (Ebd.: A 567, 568-569, B 595, 596-597, 512f.)

<sup>49</sup> Vgl. Platon: *Platon. Werke in acht Bänden*, hg. v. Gunther Eigler, übers. v. Friedrich Schleiermacher, Bd. 4: *Politeia. Der Staat*, 2. Aufl., Darmstadt: WBG 1990, 553-567.

<sup>50</sup> Axelos: „Ideal“, 26.

<sup>51</sup> Axelos: „Ideal“, 25.

<sup>52</sup> Eintrag: „ideal“, in: *Duden Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. v. Günther Drosdowski, nach den Regeln der neuen dt. Rechtschreibung überarb. Nachdruck der 2. Aufl., Bd. 7, Mannheim u.a.: Dudenverl. 1997, 299.

dert gebräuchlichen, adjektivischen Form „idealisch“ inhärent ist, auch das Nomen „Ideal“ in Form von „Sinnbild der Vollkommenheit, Leitbild, Wunschbild (18. Jh.)“<sup>53</sup> denotiert. An dem Verb „idealisieren“, das seinen etymologischen Ursprung im lateinischen „idealis“, abgeleitet von griechisch „idéa“, noch deutlich sichtbar mit sich führt, lässt sich schon die schwärmerische, abgewandte, in sich gekehrte, vielleicht auch biedermeierische Art, „die Wirklichkeit [zu] verklären, etwas zum Ideal [zu] erheben“<sup>54</sup> ablesen. Gleichzeitig schwingt auch die Bedeutung des Worts „Idee“ in den Begriffen „Ideal“ und „Idealisieren“ mit, d.h. „Leitgedanke; Leitbild, Vorbild“<sup>55</sup>.

Mit PLATON und KANT und unter Zuhilfenahme der sprachwissenschaftlichen Begriffsgeschichte lässt sich resümieren, dass zwischen der Wirklichkeit und den Urbildern, zwischen einem Ideal-, verstanden als einem Wunschbild (von Familie) und der Schattenwelt der Höhle, schon definitiv eine Diskrepanz zwischen regulativem Ideal und gelebter Praxis liegt. Es wird stets deutlich, dass ein Idealbild sich in Relation zu einem anderen Bild generiert, welches *ex negativo* das Ideal ausstellt. Das Ideal bildet die Hintergrundfolie, vor der sich abweichende Entwürfe absetzen, wodurch es selbst erst zum Ideal (in seiner Perfektion und Vollkommenheit) wird. Durch die Thematisierung eines Ideals wird immer auch das nicht Thematisierte, das Ausgelassene, die Differenz aufgerufen: „Mit der Idealisierung der Kernfamilie sind ihr Scheitern, ihre Fragmentierung und ihre Perversion untrennbar verbunden.“<sup>56</sup> Gerade das nicht Gesagte ist oftmals von hoher Bedeutsamkeit.

Im Anschluss an oben stehende Ausführungen zum Idealbild von Familie ist von einer verstärkten Inszenierung desselben in den letzten Jahren, ich spreche hier vornehmlich von Deutschland, auszugehen.<sup>57</sup> Auf dieser sprachlichen Fiktion mitsamt jenen rhetorischen, figuralen, d.h. ästhetischen Stilmitteln, die der Sprache zur Verfügung stehen, basiert das bürgerliche Kernfamilienideal. Dieser zeitgenössische Trend der Gesellschaft lässt sich mit Blick auf die klassisch-bürgerliche Familienkonzeption so formulieren: „Je mehr die prekäre Familie zum gelebten Normalfall wird, desto wirkmächtiger wird gleichzeitig

<sup>53</sup> Eintrag: „ideal“, in: *Duden Etymologie*, 299.

<sup>54</sup> Eintrag: „ideal“, in: *Duden Etymologie*, 299.

<sup>55</sup> Eintrag: „Idee“, in: *Duden Etymologie*, 299f., 300.

<sup>56</sup> Löhning: „Fragmentierte Familien. Einleitung“, 7.

<sup>57</sup> Vgl. auch das Titelthema der Zeitschrift *Die Zeit*, Nr. 42, 15.10.2015: „Was heißt heute Familie? Vater, Mutter, Kind – aber es geht auch anders. Über Ideal und Wirklichkeit des Zusammenlebens.“

das Ideal der ‚Müslireklame‘-Familie,<sup>58</sup> so MARTIN LÖHNING in der Einleitung zum Sammelband *Fragmentierte Familien* (2010). Indem ideale Familienbilder gesellschaftspolitisch und medienwirksam in einen neuen Bürgerlichkeitsdiskurs eingebettet werden, erfährt das Konzept ‚Familie‘ nicht nur maximale Aufmerksamkeit innerhalb der Gesellschaft, sondern gleichzeitig wird eine gesellschaftliche Neuverhandlung von Lebensformen initiiert und aufrechterhalten, denen als Ideale normierende Funktion zukommen soll, was, bezogen auf den literarischen Markt, eindrucksvoll an der international erfolgreichen Wiederbelebung und Erweiterung des Familienroman-Genres deutlich wird. Auch die seit 2005 jährlich statt findende Vergabe des *Deutschen Buchpreises* indiziert in den letzten Jahren eine Vorliebe für Familiengeschichten, wie an den prämierten Texten von ARNO GEIGER, JULIA FRANCK, UWE TELLKAMP oder auch EUGEN RUGE deutlich wird.<sup>59</sup>

Signifikant ist, dass nach dem postmodernen Credo des ‚anything goes‘ derzeit eine vermehrte Sehnsucht nach Sinnstiftung und harmonischen Familienbildern existiert, die ihren symptomatischen Ausdruck in den diskursiven Neuformierungen bürgerlicher, ja sogar spießiger Lebensweisen, besonders aber in dem zeitresistenten Mythos der bürgerlichen Kleinfamilie mit seinen Konnotationen der Liebe, Geborgenheit und Familieneinheit findet. Aus diskursanalytischer Perspektive ist die Existenz dieser Redeäußerungen keinesfalls natürlich, sondern ein Ergebnis diskursiver Entstehungspraktiken, die historisch-kulturell bedingt sind. An dieser Schnittstelle von geisteswissenschaftlicher Tradition (‚dramatische Familienkonstruktionen‘) und tagespolitischer Aktualität (‚neue Bürgerlichkeit‘) setzt diese Studie ein, um Differenzen in der Kontinuität herauszuarbeiten. Dabei nehme ich an, dass die populärkulturelle und literarische Auseinandersetzung mit dem bürgerlichen Familienmodell im Kern eine Auseinandersetzung mit unserer Gesellschaft sowie den Genderhierarchen, auf denen sie aufbaut, ist.<sup>60</sup>

---

<sup>58</sup> Löhning: „Fragmentierte Familien“, 7.

<sup>59</sup> In chronologischer, nicht lückenloser Reihenfolge lauten die von mir benannten Preisträger/innen und ihre Texte wie folgt, wobei das Jahr der Erstpublikation gleichzeitig das der Auszeichnung ist: Arno Geiger: *Es geht uns gut* [2005], 2. Aufl., München: dtv 2007; Julia Franck: *Die Mittagsfrau* [2007], 5. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 2007; Uwe Tellkamp: *Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land* [2008], 4. Aufl., Berlin: Suhrkamp 2012; Eugen Ruge: *In Zeiten des abnehmenden Lichts* [2011], Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2012.

<sup>60</sup> Ganz ähnlich formuliert Viviana Chilese: „Die Macht der Familie. Ökonomische Diskurse in Familienromanen“, in: *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien*

## 2 Emotionalisiertes Kleinfamilienideal (Erkenntnisinteresse)

Nimmt man die Aktualität öffentlicher Verhandlungen von ‚Familie‘ und die sich hartnäckig haltenden traditionellen Genderkonstellationen als Ausgangspunkt einer kulturwissenschaftlich argumentierenden, literaturwissenschaftlichen Analyse, dann bietet es sich an, noch einmal in der Literaturgeschichte zurück zu schauen. Und zwar zurück auf das bürgerliche Trauerspiel, den dramatischen Ort, an dem erstmalig und wirkmächtig eine bürgerliche Lebensweise für tragödienfähig befunden wurde, sind bürgerliche Figuren zuvor – mit Rekurs auf *den* dramentheoretischen Referenztext des Abendlandes, die *Poetik* des ARISTOTELES – bloß in Komödien verlacht worden: „[D]ie Komödie sucht schlechtere, die Tragödie bessere Menschen nachzuahmen, als sie in Wirklichkeit vorkommen.“<sup>61</sup> Aufgrund der wirkungsästhetisch konzipierten ‚Fallhöhe‘ waren es Könige, Kriegsherren oder andere hohe Figuren, deren tragisches Schicksal dargestellt wurde. Mit der neuen dramatischen Gattung, welche die Inszenierung von Familien in ihr Zentrum stellte, wurde dem Publikum ein neues Identifikationsangebot gemacht, sollte doch ihre Lebenswirklichkeit nobilitiert werden. „Das Attribut ‚bürgerlich‘ in dieser Gattungsbezeichnung“ meint „in erster Linie, daß diese Tragödien im privaten, familiären Bereich spielen“<sup>62</sup> und die Bezeichnung „Bürger“ verweist hiernach auf den „Privatmensch in der Familie“<sup>63</sup>, ist also nicht notwendigerweise ständisch definiert.<sup>64</sup>

---

*und internationaler Kontext*, hg. v. Simone Costagli u. Matteo Galli, München: Fink 2010, 121-130, 121: „Auch wenn man heute von der Umstrukturierung des traditionellen Familienbildes spricht und über neue, bereits praktizierte Formen des Zusammenlebens und der biologischen Reproduktion diskutiert wird, bleibt die klassische Familienstruktur bevorzugter Schauplatz für historische, politische, wirtschaftliche oder trivial-populäre Auseinandersetzungen in unserer Gesellschaft.“

<sup>61</sup> Aristoteles: *Poetik. Griechisch/Deutsch*, übers. u. hg. v. Manfred Fuhrmann, Stuttgart: Reclam 1999, 9.

<sup>62</sup> Christine Kanz u. Thomas Anz: „Familie und Geschlechterrollen in der neueren deutschen Literaturgeschichte. Fragestellungen, Forschungsergebnisse und Untersuchungsperspektiven (Teil 1)“, in: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 32.1 (2000): 19-44, 28.

<sup>63</sup> Kanz u. Anz: „Familie und Geschlechterrollen“, 28.

<sup>64</sup> In der Forschung zum bürgerlichen Trauerspiel wird die Begriffsverwendung von ‚bürgerlich‘ und ‚Bürger‘ kontrovers diskutiert, v.a. die Frage, ob es sich hierbei um ein ständisches oder moralisch-emfindsames Begriffsverständnis handelt. Vgl. Jürgen Krefz: *Theorie und Praxis der intentionalistischen Interpretation. Brecht – Lessing – Max Brod – Werner Jansen*, Frankfurt a.M.: Lang 2006. Im ersten Teil des zweiten Ka-

Die bürgerlichen Trauerspiele sind also Familiendramen, in denen zum ersten Mal niedere Adlige oder Bürger in ihren Familienverhältnissen dargestellt wurden und in denen die familiäre Privatheit eine thematische Ausgestaltung erfuhren und nicht, wie zuvor in der Tragödie üblich, Haupt- und Staatsaktionen. Deshalb lässt sich meine Textauswahl mit FRIEDRICH KITTLER so legitimieren: „Die Rede vom ‚Tod der Familie‘ [DAVID COOPER 1971; N.W.] macht es ratsam, die literarischen Bezeugungen ihrer Geburt wieder zu lesen.“<sup>65</sup>

Mit dem ersten deutschsprachigen bürgerlichen Trauerspiel, GOTTHOLD EPHRAIM LESSINGS *Miss Sara Sampson* (1755)<sup>66</sup>, betritt das Familiendrama die Bühne und seitdem lässt sich von der Existenz oder Geburt eines kulturellen Leitbilds sprechen: dem auf emotionalen Bindungen basierenden bürgerlichen Kleinfamilienmodell. Die Theaterwissenschaftlerin ERIKA FISCHER-LICHTE formuliert es so:

Aus der häuslichen Gemeinschaft einer liebevollen Familie gekommen, findet der Zuschauer sich im Theater seiner eigenen Wirklichkeit konfrontiert. Als Helden der schier unzähligen rührenden Lustspiele, ‚Familiengemälde‘ und bür-

---

pitals „Emilia Galotti“: Stand – Moral – Tragik. Überfällige Prüfungen“, 147-189, listet Kreft jene Forschungsbeiträge aus den Jahren 1931 bis 2003 von bekannten Wissenschaftler/innen wie Manfred Durzak, Paul Michael Lützel oder Franziska Schöbner auf, die von der „Bürgerlichkeit der Galotti“ (ebd.: 149) ausgehen. Vgl. ferner: Helmut Koopmann: „Mögliche und unmögliche Aufklärung. Zum Verhältnis von dramatischer Form und Bürgerlichkeit“, in: *Idealismus und Aufklärung. Kontinuität und Kritik der Aufklärung in Philosophie und Poesie um 1800*, hg. v. Christoph Jamme u. Gerhard Kurz, Stuttgart: Klett-Cotta 1988, 219-237; Klaus Weimar: „‚Bürgerliches Trauerspiel.‘ Eine Begriffsklärung im Hinblick auf Lessing“, in: *DVjs* 51.2 (1977): 208-221; Alois Wierlacher: „Zum Gebrauch der Begriffe ‚Bürger‘ und ‚bürgerlich‘ bei Lessing“, in: *Neophilologus* 51.2 (1967): 147-156; Eberhart Lämmert: „Bürgerlichkeit als literarhistorische Kategorie“, in: *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, hg. v. Jürgen Kocka, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, 196-219; Roger Bauer: „Die wiederfundene dritte Gattung, oder: wie bürgerlich war das bürgerliche Drama?“, in: *Revue d'Allemagne* 5 (1973): 475-496. Weertje Willms resümiert in einem der jüngsten Beiträge zum bürgerlichen Trauerspiel die Debatte wie folgt: „Der Terminus ‚bürgerlich‘ darf also nicht dahingehend missverstanden werden, dass er sich nur auf den Stand der Figuren beziehe, er meint vielmehr den ‚bürgerlichen‘ (also privaten, menschlichen und emotionalen) Charakter der dargestellten Themen.“ (In: Dies.: „Zwischen Überschwang und Repression. Zum Zusammenhang von Männlichkeit und Emotionen im bürgerlichen Trauerspiel und im sozialen Drama“, in: *Literarische Männlichkeiten und Emotionen*, hg. v. Toni Tholen, Heidelberg: Winter 2013, 141-176, 147.)

<sup>65</sup> Friedrich Kittler: *Dichter, Mutter, Kind*, München: Fink 1991, 19.

<sup>66</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Miss Sara Sampson. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen* [1755], mit Anmerkungen v. Veronica Richel, Nachbemerkung v. Erwin Leibfried, Stuttgart: Reclam 1997.

gerlichen Trauerspiele sieht er auf der Bühne Väter und Töchter, Mütter und Söhne agieren, die ebenfalls den mittleren Ständen angehören.<sup>67</sup>

Ob nun jeder Zuschauer aus einer „liebvollen Familie“ kommt, oder ob es hinter der harmonischen Fassade anders aussieht, mag dahingestellt bleiben. Was sich hingegen deutlich im bürgerlichen Trauerspiel zeigt, ist die Dominanz einer geschlechterdifferenten Ver- bzw. Aushandlung von Familie. Es ist jener dramatische Ort, an dem Mütter gar nicht oder peripher zu Worte kommen, wo Töchter diese Familientragödien nicht überleben und die Generation der Väter ihre Autorität stets aufs Neue unter Beweis stellt mit der Konsequenz, dass die väterliche Familien-Sprach-Ordnung stabilisiert wird, oder ist es doch nicht so eindeutig?

Festzuhalten ist, dass Familie, und das macht schon ein Blick auf die Trauerspielfamilien Galotti, Sampson und Miller deutlich, nicht gleich Familie ist und dennoch ein Leitbild existiert – so die These – welches im 18. Jahrhundert erfunden und zur Norm erhoben wurde. Dieser neu zu konstruierende Lebens(t)raum ‚bürgerliche Familie‘ wurde im Theater, der zentralen Vermittlungs- und Einübungsinstanz bürgerlicher Tugenden sowie dem Medium bürgerlicher Selbstverständigung und -vergewisserung um 1800, als regelrechter ‚Schauraum‘ allererst und maßgeblich im bürgerlichen Trauerspiel ins Leben und die Köpfe der Zuschauer gespielt. D.h. er wurde dort erspielt, diskutiert, reflektiert und konstruiert und Rollenzuweisungen wurden naturalisiert.<sup>68</sup> Wie SCHILLER formuliert, ist „die Schaubühne [...] mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staates eine Schule der praktischen Weißheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele“<sup>69</sup>. Ähnlich positiv beschreibt LESSING in seiner *Ham-burger Dramaturgie* die Erziehungsfunktion des Theaters zu seiner Zeit als

<sup>67</sup> Erika Fischer-Lichte: Kap. III: „Bürgerliches Illusionstheater“, in: dies.: *Geschichte des Dramas*, 2 Bde., Bd. 1: *Von der Antike bis zur deutschen Klassik*, 2., überarb. u. erw. Aufl., Tübingen u. Basel: Francke 1999, 283-387, 299.

<sup>68</sup> Vgl. Franziska Schößler: *Einführung in die Dramenanalyse*, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2012, bes. Kap. IX: „Deutsche Theatergeschichte“, 213-233, sowie für einen generellen Überblick über das Theater und seine Erforschung Christopher Balme: *Einführung in die Theaterwissenschaft*, 3., durchges. Aufl., Berlin: Erich Schmidt 2003. Das Kap. IV: „Drama und Theater“, in dem Buch *Aufklärung* von Peter-André Alt (2. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2001, 167-246) ist ebenfalls zu empfehlen.

<sup>69</sup> Friedrich Schiller: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ [1784], in: ders.: *Vom Pathetischen und Erhabenen. Schriften zur Dramentheorie*, hg. v. Klaus L. Berghahn, Stuttgart: Reclam, 5-21, 14.



„Schule der moralischen Welt“<sup>70</sup>. Und CHRISTIAN ROCHOW bilanziert vom heutigen Standpunkt: „Alle [Hervorhebung im Orig.; N.W.] aufklärerischen Dramatiker, von der Gottschedin über Lessing bis zu Iffland waren zutiefst davon überzeugt, dass dem Theater eine gesellschaftliche Funktion zukommen müsse.“<sup>71</sup>

Obwohl dem bürgerlichen Familienmodell seine letalen Störungen schon eingeschrieben sind, ist das bürgerliche Trauerspiel jene Gattung, „die ganz fundamental auf die bürgerlichen Phantasien von Familie bezogen [ist]“<sup>72</sup> und erheblich, als Idealbild der modernen Familie, an der affirmativen Festschreibung dieses Kernfamilienideals sowie an unserer heutigen Rollenverteilung mitgewirkt hat. HARTMUT BÖHME, der davor warnt, die „Einschreibungsenergie“<sup>73</sup> des „propagandistische[n] Strom[s] des Familiendiskurses“<sup>74</sup>, gerade in der „Frühgeschichte der bürgerlichen Familie im 18. Jahrhundert“<sup>75</sup> zu unterschätzen, unterstreicht die kulturelle Funktion der Literatur im 18. Jahrhundert:

In Tausenden von Komödien und Tragödien, Romanen und Novellen, Artikeln und Abhandlungen wird gelehrt, daß jeder, der das Skript seiner Familienrolle nicht beherrscht, aus dem Vernunftzusammenhang der Gesellschaft herausfällt. Jenseits der Familiengrenze beginnt sofort die Krankheit, der Wahnsinn, die Asozialität, das Verbrechen.<sup>76</sup>

Obschon es „kein[en] Dichter, kein[en] Philosophen, kein[en] Zeitungsschreiber“ im „Jahrhundert der Familie“<sup>77</sup> gab, so BÖHME, der nicht dem Phantasma vom „seligmachenden, auf Liebe gegründeten Familienglück“<sup>78</sup> erlegen wäre, wurden zeitgleich, und „zumindest literarisch die Bruchstellen, Widersprüche, Gewaltformen und bewußten wie unbewußten Konflikte kleinfamilialer Codifi-

---

<sup>70</sup> Gotthold Ephraim Lessing: „Zweites Stück. Den 5. Mai 1767“, in: *Hamburgische Dramaturgie*, hg. u. kommentiert v. Klaus L. Berghahn, bibliographisch erg. Aufl., Stuttgart: Reclam 2003, 17-22, 18.

<sup>71</sup> Christian Rochow: *Das bürgerliche Trauerspiel*, Stuttgart: Reclam 1999, 173.

<sup>72</sup> Franziska Schößler: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama*, Darmstadt: WBG 2003, 27.

<sup>73</sup> Hartmut Böhme: *Natur und Subjekt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, vgl. bes. das Kapitel „Umgekehrte Vernunft. Dezentrierung des Subjekts bei Marquis de Sade“, 168-189, 173.

<sup>74</sup> Böhme: *Natur und Subjekt*, 173.

<sup>75</sup> Böhme: *Natur und Subjekt*, 174.

<sup>76</sup> Böhme: *Natur und Subjekt*, 173f.

<sup>77</sup> Böhme: *Natur und Subjekt*, 173.

<sup>78</sup> Böhme: *Natur und Subjekt*, 173.

zierungen reflektiert<sup>79</sup>, wie auch im Hinblick auf LESSINGS *Emilia Galotti* (1772)<sup>80</sup> zu konstatieren ist.

Obwohl die Geschichte des Bürgertums mit Inszenierungen von tragischen Familien einsetzt – harmonisch-verkitschte Familienbilder werden fast ausnahmslos auf die bürgerlichen Rührstücke AUGUST WILHELM IFFLANDS oder AUGUST VON KOTZEBUES ausgelagert<sup>81</sup> – sind die bürgerlichen Trauerspiele der Ort, an dem sich das Bürgertum über seinen (familiären) Wertekodex und folglich selbstreferentiell stilisiert, d.h., sich in ‚Szene setzt‘, um sich so seiner selbst zu versichern. Mit HORST ALBER GLASER lässt sich der Unterschied zwischen dem sog. ‚Rührstück‘ und dem ‚bürgerlichen Trauerspiel‘ in der politisch-kritischen Ausrichtung bzw. dem Mangel an derselben sehen:

Die entscheidende Differenz zu den kritischen Dramen Lessings oder des Sturm und Drang liegt weniger in der zumeist abgeschlossenen Privatheit der Rührstücke als darin, daß die Verfassung dieser bürgerlichen Zustände als ihre natürliche Ordnung verstanden wird. Die Zustände werden nicht selber zum Problem, sondern die Stücke pflegen Abweichungen von ihrer Ordnung als Gemälde des Jammers zu beschreiben. Rührend lenken sie gegen Ende meist in die fraglose Anerkennung dieser Ordnung ein.<sup>82</sup>

Die bürgerlichen Trauerspiele stellen also die kulturelle Konstruktion von Familie und Privatheit aus, die natürlich auch gesellschaftlichen Machtmechanismen unterliegt und solchermaßen konkret die Ständeordnung der vorbürgerlichen Gesellschaft kritisiert, wie bspw. schön an dem Satz deutlich wird, den FRIEDRICH SCHILLER in *Kabale und Liebe* (1784) seiner Luise in den Mund legt: „[D]ann, wenn die Schranken des Unterschieds einstürzen – wenn von uns abspringen all die verhassten Hülsen des Standes – Menschen nur Menschen

<sup>79</sup> Böhme: *Natur und Subjekt*, 174.

<sup>80</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen* [1772], mit Anmerkungen v. Jan-Dirk Müller, Stuttgart: Reclam 2001. Der Text folgt: *Gotthold Ephraim Lessings Sämtliche Schriften*, hg. v. Karl Lachmann, 3., aufs neue durchges. u. vermehrte Aufl., besorgt durch Franz Muncker, Bd. 2, Stuttgart: G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1886. Aus dieser Ausgabe wird im Folgenden mit römischer Akt- und arabischer Seitenangabe unter Angabe der Sigle EG im laufenden Text zitiert.

<sup>81</sup> Vgl. Horst Albert Glaser: *Das bürgerliche Rührstück. Analekten zum Zusammenhang von Sentimentalität mit Autorität in der trivialen Dramatik Schröders, Ifflands, Kotzebues und anderer Autoren am Ende des achtzehnten Jahrhunderts*, Stuttgart: Metzler 1969.

<sup>82</sup> Glaser: *Das bürgerliche Rührstück*, 9.

sind – .<sup>83</sup> Dann erst, so ließe sich fortführen, müssten die bürgerlichen Trauerspiele nicht mehr tragisch enden.

Die neue Gattung bürgerliches Trauerspiel korrespondiert, wie angedeutet, mit einer sich neu konstituierenden Klasse, die als Idealbild allererst diskursiv erzeugt werden musste: das Bürgertum. Eine „bürgerliche Vorhut“ (ELIAS) entwarf diese Community in Abgrenzung zur ständischen Gesellschaft, in der bekanntlich Geburt und Herkunft die künftige Position innerhalb der Familie und Gesellschaft bestimmt hatten. Ihre Leitmaxime wurde eine moralisch konnotierte Rückzugsmoral in den privaten Raum der Familie, die besonders im bürgerlichen Drama verbreitet wurde. Mit KITTLER wird das bürgerliche Drama „weder [als] Widerspiegelung sozialer Verhältnisse noch Ausdruck geistesgeschichtlicher Ideen [lesbar], sondern – einfacher und wirksamer – [als] eine Semioteknik, die eine epochale Lebensform einzurichten mitwirkt. Es geht um die Geburt der Familie im bürgerlichen Drama und durch das bürgerliche Drama.“<sup>84</sup>

Es muss im Verlauf der Arbeit gefragt werden, warum ein Lebensmodell inszeniert und zelebriert wird, das schon zum Zeitpunkt seiner ersten Propagierung im bürgerlichen Trauerspiel des 18. Jahrhunderts nicht mehr als ein problematisches Ideal war.<sup>85</sup> Für HEIDI ROSENBAUM ist das bürgerliche Familienideal ein ideell-ideologisches Modell mit universaler Gültigkeit, das nicht dazu da ist, gelebt zu werden, weil es „eine Ideologie [ist], die sich nicht an der sozialen Realität orientiert oder für sie Lösungen sucht“<sup>86</sup>. Vor allem neuere Arbeiten aus der Familiensoziologie weisen anhand der Entwicklung und dem Wandel der empirisch belegbaren gelebten Familien- bzw. Sozialformen die Diskrepanz zwischen einem sog. ‚Familienleitbild‘ und der Alltagspraxis nach, obschon heutzutage statistisch gesehen immer noch drei Viertel der Familien aus Vater, Mutter und zwei Kindern bestehen.<sup>87</sup> Gerade weil es sich bei der

---

<sup>83</sup> Friedrich Schiller: *Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel* [1784], mit Anmerkungen v. Walter Schafarschik, Stuttgart: Reclam 2004, I Akt 3. Szene, 14.

<sup>84</sup> Kittler: *Dichter, Mutter, Kind*, 19.

<sup>85</sup> Vgl. Heidi Rosenbaum: *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982, 258.

<sup>86</sup> Rosenbaum: *Formen der Familie*, 258.

<sup>87</sup> „Trotzdem die Zahl der Eheschließungen seit Jahren tendenziell zurückgegangen ist und die Scheidungen zugenommen haben, leben heutzutage rund drei Viertel aller minderjährigen Kinder in Familien mit ihren verheirateten Eltern“, so ist im „Editorial“ (PROKLA-Redaktion) von *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 173.4 (2013): 508-511, 507f, zu lesen. Vgl. ferner Rüdiger Peuckert: *Familienformen im so-*

analytischen Kategorie ‚Familienbild‘ nicht um eine „materielle[n], physisch fassbar[e] und optisch wahrnehmbare[n] Kategorie von Bildern [handelt], sondern [die FamilienwissenschaftlerInnen; N.W.] mit mentalen Vorstellungsinhalten von ‚Familie‘<sup>88</sup> operieren, wird die sprachliche Verfasstheit, durch die sich diese Kategorie materialisiert, bedeutsam. Kollektive Phantasien, Mythen, Wunschvorstellungen, Typisierungen, Überhöhungen, Projektionen, aber auch Negativszenarien von Familie werden auf der Folie eines genormten Idealbilds gelesen und codiert. Dieses Leitbild der weißen, heterosexuellen Mittelklassefamilie, der bürgerliche Familie, bildet den Rahmen der Interpretation, gerade auch hermeneutisch verstanden, indem der einzelne Interpretant und das Ganze in einem spiralförmig gedachten Wechselverhältnis zwischen Fiktion und Faktizität stehen.

Diese Doppelcodierung zwischen Praxis und idealer Norm wiederum manifestiert sich auch heute noch in zeitgenössischen Inszenierungen bürgerlicher Trauerspiele, derer es in den letzten Jahren in sämtlichen Stadttheatern Deutschlands eine Vielzahl gegeben hat. In der Spielzeit 2012/13 wird LESSINGS *Emilia Galotti* in so unterschiedlichen Theatern wie dem Hamburger Thalia Theater, dem Theater an der Parkaue in Berlin, dem Deutschen Nationaltheater in Weimar oder dem Hessischen Staatstheater in Wiesbaden aufgeführt; und SCHILLERS *Kabale und Liebe* wird beispielsweise am Stadttheater Bielefeld, am Bayrischen Staatsschauspiel oder am Theater Dortmund gespielt. Am 15. November 2013 hatte LESSINGS *Miss Sara Sampson* auf den Städtischen Bühnen Münster Premiere. Auch an national gefeierte Inszenierungen von *Emilia Galotti* durch sehr bekannte Regisseure wie MICHAEL THALHEIMER (\*1965) am Deutschen Theater Berlin 2001/02 mit NINA HOSS als Gräfin Orsina oder ANDREA BERTH (\*1952) am Burgtheater in Wien mit JOHANNA WOKALEK als Emilia ist hier zu denken.<sup>89</sup> Diese Evidenz des bürgerlichen Familiendramas auf deutschen Bühnen unterstreicht, dass es sich bei der zeitlich be-

---

*zialen Wandel*, 6. Aufl., Wiesbaden: VS Verl. 2005; ders.: *Familienformen im sozialen Wandel*, 7., vollst. überarb. Aufl., Wiesbaden: VS Verl. 2008 sowie ders.: *Familienformen im sozialen Wandel*, 8. Aufl., Wiesbaden: VS Verl. 2012.

<sup>88</sup> Cyprian: „Familienbilder als Forschungsthema“, 9.

<sup>89</sup> Vgl. speziell zu diesen beiden Inszenierungen von *Emilia Galotti* den Aufsatz „Blinde Flecke. Möglichkeiten und Grenzen der Wahrnehmung eines weiblichen/männlichen Regieblicks im Theater“ von Melanie Hinz, der die Ergebnisse ihrer unveröffentlichten Diplomarbeit zusammenfasst. In: *Geschlechter-Szene. Repräsentation von Gender in Literatur, Film, Performance und Theater*, hg. v. Franziska Bergmann u.a., Freiburg: fwfp 2010, 66-81.

grenzten Gattung mit einem Textkorpus von zumeist vier kanonisch genannten Texten – darunter die beiden Trauerspiele *Miss Sara Sampson* (1755) und *Emilia Galotti* (1772) des Gattungsbegründers in Deutschland, GOTTHOLD EPHRAIM LESSING, ferner SCHILLERS einziges bürgerliches Trauerspiel *Kabale und Liebe* (1784) sowie FRIEDRICH HEBBELS *Maria Magdalena* (1844)<sup>90</sup> – dennoch um Texte mit einer immensen Strahlkraft handelt.

Jene Wirkmächtigkeit, so meine Prämisse, verdankt sich insbesondere den modellhaft ausbuchstabilten Beziehungen der Familienmitglieder untereinander, die mit der Ausbuchstabierung von Geschlechterrollen einhergehen und somit ganz maßgeblich sowohl den problematischen Zusammenhang als auch die Herstellung von individueller und familialer Identität, (Familien-)Männlichkeit und (Familien-)Weiblichkeit, Vaterschaft und Mutterschaft, Tochtersein und die performative Hervorbringung von Familie als Einheit durch Differenz fokussieren. Dass es sich bei Trauerspielfamilien um performative Konstrukte handelt, weist quasi auf zeitgenössische Theorien von Verwandtschaft voraus, die den Herstellungscharakter und die Performanz von Familie fokussieren.

Gerade LESSING gilt als einer der epochalen Autoren der Aufklärung und als Diskursbegründer. Einen herausragenden Diskussionsbeitrag bildet sicherlich sein zweites bürgerliches Trauerspiel, *Emilia Galotti*, in dem ein Vater seine einzige Tochter auf deren vermeintlich eigenen Wunsch hin umbringt, um mit dieser Gewalttat ihre – und das heißt die Familienehre – (wieder-)herzustellen. ‚Mit Gewalt‘ werden alle Familienmitglieder um der idealen Familienordnung und familiären Verteilung der Geschlechtscharaktere willen erneut in ihre kulturell vorgegebenen Genderrollen ‚gepresst‘. Es ist das bürgerliche Trauerspiel LESSINGS, in dem eine komplette Kleinfamilienaufstellung existiert und zugleich ein Text, der realgeschichtlich am Beginn der Idee von einer bürgerlichen Familie steht. Die vorliegende Untersuchung liest LESSINGS bürgerliches Trauerspiel *Emilia Galotti* zusammen mit zeitgenössischen litera-

---

<sup>90</sup> Friedrich Hebbel: *Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten* [1844]. Mit Hebbels Vorwort betreffend das Verhältnis der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Punkte, mit Anmerkungen v. Karl Pörnbacher, Stuttgart: Reclam 2004. Karl S. Guthke spricht in seinem Einführungsband zur Gattung, *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, davon, dass durch eine „selektive Überlieferung“ „unter dem Stichwort ‚b. Tr.‘ eigentlich nur vier Dramen im kollektiven Gedächtnis der Gebildeten [...] überlebt haben“ (ebd.: 1) und dann nennt Guthke jene Dramen, die oben angeführt sind: Karl S. Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 6. Aufl., Stuttgart: Metzler 2006. Vgl. auch Rochow: *Das bürgerliche Trauerspiel*.

rischen und populärkulturellen Texten, die das Thema ‚Familie‘ verhandeln<sup>91</sup>. *Emilia Galotti* liefert ein Modell von Familie, das meinen Zugriff auf die gegenwartsliterarischen Texte strukturiert. Aus einer kultur- und literaturwissenschaftlichen Perspektive kann auf diese Weise nach der Modellfunktion von Familie im bürgerlichen Trauerspiel für den aktuellen Familien- und Bürgerlichkeitsdiskurs gefragt werden und es können textübergreifende Reflexionszusammenhänge aufgezeigt werden.

Die sich daran anschließende Leitfrage ist, wie diese ‚bürgerliche‘ Familienaufstellung in zeitgenössischen Texten diskursiviert wird. Weil das Private mitnichten unpolitisch ist, wird die literarische Thematisierung von Familie parallel gelesen mit nicht-literarischen bzw. publizistischen und politischen Texten. Diese Texte sollen als Mittler zwischen kanonischer und Gegenwartsliteratur fungieren, sie sollen die „Kluft zwischen Elite- und Massenkultur“<sup>92</sup> überbrücken, um dem Anspruch einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Literaturwissenschaft gerecht zu werden, die sich im Sinne des Arbeitsthemas als unabdingbar erweist. Ein Vergleich der verschiedenartigen Familieninszenierungen in den jeweiligen Textgruppen erlaubt es nicht nur, Aussagen über Gemeinsamkeiten und Differenzen zu treffen, sondern auch, vielschichtige Einsichten in diverse Spielarten dominanter Familienvorstellungen zueinander in Beziehung zu setzen, um sie systematisch zu erfassen. Ziel ist es, eine Debatte nachzuzeichnen, die Zeugnis dafür ablegt, wie in der Öffentlichkeit, also der Presse und der Literatur, und innerhalb eines bestimmten Zeitraums, ein Familienmodell und seine Rollenbilder zur Diskussion gestellt und damit in seiner potentiellen Wandelbarkeit immer wieder neu festgeschrieben wird.

<sup>91</sup> Ich spreche hier bewusst nicht von Familienromanen, um eine gattungsästhetische Verengung zu umgehen. Der Terminus Familienroman findet sich zunächst bei Sigmund Freud. Vgl. Sigmund Freud: „Der Familienroman der Neurotiker [1909]“, in: ders.: *Gesammelte Werke*, hg. v. Anna Freud, Bd. 7: *Werke aus den Jahren 1906-1909*, 4. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 1966, 227-231. Vgl. exemplarisch für die neuere Forschung, die sich explizit der Gattung ‚Familienroman‘ widmet: Manuel Goges: *Philip Roth & Söhne. Zum jüdischen Familienroman*, Hamburg: Philo Verlagsanstalt 2005 und Heide Lutosch: *Ende der Familie – Ende der Geschichte. Zum Familienroman bei Thomas Mann, Gabriel Garcia Márquez und Michel Houellebecq*, Bielefeld: Aisthesis 2007; *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext*, hg. v. Simone Costagli u. Matteo Galli, München: Fink 2010. Vgl. auch Ariane Eichenberg: *Familie – ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009.

<sup>92</sup> Leslie Fiedler: „Überquert die Grenze, schließt den Graben! [1968]“, in: *Roman oder Leben. Postmoderne in der deutschen Literatur*, hg. v. Uwe Wittstock, Leipzig: Reclam 1994, 14-39, 21.

Dass das Ideal der bürgerlichen Familie im 18. Jahrhundert ebenso wenig wie heute funktioniert hat, machen die Dissonanzen und Aporien der bürgerlichen Trauerspiele sehr deutlich. Vordergründige Annahme ist, dass den textuell repräsentierten Familienentwürfen die Konstruktionsmechanismen bürgerlicher Werte und Normen eingeschrieben sind. Dabei sind es gerade diese Brüche und Leerstellen innerhalb der Beispieltexthe, auf die der literaturwissenschaftliche Blick zu lenken ist, um die andauernde kulturelle Verhandlung um konkurrierende Werte- und Normensysteme aufzuzeigen, die ihrerseits Einfluss nehmen auf Vorstellungen von Familie. Literarische Familien und ihre Mitglieder geben Aufschluss über den historischen Familiendiskurs, der ihre sprachliche Darstellung geprägt hat. Fokus ist also die epochenübergreifende Ausbuchstabilisierung und Entwicklung des bürgerlichen Familienideals, des Bildes von Einheit und Ganzheit schlechthin, von seinen Anfängen im Familiendrama um 1800 bis zu seinen gegenwärtigen Variationen, um ihm mit all seiner Anziehungskraft nachzugehen. D.h. es geht um den gesellschaftlichen und politischen Konstruktionscharakter der Literatur, der im Hinblick auf die Themen ‚Bürgerlichkeit‘ und ‚Familie‘ in der Gegenwart weder wissenschaftlich noch in der öffentlichen Wahrnehmung die ihm gebührende Bedeutung erhält.

Das Neue an vorliegendem Ansatz besteht zum einen darin, literarische und andere Texte zum Thema ‚Familie‘ zusammen zu lesen und zum anderen in der Annahme, dass der Ausgangspunkt aktueller Diskursivierungen von Familie im bürgerlichen Trauerspiel, mithin im Theater des 18. Jahrhunderts, zu verorten ist. Neu ist auch der epochenübergreifende Ansatz, der vom 18. Jahrhundert bis in die jüngste Gegenwart reicht, sodass man von einem starken Gegenwartsbezug der Studie sprechen kann, die zwar systematisch vorgeht, dabei aber die historisch-diachrone Komponente des Familiendiskurses in die Analysen einschließt, weil die bürgerliche Familie ein historisches, semantisches, fiktionales und mithin (potentiell) wandelbares Konstrukt ist. Mitzudenken ist dabei, gerade in Folge des *performative turn* und der regen Diskussion des Inszenierungsgedankens in der literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschung der vergangenen Jahre, dass über 240 Jahre nach LESSINGS Neukonzeption des Dramas heute wie damals theatrale Muster unsere Lebenswelt strukturieren. Dabei ist performativ mit MANFRED PFISTER „alles, was durch theatrale Zurschaustellung, durch Inszeniertheit geprägt ist, bis hin zu den Inszenierungen

der Politik oder des Lifestyle“<sup>93</sup>. Es gilt, diese Inszenierungen zu lesen, um Aufschluss über gesellschaftliche und kulturelle Programmatiken zu erhalten, die gerade auch im Hinblick auf die bürgerlichen Trauerspiele textuell verankert sind und sich gleichsam schon kritisch kommentieren.

Ziel ist es demnach, ausgehend von der heutigen familien- und gesellschaftspolitischen Lage nochmals einen Blick auf die Tradition des bürgerlichen Trauerspiels in seiner Ambivalenz zwischen der Verbreitung eines Ideals und der gleichzeitigen Inszenierung seines Scheiterns zu richten. Indem die aktuellen familienpolitischen Diskussionen sowie die in allen Medien präsente Debatte über die ‚neue Bürgerlichkeit‘ auf der Grundlage des bürgerlichen Trauerspiels kritisch analysiert werden, kann auch die Tradition des Genres aus einem neuen Blickwinkel betrachtet werden. Dabei gilt es die These zu untermauern, dass der bürgerlichen Familie immer schon Brüche inhärent waren und die heile Welt derselben nie mehr als Fassade und utopische Wunschvorstellung war.

Konkret ist zu fragen, inwieweit Diskurskontinuitäten, -verschiebungen und -brüche festzustellen sind. Wie wird über die bürgerliche Familie gesprochen und geschrieben, welche Redeweisen dominieren den Familiendiskurs, welche werden exkludiert und tabuisiert? Diskutiert werden muss, inwiefern das Medium familiale Inszenierungen beeinflusst und, ob es gattungsübergreifende, stilistische Merkmale gibt, auf die Familieninszenierungen im Drama, Roman und in außerliterarischen Texten gleichermaßen rekurren.

Dabei beansprucht diese kulturwissenschaftlich argumentierende literaturwissenschaftliche Studie keine Deutungshoheit aller thematisch an sie angrenzenden Fachgebiete (Soziologie, Bürgerlichkeitsforschung, Geschichts- oder Theaterwissenschaft usw.); probate und projektadäquate Aussagen sind solche, die anhand eines selektiven Textkorpus Serien von Aussagen zusammentragen und auf ihre Gemeinsamkeiten, Regelmäßigkeiten und Unterschiede hin analysieren.

Die historisch spezifischen Inszenierungen des aufklärerischen Familienideals lassen sich methodisch mit der Diskursanalyse auf ihre diskursiven Regelmäßigkeiten hin analysieren und geben solchermaßen Auskunft über die kulturgeschichtlich je spezifischen Darstellungsstrategien dieses Familienbildes

---

<sup>93</sup> Manfred Pfister: „Performance/Performativität“, in: *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Ansgar Nünning, Stuttgart: Metzler 2005, 172-175, 173.



und über seine gesellschaftlichen Funktionen. D.h., im Sinne MICHEL FOUCAULTS lassen sich diskursive und kulturelle Praktiken, Redeweisen und Redeformationen, die den bürgerlichen Familiendiskurs generieren, untersuchen. Mit FOUCAULT argumentiert diese Arbeit auf der Basis einer historisch-genealogischen Diskurstheorie. Die Kategorie ‚Diskurs‘, von lat. *discursus*; *discurrere*, dem Auseinanderlaufen oder Hin- und Herbewegen, wird hier verstanden als Sprachgeschehen – geschrieben oder gesprochen –, das grundlegend ist für das Erfahren bzw. Erleben der Wirklichkeit, weil beides nur in sprachlichen Kategorien erfolgen kann. ‚Diskurs‘ meint die kontingente Art und Weise wie Sprache funktioniert. Er konstituiert allererst die Wirklichkeit. Darin – in seinem Wirklichkeit konstituierenden Potential – liegt die Macht des Diskurses: Er schafft allererst das, was er benennt. Es soll also um die historische Bestimmung des Sagbaren und die diskursive Macht der Sprache im bürgerlichen Familiendiskurs vom 18. bis 21. Jahrhundert gehen.

FOUCAULT definiert Diskurse „als diskontinuierliche Praktiken“<sup>94</sup>, die zunächst „als Ensemble diskursiver Ereignisse [zu] behandeln“<sup>95</sup> sind. Texte werden als Effekte diskursiver Praktiken verstanden. Nach dem Prinzip der „Regelmäßigkeit“<sup>96</sup> von diskursiven Ereignissen sind deren „äußere Möglichkeitsbedingungen“<sup>97</sup> aufzudecken, die den Machtstrukturen innerhalb eines Diskursnetzes unterliegen. Dafür werden Serien von Redeäußerungen rekonstruiert, „die den ‚Ort‘ des Ereignisses, den Spielraum seiner Zufälligkeit, die Bedingungen seines Auftretens“<sup>98</sup> beschreibbar machen. Durch die Rekonstruktion historischer Determinanten von Redeäußerungen<sup>99</sup> kann die jeweils herrschende *Ordnung der Diskurse* analysiert werden. FOUCAULT formuliert in seiner *Archäologie des Wissens*, dass für eine Untersuchung der Möglichkeitsbedingungen sprachlicher Äußerungen die Frage virulent ist, „auf welche Weise sie existieren, was es für sie heißt, manifestiert worden zu sein, Spuren hinterlassen zu haben und vielleicht für eine eventuelle Wiederverwendung zu ver-

---

<sup>94</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 34.

<sup>95</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 37.

<sup>96</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 35.

<sup>97</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 35.

<sup>98</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 36.

<sup>99</sup> In der *Ordnung des Diskurses* nennt Foucault (ebd.: 16) die drei großen Ausschließungssysteme, die der Unordnung der Diskurse entgegenwirken: das verbotene Wort, die Ausgrenzung des Wahnsinns und der Wille zur Wahrheit.

bleiben.“<sup>100</sup> Diese Frage nach der Existenz und Wiederverwendung, nach der sprachlichen Modellierung und Neubeschreibung des Familiendiskurses gilt es im Verlauf der Untersuchung zu klären. Mit FOUCAULT kann die Perspektive auf Familienmodelle in ihrer Materialität und ihrer sprachlichen Struktur gelenkt werden. Demnach operiert die diskursive Praxis als ein „materielles Produktionsinstrument“<sup>101</sup>, „mit dem auf geregelte Weise historisch-soziale Gegenstände“<sup>102</sup>, wie ‚Sexualität‘, ‚Wahnsinn‘ oder auch ‚Familie‘ allererst konstituiert werden.

Dabei kommt es mir zum einen darauf an, die diskursgeschichtlich nachweisbare Kontinuität der (literaturwissenschaftlichen) Auseinandersetzung mit dem bürgerlichen Familienleitbild herauszuarbeiten; auch deshalb der weit gestreckte Analyserahmen vom 18. bis zum 21. Jahrhundert. Zum zweiten möchte ich zeigen, dass die literarischen Familien, die im Zentrum meiner Arbeit stehen, insofern performative Konstrukte sind, als dass sie aktiv hergestellt werden müssen, indem die bürgerliche Familie als Norm zitiert, affirmiert oder negiert wird. Insofern ist es sinnvoll, einen diskursanalytischen mit einem textanalytischen Zugang zu kombinieren, v.a. auch, weil die Diskursanalyse weniger bei Einzeltextanalysen zur Anwendung kommt. Der Vorteil einer methodischen Kombination für diese Studie ist, dass einerseits die großen historischen Redeweisen in ihren diskursiven Zusammenhängen untersucht werden können. Andererseits aber bleibt der Blick geschärft für das noch näher zu definierende ‚spezifisch Literarische‘ einzelner poetischer Texte bzw. Diskursbeiträge.

Somit wird der Literatur in der vorliegenden Studie eine aktive Rolle zugesprochen, indem sie gesellschaftlich brisante Diskurse aufgreift, verhandelt und wieder auf außerliterarische Diskurse einwirkt. Literatur ist als Medium der Reflexion an gesellschaftlichen Diskussionen beteiligt, indem sie literarische Familien konstruiert und kommentierend reflektiert. Literatur wird hier verstanden als ein Experimentierfeld, auf dem verschiedene Formen familiären Zusammenlebens modellhaft durchgespielt und gleichsam – in kritischer Distanznahme zu diesen Entwürfen – bestätigt, hinterfragt oder unterlaufen werden. Sie vermag es, alternative Sichtweisen herauszuarbeiten, also das, was imaginär und alternativ möglich ist, darzustellen. Das kann sie, indem sie direkt

<sup>100</sup> Michel Foucault: *Archäologie des Wissens* [frz. Orig. 1969], übers. v. Ulrich Köppen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981, 159.

<sup>101</sup> Jürgen Link u. Ursula Link-Heer: „Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse“, in: *Lili. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 77 (1990): 88-99, 90.

<sup>102</sup> Link u. Link-Heer: „Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse“, 90.

Bezug nimmt auf gesellschaftliche Entwicklungen, kulturgeschichtlich oder gesellschaftspolitisch brisante Ereignisse. Es wird zu zeigen sein, inwiefern Literatur am Prozess der Konstruktion des Familienideals beteiligt ist. Angenommen wird, dass die Rekonstruktion der in der Literatur gestalteten Bilderbuchfamilien, Musterfamilien oder Katastrophenfamilien, der im Fiktionalen verhandelten Normen und Werte, Sehnsüchte und Ängste, Auskunft über eine Kultur und ihr Selbstverständnis zu geben vermag, weil sich Kultur in „Texten und anderen Artefakten“<sup>103</sup> sowie in Aufführungen manifestiert.

Um die Auswahl des Textkorpus' an dieser Stelle etwas detaillierter zu begründen, möge ein vergleichender Blick auf zwei meiner zentralen Analyse-texte, *Emilia Galotti* (1772) und *Das Muschelessen* (1990) genügen. Beide Texte entstammen Phasen signifikanter historischer Veränderungen, die sich so benennen lassen: im 18. Jahrhundert werden die Geschlechter ausbuchstabiert und polarisiert, nachdem sie zuvor anhand eines Ein-Geschlecht-Modells imaginiert worden sind<sup>104</sup> und ‚Familie‘ wird das beherrschende Thema in der Literatur und Kultur der Aufklärung; sie „gilt in der Frühaufklärung und Empfindsamkeit als Inbegriff bürgerlicher Werte“<sup>105</sup>. Als Thema, so SCHÖBLER, bleibt sie „bis in die Gegenwart hinein virulent“<sup>106</sup>. Das Jahr 1990 hingegen steht historisch gesehen im Zeichen der Wiedervereinigung und dem Ende des Kalten Krieges, literarisch gesehen sind die 1990er Jahre der Beginn und die Zeit der ‚Pop-Literatur‘<sup>107</sup>. Die Hervorhebung der jeweiligen Umbruchphasen ist insofern bedeutsam, weil Transformationsprozesse immer „auch die kulturellen und sozialen Konstrukte dieser Gesellschaften veränder[t][n]“<sup>108</sup>. Beide Texte setzen sich mit dem Familienleitbild ‚bürgerliche Familie‘ auseinander, führen mittels differenter literarischer Verfahrensweisen die blinden Flecken im klein-familialen Mikrokosmos vor und haben mit BUTLERS zentralem Konzept der ‚Performativität‘ gemein, dass Geschlechtsidentität als diskursiv und kulturell erzeugte, immer neu auszustellende und damit wandelbare Kategorie ausgewiesen wird. Es wird deutlich, dass ‚Familie‘ nichts Natürliches oder Wesenhaftes

---

<sup>103</sup> Erika Fischer-Lichte: *Performativität. Eine Einführung*, Bielefeld: Transcript 2012, 31.

<sup>104</sup> Thomas Laquer: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud* [1990], aus dem Engl. v. H. Jochen Bußmann, Frankfurt a.M.: Campus 1992.

<sup>105</sup> Schöbler: *Einführung in die Dramenanalyse*, 35.

<sup>106</sup> Schöbler: *Einführung in die Dramenanalyse*, 35.

<sup>107</sup> Moritz Baßler: *Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten*, München: Beck 2002.

<sup>108</sup> Sylka Scholz u. Weertje Willms: „Einleitung“, in: *Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt*, Berlin: Lit Verl. 2008, 1-8, 1.

ist, sondern aus- und hergestellt werden muss, um zu existieren. Gerade im Versuch, ein Ideal zu zitieren und zu imitieren, treten die Dissonanzen des Modells besonders deutlich hervor, wie die jeweiligen Lektüren zeigen werden. Damit ist klar, dass auch das Ganze (Familienideal) analog zu seinen Teilen (Genderrollen) ein veränderbares Konstrukt ist.

Ich erwähne hier ausdrücklich diese beiden Texte, weil, erstens, *Emilia Galotti* den Blueprint bildet, vor dessen Hintergrund ich die anderen Familien-narrative lese.<sup>109</sup> Zweitens bildet *Das Muschelessen* den ersten Text meiner Analysen der Gegenwartsliteratur und setzt bewusst mit der Zäsur 1989/90 ein. Zum einen, weil ich mit KOCKA dort den Beginn einer gesellschaftlichen Debatte um eine neue Bürgerlichkeit verortete und zum zweiten, weil man mit BRAUN den Beginn der Gegenwartsliteratur in diesem Zeitraum ansetzen könnte, dieses aber nicht notwendigerweise muss. Die Gegenwartsliteratur hat, so BRAUN, einen „wandelbaren Anfang und unabsehbares Ende“<sup>110</sup>, jedoch spricht Einiges dafür, so BRAUN weiter, die Gegenwartsliteratur mit der politischen Zäsur 1989/90 einsetzen zu lassen.<sup>111</sup> Im Artikel „Gegenwartsliteratur“ des *Fischer Lexikons Literatur* aus dem Jahr 2002 favorisiert THOMAS ANZ noch die Datierungsgrenze 1968 gegenüber der bis dahin gängigen von 1945, nennt aber 1989 noch nicht als mögliche Zäsur, das tut BRAUN erst acht Jahre später in seiner Monographie zur deutschen Gegenwartsliteratur. Für die 68-Zäsur, so ANZ, würde „mittlerweile manches [...] [sprechen]“.<sup>112</sup> Unter dem Terminus

<sup>109</sup> Nicht unerwähnt bleiben soll an dieser Stelle, dass Dagmar von Hoff in ihrer 1989 veröffentlichten Dissertation *Dramen des Weiblichen. Deutsche Dramatikerinnen um 1800*, ebenfalls G.E. Lessings *Emilia Galotti* als Folie anlegt, vor der sie die Dramentexte weiblicher Autorinnen liest und diskutiert. Sie spricht von *Emilia Galotti* als Folie, „vor dessen Hintergrund sich die dramatischen literarischen Entwürfe der Autorinnen etablieren“ (von Hoff: *Dramen des Weiblichen*, Opladen: Westdeutscher Verl. 1989, 19). Entgegen der von Silvia Bovenschen in *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979, auf Seite 216 postulierten These vom „Nicht-Ort der Frau“, also der Annahme, dass schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert keine Dramen geschrieben haben, weil dieses eine traditionell männliche Gattung war, bestätigt von Hoff die Existenz einer Vielzahl an weiblichen Dramentexten. Dafür lockert sie allerdings die streng normative Gattungsästhetik zugunsten des Einbezugs einer Diversität an dramatischen Texten von Frauen um 1800 (vgl. von Hoff: *Dramen des Weiblichen*, 10).

<sup>110</sup> Michael Braun: *Die deutsche Gegenwartsliteratur. Eine Einführung*, Köln u.a.: Böhlau 2010, 21.

<sup>111</sup> Vgl. Braun: *Die deutsche Gegenwartsliteratur*, 28-31.

<sup>112</sup> Thomas Anz: „Gegenwartsliteratur“, in: *Fischer Lexikon Literatur*, 3 Bde., Bd. 2: *G-M*, hg. v. Ulfert Ricklefs, Frankfurt a.M.: Fischer 2002, 705-737, 705.

‚Gegenwartsliteratur‘ versteht ANZ allgemein „die Literatur einer Zeit, die für einen Großteil des heute lebenden Lesepublikums ‚gegenwärtig‘ war und bewußt miterlebt werden kann“<sup>113</sup>.

Ob jetzt die bedingungslose Kapitulation der Deutschen im Zweiten Weltkrieg, die Studentenbewegungen oder der Fall der Berliner Mauer resp. die deutsch-deutsche Wiedervereinigung als Anfangspunkte einer sog. deutschen Gegenwartsliteratur gelten, es sind stets politische Daten, die auch auf Einschnitte in der Literatur verweisen, weil mit den politischen Ereignissen auch „Veränderungen des literarischen Systems einhergehen“<sup>114</sup>. Für meinen Fokus ist es sinnvoll, die 1989/90-er Epocheneinteilung – Zäsur meint ja nichts anderes als Epoche – zu wählen, weil diese Zäsurierung mit dem Beginn der Rede von einer ‚neuen Bürgerlichkeit‘ korreliert. Hinzuzufügen ist, dass die sog. ‚Väterliteratur‘, also die Auseinandersetzungen der v.a. um die 1968er Jahre Geborenen mit ihren im Krieg involvierten Vätern und also ihren Familien gut erforscht ist,<sup>115</sup> wohingegen es zu den neueren und neuesten Auseinandersetzungen der ‚Enkelgeneration‘ noch nicht so viele Forschungsarbeiten gibt. Allerdings, so ist hier nur knapp zu konstatieren, sind nicht Fragen nach der Familiengeschichte zentral für mein Forschungsinteresse, sondern Fragen nach dem Umgang mit dem bürgerlichen Idealbild von Familie in den ausgewählten Texten.

Es wäre wünschenswert, eine kontinuierliche Analyse bürgerlicher Familien in der deutschsprachigen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart vorzunehmen, insbesondere auch, weil die hier ausgeklammerten Dramen der Naturalisten (z.B. HOLZ/SCHLAF) oder auch Texte der Realisten (z.B. FONTANE) viel versprechende Untersuchungsobjekte sind.<sup>116</sup> Jedoch kann im Rahmen

---

<sup>113</sup> Anz: „Gegenwartsliteratur“, 705.

<sup>114</sup> Braun: *Die deutsche Gegenwartsliteratur*, 22.

<sup>115</sup> Vgl. Irmgard Scheitler: Kap. IX: „Generationenkonflikt“, in: dies.: *Deutschsprachige Gegenwartsprosa seit 1970*, Tübingen u. Basel: Francke 2001, 235-249. Der weiteren Problematisierung des Begriffs vorangestellt ist folgende Definition Scheitlers (ebd.: 235): „‚Väterbücher‘ lautet meist der Terminus, unter dem die Literatur verzeichnet wird, in der sich die Generation der Jüngeren mit der Elterngeneration auseinandersetzt.“

<sup>116</sup> Für einen einführenden, literaturgeschichtlichen Exkurs in die klassische Moderne mit Fokus auf ihre dynamischen Geschlechter- und Familienordnungen vgl. Christine Kanz: „Die literarische Moderne (1890-1920)“, in: *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 8., aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 345-389 sowie ferner dies.: *Maternale Moderne. Männliche Gebärdphantasien zwischen Kultur und Wissenschaft (1890-1933)*, München: Fink 2009.

eines Einzelprojekts diese Kontinuität nicht geleistet werden. Zwar liegt der erste Teil auf der Erarbeitung der Analyse *Emilia Galottis* und den historisch-soziologischen Forschungsergebnissen zum Familienideal und -leben im 18. Jahrhundert. Jedoch setzt das Projekt sehr explizit den Schwerpunkt auf den Untersuchungszeitraum von 1990-2007, d.h. von dem Beginn der neuen Bürgerlichkeitsdebatte 1989/1990 bis zu ihrem vorläufigen Höhepunkt in den Jahren 2006/2007.<sup>117</sup> Es wird ausdrücklich vom gegenwärtigen Standpunkt aus – epochenübergreifend – nach den idealisierten Strukturformen des bürgerlichen Familienbilds zu fragen sein, denen eine universell-überzeitliche Anziehungskraft beizuwohnen scheint, da man sie bis heute in immer gleichen Variationen vorfindet. Die ausgewählten Texte und ihre Analysen liefern eine repräsentative Zusammenstellung literarischer Familien, können aber keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben; sie besitzen Überblickscharakter und verstehen sich als exemplarische Lektüren. Eine nahe Arbeit am und mit den Texten im Sinne eines *close readings* gibt Aufschluss über die historische Dimension der Redeweisen eines bürgerlichen Familienideals und die eingesetzten textuellen Verfahren lassen sich auf ihre Funktionen befragen.

### 3 Bürgerlicher Familiendiskurs (Methodische Überlegungen, Begrifflichkeiten)

„Familie“ als soziales Phänomen und wissenschaftliches Thema ist ein interdisziplinärer Forschungsgegenstand, dem sich – neben der familienwissenschaftlichen Mutterdisziplin Familiensoziologie – die Geistes- und Naturwissenschaften (Stichwort ‚Reproduktionsmedizin‘) gleichermaßen intensiv, wengleich unter anderen Prämissen, widmen. Diese Tatsache nimmt nicht wunder: Ob man sie will oder nicht, (eine biologische) Familie hat, verliert oder bekommt man. Oder wie GÜNTER SAËBE es in seiner einschlägigen Studie *Die aufgeklärte Familie* pointiert formuliert: „Familie hat jeder.“<sup>118</sup>

<sup>117</sup> Pinl verortet den Höhepunkt der Debatte in diesen Jahren. Vgl. dies.: *Das Biedermeier-Komplott*.

<sup>118</sup> Günter SaËbe: *Die aufgeklärte Familie. Untersuchungen zur Genese, Funktion und Realitätsbezogenheit des familialen Wertsystems im Drama der Aufklärung*, Tübingen: Niemeyer 1988, 2.

Da verwandtschaftliche Kategorien Gesellschaften ordnen, ist die Verortung im genealogischen Narrativ der eigenen Herkunftsfamilie bzw. der Familiengeschichte dementsprechend essentiell für die (relationale) Identitätsfindung des Einzelnen bzw. die individuelle Standortbestimmung.<sup>119</sup> Diese Verortung innerhalb der eigenen Herkunftsfamilie gibt Antworten auf die eigene Familiengeschichte, den Stammbaum oder den Familiennamen, dem nach dem zeichentheoretischen Prinzip der Differenzialität als verwandtschaftliche Benennung ebenfalls identitätsstiftende Funktion zukommt. Analog zum Familiennamen verhält es sich mit dem Konzept ‚Familie‘: als Verwandtschaftsbezeichnung unterliegt es der Sprache, ist hiernach lediglich kulturelles Artefakt und besitzt keine positive Wertigkeit. Als Konzept und Bezeichnung steht ‚Familie‘ schlagwortartig im Spannungsverhältnis zu Kategorien der Verwandtschaft, Generation, (Geschlechts-)Identität, zu sprachlichen Symbolisierungsprozessen und kulturellen Ordnungsmustern. Damit diese Konzepte stabilisiert werden und eine soziale Funktion erfüllen können, bedarf es ihrer performativen Wiederholung und Zurschaustellung. Dieses geschieht über Diskurse, die innerhalb der Gesellschaft stattfinden, diese zeitgleich aber auch mitproduzieren, sodass sich sehr plausibel argumentieren lässt, dass Familie allererst ein Diskursphänomen ist, das insbesondere in der Literatur – verstanden mit JÜRGEN LINK und URSULA LINK-HEER als einem ‚Interdiskurs‘ mit reintegrativer Funktion – einen bevorzugten Schauraum und Verhandlungsort gefunden hat.

‚Familie‘ bezeichnet hiernach weder eine homogene noch ‚natürliche‘ Lebensform<sup>120</sup>, sondern ist ein historisch-kulturell geformtes Modell, das durch seine sprachliche Verfasstheit allererst generiert wird. Das soziale Verhältnis ‚Familie‘ wird als performative Konstruktion bzw. als konstruierte, sprachliche Struktur sichtbar. Seine semantische Akzentuierung unterliegt kulturgeschichtlich spezifischen Bedingungen. Dass Gesellschaftssysteme, gesellschaftliche Entwicklungen und Familienmodelle in einem Wechselverhältnis stehen, macht ein Blick auf die zeitgenössische Weltwirtschaftslage deutlich. Die zunehmend globalisierten Arbeitsmärkte im 21. Jahrhundert fördern und fordern gesamtge-

---

<sup>119</sup> Vgl. W. Dreier: „Familie, Ehe“, 902: „Die F.[amilie] strukturiert die biologisch regellosen Reproduktionsformen der menschlichen Gattung in Verwandtschaftsbeziehungen und ist damit die früheste Form institutionell verankerter gesellschaftlicher Organisation.“

<sup>120</sup> Vgl. hierzu Jacques Lacan: *Das Seminar II: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse*, hg. v. Norbert Haas, übers. v. Hans-Joachim Metzger, Olten u. Freiburg i.Br.: Walter Verl. 1980, 41.

sellschaftliche Prozesse der Globalisierung und Migration. Sie tragen mit ihren (Arbeitsmarkt-)Anforderungen zu der Entstehung vielfältigster Formen menschlichen Zusammenlebens bei und wirken verändernd auf die Binnenstruktur von Familien ein, sodass neue Begrifflichkeiten wie bspw. die ‚transnationale Mutterschaft‘<sup>121</sup> diesen neuen Umständen Rechnung tragen sollen. Deshalb geht mit den sich verändernden (trans-)kulturellen Rahmenbedingungen der semantische Wandel des modernen Familienbegriffs einher, erkennbar auch an den vielfältigen Begriffsdifferenzierungen, die das Lexem „Familie“ mitsamt seinen mehrdeutigen Konnotationen im gegenwärtigen Medien- und Informationszeitalter erfährt; Lebensentwürfe mit alleinerziehenden leiblichen oder Adoptiv-Elternteilen werden ebenso aufgerufen wie das stets präsente, vielfach harmonisch ausgemalte bürgerliche Familienideal. Begrifflichkeiten und gesellschaftliche Verhältnisse stehen also in einem relationalen Abhängigkeitsverhältnis, was nicht zuletzt an den kulturellen Verhandlungen von Genderentwürfen deutlich wird. Denn gesellschaftliche Transformationen führen dazu, dass Geschlechterentwürfe zur Disposition gestellt werden, insbesondere auch seit dem oft als historische Zäsur belegten Fall der Berliner Mauer 1989 und der EU-Osterweiterung:

Die seit 1989 auf gesellschaftlicher und politischer Ebene stattfindenden Transformationsprozesse in Osteuropa, einschließlich Ostdeutschlands, haben auch die kulturellen und sozialen Konstrukte dieser Gesellschaften verändert. Dies betrifft in besonderem Maße die für alle Gesellschaften so grundlegenden Geschlechterverhältnisse.<sup>122</sup>

<sup>121</sup> Vgl. exemplarisch Christine Ivanow: „Transnationale Mutterschaft. Ein Literaturbericht“, in: *feministische studien* 28.2 (2010): 302-312.

<sup>122</sup> Scholz u. Willms: „Einleitung“, in: *Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt*, 1. Im Hinblick auf die Beiträge des Sammelbandes, die Analysen von Männlichkeiten in Ost- und West-Deutschland, Russland, Polen und Bulgarien vereinen, kann konstatiert werden, dass eine – vereinfacht gesagt – Repatriarchalisierung innerhalb der Genderordnung in Osteuropa nachweisbar ist. Dieses „Erstarken patriarchaler Strukturen“ führt in Bezug auf die Männlichkeitskonstrukte zu einer Dominanzsetzung des Mannes als Familienernährer und zu einer Verdrängung der Frau aus dem öffentlichen Sektor, zurück in die private Sphäre und also in die von dem bürgerlichen Familienmodell vorgegebene Frauen- bzw. Mutterrolle (vgl. Scholz u. Willms: „Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Zusammenfassung und Diskussion“, in: *Postsozialistische Männlichkeiten*, 231-256, 248). Diese Rückkehr zum männlichen Leitbild des Familienernährers im Osten erklären die Herausgeberinnen mit den „neuen kapitalistischen Wirtschaftsstrukturen“, die zum Einen dazu führten, dass sich die „globale Unternehmerrännlichkeit als ein hegemoniales Männlichkeitsmuster“ durchsetzt und zum Anderen neu entstandene Hierarchien im wirtschaftlichen Bereich eine Marginalisierung der Frau in der Öffentlichkeit nach sich ziehen, vgl. ebd.: 247f.



Nicht zuletzt führen die gesellschaftlichen Umbrüche zu einer Pluralisierung von Weiblichkeit(en) und Männlichkeit(en), wie sie sich auch in der Lebensform Familie manifestieren. Es wird deutlich, dass die moderne Kleinfamilie nicht mehr – zu fragen bleibt, ob sie es jemals war – die eine Glück verheißende *conditio sine qua non*, sondern nur ein möglicher Lebensentwurf unter vielen ist. Nicht nur in Deutschland, sondern in allen Industrienationen stehen Zeugungs-, Herkunfts-, und Kleinfamilienmodelle alternativ neben Klon-, Patchwork-, Regenbogen-, oder kinderlosen Familienentwürfen.

Ursprünglich umfasste der Begriff ‚Familie‘ zwei Bedeutungsfelder: die auf Ehe und ehelicher Zeugung basierende „Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft“<sup>123</sup> und die damit einhergehende „Verwandtschaft (Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft)“<sup>124</sup>. Kurz: beide Bedeutungsebenen, ‚Kleinfamilie‘ und ‚Verwandtschaft‘, wurden mit dem Lexem „Familie“ zu gleichen Teilen bezeichnet. Dem ist heute nicht mehr so:

Die Familie als Verwandtschaft wird mehr und mehr zu einer blassen Beziehung, zu einem sozial nicht mehr bedeutsamen und auch als solchem zurückgebildeten Privatverhältnis; als sozialer Körper erscheint sie – außer im Adel und in bezug auf die adelige Familie – als historische Reminiszenz.<sup>125</sup>

Der soziale Körper Familie, der heute als historisches Relikt bezeichnet wird, ist die bürgerliche (Klein-/Kern-)Familie in ihrer triadischen Struktur, die sich im 18. Jahrhundert im Zuge des Strukturwandels allmählich herausbildete. Sie bildete sich zeitgleich mit dem Entstehungsprozess des Bürgertums im Zeitalter der Aufklärung aus, sodass beide Kategorien, Familie und Bürger, eine bis heute sichtbare Verbindung eingegangen sind: sie stecken den diskursiven Rahmen für bürgerliche Familien- und Identitätswürfe ab.

Mithin ist der moderne, bürgerliche Familienbegriff, wie schon angeklungen ist, ein relativ junger Term, der sich erst in der Neuzeit durchsetzte: Bis in das 18. Jahrhundert wird der Begriff ‚Familie‘ synonym mit ‚Haus‘ bzw. ‚Hausgemeinschaft‘ verwendet.<sup>126</sup> Schon ARISTOTELES benennt die verwandtschaftlichen Nahverhältnisse als den effektivsten Stoff für tragische Dramenhandlungen:

---

<sup>123</sup> Schwab: „Familie“, 253.

<sup>124</sup> Schwab: „Familie“, 253.

<sup>125</sup> Schwab: „Familie“, 253.

<sup>126</sup> Vgl. Dreier: „Familie, Ehe“, 898. Bis in das 18. Jahrhundert wird der Begriff ‚Familie‘ synonym mit ‚Haus‘ bzw. ‚Hausgemeinschaft‘ verwendet.

Sooft sich aber das schwere Leid innerhalb von Nahverhältnissen ereignet (z.B.: ein Bruder steht gegen den Bruder oder ein Sohn gegen den Vater oder eine Mutter gegen den Sohn oder ein Sohn gegen die Mutter; der eine tötet den anderen oder er beabsichtigt, ihn zu töten, oder tut ihm etwas anderes derartiges an) – nach diesen Fällen muß man Ausschau halten.<sup>127</sup>

Natürlich spricht er noch nicht von Familie im modernen Sinn, sondern von dem ‚Verwandtschaftsverband‘ oder der ‚Sippe‘. Die Bezeichnung ‚Familie‘ für die emotionalisierte Kernkonfiguration Mutter, Vater, Kind ist ein Produkt der Aufklärung. Sie geht einher mit der Erfindung des ‚vernünftigen Gefühls‘ – die Institution Ehe ist von der vorbürgerlichen Allianzhe in die bürgerliche Liebesheirat bzw. Gefühlsgemeinschaft umgetauft worden<sup>128</sup> –, der ‚Entdeckung der Kindheit‘ als einem eigenen Entwicklungsstadium<sup>129</sup> sowie der graduell zunehmenden Bildung im 18. Jahrhundert und den daraus abgeleiteten, neuen Erziehungskonzepten, die in pädagogischen Ratgebern wie JOACHIM HEINRICH CAMPES *Väterlicher Rath für meine Tochter* (1789)<sup>130</sup> oder in den Moralischen Wochenschriften<sup>131</sup> popularisiert wurden. Ihre historisch-ideellen Wurzeln liegen im Emanzipationsprozess des Bürgertums: zeitgleich mit dem Aufstieg des Bürgertums floriert das bürgerliche Familienideal;<sup>132</sup> ihre soziale Formation fällt mit den seit der Industrialisierung getrennten Bereichen von Arbeits- und Lebensraum zusammen, die wiederum die programmatische Di-

<sup>127</sup> Aristoteles: *Poetik*, Kap. 14, 43.

<sup>128</sup> Niklas Luhmann: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982; Jutta Greis: *Drama Liebe. Zur Entstehungsgeschichte der modernen Liebe im Drama des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart: Metzler 1991.

<sup>129</sup> Philippe Ariès: *Geschichte der Kindheit* [1975], mit einem Vorwort v. Hartmut von Hentig, 15. Aufl., München: dtv 2003.

<sup>130</sup> Joachim Heinrich Campe: *Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theopron, der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet* [1789], Braunschweig: Verl. der Schulbuchhandlung, eingescannt als pdf-Dokument online abrufbar unter <[http://www.aleki.uni-koeln.de/ebib/text/campe\\_vrfmt.shtml](http://www.aleki.uni-koeln.de/ebib/text/campe_vrfmt.shtml)>; 15.8.2016.

<sup>131</sup> Vgl. die Dissertation von Marianne Gaus: *Das Idealbild der Familie in den Moralischen Wochenschriften und seine Auswirkungen in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*, Rostock: Carl Hinstorffs Hobuchdruckerei 1937.

<sup>132</sup> Mit der Krise des Bürgertums gerät auch das bürgerliche Familienideal in eine Krise, die als fast schon topisch zu nennender „Verfall“ oder „Untergang der Familie“ bis heute den öffentlichen Diskurs des Themas begleitet. D.h. der Abgang und die Lobpreisung auf die bürgerliche Familie scheinen – so wird noch zu überprüfen sein – in oszillierender Beziehung zueinander zu stehen. Gleiches gilt für das Bürgertum und die Familie.

chotomisierung von familiärer Privatheit und staatlicher Öffentlichkeit prägt.<sup>133</sup> D.h. die moderne Familie wird als Lebensmodell entworfen, zu dessen Prämissen die Emotionalisierung der innerfamiliären Beziehungen, die Trennung zwischen privatem Rückzugsort und öffentlicher Sozialisationsagentur ebenso zählt, wie die Einhaltung eines bürgerlichen Normen- und Wertekatalogs, der den Idealen der Aufklärung bzw. dem Bürgertum verpflichtet ist. Intendiert wortspielerisch verstehe ich das Konzept ‚bürgerliche Familie‘ als Lebenstraum und Lebensraum zugleich, den es zu konstruieren, idealisieren und vermessen galt und gilt. Die Verbindung von ‚Familie‘ und ‚Traum‘, ob jetzt in ‚Familie im Traum‘ oder ‚Traumfamilie‘, fand sich auf der ersten Seite des Vorworts zur jüngsten Orientierungshilfe der Evangelischen Kirche Deutschland mit dem titelgebenden Ziel, *Familie als verlässliche Gemeinschaft [zu] stärken*: „Liebe, Verlässlichkeit und Treue in Partnerschaft und Familie zu erfahren und zu gestalten, das bleibt ein Lebenstraum – so schwer es manchmal auch sein mag, diesen Traum konkret zu leben.“<sup>134</sup>

Unter der Kategorie ‚Raum‘ wiederum – bezogen auf die bürgerliche Familie – lässt sich ganz konkret der ‚eigentliche Lebensort‘, an dem das Familienleben stattfindet, also der Wohnsitz der Familie verstehen, der zumeist als ein frei stehendes Haus oder eine großbürgerliche Villa, gerade im Genre des Familienromans<sup>135</sup>, imaginiert wird. Dass das Haus, verstanden als Identität

<sup>133</sup> Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft* [1962], mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990, 13. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2013.

<sup>134</sup> EKD: *Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)*, 2. Aufl., Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2013, 7.

<sup>135</sup> Der Familienroman zählt zu den relativ konventionellen Gattungen, die gerade auch in der Empfindsamkeit profiliert wurde. Die Briefromane der Empfindsamkeit mit prominenten Vertreterinnen und Vertretern wie Samuel Richardson oder Sophie von La Roche haben dem Genre zu einer „erste[n] Blüte“ verholfen, wie im Eintrag zum ‚Familienroman‘ von Sikander Singh im *Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen*, begründet v. Günther u. Irmgard Schweikle, hg. v. Dieter Burgdorf u.a., 3., völlig neu bearbeitete Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2007, 229f., 229 nachzuschlagen ist. Da der Konflikt zumeist über den Bereich des Familialen hinausreicht, geht das Genre vielfach in anderen Gattungen auf, was zu konträren Definitionsbemühungen führt. Vom 19. Jahrhundert ausgehend bis in die Jetztzeit dient die „Darstellung des Familienschicksals zunehmend der Gesellschafts-, Zeit- und Kulturkritik“ (ebd.: 229). Bezeichnenderweise fehlt im *Handbuch der literarischen Gattungen* von 2009 ein eigener Eintrag zum ‚Familienroman‘, vgl. *Handbuch der literarischen Gattungen*, hg. v. Dieter Lamping, Stuttgart: Kröner 2009. Beispielhaft problematisieren Matteo Galli u. Simone Costagli in ihrer Einleitung „Chronotopi. Vom Familienroman zum Generationenro-

stiftender Raum für die Familiengeschichte, d.h. für die Genealogie, sehr bedeutsam ist, macht ein Blick auf den Klassiker des deutschen Familienromans, THOMAS MANN *Die Buddenbrooks. Verfall einer Familie* (1901), ebenso deutlich, wie auf Publikationen jüngerer Datums.<sup>136</sup> Zu denken ist hier an *Es geht uns gut* (2005) von ARNO GEIGER oder auch an JOHN VON DÜFFELS *Romane Vom Wasser* (1998) oder *Houweland* (2004). Vielfach erlaubt die Verfasstheit des Hauses – ist es herrschaftlich, verfallen oder frisch renoviert – Rückschlüsse auf das in den Texten narrativ inszenierte Familienleben.<sup>137</sup>

Zwischen 1800/2100 liegen ganz offensichtlich unterschiedliche Genrepräferenzen für die Ausgestaltung der Parameter ‚Familie‘ und ‚Bürgerlichkeit‘, die an die historisch je spezifischen Rahmenbedingungen gebunden sind. Da der Roman erst allmählich und in den gebildeten, oberen Gesellschaftsschichten Einzug in das kulturelle Leben der Menschen im Zeitalter der Aufklärung gehalten hat, kam dem Theater eine kaum zu unterschätzende Funktion im Alltag der Menschen des 18. Jahrhunderts zu.

Blickt man auf diesen familialen Schauplatz, so stellt man fest, dass er wie ein kollektiver Projektionsraum für imaginäre Familienwünsche und -sehnsüchte, die sich als ewig attraktiv und zeitresistent geben, funktioniert: das ideale Lebensmodell einer auf inniger Zuneigung basierenden familiären Gemeinschaft, das Ideal eines kleinen, familienexklusiven Rückzugsorts ohne gesellschaftliche Restriktionen, der Vertrauen und Halt verspricht, ist ein originär bürgerlicher Lebens(t)raum, der heute von bürgerlich, neubürgerlich und nichtbürgerlich lebenden Menschen gleichermaßen gehegt wird. Dennoch wird dieser Lebens(t)raum – und das besagen pathosgeladene populärkulturelle Texte zur demografischen Lage in Deutschland und statistische Datenerhebun-

---

man“ die Gattungsgeschichte des traditionellen Familienromans in: *Deutsche Familienromane*, 7-20.

<sup>136</sup> In der historischen Forschung zur bürgerlichen Familie wird die Wichtigkeit der neuen Wohnkultur, v.a. die Separierung der Schlafräume, die Eltern schlafen getrennt von den Kindern, aber auch die innenarchitektonische Ausgestaltung des Wohnraumes für die Zeit des sich herausbildenden Bürgertums und dessen Selbstreferenz betont. Vgl. zum bürgerlichen Wohnen Norbert Wichard: *Erzähltes Wohnen. Literarische Fortschreibungen eines Diskurskomplexes im bürgerlichen Zeitalter*, Bielefeld: Transcript 2011.

<sup>137</sup> Vgl. hierzu auch den Aufsatz „(K)ein Mann im Haus? Erinnerung, Identität und Männlichkeit. Zur Renaissance des Familienromans bei John von Düffel und Arno Geiger“ von Anne Fleig, der das Hausmotiv im Zusammenspiel mit dem Genre Familienroman beleuchtet. In: *feministische studien* 28.2 (2010): 270-283.

gen<sup>138</sup> gleichermaßen – zunehmend weniger gelebt. Die ‚Familienaufstellung‘ der bürgerlichen Kleinfamilie – ich entlehne diesen Begriff des Familienaufstellens hier relativ frei von BERT HELLINGER und seinen eventartigen Familien-Performances, übrigens auch ein Symptom des aktuellen Familiendiskurses<sup>139</sup> – stellt nur eine Lebensoption unter vielen Formen menschlicher Ge-

<sup>138</sup> Für die neuesten Erhebungen vgl. Anm. 3 sowie ferner *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit: Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht*, hg. v. BMFSFJ, Berlin 2006, online unter <[http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/familienbericht/download/familienbericht\\_gesamt.pdf](http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/familienbericht/download/familienbericht_gesamt.pdf)>; 15.8.2016.

<sup>139</sup> Vgl. die kritische Publikation ‚Niemand kann seinem Schicksal entgehen...‘ *Kritik an Weltbild und Methode des Bert Hellinger*, hg. v. Studentischen Sprecherrat der Universität München, 3., erw. Aufl., Aschaffenburg: Alibri 2005. Vgl. ferner Wilfried Nelles: *Die Hellinger-Kontroverse. Fakten, Hintergründe, Klarstellungen*, Freiburg u.a.: Herder Spektrum 2005. Nelles selbst praktiziert das Familienstellen nach Hellinger. Eine ‚systemische Familienaufstellung‘ nach Bert Hellinger (geb. 1925), der den Begriff in Deutschland geprägt hat, ist eine Methode, bei der familiäre Konflikte räumlich dargestellt werden. KritikerInnen bezeichnen das Verfahren als eine „reaktionäre Heilslehre“ (AStA der GSU München: „Vorwort“, in: ‚Niemand kann seinem Schicksal entgehen...‘, 9f., 10. ), weil Hellinger von ‚natürlichen‘ Vorstellungen ausgeht, wonach „grundsätzlich der Mann Vorrang habe vor der Frau, der Erstgeborene Vorrang vor dem Zweitgeborenen: Vorstellungen also, die sich im Alten Testament finden“ (Radio Lora u. Colin Goldner: „Bert Hellinger – Guru der Psychoszene“, in: ‚Niemand kann seinem Schicksal entgehen...‘, 13-18, 14). Strukturell erfolgen die Darstellungen nach einem Familienmuster, in dem „die Frau prinzipiell immer Schuld hat“ (ebd.: 13). Die Familienkonflikte werden dramaturgisch inszeniert, indem StellvertreterInnen in die Rolle von Familienangehörigen schlüpfen und die StellvertreterInnen so lange ihre Position im Raum verändern, bis eine präfigurierte Ordnung wieder hergestellt ist. Dann erfolgt die Analyse der Aufstellerin bzw. des Aufstellers, die bzw. der allein Deutungshoheit über das Schauspiel und die Situation hat. Familienstellen ist zum Event der Erlebnisgesellschaft avanciert: Diese pathetischen Bühnenschauspiele schauen bis zu fünfhundert Menschen (vgl. ebd.). Das Publikum, so erweckt es den Eindruck, wertschätzt vor allem die Einfachheit des Weltbildes und der Lösungsvorschläge. Weil das Verfahren stets den gleichen Prinzipien folgt, die kein experimentelles Handeln im familiären Raum ermöglichen, läuft es am Ende immer auf ein „Lösungsbild, das erhoffte Happy End jeder Aufstellung“ (Martin Buchholz: „Familie: Da sitzt das kalte Herz! Bert Hellinger ist Deutschlands prominentester Familientherapeut. Nach seiner Methode der ‚Familienaufstellung‘ arbeiten schon 2000 Jünger. Was sie und ihr Meister treiben, ist unter Experten höchst umstritten“, in: *Die Zeit*, Nr. 32, 2003, online unter <<http://www.zeit.de/2003/35/Hellinger-Haupttext>>; 15.6.2016) hinaus, das durch seine Hierarchie und strikte normative Geschlechterrollenverteilung zu charakterisieren ist. Für Hellinger gibt es deshalb keine Familien abseits des bürgerlichen Idealbildes von Familie, weil „für alle Familien [...] einheitliche Regeln“ (Felix Berth: „Psycho-Guru: Seelenheilung im Minutentakt“, in: *Süddeutsche-Online* v. 19.5.2010, online unter <<http://www.sueddeutsche.de/wissen/psycho-guru-seelenheilung-im-minutentakt-1.911817>>; 15.6.2016) gelten und Familie für ihn somit einer herrschenden Norm entspricht, die nur im Angesicht des Risikos von gesundheitlichen Folgen zu unterwandern ist. Und dennoch ‚boomt‘ sein therapeutisches Verfahren gerade in den letzten Jahren, was wiederum, gelesen als Seismograph, einiges über den Zeitgeist aussagt.

meinschaften dar. Und doch wird sie abermals beschworen. Oder gerade deswegen? Diese Frage könnte man zumindest mit BARBARA VINKEN stellen, die anmerkt, dass in Deutschland gerade dasjenige Lebensmodell als ‚vom Aussterben bedroht‘ inszeniert wird, welches als Norm angesehen wird, nämlich die Alleinverdienerehe.<sup>140</sup>

Die vorliegende literaturwissenschaftliche Arbeit hat also sehr bewusst verschiedene Textformen aus verschiedenen Jahrhunderten gewählt, um das Fortbestehen des Idealbilds ‚bürgerliche Familie‘ paradigmatisch zu erforschen. Im Sinne eines *texte général* von Kultur wird von der Textualität und Lesbarkeit des Kulturellen und den „gemeinsame[n] Strukturen“<sup>141</sup> verschiedener Textsorten ausgegangen. Damit wird der Literatur gerade nicht der Status eines Gegendiskurses apostrophiert. Ihr wird nicht schon im Vorhinein eine Sonderrolle „im Universum der Texte“<sup>142</sup> zugestanden. Hinter dieser Annahme steht die Absicht, „möglicherweise [...] [so] die Momente deutlicher zu Tage treten [zu lassen], welche die Literatur wirklich als eigene Ordnung der Rede ausweisen“<sup>143</sup>.

#### 4 Familie als Evergreen (Forschungsüberblick und -kontexte)

Auf die Idee, Literatur auf Konstruktions- und Repräsentationsstrategien von Familie hin zu analysieren, ist schon eine Vielzahl an Literaturwissenschaftlern/innen vor mir gekommen, was wenig verwundert, offeriert die Literatur doch ein schier unerschöpfliches Konglomerat an Familiengeschichten. Um es mit einem Buchtitel PETER VON MATTS zu sagen, waren literarische Texte immer schon bevölkert von *Verkommene[n] Söhne[n] und mißratene[n] Töchter[n]* (1995) – dem hinzuzufügen sind die nicht minder missratenen und verkommenen Mütter und Väter der Literaturgeschichte.

<sup>140</sup> Vinken formuliert es so: „Gemäß der reaktionären Logik stellt man das als bedroht hin, was in Wirklichkeit unangefochten gesellschaftliche Norm ist.“ Vinken: *Die deutsche Mutter*, 10.

<sup>141</sup> Manuel Braun: „Stifterfamilien, Josephs-Ehen, Spitzennahmen. Entwürfe von Familie und Verwandtschaft im Spiegel kulturwissenschaftlicher Forschung“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, 126.3 (2004): 446-466, 466.

<sup>142</sup> Braun: „Stifterfamilien, Josephs-Ehen, Spitzennahmen“, 446.

<sup>143</sup> Braun: „Stifterfamilien, Josephs-Ehen, Spitzennahmen“, 466.

In Analogie zu HEIMITO VON DODERERS viel zitiertem Satz aus seinem Roman *Die Merowinger oder Die totale Familie* (1962), „wer sich in Familie begibt, kommt darin um“<sup>144</sup>, könnte man mit einem Augenzwinkern formulieren, wer Familie erforscht, muss aufpassen, nicht unter dem ‚Berg an (transdisziplinärer) Forschungsliteratur‘ zu ersticken. Deshalb ist dieser Forschungsbericht kursorisch und forschungspraktisch ausgerichtet mit dem Ziel, das Forschungsinteresse dieser Arbeit wissenschaftlich zu kontextualisieren. Umfassend von ca. 1750 bis zur Gegenwart kann die Forschung nicht referiert werden. Es sollen die für diese Studie wichtigsten Beiträge zum Thema ‚Familie und (neue) Bürgerlichkeit‘ überblicksartig benannt werden, d.h. Studien zu den Unterthemen ‚Familie im bürgerlichen Trauerspiel‘ mit besonderem Fokus auf LESSINGS *Emilia Galotti*, ‚Familie in zeitgenössischen Texten‘ sowie Forschungstexte zum Phänomen einer ‚neuen Bürgerlichkeit‘. Weil meiner Annahme folgend das bürgerliche Familienideal bei Auseinandersetzungen mit Familienkonstellation immer als Folie aktiviert wird, kann somit jede Studie, die den Themenkomplex ‚Familie‘ tangiert, als Beitrag zu diesem ‚weiten Feld‘ betrachtet werden. Deshalb sei hier für den Dialog mit der Forschung ausdrücklich auf die jeweiligen Analysekapitel verwiesen.

‚Familie‘ als „elementare Struktur der Verwandtschaft“<sup>145</sup>, als (literarisches) Thema, Motiv oder Mythos ist folglich allgegenwärtig. Eindrucksvoll ist, dass aktuell den Kategorien ‚Familie‘ und ‚Verwandtschaft‘ nicht nur in der Literatur und Literaturwissenschaft, sondern auch in anderen Disziplinen verstärkte Aufmerksamkeit zuteil wird, wie insbesondere die historisch, sozial- und kulturwissenschaftlich ausgerichteten Forschungen bezeugen.<sup>146</sup> Vielfach

---

<sup>144</sup> Heimito von Doderer: *Die Merowinger oder Die totale Familie* [1962], München: dtv 1990.

<sup>145</sup> Vgl. Claude-Lévi Strauss: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* [frz. Orig. 1949], übers. v. Eva Moldenhauer, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981, 15: „Unter ‚elementaren Strukturen der Verwandtschaft‘ verstehe ich solche, in denen die Nomenklatur es ermöglicht, den Kreis der Blutsverwandten und der Schwiegerverwandten unmittelbar zu bestimmen: Systeme, welche die Heirat mit einem bestimmten Typus von Verwandten festlegen; oder, wenn man es lieber will, Systeme, die zwar alle Mitglieder der Gruppe als Verwandte definieren, diese jedoch in zwei Kategorien unterteilen: mögliche Gatten und verbotene Gatten.“ Verwandtschaftsstrukturen basieren nach Lévi-Strauss auf dem Inzestverbot, dem Frauentausch und den Heiratsregeln, die den Tausch unter Männern regeln.

<sup>146</sup> Es ist unmöglich, einen umfassenden Einblick in transdisziplinäre Forschungen zum Thema zu geben. Exemplarisch seien zwei Publikationen genannt, die ich im Hinblick auf dieses Projekt gewinnbringend gelesen habe: Stephanie Coontz: *The way we never were. American families and the nostalgia trap*, 2. Aufl., New York: Basic Books 2000

werden auch Synergien gebündelt, um „die Evidenz der Familie zwischen Wissenschaft, Alltag und Politik [im 20. Jahrhundert]“<sup>147</sup> interdisziplinär zu perspektivieren und zu analysieren.

Als Paradigma hat ‚Familie‘ in den 1970er Jahren Eingang in die literaturwissenschaftliche Forschung gefunden.<sup>148</sup> Zu jenen Studien, v.a. Monographien, zum Thema ‚Familie‘, die vielfach Texte von ‚nur‘ einem Autor, wie HEINRICH VON KLEIST, LESSING, LUDWIG TIECK oder auch WILHELM BUSCH<sup>149</sup> analysiert haben, oder sich ‚nur‘ einer Epoche analytisch widmeten<sup>150</sup>, oder auch bevorzugt ‚nur‘ einer Textsorte<sup>151</sup> – wobei sich das eine oft aus dem anderen ergibt – gesellen sich jüngst einige Sammelbände, die epochen-, gattungs-

---

und Elisabeth Timm: „Von wem man ist. Ontologien von Familie und Verwandtschaft zwischen Wissenschaft und Alltag“, in: *Recherche* 1 (2012): 12-13.

<sup>147</sup> Der vollständige Titel der interdisziplinären Tagung, die vom 31.01. bis 02.02.2013 an der Westfälischen-Wilhelms Universität Münster stattfand und von der Kulturanthropologin Elisabeth Timm in Kooperation mit der Historikerin Isabel Heinemann organisiert wurde, lautet: „Die Evidenz der Familie zwischen Wissenschaft, Alltag und Politik im 20. Jahrhundert. Empirische und epistemologische Befunde in vergleichender Perspektive.“ Ein Fokus lag auf der Diskussion der Annahme, dass parallel zur quantitativen Zunahme des Untersuchungsgegenstands ‚Familie und Verwandtschaft‘ eine neue Qualität desselben zu verzeichnen ist, die v.a. in der relativ neuen Disziplin der ‚New Kinship Studies‘ erforscht wird. Diese argumentieren eklektisch, d.h. auf der Basis von so unterschiedlichen Theorien wie der feministischen Anthropologie oder den Technosciences bzw. vor dem theoretischen Hintergrund von ‚gestandenen‘ Gewährspersonen wie Donna Haraway („I am sick to death of kinship“) oder David Murray Schneider („There is no such thing as kinship“) und mit neuen Konzepten wie ‚doing kinship‘, ‚belonging‘ oder ‚relatedness‘.

<sup>148</sup> Vgl. hierzu Claudia Brinker-von der Heyde: „Einführung“, in: *Familienmuster-Musterfamilien: Zur Konstruktion von Familie in der Literatur*, hg. v. ders. u. Helmut Scheuer, Frankfurt a.M.: Lang 2004, 7-12, 12 sowie die „Einleitung“ (o.A.) zu *Familienbände – Familienschande. Geschlechterverhältnisse in Familie und Verwandtschaft*, hg. v. Eva Labouvie u. Ramona Myrrhe, Köln u.a.: Böhlau 2007, 1-11, bes. 1f.

<sup>149</sup> Symptomatisch sei hier auf folgende Publikationen verwiesen: Eva-Maria Anker-Mader: *Kleists Familienmodelle. Im Spannungsfeld zwischen Krise und Persistenz*, München: Fink 1992; Karin Wurst: *Familiale Liebe ist die ‚wahre Gewalt‘. Die Repräsentation der Familie in G.E. Lessings dramatischem Werk*, Amsterdam: Rodopi 1988; Christoph Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, Bonn u. Berlin: Bouvier 1992; Choi Yeun-Soo: *Frauenbild und Familienstruktur in Lessings Dramen*, Fernwald: litblockin 2001; Martina Schwarz: *Die bürgerliche Familie im Spätwerk Ludwig Tiecks. ‚Familie‘ als Medium der Zeitkritik*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2002; Michael Hetzner: *Gestörtes Glück im Innenraum. Über Ehe und Familie bei Wilhelm Busch*, Bielefeld: Aisthesis 1991.

<sup>150</sup> Günter Saße: *Die Ordnung der Gefühle. Das Drama der Liebesheirat im 18. Jahrhundert*, Darmstadt: WBG 1996; Antje Harnisch: *Keller, Raabe, Fontane. Geschlecht, Sexualität und Familie im bürgerlichen Realismus*, Frankfurt a.M.: Lang 1994.

<sup>151</sup> Vgl. z.B. Claudia Streit: *(Re-)Konstruktion von Familie im sozialen Roman des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M.: Lang 1997.



und auch disziplinübergreifend ausgerichtet sind und die versuchen, der Historizität und Vielfalt an kulturellen Familienkonstruktionen gerecht zu werden, was bspw. aus der Einbeziehung von Analyseparametern wie ‚Interkulturalität‘ hervorgeht<sup>152</sup>. Dies bekräftigt die gesellschaftliche Virulenz des Themas ‚Familie‘. Zwar ist THEODOR WOLPERS 1996 formuliertes Forschungsdesiderat, den Motivkomplex der Familienbindungen „gattungs- und epochenübergreifend“<sup>153</sup> zu analysieren, fast schon 20 Jahre her, jedoch sind Arbeiten, die dieses Vorhaben in Gänze einlösen, wie cursorisch dargelegt, erst jüngst im Erscheinen.

Dass dieser „alte[n] und thematische[n] Dauerbrenner“<sup>154</sup> ‚Familie‘ ganz unterschiedlich perspektiviert werden kann, zeigt nicht zuletzt die Diversität an Forschungsfragen. Literatur- und kulturwissenschaftliche Konferenzen, Themenhefte und Beilagen großer Zeitungen legen die Aktualität des Themas, gerade ab Mitte der 2000er Jahre, nahe.<sup>155</sup> Ältere Untersuchungen fokussieren oftmals einzelne, konfligierende Figurenkonstellationen, insbesondere den Vater-Sohn-Konflikt, aber auch die Vater-Tochter-Beziehung in den bürgerlichen

---

<sup>152</sup> Brinker-von der Heyde u. Scheuer (Hgg.): *Familienmuster – Musterfamilien*; Labouvie u. Myrrhe (Hgg.): *Familienbande – Familienschande*; Costagli u. Galli (Hgg.): *Deutsche Familienromane*; Kroppenberg u. Löhning (Hgg.): *Fragmentierte Familien*; Thomas Martinec u. Claudia Nitschke (Hgg.): *Familie und Identität in der deutschen Literatur*, Frankfurt a.M.: Lang 2009; Andrea Geier u. Jan Süselbeck (Hgg.): *Konkurrenzen, Konflikte, Kontinuitäten. Generationenfragen in der Literatur seit 1990*, Göttingen: Wallstein 2009; Paula Villa u. Barbara Thiessen (Hgg.): *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*, Münster: Westfälisches Dampfboot 2009; Albrecht Koschorke u.a. (Hgg.): *Vor der Familie. Grenzbedingungen einer modernen Institution*, München: Fink 2010; Katja Kauer (Hg.): *Familie – kultureller Mythos und soziale Realität*, Berlin: Frank & Timme 2010; Michaela Holdenried u. Weertje Willms (Hgg.): *Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven*, Bielefeld: Transcript 2012.

<sup>153</sup> Theodor Wolpers: „Einleitung – Zur Motivgeschichte schicksalhafter Familienbindungen in der neueren Literatur“, in: *Familienbindung als Schicksal: Wandlungen eines Motivbereichs in der neueren Literatur. Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1991-1994*, hg. v. dems., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996, 7-15, 15.

<sup>154</sup> Norbert Otto Eke u. Stefan Eilt: „Zur Einführung“, in: *Deutschsprachige Literatur(en) seit 1989*, Berlin: Erich Schmidt 2012, 1-11, 11 (= Sonderheft zur *ZfdPh*, Bd. 131).

<sup>155</sup> Vgl. exemplarisch das Themenheft „Familie“ der Zeitschrift *Kritische Ausgabe* 18 (2010) und das Themenheft „Komplex Familie“ der Zeitschrift *feministische studien* 28.2 (2010), das Themenheft „Familie und Staat“ der *Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft PROKLA* 173.4 (2013), die Beilage *Zeit Literatur* „Abschied vom Ich. Ein Gespräch mit Josef Bierbichler über seinen Roman ‚Mittelreich‘ und die Rückkehr der Familie in die deutsche Gegenwartsliteratur“, Nr. 41, Oktober 2011 oder den Sammelband *Familienbande – Familienschande*, der aus einer Konferenz zum Thema hervorgegangen ist.

Dramen. Erst zeitlich versetzt wurden Mutter-Tochter-Beziehungen literaturwissenschaftlich analysiert.<sup>156</sup> Da mit DAGMAR VON HOFF potentiell jede Familie eine inzestuöse Struktur aufweist<sup>157</sup>, also eine Familie des Ödipus sein kann, existieren motivgeschichtliche Arbeiten zum Inzest in der Literatur, in neueren Arbeiten auch im Film. Ältere Arbeiten argumentieren oft sozialgeschichtlich oder marxistisch und versuchen literarische auf außerliterarische Verhältnisse zurückzuführen, was sich mit dem *linguistic turn* in den 1970er Jahren geändert hat. Seit diesem Grundsatzturn, auf den sich alle folgenden, wie auch der für die germanistische Literaturwissenschaft bedeutsame *cultural turn* in den 1990er Jahren beziehen, herrscht Konsens dahingehend, dass unser Zugang zur Welt ein sprachlicher ist und dass Wirklichkeit erst durch Sprache geschaffen wird. Auch die Entwicklungen in den Gender Studies haben ihren Niederschlag in der Forschung zur Familie gefunden. Diese wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung lässt sich, in Anlehnung an SCHÖBLERS Darstellung, gut anhand der dominanten Forschungskontroversen zum bürgerlichen Trauerspiel veranschaulichen: soziologisch-marxistisch orientierte Lektüren fragen nach der ‚Abbildfunktion‘ des dramatischen Familienmodells; gattungstheoretisch ausgerichtete Analysen sind an dramentheoretischen Neuerungen des Genres interessiert; Kontroversen bezüglich des eng gefassten Kanons, in dem LESSINGS Werke dominieren, intendieren eine Kanonrevision.<sup>158</sup> Neuere Forschungen zum Thema, die nach der kulturellen Wende in der Literaturwissenschaft publiziert wurden, zeichnen die semiotischen und diskursiven Strategien nach, die das bürgerliche Familienmodell allererst produzieren; die Gender-Forschung analysierte zunächst primär die Konstruktion von ‚Weiblichkeit‘; mit WALTER ERHARTS Studie *Familienmänner* (2001) liegt eine detaillierte Analyse sprachlicher Setzungen von (Familien-), ‚Männlichkeit‘ vor.<sup>159</sup>

<sup>156</sup> Zum Forschungsüberblick der literaturwissenschaftlichen Mutter-Tochter-Beziehung mit einem Fokus auf psychoanalytischen Lesarten vgl. Adalgisa Giorgio: „Writing the mother-daughter relationship. Psychoanalysis, culture, and literary criticism“, in: *Writing mothers and daughters. Renegotiating the mother in Western European narratives by women*, hg. v. ders., New York u. Oxford: Berghahn Books 2002, 11-43.

<sup>157</sup> Dagmar von Hoff: *Familiengeheimnisse. Inzest in Literatur und Film*, Köln u.a.: Böhlau 2003, 9.

<sup>158</sup> Vgl. auch Schöbler: Kap. III: „Methoden der Interpretation“, in: dies.: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama*, 16-28.

<sup>159</sup> Walter Erhart: *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*, München: Fink 2001 (Habil. Univ. Göttingen 1996).

Die Forschungsbeiträge zum bürgerlichen Trauerspiel sind nahezu unüberschaubar.<sup>160</sup> Zu den ‚Klassikern‘ der Forschung der 1980er und 1990er Jahre dürfen die Beiträge von LOTHAR PIKULIK, KARIN WURST und BENGT ALGOT SØRENSEN ebenso wie PETER SZONDIS Theoretisierung der Gattung aus dem Jahr 1973 und KARL GUTHKES mittlerweile in der 6. Aufl. erschienene Einführung gezählt werden.<sup>161</sup> Klassische Forschungstexte aus dem gleichen Zeitraum, die allerdings schon gendersensibel argumentieren, sind die Beiträge von SUSANNE KOMFORT-HEIN, BRIGITTE PRUTTI oder INGE STEPHAN.<sup>162</sup>

Die explizite Untersuchung der familialen Strukturen in den bürgerlichen Trauerspielen LESSINGS setzt m.E. mit zwei Beiträgen aus dem Jahr 1977 ein: zum einen HINRICH C. SEEBAS Aufsatz „Das Bild der Familie bei Lessing“ und zum anderen mit FRIEDRICH KITTLERS Analyse „Erziehung ist Offenbarung“.<sup>163</sup> Mit SEEBA lässt sich für den Zeitraum davor resümieren, dass „überraschend selten“<sup>164</sup> „überhaupt auf die Rolle der Familie“<sup>165</sup> in LESSINGS bürgerlichen

<sup>160</sup> Ein guter, einführender Überblick über den derzeitigen Stand der Forschung mit kommentierter Bibliographie findet sich in: Schößler: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama*, 12-15. Die Bibliographien bei Rochow und Guthke sind ebenfalls empfehlenswert. Vgl. Rochow: *Das bürgerliche Trauerspiel*, bes. 215-235 und Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*. Vgl. ferner Alt: Kap. IV.4: „Das bürgerliche Trauerspiel“, in: ders.: *Aufklärung*, 207-246, bes. 239-244; Monika Fick: „Emilia Galotti“, in: *Lessing: Leben – Werk – Wirkung*, hg. v. ders., 3., neu bearb. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2010, 378-407. Vgl. auch bes. Cornelia Mönch: *Abschrecken oder Mitleiden. Das deutsche bürgerliche Trauerspiel im 18. Jahrhundert. Versuch einer Typologie*, Tübingen: Niemeyer 1993, 7-12.

<sup>161</sup> Lothar Pikulik: ‚*Bürgerliches Trauerspiel‘ und *Empfindsamkeit**, 2. Aufl., Köln u. Wien: Böhlau 1981; Wurst: *Familiale Gewalt ist die ‚wahre Gewalt‘*; Bengt Algot Sørensen: *Herrschaft und Zärtlichkeit. Der Patriarchalismus und das Drama im 18. Jahrhundert*, München: Beck 1984; Peter Szondi: *Die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels im 18. Jahrhundert*, Bd. 1: *Studienausgabe der Vorlesungen*, hg. v. Gert Mattenklott, mit einem Anhang über Molière v. Wolfgang Fietkau, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973; Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*.

<sup>162</sup> Susanne Komfort-Hein: ‚*Sie sei wer sie sei.*‘ *Das bürgerliche Trauerspiel um Individualität*, Pfaffenweiler: Centaurus 1995 (Diss. Univ. Tübingen 1993); Brigitte Prutti: *Bild und Körper. Weibliche Präsenz und Geschlechterbeziehungen in Lessings Dramen: ‚Emilia Galotti‘ und ‚Minna von Barnhelm‘*, Würzburg: Königshausen & Neumann 1996 (Diss. Univ. Berkeley 1994); Inge Stephan: „So ist die Tugend ein Gespenst“. Frauenbild und Tugendbegriff im bürgerlichen Trauerspiel bei Lessing und Schiller“, in: *Lessing Yearbook* 17 (1985): 1-20.

<sup>163</sup> Hinrich C. Seeba: „Das Bild der Familie bei Lessing. Zur sozialen Integration im bürgerlichen Trauerspiel“, in: *Lessing in heutiger Sicht*, hg. v. Edwards P. Harris, Bremen: Jacobi 1977, 307-321; Friedrich Kittler: „Erziehung ist Offenbarung. Zur Struktur der Familie in Lessings Dramen“, in: *Jahrbuch der Schillergesellschaft* 21 (1977): 111-137.

<sup>164</sup> Seeba: „Das Bild der Familie bei Lessing“, 309.

<sup>165</sup> Seeba: „Das Bild der Familie bei Lessing“, 309.

Trauerspielen „hingewiesen wird“<sup>166</sup>. In seinem Beitrag konturiert SEEBA „das Bild der Familie“<sup>167</sup> „als eine literarische Formel“<sup>168</sup> mit Symbolcharakter. Er geht bei dieser „Funktionalisierung der Familie“<sup>169</sup> davon aus, dass der Konflikt zwar innerhalb der Familie ausagiert wird, nicht aber aus ihr erwächst.<sup>170</sup> Diese Sichtweise ändert sich mit den nachfolgenden Forschungstexten, die den Konflikt im System Familie begründet sehen. Nachdem KITTLER auf die aktive Rolle der Literatur als „Semioteknik“<sup>171</sup> in der Etablierung des neuen bürgerlichen Familienideals hingewiesen hat, sagt KAISER kongenial zu KITTLER ganz klar, dass es in LESSINGS Dramen „um die Geburtskrise der modernen Familie und um die Dauerkrise dieser Einrichtung geht“<sup>172</sup>. Und SAËE bestimmt ‚Familie‘ in *Die aufgeklärte Familie* (1988) als „Handlungsraum, Orientierungsmuster und thematisches Zentrum“<sup>173</sup> der Literatur und unterstreicht ebenso, dass „die Literatur dieser Zeit [des 18. Jahrhunderts; N.W.] nicht nur Reflex einer ihr äußeren Realität, sondern auch zentrales Instrument in der Ausbildung dieser neuen Wertwelt“<sup>174</sup> ist. Auch die Untersuchungen von CHRISTOPH LOREY (1992) und ASTRID J. VONHAUSEN (1993) widmen sich dem Familienbild Lessings bzw. der Funktion der Familie in Lessings Dramen unter diesen Vorzeichen.<sup>175</sup> Ebenso finden sich instruktive Ausführungen zu den Familienkonstellationen bei LESSING in den Studien von JUTTA GREIS (1991), ULRIKE HORSTENKAMP-STRAKE (1994) sowie GAIL K. HART (1996).<sup>176</sup> Nicht zuletzt der Aufsatz „Väter und Töchter. Konfliktmodelle im Familiendrama des 18. und

<sup>166</sup> Seeba: „Das Bild der Familie bei Lessing“, 309.

<sup>167</sup> Seeba: „Das Bild der Familie bei Lessing“, 314.

<sup>168</sup> Seeba: „Das Bild der Familie bei Lessing“, 314.

<sup>169</sup> Seeba: „Das Bild der Familie bei Lessing“, 311.

<sup>170</sup> Vgl. Seeba: „Das Bild der Familie bei Lessing“, 312.

<sup>171</sup> Kittler: „Erziehung ist Offenbarung“, 112.

<sup>172</sup> Gerhard Kaiser: „Krise der Familie. Eine Perspektive auf Lessings *Emilia Galotti* und Schillers *Kabale und Liebe*“, in: *Recherches germaniques* 14 (1984): 7-22, 22.

<sup>173</sup> SaËe: *Die aufgeklärte Familie*, 3.

<sup>174</sup> SaËe: *Die aufgeklärte Familie*, 2.

<sup>175</sup> Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*; Astrid J. Vonhausen: *Rolle und Individualität. Zur Funktion der Familie in Lessings Dramen*, Bern u.a.: Lang 1993.

<sup>176</sup> Greis: *Drama Liebe*; Ulrike Horstenkamp-Strake: *„Daß die Zärtlichkeit noch barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!“ Autorität und Familie im deutschen Drama*, Frankfurt a.M. u.a.: Lang 1995 (Diss. Univ. Bonn 1994); Gail K. Hart: *Tragedy in paradise. Family and gender politics in German bourgeois tragedy 1750-1850*, Columbia: Camden House 1996.

19. Jahrhunderts“ von HELMUT SCHEUER (1994) darf als grundlegender Forschungsbeitrag der 1990er Jahre gewertet werden.<sup>177</sup>

URSULA HASSELS<sup>178</sup> Arbeit ist, neben der von BRITA HEMPEL<sup>179</sup>, eine der neueren Studien zum bürgerlichen Trauerspiel. HASSEL schlägt den Bogen vom bürgerlichen Trauerspiel der Aufklärung hin zum kritischen Volksstück der Gegenwart und belegt, dass Elemente des bürgerlichen Trauerspiels in modifizierter Form ‚überlebt‘ haben. Im Gegensatz zu meinem Projekt untersucht HASSEL auf der Folie sozialgeschichtlicher Entwicklungen ausschließlich Familienkonstellationen im Drama, ist aber ebenso am Fortbestehen und der funktionalen Präsenz eines epochenübergreifenden Idealbildes von Familie interessiert, das seine bedeutendste Ausprägung in den bürgerlichen Trauerspielen erfahren hat.<sup>180</sup> Einer der jüngsten Beiträge zum Thema ‚Familie im bürgerlichen Trauerspiel bzw. in *Emilia Galotti*‘, stammt von ACHIM GEISENHANSLÜKE (2010) und ist betitelt mit „Monströse Väter und missratene Töchter. Familiendramen und andere Katastrophen in Lessings *Emilia Galotti* und Lenz’ *Der Hofmeister*“.<sup>181</sup>

Mit den diskurstheoretischen Arbeiten ALBRECHT KOSCHORKES, FRIEDRICH KITTLERS und NIKOLAUS WEGMANNs zu den Diskursen der Empfindsamkeit resp. des 18. und 19. Jahrhunderts, kann meine Arbeit, die primär den aktuellen Familiendiskurs fokussieren will, an fundierte Studien anknüpfen, insbesondere im Hinblick auf das Kapitel 3.<sup>182</sup> Auch JUDITH FRÖMMERS Dissertation, die sich theoretisch und methodisch äußerst reflektiert mit *Vaterfiktionen* in der Aufklärung befasst, ist ein wichtiger Forschungstext für diesen Zeitraum,

---

<sup>177</sup> Helmut Scheuer: „Väter und Töchter. Konfliktmodelle im Familiendrama des 18. und 19. Jahrhunderts“, in: *Der Deutschunterricht* 46.1 (1994): 18-31.

<sup>178</sup> Ursula Hassel: *Familie als Drama: Studien zu einer Thematik im bürgerlichen Trauerspiel, Wiener Volkstheater und kritischen Volksstück*, Bielefeld: Aisthesis 2002.

<sup>179</sup> Brita Hempel: *Sara, Emilia, Luise: drei tugendhafte Töchter. Das empfindsame Patriarchat im bürgerlichen Trauerspiel bei Lessing und Schiller*, Heidelberg: Winter 2006.

<sup>180</sup> Hassel fragt, wie die bürgerlichen Dramen die „Ideologie von der Familie und das Bild der Frau im 18. Jahrhundert [...] aufnehmen, [bzw.] beeinflussen“ (Hassel: *Familie als Drama*, 37).

<sup>181</sup> Achim Geisenhanslüke: „Monströse Väter und missratene Töchter. Familiendramen und andere Katastrophen in Lessings *Emilia Galotti* und Lenz’ *Der Hofmeister*“, in: *Fragmentierte Familien*, 185-206.

<sup>182</sup> Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. 2., durchges. Aufl., München: Fink 2003; Kittler: *Dichter, Mutter, Kind* und ders.: *Aufschreibesysteme 1800-1900*, 4., vollständig überarb. Neuauf., München: Fink 2003; Nikolaus Wegmann: *Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart: Metzler 1988.

auf dem die vorliegende Studie aufbauen kann.<sup>183</sup> Für neuere Publikationen zum Thema und Motiv ‚Familie in der Literatur‘ sei an dieser Stelle sowohl auf die ausführliche Bibliographie „Familien- und Geschlechterrollen in der deutschen Literatur. Eine Auswahlbibliographie zur Forschung“ von CHRISTINE KANZ und THOMAS ANZ<sup>184</sup> als auch auf mein Literaturverzeichnis und die jeweiligen Analysekapitel verwiesen.<sup>185</sup>

Für die Analyse der diskursiven Entstehung eines bürgerlichen Familienideals knüpft meine Untersuchung an die Habilitationsschrift von REBEKKA HABERMAS<sup>186</sup> an. Einer historisch-anthropologischen Ausrichtung folgend, untersucht HABERMAS die Geschichte des Bürgertums im Allgemeinen und jene der Geschlechter im Besonderen. Analysiert wird die Diskrepanz zwischen den stilisierten Selbstdefinitionen des Bürgertums und deren tatsächlicher Lebensführung mit dem Ziel auszumachen, welche Werte in der bürgerlichen Lebensführung bedeutsam und folglich wirklichkeitsgestaltend wurden.<sup>187</sup> Hier zeigt sich deutlich, dass literarischen Familien Werte und Normen zugeschrieben wurden, denen gesamtgesellschaftlich eine Vorbildfunktion für die Herausbildung einer bürgerlichen Familienkultur zugesprochen wurde.

Es sind v.a. fünf Beiträge zum Thema ‚Familie und Bürgerlichkeit‘, die ich hier besonders hervorheben möchte: die Sammelbände *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert* (2006) und *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?* (2010), das *ApuZ*-Themenheft „Bürger – Bürgertum – Bürgerlichkeit“ (2008) sowie das Themenheft „Neue Bürgerlichkeit?“ der Zeitschrift *Frankfur-*

<sup>183</sup> Judith Frömmer: *Vaterfiktionen. Empfindsamkeit und Patriarchat in der Literatur der Aufklärung*, München: Fink 2008 (Diss. Univ. München 2005). Vgl. auch dies.: „Vom politischen Körper zur Körperpolitik: Männliche Rede und weibliche Keuschheit in Lessings *Emilia Galotti*“, in: *DVjs* 79.2 (2005): 169-195.

<sup>184</sup> Christine Kanz u. Thomas Anz: „Familien- und Geschlechterrollen in der deutschen Literatur. Eine Auswahlbibliographie zur Forschung“, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 32.1 (2000): 64-96.

<sup>185</sup> Auf die einschlägige Forschungsliteratur – v.a. zu den unterschiedlichen Akzentuierungen des Themas ‚Familie‘, wie sie aus den jeweiligen Textanalysen hervorgehen – wird in den Analysekapiteln jeweils gesondert verwiesen.

<sup>186</sup> Rebekka Habermas: *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850)*, 2. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002.

<sup>187</sup> Habermas unterstreicht, dass die Hinterfragung jener Normen und Werte im Bürgertum, welche tatsächlich einen praktischen Einfluss auf die Lebensführung hatten, lange Forschungsdesiderat geblieben ist. Sie spricht von „folgenreichen Verwechslungen [von bürgerlichen Werten mit Praktiken], welche dem seit den *Buddenbrooks* an Mythen wahrlich nicht armen Bürgertum neue hinzufügten“ (Habermas: *Frauen und Männer des Bürgertums*, 11).

ter Hefte (2010) und nicht zuletzt der etwas ältere Sammelband *Bürgerlichkeit im Umbruch* (1993), der speziell auf die deutschsprachigen Dramen von 1750-1800 eingeht.<sup>188</sup>

Für neuere sozialwissenschaftlich ausgerichtete Studien kann an dieser Stelle mit ELISABETH BECK-GERNSHEIM<sup>189</sup> resümiert werden, dass die traditionelle Familie ihre Monopolstellung zugunsten anderer Formen des Zusammenlebens verliert, sich aber dennoch nicht auflöst, sondern vielmehr die Konturen einer Lebensform, die sie als „postfamiliale Familie“ bezeichnet, annimmt.<sup>190</sup> Diesen Trend scheint das von RÜDIGER PEUCKERT<sup>191</sup> zusammengestellte, aktuelle Datenmaterial zu stützen.

Die online publizierten Dissertationen von TILL BENDER (2009) und ULRICH FRIEDRICH STRAUB (2007) sind für die vorliegende Arbeit deshalb so bedeutsam,<sup>192</sup> weil BENDER Analysen von zeitgenössischen amerikanischen Fernsehserien unter Berücksichtigung einer queeren Lektürepraxis offeriert, mithin ganz aktuelle Untersuchungsgegenstände mit einem ebenso aktuellen theoretischen Ansatz paart, und zweitens ist STRAUBS Dissertation wichtig, weil er sich dezidiert mit dem Idealbild der bürgerlichen Familie beschäftigt. Allerdings liegt sein Analysefokus auf Dramen im Zeitraum von 1840 bis 1995. STRAUBS Annahme, dass das bürgerliche Familienideal „in seiner Totalität [nie] ernsthaft in Frage gestellt“<sup>193</sup>, sondern immer nur einzelne Elemente

---

<sup>188</sup> Vgl. *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, hg. v. Hans-Edwin Friedrich u.a., Tübingen: Niemeyer 2006, bes. die „Einleitung“ von Hans-Edwin Friedrich, Fotis Jannidis u. Marianne Willems, IX-XL; *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?*, hg. v. Heinz Bude u.a.; Themenheft „Bürger – Bürgertum – Bürgerlichkeit“, *ApuZ* 9-10 (2008); Themenheft „Neue Bürgerlichkeit?“, *Frankfurter Hefte* 4 (2010); *Bürgerlichkeit im Umbruch. Studien zum deutschsprachigen Drama 1750-1800. Mit einer Bibliographie der Dramen der Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek zwischen 1750 und 1800*, hg. v. Helmut Koopmann, Tübingen: Niemeyer 1993.

<sup>189</sup> Elisabeth Beck-Gernsheim: *Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen*, 2., durchgeseh. Aufl., München: Beck 2000.

<sup>190</sup> Weitere Hinweise auf Studien zur Sozialgeschichte der modernen Kleinfamilie finden sich im dritten Kapitel dieser Arbeit.

<sup>191</sup> Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*.

<sup>192</sup> Ulrich Friedrich Straub: *Die erstaunliche Beharrlichkeit des bürgerlichen Familienideals und seine Reflexion in ausgewählten Familiendramen von 1840 bis 1995* (Diss. Univ. Freiburg i. Br. 2007), online unter: <[http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3323/pdf/Endfassung\\_Diss7.pdf](http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3323/pdf/Endfassung_Diss7.pdf)>; 15.8.2016; Till Bender: *It's just like we made this family for ourselves. 'Der Queer Family Claim im zeitgenössischen amerikanischen Film und Fernsehen* (Diss. Univ. Tübingen 2009), online unter: <<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-44267>>; 15.8.2016.

<sup>193</sup> Straub: *Die erstaunliche Beharrlichkeit des bürgerlichen Familienideals*, 13.



als „fehlerhaft [oder] problematisch“<sup>194</sup> herausgestellt wurden, haben seine Analysen mit dem Ergebnis, dass „ausnahmslos alle Figuren in ihren familialen Beziehungen vor dem Hintergrund des bürgerlichen Familienideals [agieren],“<sup>195</sup> bestätigt.

Es findet sich keine Studie, die den Versuch unternimmt, zeitgenössische Romane, in denen Familie literarisch verhandelt wird, auf der Folie der bürgerlichen Trauerspiele zu lesen, um dem zeitresistenten Phänomen eines bürgerlichen Familienideals und seiner Beteiligung an dem aktuellen Familiendiskurs auf die ‚Spur‘ zu kommen. Zwar unternimmt CLAUDIA NITSCHKE (2012) in ihrer Habilitationsschrift einen ähnlich gelagerten Versuch, indem sie die Figur des von ihr als ‚souveränen Vater‘ bezeichneten Vaters ausgehend vom bürgerlichen Trauerspiel bis hin zum Anfang des 20. Jahrhunderts verfolgt<sup>196</sup>. Demnach ist die dramatische Ausgangslage bei NITSCHKE im Vergleich zu meiner Untersuchung die gleiche, jedoch enden unsere Untersuchungen in unterschiedlichen Epochen, wobei das Interesse vorliegender Studie die Gegenwartsliteratur ist und NITSCHKE diesen Zeitraum mehr oder weniger unberücksichtigt lässt. Auch bei ALBRECHT KOSCHORKE findet sich in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Sammelband *Vor der Familie* ein Kapitel zur Trauerspielfamilie und zur Konzeption der Familie bei SCHILLER und LESSING<sup>197</sup>. Abermals setzt diese Publikation mit der Analyse der Familie im 18. Jahrhundert ein, um insbesondere nach den ‚Rändern‘ dieser Institution zu fragen, wie schon der Untertitel besagt: *Grenzbedingungen einer modernen Institution*. Es wird bspw. nach Konzeptionen des Dienstmädchens oder des Hauses gefragt<sup>198</sup>, um Familie gerade nicht aus der Mitte zu erklären. Einen ähnlichen Ansatzpunkt verfolgt der Sammelband *Fragmentierte Familien* (2010), der, der Titel indiziert es, „sich nicht vorrangig dem Ideal der sozialen Form ‚Familie‘, sondern seinen Brechungen zu[wendet]“<sup>199</sup>.

Die Aufsätze von ANNETTE SIMONIS (2004), VOLKER HOFFMANN (2011) und MANUEL BRAUN (2004) waren für meine Forschungsfragen sehr instruk-

<sup>194</sup> Straub: *Die erstaunliche Beharrlichkeit des bürgerlichen Familienideals*, 13.

<sup>195</sup> Straub: *Die erstaunliche Beharrlichkeit des bürgerlichen Familienideals*, 11.

<sup>196</sup> Claudia Nitschke: *Der öffentliche Vater. Konzeptionen paternaler Souveränität in der deutschen Literatur (1755-1921)*, Berlin u. Boston: de Gruyter 2012.

<sup>197</sup> Vgl. o.A.: „Einleitung“, in: *Vor der Familie*, 7-50.

<sup>198</sup> Vgl. Eva EBlinger: „Erziehung zur Natur, oder: Wie heiratet man eine Magd?“ oder Nacim Ghanbari: „Onkel und Tanten im Haus“, beide in: *Vor der Familie*, 173-212 sowie 213-250.

<sup>199</sup> Löhning: „Fragmentierte Familien. Einleitung“, in: *Fragmentierte Familien*, 7-10, 7.



tiv.<sup>200</sup> Insbesondere letztgenannten Beitrag habe ich im Hinblick auf die Konzipierung von ‚Familie‘ aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive mit großem Gewinn gelesen.

Abschließend lässt sich konstatieren, dass derzeit im Gefolge der Männlichkeitsforschung<sup>201</sup> zunehmend Vaterfiguren und Konzepte von Vaterschaft in den Fokus der literaturwissenschaftlichen Familienforschung geraten, wie Beiträge von WALTER ERHART und TONI THOLEN belegen, oder auch einer der ganz aktuellen Forschungstexte zu ‚Männlichkeit und Emotionen‘ im bürgerlichen Trauerspiel von WEERTJE WILLMS.<sup>202</sup> Gerade der Konnex von Mannsein, Männlichkeit und Affekten wird aktuell unter den Vorzeichen einer kulturwissenschaftlich argumentierenden Lektüre- und Forschungspraxis neu analysiert, wobei das Konzept ‚Affekte‘ kongenial zur ‚Männlichkeit‘ als ein diskursives, zeit- und kulturspezifisches Konstrukt verstanden wird.

---

<sup>200</sup> Annette Simonis: „Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen in Lessings Drama *Nathan der Weise*“, in: *Quatuor Coronati. Jahrbuch für Freimaurerforschung* 41 (2004): 121-131; Volker Hoffmann: „Tod der Familie und Toleranz. Lessings *Nathan der Weise* (1779,1783) und Goethes *Iphigenie auf Tauris* (1787) als Programmstücke der Goethezeit“, in: *DVjs* 3 (2011): 367-379; Braun: „Stifterfamilien, Josephs-Ehen, Spitzennahmen.“

<sup>201</sup> Lesenwerte Über- und Einblicke in das Feld der Männlichkeitsforschung sind z.B.: Walter Erhart: „Das zweite Geschlecht: ‚Männlichkeit‘, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht“, in: *IASL* 30.2 (2005): 156-232; Toni Tholen: „Männlichkeit(en) literatur- und kulturwissenschaftlich erforschen. Diskussion“, in: *Postsozialistische Männlichkeiten*, 217-229 sowie ders.: „Zur Krise, Marginalisierung und Neuerfindung von Männlichkeit aus literaturwissenschaftlicher Sicht“, in: *Erwägen, Wissen, Ethik* 21.3 (2010): 401-403 und nicht zuletzt der Sammelband *Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr? ‚Männlichkeitskonzepte in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hg. v. Barbara Hindinger u. Martin-M. Langner, München: Iudicum 2011 mit einem hervorragenden Vorwort von der Herausgeberin und dem Herausgeber (7-14).

<sup>202</sup> Vgl. z.B. Toni Tholen: „Familienmännlichkeiten. Anmerkungen zur Gegenwartsliteratur“, in: *GRM* 60.1 (2010): 101-116 oder Walter Erhart: „Alte Väter, neue Väter – Zur Kulturgeschichte der Männlichkeit“, in: *Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen*, 36 (2004): 47-62 sowie ders.: „Father figures in literature 1900/2000“, in: *Fatherhood in late modernity. Cultural practices, structural frames*, Berlin u. Toronto: Verl. Barbara Budrich 2012, 61-78; Willms: „Zwischen Überschwang und Repression“.

## 5 Material und Gliederung

Auf die Einleitung folgt in *Kapitel 2* der Theorieteil mit einer methodischen Darstellung bzw. Hinführung zu theoretischen Vorannahmen und einer Explizierung der Analyseinstrumente. Zunächst werden die Grundlagen von FOUCAULTS Diskursanalyse und ihre interdiskursive Weiterführung durch LINK/LINK-HEER rekapituliert und in einem nächsten Schritt mit der kulturwissenschaftlichen Text/Kontext-Debatte eingeführt, bevor das Performativitätsparadigma in seinen unterschiedlichen Perspektivierungen diskutiert wird. Das Kapitel endet mit einer Zusammenfassung von JUDITH BUTLERS Position, nicht nur zur Performativität von Geschlecht, sondern zu Familie und Verwandtschaft. Im Anschluss werden in *Kapitel 3* sozialhistorische und soziologische Konzeptionalisierungen der bürgerlichen Familie dargestellt, um die nachfolgenden Analysen gewissermaßen geschichtlich rückzubinden. Wenn ich von der Historizität des bürgerlichen Familiendiskurses ausgehe, gilt es, dieses historische Gewordensein zumindest überblicksartig zu vergegenwärtigen. Die Diskrepanz zwischen Leitbild und Realität bzw. Praxis steht auch hier im Zentrum der Argumentation. Diese historischen Informationen sind auch in einer diskursanalytisch argumentierenden Studie unerlässlich, weil, mit NAVE-HERZ, die Idealität des bürgerlichen Familienmodells reale Funktionen erfüllt, welche sich m.E. auch in der Rhetorik der sozial-historischen Forschung zeigen. Daran schließt sich die ‚eigentliche Arbeit der Literaturwissenschaftlerin‘ an, nämlich die Erarbeitung der drei zentralen Analyseblöcke, die jeweils in einzelne Kapitel untergliedert sind. Auf die Modellanalyse des kanonischen bürgerlichen Trauerspiels *Emilia Galotti* in *Kapitel 4* folgt eine Untersuchung zu populärkulturellen Sachbüchern der Gegenwart, die sich mit dem Thema ‚Familie‘ auseinandersetzen und die exemplarisch Einblicke in zeitgenössische populäre und breitenwirksame Inszenierungen der bürgerlichen Familie geben; ein Unterkapitel untersucht den Neubürgerlichkeitsdiskurs in den Printmedien (*Kapitel 5*). Dieses verstärkt diskursanalytisch angelegte Kapitel bildet die Brücke zwischen der *Galotti*-Modellanalyse und den in *Kapitel 6* interpretierten Gegenwartsromanen. Es erfüllt die Funktion einer diskursanalytischen Kontextanalyse, die im Rückblick auf das 4. Kapitel, aber auch im Vorgriff auf *Kapitel 6* Diskurskontinuitäten vor Augen führt.

Der Schwerpunkt der Studie liegt auf den sich anschließenden Analysen zu ausgewählten Texten der Gegenwartsliteratur von BIRGIT VANDERBEKE,

KATHRIN SCHMIDT, HARRIET KÖHLER und JOHN VON DÜFFEL in *Kapitel 6*. Die Texte werden im unmittelbaren Rekurs auf das in *Emilia Galotti* auf die Bühne gestellte bürgerliche Familienmodell gelesen. Diese ‚Brille‘ ermöglicht es, Parallelen, aber natürlich auch Unterschiede zwischen dem dramatischen Modell und den Gegenwartsanalysen in den Blick zu bekommen, die ohne den *Galotti*-Prätexst nicht ohne Weiteres Signifikanz erlangt hätten. In welcher Weise die explizite und die implizite Auseinandersetzung mit dem bürgerlichen Familienmodell literarisch produktiv werden, wird für jeden analysierten Text neu gezeigt. Die Texte stammen aus den Jahren zwischen 1990 bis 2007 bzw. 2010 und decken somit jenen Zeitrahmen ab, in dem die Virulenz der Neubürgerlichkeitsdebatte besonders augenfällig war. Die thematische Gemeinsamkeit der Texte ist das Thema ‚bürgerliche Familie‘. Jedoch finden sich Unterschiede in der Herangehensweise. Das war wichtig bei der Auswahl, weil es um eine Vielfalt an Herangehensweisen zum Thema und also exemplarische Lektüren gehen sollte. Es sollte nicht primär um ein mehrgenerationelles Erzählen gehen, sondern um die narrative Fokussierung des bürgerlichen Familienideals in einer Kleinfamilie mit zwei Generationen und die Frage, wie sich die Familie zum bürgerlichen Familienideal verhält. Eine Ausnahme bilden hier die zwei Analysetexte SCHMIDTS, die als Exempel für sog. ‚Generationenromane‘ dennoch Aufschluss über ein möglicherweise anderes Erzählen von Familie und andere narrative Verfahren – im Vergleich zu jenen Texten, die nur eine Kernfamilie adressieren – geben können. Obschon in der ehemaligen DDR mutmaßlich ein anderes, nicht-westliches, sozialistisches Familienideal gefördert wurde, hat das bürgerliche Familienideal auch dort seine Sogwirkung entfalten können, wie anhand jener Texte, die über die ostdeutsche Vergangenheit erzählen, herausgearbeitet wird. Ein Schlusskapitel (*Kapitel 7*) fasst Ansatz und Ergebnisse der Studie nochmals zusammen und stellt weitergehende Überlegungen zum Verhältnis von Familie und Geschlechterrollen bzw. Familie und Klassenzugehörigkeit an. Der gegenwärtige diskursive Rekurs auf das traditionale Denkmodell der Familie, so resümiert das Kapitel, ist nicht mit der Vorstellung realiter gelebter Familienpraxis zu verwechseln, obwohl dem Modell als gesellschaftlichem Referenzpunkt sinnstiftende Funktion zukommt.

## II ‚Doing theory‘. Theoretisch-methodische Verortung

Von einer Theorie erwarten wir, daß sie uns einen alten Gegenstand in neuem Lichte zeigt, damit wir erkennen, daß dieser Gegenstand erst aus der neuen Perspektive wirklich verstanden werden kann.<sup>203</sup>

### 1 Diskursanalyse nach MICHEL FOUCAULT und ihre interdiskursive Erweiterung

Mit einem Blick auf die Literaturgeschichtsschreibung lässt sich zweifelsohne von dem Gegenstand ‚Familie‘ behaupten, dass er ein sehr alter ist. Die Zeichenfolge ‚Familie‘ bezeichnet nur deshalb die Idee von Familie (als einer bürgerlichen Gefühlsgemeinschaft), weil, mit SAUSSURE, die Beziehung zwischen Inhalts- und Ausdrucksseite des sprachlichen Zeichens sowie seinem Referenten auf arbiträr gesetzten Konventionen beruhen. Ohne etwas an der Idee zu ändern, hätte es auch eine andere Lautfolge sein können, wie Kohorte, Rudel oder Harem. Als sprachliches Konstrukt jedoch unterliegt das soziale Verhältnis ‚Familie‘ den spezifischen Möglichkeitsbedingungen seiner Zeit, was besonders im Hinblick auf die restriktive bürgerliche Familienführung, die auf den Bühnen des 18. Jahrhunderts ‚gelehrt‘ und ‚gelernt‘ werden sollte, deutlich wird: Familie ist keine ontologische Wesenheit, sondern etwas, das als gesellschaftliches Rollenmodell vorgespielt wurde oder nachgemacht werden sollte. D.h., dass soziale Rollen stets neu ausgehandelt werden müssen. Die Fragen zur Beschreibung des diskursiven Ereignisses ‚Familie‘ lauten: „Wie kommt es, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?“<sup>204</sup> Welchen historisch je spezifischen Reglementierungen des ‚Sagbaren‘ unterliegt diese Rede, welchen gesellschaftlich-politischen Zweck verfolgt sie?

Mit der von dem französischen Philosophen MICHEL FOUCAULT begründeten Diskursanalyse als methodisches Verfahren zur Analyse und Reflexion re-

---

<sup>203</sup> Umberto Eco: „Semiotik der Theateraufführung“, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, 262-276, 264.

<sup>204</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 42.

gelbestimmter Aussageformationen, die in ihrer Materialität den spezifischen gesellschaftlichen Machtstrukturen unterliegen, d.h., über Ausschließungsmechanismen geordnet werden, kann der Familiendiskurs in seiner Prozessualität untersucht sowie sein geschichtliches Gewordensein beschrieben werden. Auf diese Weise lassen sich Aussagen über die Funktion kultureller Denkschemata einer Zeit treffen. Des Weiteren, indem die Regeln der Konstruktion von Familienfigurationen offen gelegt werden, bzw. „das Spiel ihres Erscheinens und ihrer Verstreuung“<sup>205</sup>, werden Aussagen über die soziale und kontingente Entität ‚Familie‘ möglich. Denn, eine „Diskursanalyse zielt darauf, festzustellen, was faktisch gesagt wurde und [sich] dann gleichsam zu stabilen Aussagemustern kristallisierte, die nach einiger Zeit wieder zerfallen“<sup>206</sup>.

FOUCAULTS Analysen wollen „keine Theorie“<sup>207</sup> im strengen Sinne des Wortes sein, sondern sie wollen vielmehr „eine Möglichkeit her[z]ustellen“<sup>208</sup>, um Kultur mithilfe der historischen Diskursanalyse anhand der Kategorien ‚Aussage‘, ‚Regel‘, ‚Regelmäßigkeit‘ und der sog. ‚regulativen Prinzipien‘, ‚Ereignis‘, ‚Serie‘, ‚Regelhaftigkeit‘ und ‚Möglichkeitsbedingungen‘ neu zu denken<sup>209</sup> – und zwar ohne Rückgriff auf die ideengeschichtlich abgenutzten Einheiten wie ‚Buch‘, ‚Werk‘ oder ‚transzendentes Subjekt‘, die, dem Wortgebrauch nach, als Einheiten einen hermeneutisch-einheitlichen Sinn sowie ein tieferes Bewusstsein versprechen.<sup>210</sup>

Ziel dieser Ersetzung von traditionellen Kategorien für die Analyse ist es, „den Zufall, das Diskontinuierliche, die Materialität in die Wurzel des Denkens einzulassen“<sup>211</sup>, um „den ‚Ort‘ des Ereignisses, den Spielraum seiner Zufälligkeit, die Bedingung seines Auftretens umschreiben“<sup>212</sup> zu können. Folgerichtig, weil seinem Projekt eines offenen und dynamischen Denkens entsprechend, hat

---

<sup>205</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 54.

<sup>206</sup> Philipp Sarasin: *Michel Foucault zur Einführung*, Hamburg: Junius 2005, 106.

<sup>207</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 166.

<sup>208</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 167.

<sup>209</sup> Vgl. Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 35.

<sup>210</sup> Vgl. Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 35: Vier Begriffe müssen demnach der Analyse als regulative Prinzipien dienen: die Begriffe des Ereignisses, der Serie, der Regelhaftigkeit, der Möglichkeitsbedingung. Jeder dieser Begriffe setzt sich jeweils einem anderen genau entgegen: das Ereignis der Schöpfung, die Serie der Einheit, die Regelhaftigkeit der Ursprünglichkeit, die Möglichkeitsbedingung der Bedeutung. Diese vier anderen Begriffe (Bedeutung, Ursprünglichkeit, Einheit, Schöpfung) haben die traditionelle Geschichte der Ideen weitgehend beherrscht [...].

<sup>211</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 38.

<sup>212</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 36.

FOUCAULT seinen ‚Diskurs‘-Begriff inkonsistent verwendet und nicht explizit literaturwissenschaftlich ausgerichtet. „[Eine] Diskursanalyse der Literatur [findet sich] in Foucaults Werk nirgends systematisch begründet“<sup>213</sup>, so auch ACHIM GEISENHANSLÜKE mit Rekurs auf Arbeiten von CLEMENS KAMMLER sowie LINK und LINK-HEER. Nichtsdestotrotz ist es auch unter Rückgriff auf die Diskursanalyse nach FOUCAULT möglich, die „Regelhaftigkeiten des **literarischen bzw. des literaturwissenschaftlichen Diskurses** [Hervorhebung im Orig.; N.W.] [zu] untersuchen und Produzent/inn/en sowie Rezipient/inn/en von Literatur als diskursive Phänomene zu beschreiben“<sup>214</sup>, so MARTINA WAGNER-EGELHAAF. Dies wird durch die theoretische Orientierung an Ansätzen machbar, die im Zuge der FOUCAULT-Rezeption dessen Theoreme erweitert und für diverse literaturwissenschaftliche Richtungen produktiv gemacht haben, sodass sich für die Zeit nach den 1970er Jahren von einem Konglomerat diskurstheoretischer Ansätze sprechen lässt, die zwar alle von FOUCAULT ausgehen, aber unterschiedliche Akzente setzen. Somit können diskursanalytische Untersuchungen bspw. medientheoretisch, geschlechtsspezifisch oder auch psychoanalytisch ausgerichtet sein.

Für die vorgelegte Arbeit ist die Erweiterung des Diskursbegriffs um die Komponenten des ‚Interdiskurses‘ und ‚Spezialdiskurses‘ nach LINK/LINK-HEER sinnvoll, weil hiernach das Potential literarischer Texte, subversiv sein zu können, nicht negiert, sondern Literatur als re-integrierender Interdiskurs fokussiert und erklärbar wird.<sup>215</sup> Die Interdiskurstheorie stellt „ein Modell für den komplexen Funktionszusammenhang von Lit., Spezialdiskursen und Gesamt-

<sup>213</sup> Achim Geisenhanslüke: Kap. VI: „Diskursanalyse“, in: ders.: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*, 3. Aufl., Darmstadt: WBG 2006, 121-141, 129.

<sup>214</sup> Martina Wagner-Egelhaaf: Kap. VIII: „Text, Kultur, Medien“, in: Jürgen H. Petersen u. dies.: *Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch*, 7., vollst. überarb. Aufl., Berlin: Erich Schmidt 2006, 221-247, 230.

<sup>215</sup> Vgl. hier stellvertretend Link u. Link-Heer: „Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse“; Jürgen Link: „Was heißt elementare und was institutionalisierte Literatur, und wie ist ihr Verhältnis zu denken?“, in: ders.: *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München: Fink 1983, 25-38 sowie ders.: „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik“, in: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, hg. v. Jürgen Fohrmann u. Harro Müller, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, 284-307; Jürgen Link u. Rolf Parr: „Semiotik und Interdiskursanalyse“, in: *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*, hg. v. Klaus-Michael Bogdal, 2., neubearb. Aufl., Opladen: Westdt. Verl. 1997, 108-133.

Kultur bereit“<sup>216</sup>, wobei folglich die Kultur in ihrer Gesamtheit aus den einzelnen Spezialdiskursen besteht. Mit FOUCAULT versteht LINK historisch-spezifische Diskursformationen als ‚Spezialdiskurse‘, die untereinander interferieren und in einen ‚Interdiskurs‘, z.B. die Literatur, integriert werden können, der zwischen den diversen Spezialdiskursen vermittelt:

Wir schlagen vor, jede historisch-spezifische ‚diskursive Formation‘ im Sinne Foucaults als ‚Spezialdiskurs‘ zu bezeichnen und dann alle interferierenden, koppelnden, integrierenden usw. Quer-Beziehungen zwischen mehreren Spezialdiskursen ‚interdiskursiv‘ zu nennen. ‚Interdiskursiv‘ wären dann z.B. alle Elemente, Relationen, Verfahren, die gleichzeitig mehrere Spezialdiskurse charakterisieren.<sup>217</sup>

In gewisser Weise unterscheidet LINK mit seiner Differenzierung des FOUCAULT’SCHEN Diskursbegriffs in zwei verschiedene Formen der Wissensgenerierung die diskursiven Wissensformationen nach Disziplinen, wobei der literarische Interdiskurs einerseits zwar ein Spezialdiskurs ist, der klar einer Disziplin zugeordnet werden kann, zugleich aber interdisziplinär als Interdiskurs wirksam ist, weil er das Wissen aller möglichen Spezialdiskurse im Medium der Literatur verfügbar machen kann. Die Möglichkeit literarischer Texte, ‚gendiskursiv‘ sein zu können, resultiert also aus der Tatsache, dass sie „spezialdiskursive Wissensbestände aufgreifen und in Bilder transformieren [können], die den hegemonialen Anspruch der Spezialdiskurse unterlaufen und irritieren“<sup>218</sup> und mithin eine viel komplexere Ausgestaltung erfahren als der ‚Wahrheit‘ verpflichtete Spezialdiskurse. Die „Quer-Beziehungen“, von denen LINK spricht, leisten die Verknüpfungen der einzelnen Spezialdiskurse untereinander. HANIA SIEBENPFEIFFER reformuliert LINK wie folgt:

Da Spezialdiskurse hoch selektive und spezialisierte Wissensbestände produzieren, ist ihre Anschlussfähigkeit an andere Spezialdiskurse wie auch ihre ‚Kommunikationsfähigkeit‘ mit dem nicht-spezialisierten Raum des Allgemeinen reduziert und sie bedürfen einer Rückvermittlung.<sup>219</sup>

---

<sup>216</sup> Ute Gerhard, Jürgen Link u. Rolf Parr: „Interdiskurs, reintegrierender“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, hg. v. Ansgar Nünning, 5., aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 341f., 342.

<sup>217</sup> Link u. Link-Heer: „Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse“, 92.

<sup>218</sup> Hania Siebenpfeiffer: „Einleitung“, in: dies.: *„Böse Lust“. Gewaltverbrechen in Diskursen der Weimarer Republik*, Köln u.a.: Böhlau 2005, 1-16, 10 (Diss. Univ. Berlin 2002).

<sup>219</sup> Siebenpfeiffer: „Einleitung“, in: dies.: *„Böse Lust“*, 5.

Der Fokus der Interdiskursanalyse liegt demnach auf den Schnittstellen von Diskursen, an denen nach LINK diverse Spezialdiskurse, wie der ökonomische, der medizinische oder juristische, durch gemeinsame bildliche Repräsentationsformen, z.B. den Kollektivsymbolen, zusammengeführt werden. Die Kollektivsymbole haben wesentlichen Anteil an der Strukturierung jenes Wissens, das den Individuen zur Orientierung in einer vorherrschenden Kultur dient. Allerdings wird die Kollektivsymbolik, wie usuelle, konventionalisierte Metaphern (Tischbein, Flussarm usw.) auch, selten bewusst wahrgenommen und als solche identifiziert. Zumeist sind es „stereotype ‚bildliche‘ Vorstellungen“<sup>220</sup>, wie LINK/LINK-HEER im Rückgriff auf GEORGE P. LAKOFFS und MARK JOHNSONS Arbeit *Metaphors we live by* [1980; dt. Übersetzung: *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*] erläutern, die das Basis- und Orientierungswissen im Alltag prägen. Diesen Gedanken fortführend, definieren LINK/LINK-HEER den Begriff des ‚Kollektivsymbols‘ folgendermaßen: „Die Gesamtheit solcher kulturspezifischer, kollektivstereotyper ‚Bildlichkeit‘ wird im folgenden als Kollektivsymbolik bezeichnet. Lediglich ein Teil der Metaphern im präzisen Sinne gehört zu dieser Kollektivsymbolik, die im übrigen auch andere als metaphorische Elemente umfaßt.“<sup>221</sup> Unter interdiskursiven Elementen sind rhetorische, aber auch narrative Muster, Bilder, Klischees, Stereotypen, Phrasen, Floskeln, Analogien, Symbole oder eben Kollektivsymbole zu verstehen.<sup>222</sup> Letztere zählt LINK zu den elementar-literarischen Anschauungsformen, von denen das Kollektivsymbol, neben anderen sprachlichen Elementen wie Metaphern oder Symbolen, eine ist. „In ihrer Gesamtheit“<sup>223</sup>, so ist in dem von LINK mitverfassten Beitrag zum ‚Interdiskurs‘ im *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie* nachzulesen, stellen diese elementar-literarischen Elemente „den allg. diskursiven Rahmen eines Diskurssystems“<sup>224</sup>. Besonders greifbar wird die kollektivsymbolische Rhetorik in Interdiskursen, also Diskursformationen, die Wissen entspezialisieren, alltagssprachlich und allgemein verständlich präsentieren und so die Wissensbestände untereinander vermitteln

<sup>220</sup> Jürgen Link u. Ursula Link-Heer: „Kollektivsymbolik und Orientierungswissen. Das Beispiel des ‚Technisch-Medizinischen Vehikel-Körpers““, in: *Der Deutschunterricht* 64.4 (1994): 44-55, 44.

<sup>221</sup> Link u. Link-Heer: „Kollektivsymbolik und Orientierungswissen“, 44.

<sup>222</sup> Link: „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse“, 288f.

<sup>223</sup> Gerhard u.a.: „Interdiskurs, reintegrierender“, 342.

<sup>224</sup> Gerhard u.a.: „Interdiskurs, reintegrierender“, 342.



und anschlussfähig machen. In dieser Vermittlungsfunktion zwischen den Spezialdiskursen liegt ihre reintegrative Funktion begründet.

Die Literatur ist eine besondere Art des Interdiskurses, publizistische oder politische interdiskursive Redeweisen sind weitere. Sie wollen nicht notwendigerweise widerspruchsfrei und geschlossen sein, oder eindeutiges Wissen kommunizieren. LINK formuliert diesen Unterschied so:

Die **Verwendungsweise** der Symbole **variiert** allerdings je nach der Besonderheit einzelner Diskursarten [...]. Während die integrativen Diskurse des Alltags (z.B. der Presse) durch vielfältige **Katachresen** die Synchronie des Systems ständig offenlegen, bemühen sich besonders die wissenschaftlichen und philosophischen Diskurse um möglichst widerspruchsfreie (nicht durch Katachresen belastete) Verwendungsweise [sic] der Symbole als **explikativer Symbole** mit Tendenz zu **Analogiemodellen** [Hervorhebungen im Orig.; N.W.].<sup>225</sup>

D.h., wissenschaftliche Texte folgen in Rhetorik und Narrativik einem traditionellen, eindeutigen Aufbau, der um Objektivität und Eindeutigkeit bemüht ist und deshalb die Dichte an bewusst wahrnehmbaren Kollektivsymbolen so gering wie möglich hält, also mit wenigen interdiskursiven Funktionen ausgestattet ist. Sie sind hochspezialisierte Redeweisen, die für den Laien nur schwer zugänglich sind und ohne sprachliche ‚Übersetzungsarbeit‘ allgemein unverständlich bleiben (müssen). In Spezialdiskursen entfällt also eine bildhafte oder rhetorisch sehr ausgeschmückte Sprache zugunsten eines vermeintlich ‚nüchternen‘ Wissenschaftsjargons, obschon, mit FRIEDRICH NIETZSCHE gesprochen, eine unrhetorische Sprechweise unmöglich ist, weil ‚Wahrheit‘, verstanden als diskursiver Effekt, bloß „ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen“<sup>226</sup> ist und mithin jede sprachliche Produktion eine rhetorische Operation ist. NIETZSCHE und anderen Sprachkritikern der Moderne zum Trotz, lässt sich mit LINK dennoch eine Klassifizierung hinsichtlich der Häufung interdiskursiver Elemente eines Textes ausmachen. Des Weiteren lassen sich mit dem diskursanalytischen Zugang nach LINK „diskursübergreifende Dispositive wie ‚Vernunft‘, ‚Sexualität‘ oder ‚Normalität‘ feststellen, die sozia-

---

<sup>225</sup> Jürgen Link: „Über ein Modell synchroner Systeme von Kollektivsymbolen sowie seine Rolle bei der Diskurs-Konstitution“, in: *Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert*, hg. v. dems. u. Wulf Wülfing, Stuttgart: Klett-Cotta 1984, 63-92, 65.

<sup>226</sup> Friedrich Nietzsche: „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn“, in: ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in fünfzehn Bänden*, hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, Bd. 1: *Die Geburt der Tragödie u.a.*, München: dtv 1980, 873-890, 880.

le Gegenstände von bes., tendenziell gesamtgesellschaftlicher Relevanz konstituieren“<sup>227</sup>.

Die ‚bürgerliche Familie‘ ist m.E. genau so ein diskursübergreifendes Dispositiv, dessen gesamtgesellschaftliche Bedeutung sich allein dadurch nachweisen lässt, dass ‚Familie‘ ein andauerndes Top-Thema in allen Medien und nicht zuletzt auch der Wissenschaft und also der Spezialdiskurse ist. Dabei kann es nicht darum gehen, sozialhistorische Familienkonstellationen zu rekonstruieren, sondern, wie FOUCAULT das für sein Paradebeispiel eines Dispositivs, dem Sexualitäts-Dispositiv, getan hat, „die Wissens- und Machtbeziehungen ihrer Produktion zu entziffern“<sup>228</sup>. Im Gegensatz zum Diskursbegriff umfasst der Begriff des ‚Dispositivs‘ nach FOUCAULT auch nicht-sprachliche Elemente.<sup>229</sup> Ein Dispositiv ist ein „heterogene[n][s] Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen“<sup>230</sup> umfasst, so FOUCAULT. Diese Aussagen zusammengenommen ergeben einen gemeinsamen Gegenstand. Solchermaßen konzipiert, ist unter einem Dispositiv ein „strategische[s] Diskurs-Netzwerk“<sup>231</sup> zu verstehen.

Die Literatur, die für vorliegende Untersuchung von herausragender Relevanz ist, nimmt nach LINK eine besondere Stellung unter den Interdiskursen ein. Da sie eigentlich kein genuin eigenes Thema hat, kann sie tendenziell alles thematisieren. Ein Resultat ist, dass sie das Spiel mit der Bedeutungsoffenheit, Uneindeutigkeit und den Ambivalenzen von Sprache sowie den vielfältig möglichen Erzählverfahren potenzieren kann; Literatur kann sich einer eindeutigen Aussage und Geschlossenheit verweigern: „Literarische Texte zeichnen sich durch ein überschüssiges, nicht reduzibles Sinnpotential aus, das Verstehensversuche auslöst und gleichzeitig zurückweist. Sie bietet Bedeutungen an, um

<sup>227</sup> Gerhard u.a.: „Interdiskurs, reintegrierender“, 342.

<sup>228</sup> Harald Neumeier: „Dispositiv“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, hg. v. Ansgar Nünning, 3., aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart 2004, 144f., 144.

<sup>229</sup> Michel Foucault: „Ein Spiel um die Psychoanalyse. Gespräch mit Angehörigen des Département de Psychoanalyse der Universität Paris/Vincennes“, in: ders.: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin: Merve 1978, 118-175, 120. Foucault formuliert: „Gesagtes ebenso wie Ungesagtes“ (ebd.).

<sup>230</sup> Foucault: „Ein Spiel um die Psychoanalyse“, 119.

<sup>231</sup> Hannelore Bublitz: „Diskursanalyse als Gesellschafts-„Theorie‘. ‚Diagnostik‘ historischer Praktiken am Beispiel der ‚Kulturkrisen‘-Semantik und der Geschlechterordnung um die Jahrtausendwende“, in: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, hg. v. ders. u.a., Frankfurt u. New York: Campus 1999, 22-48, 25.

sie im Prozeß ihrer Signifikation zu verschieben.“<sup>232</sup> Dieses Charakteristikum kommt v.a. durch die Verwendung von literarischen bzw. spezialdiskursiven Erzählverfahren zustande: ist die spezialdiskursive Narrativik eher homogen, variationsarm sowie reduktionistisch, was den Einsatz von Perspektive, Fokalisierung, Stimme, Modus und weiteren narrativen Einheiten angeht, v.a., weil sie so ihrem Wahrheitsanspruch gerecht werden möchte, so zeichnen sich literarische Erzählweisen durch ein hohes, potentiell unendliches Maß an Heterogenität in Sprachverwendung und erzählerischer Darstellung aus.<sup>233</sup> Literatur ist beides: ein sehr spezialisierter Diskurs, der durch einen Interdiskurs vermittelt werden muss, aber zugleich auch ein entspezialisierender Diskurs, der Spezialwissen verständlich vermittelt und deren Anschlussfähigkeit garantiert.

Dass FOUCAULT selbst schon Ideen zur Konzeption von Spezialdiskursen und Kollektivsymbolen hatte, impliziert bspw. der dritte seiner methodischen Grundsätze, den er in der *Ordnung des Diskurses* aufstellt. Dort heißt es: „Die Diskurse müssen als diskontinuierliche Praktiken behandelt werden, die sich überschneiden und manchmal berühren, die einander aber auch ignorieren oder ausschließen.“<sup>234</sup> Insofern erscheint eine diskursanalytische Vorgehensweise, die von FOUCAULT ausgeht, aber dessen Prämissen mithilfe interdiskursanalytischer Parameter konkretisiert, äußerst plausibel.

Zusammenfassend besteht der Vorteil einer methodischen Kombination von Diskurstheorie und generativer Interdiskurstheorie für die vorgestellte Untersuchung darin, dass die spezifischen Gestaltungsspielräume der Familienbilder in der zeitgenössischen Literatur in den Blick kommen. In dem literarisch-semiotischen Spiel der Darstellung ‚möglicher Welten‘ haben Utopien, Subversionen, Verschiebungen und Neubeschreibungen familiärer Formen des Zusammenlebens gleichermaßen ihre Berechtigung. Analog zu dem Konzept von Literatur als ‚Gegendiskurs‘, wie es der frühe FOUCAULT aufgestellt hat, wird in der Literatur das ‚Andere‘ erfahr- und interdiskursiv analysierbar; gleichzeitig aber können literarische Texte als ein heterogener und gleichberechtigter Teil jenes Diskursnetzes betrachtet werden, das Kultur (mit-)produziert, ohne diskursiven Sonderstatus. Es gilt zu beachten, dass eine Diskurstheorie (durch Aussagen) erst ihre Phänomene hervorbringt, die sie zu analysieren gedenkt.

---

<sup>232</sup> Detlef Kremer: „Die Grenzen der Diskurstheorie Michel Foucaults in der Literaturwissenschaft“, in: *Vergessen. Entdecken. Erhellen: Literaturwissenschaftliche Aufsätze*, hg. v. Jörg Drews, Bielefeld: Aisthesis 1993, 98-111, 105.

<sup>233</sup> Vgl. hierzu auch Siebenpfeiffer: „Einleitung“, in: dies.: *„Böse Lust“*, 6f.

<sup>234</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 34.

Das heißt, der zu untersuchende Gegenstand, bzw. die sich durch Diskurse zu Gegenständen formierende gesellschaftliche Wirklichkeit, ist stets abhängig von der Art und Weise der zugrunde gelegten Diskurstheorie.<sup>235</sup> Demnach kann der erkenntnistheoretische Zugang zur Wirklichkeit niemals ein direkter, sondern immer nur ein mittelbarer und diskursiv konstruierter, mithin ein konstruktivistischer sein.<sup>236</sup> Was diese Arbeit leisten kann und soll ist geschult an einem explizit textbezogenen Zugang mit strukturellem Erkenntnisinteresse zum Thema ‚bürgerliche Familie in Deutschland‘, so wie es im Folgenden weiter expliziert wird. D.h. eine systematische Arbeit wie die vorliegende, die den Analysebogen vom 18. bis 21. Jahrhundert spannt, und sich methodisch an der FOUCAULT’SCHEN Diskursanalyse orientiert, kann weder einen „Königsweg“<sup>237</sup> gehen, noch den Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

## 1.1 Diskurs und Diskursanalyse. Sagbares und Unsagbares

Die Diskursanalyse als weit gefasster Terminus technicus und als „Träger eines ganzen theoretischen Programms“<sup>238</sup> ist ein „methodischer Ausdruck einer allgemeinen (Wissens-)Konstitution von Gegenständen“<sup>239</sup>, deren Ziel eine Problematisierung der Konstruktion von Wissen ist, insofern Diskursanalyse als Gesellschaftsanalyse aufgefasst wird. Wollte man die differenten Auffassungen von Diskurstheorien auf ihre Schnittmengen hin überprüfen, so lässt sich zusammenfassend von Theorien sprechen, „die in der Untersuchung von Äußerungszusammenhängen, von Äußerungsfolgen, Kohärenzen bzw. von regelbe-

<sup>235</sup> Vgl. zum Problem und Phänomen der Unmittelbarkeit von Diskursen auch Bublitz: „Diskursanalyse als Gesellschafts-, Theorie“, bes. 27.

<sup>236</sup> Foucault spricht in diesem konstruktivistischen Zusammenhang von den „reflexiven Kategorien“, die „ihrerseits Diskursfakten“ sind (Foucault: *Archäologie des Wissens*, 35).

<sup>237</sup> Eine diskursanalytische Perspektive ist vor methodischen Schwierigkeiten nicht gefeit; einen Königsweg – so lautet auch der Titel eines Aufsatzes von Siegfried Jäger – gibt es nicht. Vgl. Siegfried Jäger: „Einen Königsweg gibt es nicht. Bemerkungen zur Durchführung von Diskursanalysen“, in: *Das Wuchern der Diskurse*, 136-147.

<sup>238</sup> Manfred Frank: „Zum Diskursbegriff bei Foucault“, in: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, hg. v. Jürgen Fohrmann u. Hanno Müller, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998, 25-44, 26.

<sup>239</sup> Bublitz: „Diskursanalyse als Gesellschafts-, Theorie“, 27.

stimmten Sprachspielen im weitesten Sinne angewandt werden<sup>240</sup>. Vereinfacht ausgedrückt geht es demnach darum, ein Bündel von Aussagen, den Diskurs, seine Relationen und Verbindungen zu anderen Aussagen sowie deren historische Ermöglichungsbedingungen zu gruppieren, zu beschreiben und zu analysieren. Diese zu untersuchenden Aussagen und ihre Querverweise und Verbindungen unterliegen Formationsregeln, die historisch je unterschiedlich ausfallen. Auf ihre Differenzen hin analysiert, ermöglichen die Regeln der Formation wiederum Aussagen über die diskursive Praxis zu einem bestimmtem Zeitpunkt. Beide, die Formationsregeln und die Aussagen über diese Kategorien, finden Eingang in das Archiv, das solchermaßen Auskunft über zeitgenössische Trends und Moden der Zeichenverwendung, also der Art und Weise wie über Trends gesprochen oder geschrieben wird, und der sozialen Praxis gibt. Bei all dem geht es nicht um bestimmte Fragestellungen im semantischen Sinne, sondern darum, was für Regeln zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort die bestimmte Aussage möglich gemacht haben. Da diese Erläuterungen eine sehr weit gefasste Definition von dem umfassen, was eine Diskursanalyse ist und wie sie operiert, ist es im Folgenden notwendig, einige definitorische Spezifizierungen vorzunehmen.

Mit FOUCAULT sind Diskurse ausdrücklich nicht in ihrer „gebräuchlichen Verwendung“<sup>241</sup> zu verstehen, wie es die möglicherweise synonym verwendeten Begriffe Rede, Gedankenaustausch oder Wortwechsel<sup>242</sup> nahe legen würden. Vielmehr findet eine begriffliche Abgrenzung statt, die allerdings nicht sonderlich viel mit begrifflicher Präzision zu tun hat, bietet FOUCAULT doch eine ganze Reihe an möglichen Definitionen und Begriffsbedeutungen für seinen Diskursbegriff an – und das in seinem sog. ‚Methodenbuch‘, *Der Archäologie des Wissens*. Ob eher allgemein definiert oder zusehends spezifiziert: in FOUCAULTS ‚Werkzeugkiste‘ wird ein jeder fündig. Sinnvoller ist es, diese Definitionen nicht als sich ausschließende zu betrachten, sondern als eine Möglichkeit FOUCAULTS, sich einem Gebiet, nämlich dem des Diskurses, zu nähern und ihn zu bestimmen und zwar – zur Erhellung – von unterschiedlichen Per-

---

<sup>240</sup> Ute Gerhard: „Diskurs und Diskurstheorien“, in: *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Ansgar Nünning, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2005, 24-27, 24.

<sup>241</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 156.

<sup>242</sup> Vgl. Eintrag: „Diskurs“, in: *Duden. Das Fremdwörterbuch*, hg. v. der Dudenredaktion, 9., aktual. Aufl., auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln, Bd. 5, Mannheim u.a.: Dudenverlag 2007, 239.

spektiven auf denselben Diskurs. Dort stehen sich allgemeine Begriffsbegrenzungen für den Terminus ‚Diskurs‘, wie eine „Menge von sprachlichen Performanzen“<sup>243</sup> oder aber spezifischere Aussagen über die Natur des Diskurses gegenüber, wie eine „Menge von Zeichenfolgen [...], insoweit sie Aussagen sind“<sup>244</sup>. Der Diskurs, wegen der vielen Definitionsmöglichkeiten seiner Uneindeutigkeit und „seiner spezifischen Unregelmäßigkeit“<sup>245</sup> überführt, kann auch für eine „Menge von Aussagen [stehen], die einem gleichen Formations-system zugehören“<sup>246</sup>, oder für das, „was an Zeichenmengen produziert worden war“<sup>247</sup> oder für eine „Menge von Formulierungsakten, eine Folge von Sätzen oder Propositionen“<sup>248</sup>.

Liest man diese Selektion von Annäherungsversuchen an FOUCAULTS Leitbegriff, so fällt dessen inkonsistente Profilierung auf, die Vor- und Nachteil in der Begriffsverwendung ist und die es zugleich unabdingbar macht, dass jede diskursanalytisch mit FOUCAULT arbeitende Untersuchung ihre Definition des Diskursbegriffs skizziert. Andererseits bietet diese semantische Offenheit auch operative Stärken, wie RALF KONERSMANN darlegt:

Seine Unbestimmtheit, die Schwäche und Stärke zugleich ist, gewinnt der Diskursbegriff dadurch, dass er nicht nur die Organisation des Wissens beschreibt, also eine Form, sondern auch seine Produktion, also eine Praxis, und dass er weiterhin nicht nur die institutionellen Rahmenbedingungen des Wissens anspricht, sondern auch die Politik.<sup>249</sup>

An dieser Stelle werden Diskurse allgemein und gesamtgesellschaftlich gesehen „als Praktiken [verstanden], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“<sup>250</sup> und ausdrücklich nicht „als Gesamtheiten von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen)“<sup>251</sup>. Ebenso wenig wie eine Person zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort alles sagen kann, ebenso wenig ist der als gesellschaftli-

<sup>243</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 156.

<sup>244</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 156.

<sup>245</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 284.

<sup>246</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 156. Vgl. auch ebd.: 170: „Diskurs wird man eine Menge von Aussagen nennen, insoweit sie zur selben diskursiven Formation gehören.“

<sup>247</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 156.

<sup>248</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 156.

<sup>249</sup> Ralf Konersmann: „Der Philosoph mit der Maske. Michel Foucaults *L'ordre du discours*“, in: Michel Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 53-94, 77.

<sup>250</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 74.

<sup>251</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 74.

che Praxis verstandene Diskurs frei von „Prozeduren der Kontrolle und Einschränkung“<sup>252</sup>. Im Gegenteil: mit FOUCAULT wird vorausgesetzt, so lautet auch seine Arbeitshypothese in seiner Antrittsvorlesung am Collège de France (*Die Ordnung des Diskurses*), dass „in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen [...]“<sup>253</sup>. Mit FOUCAULT geht von dem nicht geregelten Diskurs eine Gefahr aus, die mit den Normierungsbemühungen, worunter auch die drei Ausschließungssysteme fallen – das verbotene Wort, die Ausgrenzung des Wahnsinns und der Wille zur Wahrheit<sup>254</sup> – versucht wird, zu bändigen und in Schach zu halten. Es sind vor allem die Regeln von Interesse, nach denen eine diskursive Praxis formiert ist, weil sie die diskursive Formation charakterisieren.<sup>255</sup> Verständlich werden diese diskursiven Formationsregeln mit Blick auf den Begriff des ‚Archivs‘, worunter mit MANFRED FRANK „die Gesamtheit aller diskursiver Regelmäßigkeiten [verstanden werden kann], die eine Epoche – nicht unähnlich dem klassischen ‚Zeitgeist‘ – charakterisieren“<sup>256</sup>.

Zu dem sich aus bisher Gesagtem ergebenen Wandel im Verhältnis von Diskurs und Zeichen heißt es in FOUCAULTS *Archäologie des Wissens*:

Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses *mehr* muß man ans Licht bringen und beschreiben.<sup>257</sup>

Dieses ‚Mehr‘ der poststrukturalistischen Diskursanalytik, das es gilt ans Licht zu bringen, liegt zum einen im differenztheoretischen Denken; es geht um den negativen Wert und die Differenz *per se* im Akt der differenziellen Bedeutungszuschreibung sprachlicher Formationen, die paradoxerweise und wiederum in der Einheit des Archivs münden. Aber es geht auch ganz deutlich um das „Nicht-Gesagte“<sup>258</sup>, diese „Überfülle des Signifikats“<sup>259</sup>, welche das Mehr

---

<sup>252</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 17.

<sup>253</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 11.

<sup>254</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 16.

<sup>255</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 74.

<sup>256</sup> Frank: „Zum Diskursbegriff bei Foucault“, 40.

<sup>257</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 74.

<sup>258</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 160.

<sup>259</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 172.

der Aussage an Informationen bildet – also es wird mehr ausgesagt als das, was eigentlich ausgesprochen wird – das sich aus den diskursiven, relationalen und kontextuellen Beziehungen „auf dem Grund des Aussagefeldes“<sup>260</sup> ergibt. Weil auf diesem Aussagefeld alles als ein Teil gesehen bzw. in Relation zum (gesellschaftlichen) Ganzen in Beziehung gesetzt wird, und dadurch Gesellschaft und Erkenntnis nur diskursiv vermittelbar sind, erscheint FOUCAULTS poststrukturalistisches Diktum „es gibt keinen Text außerhalb“<sup>261</sup> nur folgerichtig. In dieser Annahme liegt, aller Zwishtigkeit der beiden poststrukturalistischen Denker zum Trotz, eine Gemeinsamkeit zwischen FOUCAULT und JACQUES DERRIDA, der bekanntlich in der *Grammatologie* seinen berühmten Satz prägte ‚il n’y a pas de hors-texte‘, oder, übersetzt, ‚[e]in Text-Äußeres gibt es nicht [kursiviert im Orig.; N.W.]‘<sup>262</sup>.

In der Diskursanalyse nach FOUCAULT sind der Diskurs und „die Frage nach der Macht“<sup>263</sup> ineinander verwoben, jedoch nicht identisch; in seiner Antrittsvorlesung am Collège de France spricht FOUCAULT auch von der immanenten Verbindung des Diskurses „mit dem Begehren und der Macht“<sup>264</sup>. Die „Macht zeigt sich darin“, so BUBLITZ erläuternd, „dass etwas zum ‚diskursiven Ereignis‘ und damit zum Gegenstand des Wissens wird“<sup>265</sup>. Vereinfachend ließe sich diese Argumentation in dem Chiasmus ‚Wissen ist Macht und Macht ist Wissen‘ wiedergeben, der originär bürgerlichen Ursprungs ist und die Leistungsethik sowie Bildungs- und Erziehungsansprüche zum Ausdruck bringt. Somit ordnen Diskurse das Wissen ihrer Zeit. Für die Diskurse lässt sich festhalten, dass sie „als historisch-situierte Problematisierungen des bis dahin geltenden Wahren [auftreten], mit dem Effekt, erneut Wahrheiten zu produzieren“<sup>266</sup>. Für diese Konstitution von Wissen und Wahrheit existieren Regeln, die wiederum eine „Macht-Ordnung“<sup>267</sup> abbilden. D.h., man ist nur im Wahren insofern „man den Regeln einer diskursiven ‚Polizei‘ gehorcht“<sup>268</sup>.

<sup>260</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 160.

<sup>261</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 174.

<sup>262</sup> Jacques Derrida: *Grammatologie* [frz. Orig. 1967], aus dem Franz. v. Hans-Jörg Rheinberger u. Hanns Zischler, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983, 274.

<sup>263</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 175.

<sup>264</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 11.

<sup>265</sup> Hannelore Bublitz u.a.: „Diskursanalyse – (k)eine Methode? Eine Einleitung“, in: *Das Wuchern der Diskurse*, 10-21, 11.

<sup>266</sup> Bublitz u.a.: „Diskursanalyse – (k)eine Methode? Eine Einleitung“, 11.

<sup>267</sup> Bublitz u.a.: „Diskursanalyse – (k)eine Methode? Eine Einleitung“, 11.

<sup>268</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 25.



In der *Ordnung des Diskurses* stellt FOUCAULT vier methodische Grundsätze auf, von denen er behauptet, sie seien für seine weiteren Arbeiten von Belang. Zu diesen Grundsätzen zählen zum einen drei Prinzipien: das der Umkehrung, das Prinzip der Diskontinuität sowie das Prinzip der Spezifität. FOUCAULT, so erläutert SCHÖBLER dessen Prinzipien,

kehrt die aufklärerisch-hermeneutischen Prinzipien wie Ganzheit, Identität, Kontinuität und Tiefe der Wahrheit um und setzt an ihre Stelle die Diskontinuität (die Diskurse überschneiden sich nur manchmal), die Spezifität (es gibt keine vorgängigen Bedeutungen), die Äußerlichkeit (untersucht werden die ‚äußeren Möglichkeitsbedingungen‘ des Diskurses) und die Verknappung (der Anschein von Fülle, von Kommunikation und Austausch ist der Effekt diskursiver Kontrollen).<sup>269</sup>

Auch die traditionell hermeneutische Trias von Werk, Autor und Schöpfung ersetzt FOUCAULT durch neue Begrifflichkeiten, die seinen diskursanalytischen Prämissen Rechnung tragen. Hier sei abermals auf eine pointierte Paraphrasierung SCHÖBLERS zurückgegriffen:

Gegen die Schöpfung des Werkes (als Phantasma von Urheberschaft) setzt Foucault das Ereignis (das sich ohne Subjekt vollzieht), gegen die Ursprünglichkeit des Textes die Regelhaftigkeit (die dem Gedanken der Originalität zuwiderläuft), gegen die Bedeutung als tiefere Wahrheit die Möglichkeitsbedingungen der Aussagen, da Bedeutung ein Effekt der Textoberfläche ist.<sup>270</sup>

Der vierte methodische Grundsatz, der mit „Regel der Äußerlichkeit“ überschrieben ist, erläutert die deduktive Arbeitsweise FOUCAULTS. Wie bereits in diesem Kapitel evoziert, handelt es sich bei einer diskursanalytischen Untersuchung um die Rekonstruktion von Aussageformationen, die nach sprachlichen Regularien funktionieren und es wird nach den „äußeren Möglichkeitsbedingungen“<sup>271</sup> des Diskurses gefragt. Es geht dabei nicht so sehr um Einzellektüren von Texten als vielmehr um ein paradigmatisch-synchrones Zusammenlesen von Aussagen eines bestimmten historischen Diskurses, in dem vorliegenden Falle um die Rekonstruktion der Erscheinung des bürgerlichen Familiendiskurses über die verschiedenen, selektiv und am vermuteten Erkenntnisge-

---

<sup>269</sup> Franziska Schöbler: Kap. III: „Soziohistorische und -theoretische Modelle“, in: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, unter Mitarbeit v. Christine Bähr, Tübingen u. Basel: Francke 2006, 37-75, 41.

<sup>270</sup> Schöbler: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft*, 40f.

<sup>271</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 34f.

winn ausgerichteten und ausgewählten Textstadien. Findet die Diskursanalyse dennoch Anwendung bei einzelnen Textanalysen, wie im Fall der vorliegenden Arbeit, die sich ihrem Gegenstand sowohl kulturwissenschaftlich als auch textanalytisch annähern möchte, dann geschieht das, mit SIMONE WINKO gesprochen, unter Einbezug der folgenden Fragestellungen: „Zum einen wird untersucht, welche Diskurse in dem einzelnen Text thematisiert werden bzw. sich in ihm nachweisen lassen; zum anderen wird gefragt, wie die nachweisbaren Diskurse im Text zur Sprache kommen: ob der Text sie reproduziert oder ob er sie – explizit oder implizit – unterläuft.“<sup>272</sup> Ganz konkret werden strukturelle Besonderheiten der Texte, ihre narrativen Verfahrensweisen, das jeweilige ‚Aufschreibesystem‘ (KITTLER) und seine Relevanz für die ‚Message‘ (MCLUHAN) des Textes sowie intertextuelle Beziehungen des zu analysierenden Textes zu anderen Texten fokussiert. Aussagen bezüglich der Intertextualität von Texten, überflüssig zu sagen, betreffen immer andere Diskurse, mithin textualisierte Wirklichkeit. Das ist im Sinne von Kultur als Text bzw. einer „allgemeinen Theorie der diskursiven Praxis“<sup>273</sup> zu verstehen und verweist auf keine außertextuellen Bezugsgrößen. Soziale Phänomene werden in ihrer Textualität und in ihrem Eingebundensein in soziale Praxen verstanden. Da ‚Intertextualität‘ mit JULIA KRISTEVA ein Kriterium aller Texte ist – „jeder Text baut sich als Mosaik von Zitaten auf, jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes“<sup>274</sup> – bzw. mit ROLAND BARTHES jeder Text als von der Leserin/dem Leser aktiv mitzugestaltendes Flechtwerk, als ein ständig in Bewegung seiendes „Gewebe“<sup>275</sup> zu verstehen ist, spielt diese Konzeptionalisierung von textuellen

<sup>272</sup> Simone Winko: „Diskursanalyse, Diskursgeschichte“, in: *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, hg. v. Heinz Ludwig Arnold u. Heinrich Detering, 9. Aufl., München: dtv 2011, 463-478, 472.

<sup>273</sup> Geisenhanslüke: Kap. VI: „Diskursanalyse“, 121.

<sup>274</sup> Julia Kristeva: „Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman“, in: *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, hg. u. kommentiert v. Dorothee Kimmich u.a., durchges. u. aktual. Ausg., Stuttgart: Reclam 2003, 334-348, 337.

<sup>275</sup> Vgl. Roland Barthes: *Die Lust am Text* [frz. Orig. 1973], aus dem Franz. v. Ottmar Ette, mit einem Kommentar v. Ottmar Ette, Berlin: Suhrkamp 2010 [vollständige Neuübersetzung], 80: „Text heißt GEWEBE; während man dieses Gewebe aber bislang immer für ein Produkt, einen fertigen Schleier gehalten hat, hinter dem sich, mehr oder minder verborgen, der Sinn (die Wahrheit) befindet, betonen wir jetzt beim Gewebe die generative Vorstellung, daß sich der Text durch ein ständiges Verflechten selbst verfertigt und bearbeitet; in diesem Gewebe – dieser Textur – verloren, löst sich das Subjekt auf, einer Spinne gleich, die in die konstruktiven Sekretionen ihres Netzes aufginge [Hervorheben im Orig.; N.W.]“

Verbindungen und Querverweisen immer eine latente Rolle bei den Analysen.<sup>276</sup>

*In nuce* lässt sich mit TILLMANN KÖPPE und SIMONE WINKO sehr forschungspraktisch das dieser Arbeit für die Einzelanalysen zugrunde liegende methodische Vorgehen benennen:

Auf einen einfachen Nenner gebracht, werden in diskursanalytischen Untersuchungen einzelner Texte folgende Suchregeln und Beziehungsregeln befolgt: Gesucht wird nach Daten, die Materialität und Medialität der Texte betreffen; nach sprachlichen Mustern, Bildern oder Themen in einem Text sowie nach Texten, die ähnliche Muster, Bilder oder Themen enthalten. Diese werden zueinander in Beziehung gesetzt, um einen Schluss auf begründende oder legitimierende Diskurse zu ermöglichen. Daran anschließend können Vergleiche zwischen rekonstruiertem Diskurs und Einzeltext vorgenommen werden, z.B. unter der Frage, ob der Text einen Diskurs reproduziert oder subvertiert.<sup>277</sup>

Die spezifische Differenzqualität der Texte unterschiedlicher Gattungen und Zeiten lässt sich deshalb so gut beschreiben, weil Diskurse, so CLEMENS KAMMLER, „Systeme von Aussagen [sind], deren Sinn sich aus den synchronen und diachronen Oppositionsbeziehungen ergäbe, die sie voneinander unterscheiden“<sup>278</sup>. Da die Regelmäßigkeit der Diskurse überindividuell angelegt wird, d.h. der Diskurs eigentlich subjektlos ist, insofern das Subjekt erst durch diesen konstruiert wird, sagt eine Diskursanalyse auch nichts über die einzelne Sprecherin oder den Sprecher aus, sondern über den diskursiven Zusammenhang, in dem die Äußerungen stehen. Stellt man an dieses Feld „der diskursiven Ereignisse“<sup>279</sup> die typischen diskursanalytischen Fragen, dann ermöglicht einem diese Zugangsweise Aussagen über jene Faktoren gesellschaftlicher, politischer oder epistemischer Art zu tätigen, die den Diskurs ermöglichen und generieren.

---

<sup>276</sup> Kristeva hat Michail Bachtins Konzept der ‚Dialogizität‘ zu dem von ihr geprägten Terminus bzw. Ansatz ‚Intertextualität‘ weiterentwickelt. Sie, wie auch Barthes, betonen die Prozessualität und Bedeutungs Offenheit von literarischen Texten.

<sup>277</sup> Tilmann Köppe u. Simone Winko: Kap. V: „Theorien und Methoden der Literaturwissenschaft“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, 3 Bde., Bd. 2: *Methoden und Theorien*, hg. v. Thomas Anz, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 285-371, 352.

<sup>278</sup> Clemens Kammler: „Historische Diskursanalyse“, in: *Neue Literaturtheorien*, 32-56, 33.

<sup>279</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 42.

„Meaning is context-bound, but context is boundless.“<sup>280</sup>

## 1.2 Der (Familien-)Diskurs und die Text-Kontext-Problematisierung

Den Diskurs als eine Redeformation zu begreifen, heißt, die Kategorie ‚Text‘ in Beziehung zum ‚Diskurs‘ setzen zu müssen. Das gelingt, wenn man Texte als Diskursbeiträge versteht, die in dieser Redeformation integriert sind, und sie in Beziehung zu jenen kulturellen Praktiken setzt, mit denen sie verknüpft sind.<sup>281</sup> Dann kann man theoretisieren, dass Texte auf Diskurse verweisen, dass sie Diskurse repräsentieren und sich deshalb in Diskurse integrieren lassen.<sup>282</sup> Was aber ist dann der ‚Kontext‘ und gibt es den einen richtigen Kontext? Es ist nicht nur diskutabel, welcher Kontextbegriff in der Literaturwissenschaft sinnvoll ist, „sondern auch, welche Kontexte für das Verständnis literarischer Texte besonders wichtig sind“<sup>283</sup>, so FOTIS JANNIDIS. Dass es den einen, recht monolithisch gedachten Kontext, der dem literarischen Text gegenübergestellt wird, damit dieser mit kontextueller Hilfe exegetisch ausgelegt werden kann, nicht gibt, sondern ein literarischer Text in eine Vielzahl an möglichen Kontexten eingebettet ist, erscheint angesichts der mittlerweile vertrauten kulturalistischen Prämissen in der Literaturwissenschaft als Gemeingut der Forschung. Dennoch muss sich, wer literaturwissenschaftlich arbeitet, zu den beiden Größen ‚Text‘ und ‚Kontext‘ sowie zu ihrem Verhältnis untereinander verhalten.<sup>284</sup> Das theoretische Dilemma, das bei der Profilierung beider Begriffe auftreten kann, wird gerne als sog. ‚Text-Kontext-Problem‘ bezeichnet, worunter man folgende Schwierigkeit versteht:

Unter diesem Problem wird in der literaturwissenschaftlichen Diskussion das Problem der plausiblen Verbindung von literarischem Text und einem der zahl-

<sup>280</sup> Jonathan Culler: *Literary theory. A very short introduction*, New York: Oxford UP 2011, 68.

<sup>281</sup> Vgl. Oliver Jahraus: Kap. XII: „Poststrukturalismus, Dekonstruktion, Diskursanalyse“, in: ders.: *Literaturtheorie. Theoretische und methodische Grundlagen der Literaturwissenschaft*, Tübingen u.a.: Francke 2004, 318-337, 331.

<sup>282</sup> Vgl. Jahraus: Kap. XII: „Poststrukturalismus, Dekonstruktion, Diskursanalyse“, 331.

<sup>283</sup> Fotis Jannidis: Kap. V.5.1: „Kontextorientierte Theorien und Methoden“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, 3 Bde., Bd. 2: *Methoden und Theorien*, 336-348, 336.

<sup>284</sup> Für einen aktuellen Überblick über die Text-Kontext-Diskussion und ihre Virulenz vgl. *Kulturtheorien im Dialog. Neue Positionen zum Verhältnis von Text und Kontext*, hg. v. Oliver Scheiding u.a., Berlin: Akademie 2011.

reichen, historisch möglichen Kontexte zum Zwecke des Verstehens bzw. der Bedeutungskonstruktion verstanden.<sup>285</sup>

Ähnlich wie jede Leserin/jeder Leser ihrem/seinem Informationshintergrund entsprechend beim Lesen von Literatur einen eigenen Text produziert, so führt auch die Verbindung zwischen dem Analysetext und einer selektiv ausgewählten Anzahl an Kontexten zu unterschiedlichen Analyseergebnissen. Dahinter steckt immer auch die basale Frage, was der Text an spezifischen Aussagen vermittelt und wie diese auf eine Allgemeinheit hin zu denken sein können. Mit WILFRIED BARNER liegt hier die Vitalität der Frage nach der Text-Kontext-Bestimmung begründet: „Wie das je Besondere des einzelnen literarischen Textes mit dem Überindividuellen der sozialen Strukturen, der Ideologien usw. ‚vermittelt‘ sei, auch mit den jeweiligen Kulturen, ist eine der ‚ewigen Debatten‘ der Literaturwissenschaft.“<sup>286</sup> Unausweichlich ist folglich die Frage der Selektion und das bedeutet, welche Texte als repräsentativ angesehen werden dürfen für das jeweilige Forschungsinteresse. Dass diese Konzeptionalisierung von ‚Text‘ und ‚Kontext‘ mindestens so alt wie die Germanistik als Disziplin ist, liegt fast schon auf der Hand. Die „geschichtlich kontextualisierte Umgangsweise mit Literatur“<sup>287</sup> ist, so JANNIDIS, in der Germanistik eigentlich kontinuierlich praktiziert worden, entgegen aller Methoden- und Theoriendebatten.<sup>288</sup> D.h., dass, streng genommen, nicht erst mit dem Erstarken des auf STEPHEN GREENBLATT zurückgehenden *New Historicisms* in der literaturwissenschaftlichen Praxis und seiner Kulturpoetik, *poetics of culture*, die indiziert, dass Kultur in ihrer Textualität verstanden wird, die Frage von Text, Kontext und Ko-Texten im Fokus der Analysen steht.<sup>289</sup> Nichtsdestotrotz lassen sich mit

---

<sup>285</sup> Jannidis: Kap. V.5.1: „Kontextorientierte Theorien und Methoden“, 337.

<sup>286</sup> Wilfried Barner: „Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhandeln? Vorüberlegungen zu einer Diskussion“, in: *Schiller-Jahrbuch* 41 (1997): 1-8, 4.

<sup>287</sup> Jannidis: Kap. V.5.1: „Kontextorientierte Theorien und Methoden“, 355.

<sup>288</sup> Die zentrale ‚Methodendiskussion‘ seit den 1960er Jahren und sich anschließende Literaturtheoriendebatten finden sich anschaulich aufgearbeitet in: Oliver Jahraus: „Text, Kontext, Kultur. Zu einer zentralen Tendenz in den Entwicklungen in der Literaturtheorie von 1980-2000“, in: *JLT* 1.1 (2007): 19-44. Pointiert bilanziert Jahraus: „Seit den 80er Jahren ging es nicht mehr in erster Linie um die Konzeption neuer wissenschaftlicher Verfahren der Textanalyse und Interpretation, also um Methoden, sondern um die grundsätzlichere Frage, wie denn Literatur überhaupt definiert werden kann.“ (Ebd.: 20)

<sup>289</sup> An dieser Stelle nicht fehlen darf ein Verweis auf die mittlerweile als Klassiker der Forschung zum *New Historicism* geltenden Studien von Stephen Greenblatt sowie den von Moritz Baßler herausgegebenen Sammelband *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, 2., aktual. Aufl., Tübingen: Francke 2001. Vgl. Stephen Greenblatt:

OLIVER JAHRAUS „die Entwicklungen der Literaturtheorie von 1980 bis 2000 [...] als Feld neuer Konstellationen im Text-Kontext-Verhältnis“<sup>290</sup> werten. Diese haben gemeinsam, dass die Wichtigkeit der Kategorie ‚Text‘ ins Zentrum theoretischer Überlegungen gerückt ist und sich seit den 1980er Jahren „die Frage nach der außertextuellen Qualität von Kontexten [...] weitgehend erübrigt [hat]“<sup>291</sup>. Dabei muss der Textbegriff nicht notwendigerweise nur aus Sprache bestehen, wie ein Blick auf medien- oder eben auch kulturwissenschaftliche Auslegungen verdeutlicht.<sup>292</sup> Aber er muss zeichenhaft strukturiert sein, damit er semiotisch lesbar wird.

Vorliegende kulturwissenschaftlich ausgerichtete literaturwissenschaftliche Studie basiert auf der Annahme, dass Kultur aus Texten besteht. Denn erst durch die These von CLIFFORD GEERTZ, dass alle Kultur textförmig ist, wurde eine – textuelle – Basis von Kontexten geschaffen, die es ersten erlaubt, auch Kontexte in die Analyse zu integrieren, indem man sie als Texte behandelt und zweitens den Weg für den *cultural turn* bereitet.<sup>293</sup> Diese Annahme ist die

---

*Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*, Berlin: Wagenbach 1995; ders.: *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern*, Frankfurt a.M.: Fischer 1995 sowie ders.: *Renaissance self-fashioning. From More to Shakespeare*, Chicago: U of Chicago P 1980.

<sup>290</sup> Jahraus: „Text, Kontext, Kultur“, 22.

<sup>291</sup> Jahraus: „Text, Kontext, Kultur“, 23.

<sup>292</sup> Vgl. Jahraus: „Text, Kontext, Kultur“, 23f. Jahraus schreibt, dass „Sprache, im Sinne gesprochener und geschriebener, natürlicher Sprache, und Text [...] nicht deckungsgleich [sind]“ (ebd.: 23).

<sup>293</sup> Clifford Geertz bestimmt in seinem Aufsatz „Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur“, in: ders.: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, übers. v. Brigitte Luchesi u. Rolf Bindemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987, 7-43, das „Ziel der Ethnologie [als] die Erweiterung des menschlichen Diskursuniversums“ (ebd.: 20) und benennt zugleich das Ziel des von ihm vertretenen semiotischen Kulturbegriffs: „Als ineinandergreifende Systeme auslegbarer Zeichen (wie ich unter Nichtbeachtung landläufiger Verwendungen Symbole bezeichnen würde) ist Kultur keine Instanz, der gesellschaftliche Ereignisse, Verhaltensweisen, Institutionen oder Prozesse kausal zugeordnet werden könnten. Sie ist ein Kontext, ein Rahmen, in dem sie verständlich – nämlich dicht – beschreibbar sind.“ (Ebd.: 21) Zu Anfang dieses berühmten Aufsatzes formuliert Geertz sein „Programm in einem Satz“ (ebd.: 9), das er dann, im weiteren Verlauf seiner Ausführungen, expliziert. Dieses Programm lautet: „Der Kulturbegriff, den ich vertrete und dessen Nützlichkeit ich in den folgenden Aufsätzen zeigen möchte, ist wesentlich ein semiotischer. Ich meine mit Max Weber, daß der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht. Mir geht es um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen, die zunächst rätselhaft scheinen.“ (Ebd.: 9)

Ermöglichkeitsbedingung von Kulturwissenschaft: Erst wenn die gesamte Kultur als aus Texten bestehend definiert wird, existiert eine (strukturalistische Vergleichs-)Basis. Dieser Grundannahme folgend, sind ‚Text‘ sowie ‚Kontext‘ nur in ihrer Textualität zu haben, auch wenn das zunächst etwas tautologisch klingt. Ein Vergleich mit der älteren, traditionell auf die Verbindung kontextuellen Wissens mit textimmanenter Analyse ausgerichteten Literaturwissenschaft, die Texte entweder als revolutionär oder als affirmativ in Hinblick auf das jeweilige Gesellschaftssystem rubrizierte, hält einem das Potential dieser theoretischen Ausgangsbasis vor Augen. Daraus resultiert, dass Kontexte immer andere Texte sind, seien diese literarisch oder nicht-literarisch. Ohne Text gibt es keinen Kontext und *vice versa*. Beide, verstanden als textuelle Größen, bedingen sich gegenseitig, sodass „jeder Text [...] für einen anderen Text Kontext“<sup>294</sup> ist. Folglich sind weder Text noch Kontext stabile Bezugsgrößen. Das heißt aber auch, dass es viele plurale Kontexte gibt, nicht nur einen einzigen. Insofern der Text- und der Kontextbegriff sich wechselseitig bedingen, sind auch beide, abgestimmt aufeinander, begrifflich zu schärfen.

In den Kulturwissenschaften haben sich unterschiedliche Auffassungen des Textbegriffs etabliert. Grundsätzlich lassen sich zwei Varianten unterscheiden: „einem traditionellen, d.h. philologisch hermeneutischen Textbegriff“<sup>295</sup> steht ein „kultursemiotische[n][r] Textbegriff“<sup>296</sup> gegenüber. „Im ersten Falle ist Text ein materiell fixiertes Gefüge von Zeichen, im anderen Falle ein lockerer Zusammenhang unterschiedlicher symbolischer Codes,“<sup>297</sup> erläutert ALEIDA ASSMANN. Hinzuzufügen sind zwei signifikante Erweiterungen des philologischen Textbegriffs. Erstens ist das Textparadigma durch den Performanzbegriff erweitert worden, wodurch „all jene Zeichenprozesse [...], die sich in Handlungen manifestieren und im Vollzug verkörpern“<sup>298</sup> zusätzlich in den Blick kommen. Und zweitens integriert eine medienwissenschaftliche Perspektive zusätzlich zu den sprachlichen eben auch „nicht-sprachliche und nicht-schriftliche Symbolsysteme“<sup>299</sup>.

---

<sup>294</sup> Wagner-Egelhaaf: Kap. VIII: „Text, Kultur, Medien“, 232.

<sup>295</sup> Aleida Assmann: Kap. VI.11: „Kulturwissenschaften“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, 3 Bde., Bd. 2: *Methoden und Theorien*, 459-469, 469.

<sup>296</sup> Assmann: Kap. VI.11: „Kulturwissenschaften“, 469.

<sup>297</sup> Assmann: Kap. VI.11: „Kulturwissenschaften“, 469.

<sup>298</sup> Assmann: Kap. VI.11: „Kulturwissenschaften“, 469.

<sup>299</sup> Assmann: Kap. VI.11: „Kulturwissenschaften“, 469.

Kulturwissenschaftliche Ansätze wie die *Gender Studies* oder der *New Historicism* verwenden einen weiten Textbegriff, der es ermöglicht, Untersuchungsobjekte wie hochkulturelle, zumeist kanonisierte Literatur und populärkulturelle Erzeugnisse, wie bspw. Feuilletondebatten oder Werbeanzeigen, gleichermaßen zu entziffern bzw. zu lesen. Indem der Textbegriff entgrenzt und die Kulturgeschichte vertextet wird, fragen diese Ansätze „nicht nach Fakten, sondern nach der Beschaffenheit von Bedeutungszusammenhängen“<sup>300</sup>. Dadurch wird eine Hierarchisierung von Textsorten aufgegeben, das Text-Kontext-Problem bleibt aber weiterhin virulent:

Das Problem, das sich den Kulturwissenschaften stellt, ist jedoch nicht mehr das von Literatur und Diskurs, sondern das von Text und Kontext. Eine Poetik der Kultur kann sich der *New Historicism* [kursiviert im Orig.; N.W.] nennen, da er eine Erweiterung des Kontextbegriffes vornimmt, der zufolge auch solche Texte in den Blick rücken, die nicht mehr selbst literarisch sein müssen.<sup>301</sup>

Für MORITZ BAßLER, der, aufbauend auf den Grundannahmen des *New Historicism*s, in seiner Habilitationsschrift „eine Theorie der Textualität [...] [vorgelegt hat], die Text und kulturellen Kontext zugleich beschreibt“<sup>302</sup> und die es erlaubt, beide adäquat zu untersuchen, fußt jede Text-Kontext-Analyse auf dem Archiv, das er im Gegensatz zu FOUCAULT anders akzentuiert. Spricht FOUCAULT von dem ‚Archiv‘, meint er „das *allgemeine System der Formation und der Transformation der Aussagen* [kursiviert im Orig.; N.W.]“<sup>303</sup>. Spricht BAßLER im Sinne des *New Historicism*s von einem ‚Textarchiv‘, dann verweist er auf „die gespeicherten und tradierten Dokumente einer Kultur“<sup>304</sup>, welche die Materialbasis für „sinnvolle[n] Aussagen über diese Kultur“<sup>305</sup> bilden:

Als ‚Archiv‘ bezeichnen wir [...] die Summe aller Texte in einer Kultur, die einer Untersuchung zur Verfügung stehen. Im Archiv sind diese Texte einander gleich- und nebengeordnet zugänglich. Das Archiv ist ein Textkorpus. Innerhalb

<sup>300</sup> Jutta Osinski: *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*, Berlin: Erich Schmidt 1998, 106f.

<sup>301</sup> Achim Geisenhanslüke: „Michel Foucault (1926-1984)“, in: *Klassiker der modernen Literaturtheorie. Von Sigmund Freud bis Judith Butler*, hg. v. Matías Martínez u. Michael Scheffel, München: Beck 2010, 259-279, 277.

<sup>302</sup> Moritz Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Tübingen: Narr 2005, 196.

<sup>303</sup> Foucault: *Archäologie des Wissens*, 188.

<sup>304</sup> Moritz Baßler: Kap. II.12: „Analyse von Text- und Kontextbeziehungen“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, 3 Bde., Bd. 2: *Methoden und Theorien*, 225-231, 229.

<sup>305</sup> Baßler: Kap. II.12: „Analyse von Text- und Kontextbeziehungen“, 229.



dieses Korpus können, sozusagen per Suchbefehl, Stellen markiert werden, die untereinander äquivalent sind.<sup>306</sup>

In diesem Textkorpus liegen die Texte nebengeordnet und enthierarchisiert vor. Die Vergleichsoperationen zwischen äquivalenten Texten und Textstellen auf der syntagmatischen und paradigmatischen Ebene ermöglichen erst die Bedeutungskonstitution und sind kongenial zur Differenzialität des sprachlichen Zeichens zu denken. Oder mit FOUCAULT ließe sich formulieren, dass man erst anhand der Gemeinsamkeiten von Texten einen Diskurs benennen kann, weil das Ergebnis nur im Vergleich mit anderen Fundstellen semantisch relevant wird.

Es lässt sich festhalten, dass es unterschiedliche Text-Kontext-Modelle gibt, von denen solche besonders beliebt sind, „die den literarischen Text als Dokument und Repräsentation von Kultur im Allgemeinen, oder etwas spezifischer, zum Beispiel als Form des Wissens, als Ausdruck und Quelle historischer Anthropologie, als Dokument von Mediengeschichte, von Kulturgeschichte oder anderen, unterschiedlichsten Geschichten lesen“<sup>307</sup>. Für JAHRAUS ist ‚Kultur‘ jener Begriff, der diese verschiedenen Kontexte zusammenzufassen vermag.<sup>308</sup> Dieses begriffliche, theoretische sowie methodische Neudenken von Literatur- als Kulturwissenschaft bringt auch eine anders gelagerte Struktur von Text-Kontext-Beziehungen und eine neuartige Problematisierung dieses Verhältnisses mit sich:

Denn der Übergang vom literarischen Text auf den Kontext führt zwangsweise in einen Phänomenbereich, für den grundsätzlich und nominalistisch der Kulturbegriff reserviert werden kann, was umgekehrt dazu führt, den literarischen Text zum Dokument von Kultur und Kulturgeschichte zu machen. Kultur ist nichts anderes als der signifikante und signifizierende Makrokontext für Literatur. Der kulturelle Kontext gewinnt damit eine konstitutive Funktion für die Textualität des literarischen Textes. Text und Kontext treten als kulturelle Formen und Formationen in ein wechselseitiges Bedingungs- und Konstitutionsverhältnisses.<sup>309</sup>

Befürchtungen, dass die Besonderheit literarischer Texte und ihre Eigenqualität durch eine Erweiterung des Textbegriffs unter Rückgriff auf kulturwissenschaftliche Fragestellungen und Zugangsweisen negiert wird, haben sich, so JAHRAUS, nicht bestätigt, obschon einige Fachdiskussionen intendierten, die Philologie gegen die Kulturwissenschaft ‚auszuspielen‘. Diese Problematik ist

---

<sup>306</sup> Baßler: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv*, 196.

<sup>307</sup> Jahraus: „Text, Kontext, Kultur“, 24.

<sup>308</sup> Jahraus: „Text, Kontext, Kultur“, 25.

<sup>309</sup> Jahraus: „Text, Kontext, Kultur“, 26.

insofern schwer zu umgehen, weil in ihr der grundlegende Konflikt jeder modernen Literaturtheorie liege, da diese stets beide Seiten vermitteln müsse, „das kulturelle *genus proximum*“<sup>310</sup> ebenso wie die „philologische *differentia specifica*“<sup>311</sup>:

Es mehren sich die Stimmen, die die Differenz zwischen dem Spezifischen und dem Allgemeinen und mithin dem Gegensatz von Philologie und Kulturwissenschaft als Scheingegensatz sehen. Und dies kann die Literaturtheorie erweisen: Literaturtheorie kann nämlich aufzeigen, dass das, was für die Kultur im Allgemeinen gilt, den literarischen Text paradigmatisch konstituiert, nämlich spezifische Formen der Textgenese, der Bedeutungserzeugung, der Zeichenproduktion und der Formierung von Textualität. Demzufolge findet die Textualität der Kultur im literarischen Text ihren paradigmatischen Ausdruck!<sup>312</sup>

Gerade im Hinblick auf medientheoretische Formulierungen der Literaturwissenschaft wird deutlich, dass die „Literatur [weiterhin] als eigenständiges Medium“<sup>313</sup> aufgefasst worden ist. Zumal Betrachtungsweisen und Lektürepraxen der Philologien weiterhin ein wertvolles Analyseinstrumentarium offerieren, dessen sich auch gerne andere Disziplinen bedienen, was zeigt, dass insbesondere eine kulturwissenschaftlich argumentierende Literaturwissenschaft nicht auf die philologischen Kernkompetenzen verzichten kann. Um jedoch als spezifische Literarizität eines Textes definiert werden zu können, muss dieses Besondere durch das Allgemeine vermittelt werden. Wie unterschiedlich das Ästhetische und das Spiel mit den Zeichen in populärkulturellen Zeugnissen wie Sachbüchern oder Zeitungsartikeln im Vergleich zu literarischen Texten sein kann, wird im Verlauf der Arbeit demonstriert.

<sup>310</sup> Jahraus: „Text, Kontext, Kultur“, 38.

<sup>311</sup> Jahraus: „Text, Kontext, Kultur“, 38.

<sup>312</sup> Jahraus: „Text, Kontext, Kultur“, 38.

<sup>313</sup> Jahraus: „Text, Kontext, Kultur“, 25.

Die ganze Welt ist Bühne  
und alle Frauen und Männer bloße Spieler;  
Sie treten auf und gehen wieder ab,  
Sein Leben lang spielt einer manche Rolle.

(WILLIAM SHAKESPEARE: *Wie es euch gefällt*, II. 7)

## 2 Der Inszenierungsgedanke in den Kulturwissenschaften. Performative Aspekte des Familiendiskurses in der Gesellschaft

Ganz offensichtlich prägen Begriffe wie ‚Performanz‘, ‚Theatralität‘ und ‚Inszenierung‘ den außeruniversitären Alltag wie auch die wissenschaftlichen Forschungen verschiedenster Disziplinen, wie Linguistik, Literatur- und Kulturwissenschaft über die Geschichtswissenschaft bis hin zur Theaterwissenschaft, gleichermaßen. Besonders seit der kulturalistischen Wende etablierte sich die Prämisse von der Theatralisierung der heutigen Alltagswelt und der Inszenierungsgedanke von Kultur ist zu einem prominenten Erklärungsansatz für literatur- und kulturwissenschaftliche Analysen avanciert, wodurch kulturelle Wirklichkeit zugleich immer auch kulturelle Aufführungen bzw. inszenierte Realität bedeutet. Somit sind Mechanismen der Zurschaustellung allen gesellschaftlichen Lebensbereichen inhärent; sie lassen sich von Alltagsphänomen bis hin zu den ‚Haupt- und Staatsaktionen‘ auf der politischen Bühne nachzeichnen. Diese Theatralisierung sämtlicher Lebensbereiche führt dazu, dass man von „unse-re[r] zeitgenössische[n] Kultur [...] als eine[r] Kultur der Inszenierung [...] oder auch als eine[r] Inszenierung von Kultur“<sup>314</sup> sprechen kann. Beinhaltete der barocke Topos vom *theatrum mundi* noch eine klare Grenze zwischen Schein und Sein, Schauspiel und Realität, so scheint diese Grenzziehung im kulturellen Performanzmodell des 21. Jahrhunderts, angesichts diverser virtueller Parallelwelten wie bspw. *Second Life*, unzeitgemäß.<sup>315</sup>

---

<sup>314</sup> Erika Fischer-Lichte: „Grenzgänge und Tauschhandel. Auf dem Wege zu einer performativen Kultur“, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, 277-300, 291.

<sup>315</sup> Parallelen zum Topos des barocken *theatrum mundi* sind insofern gegeben, weil beide Male das Theater als ein gesellschaftliches Modell für die Beschreibung des Kulturellen produktiv gemacht wird. Folgt man der Entwicklungsgeschichte dieser Theatermetapher, so tritt ein Merkmal besonders hervor: die integrierte Beobachterperspektive, die es dem Zuschauer erlaubt, die eigene Kultur mit verfremdetem, quasi-ethnologischem

Die Theatralitätsperspektive in den Geisteswissenschaften und mit ihr die Fokussierung des Inszenierungs- und Aufführungscharakters von Kultur bilden sich zunehmend seit den 1980er Jahren, spätestens aber, seitdem „die Geistes- und Sozialwissenschaften in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts“<sup>316</sup> den *performative turn* vollzogen haben und sich im Gefolge des *cultural turns* der 1990er Jahre neu definierten, heraus. Der Begriff der ‚Theatralität‘ verweist generell auf den „Aufführungscharakter kultureller Handlungen“<sup>317</sup>. Dabei wird Theatralität als Prozess konzeptionalisiert, der „innerhalb und außerhalb des Theaters stattfinden kann und der sich überall dort entfaltet, wo Darstellende und Zuschauende zusammentreffen“<sup>318</sup>. So widmet SCHÖBLER in ihrer *Einführung in die Dramenanalyse* auch ein Kapitel dem „Theater in anderen Disziplinen“, dem sie folgende Definition von ‚Theatralität‘ zugrunde legt:

Der Begriff der Theatralität wird auch jenseits des konkreten Bühnengeschehens verwendet, um die **theatrale Verfasstheit anderer Wirklichkeitsbereiche** [Hervorhebung im Orig.; N.W.] wie Politik, Wirtschaft, Alltag und Ritus zu beschreiben. Denn auch in diesen Feldern werden Rollen gespielt, folgt man Skripten, improvisiert man oder führt Regie, wie diejenigen Dramentexte in einer reflexiven Geste herausstreichen können, die diese Wirklichkeiten zu ihrem Gegenstand machen.<sup>319</sup>

Wenig erstaunt es da, dass das performative Vokabular, dessen sich performanztheoretische Arbeiten bedienen, auch aus diversen Ansätzen bezogen wird. Dazu zählen sprechakttheoretische oder theatersemiotische Erklärungs-

---

Blick wahrzunehmen, wodurch dem Welttheatermodell die Funktion eines „Orientierungsmodells“ zukommt, das Distanz zum Dargestellten gewährleistet. Allerdings ist diese Beobachterperspektive im Zeitalter des 21. Jahrhunderts im Begriff sich aufzulösen, da die Grenze zwischen realen und virtuellen Welten, zwischen barockem „Schein und Sein“ zunehmend verschwimmt. Vgl. hierzu Helmar Schramm: „Die Vermessung der Hölle. Über den Zusammenhang von Theatralität und Denkstil“, in: *Forum Modernes Theater* 10.1 (1990): 119-125.

<sup>316</sup> Erika Fischer-Lichte: „Performance, Inszenierung, Ritual. Zur Klärung kulturwissenschaftlicher Schlüsselbegriffe“, in: *Geschichtswissenschaft und ‚performative turn‘. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit*, hg. v. Jürgen Martuschkat u. Steffen Patzold, Köln u.a.: Böhlau 2003, 33-54, 33.

<sup>317</sup> Erika Fischer-Lichte: „Einleitung: Theatralität als kulturelles Modell“, in: *Theatralität als Modell in den Kulturwissenschaften*, hg. v. ders. u.a., Tübingen u. Basel: A. Francke Verlag 2004, 7-26.

<sup>318</sup> Heribert Schatz u. Jörg-Uwe Nieland: „Theatralität als Zerfallsform politischer Öffentlichkeit? Symbole, Inszenierungen und Identitäten in der ‚Berliner Republik‘“, in: *Theatralität als Modell in den Kulturwissenschaften*, 159-181, 167.

<sup>319</sup> Schöbller: Kap. VIII.2.: „Theater in anderen Disziplinen“, in: dies.: *Einführung in die Dramenanalyse*, 207-212, 207.

modelle von Theatralität ebenso wie ritualanalytische Konzepte aus der Ethnologie in Anlehnung an bspw. VICTOR TURNER oder CLIFFORD GEERTZ oder aber gendertheoretische ebenso wie sozialwissenschaftliche Zugangsweisen zum sozialen Spiel des *homo ludens*. Je nach disziplinärer Bezugsgröße erfahren die Begriffe ‚Performanz/Performance‘ auch unterschiedliche Akzentsetzungen. DORIS BACHMANN-MEDICK weist darauf hin, dass es keine nahtlosen Übergänge der Begrifflichkeiten gibt, sondern in den einzelnen Disziplinen „je eigene Schwerpunkte“<sup>320</sup> gesetzt werden. Selbstredend gibt es natürlich auch Gemeinsamkeiten in den unterschiedlichen Disziplinen:

Allen vier Feldern – Sprechakttheorie, Theaterwissenschaft, Rituallehre und Geschlechterforschung – ist eines gemein: Sie fragen danach, wie menschliches Handeln Bedeutung hervorbringt und vermittelt. Dabei setzen performanztheoretische Erwägungen in jedem dieser Forschungsfelder die Prämisse, dass eine Äußerung, eine Aufführung, ein Ritual oder eine Verhaltensweise nicht etwas Vorgegebenes abbildet, sei es nun ein bestimmter Text, eine biologische Entität oder gar Identität. *Vielmehr wird Bedeutung erst im Augenblick des Äußerns, Aufführens oder sich Verhaltens hervorgebracht* [kursiviert im Orig.; N.W.]. Performances werden also nicht als Abbilder von Essenzen verstanden, ihnen wird selbst eine bedeutungsstiftende und identitätsbildende Kraft zugesprochen. Dadurch rücken menschliche Handlungsweisen in das Zentrum der Aufmerksamkeit – und mit ihnen die Art und Weise, wie diese Handlungsweisen in spezifischen historischen und kulturellen Kontexten Bedeutungen generieren.<sup>321</sup>

Jede (Sprach-)Handlung, jedes sprachliche Ereignis produziert Bedeutungen und weist eine je spezifische Inszenierungsstruktur auf, die es im Hinblick auf Familieninszenierungen in Literatur und Gesellschaft unter Einbezug kulturwissenschaftlicher Grundannahmen zu erschließen gilt. Eine Begriffsdefinition von ‚Performanz‘, die sich an dem Begriff der *Performance* aus den Theaterwissenschaften orientiert, wie sie u.a. in den Literaturwissenschaften verwendet wird, umfasst alle Formen kulturellen Handelns, die sowohl durch eine performative als auch eine referentielle Funktion der Darstellung gekennzeichnet sind. Sie orientiert sich an den beiden dominanten semantischen Akzentuierungen des Verbs „to perform“ im Sinne von aufführen, to carry out (z.B. to per-

---

<sup>320</sup> Doris Bachmann-Medick: „Performative Turn“, in: dies.: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2006, 104-143, 109.

<sup>321</sup> Jürgen Martschukat u. Steffen Patzold: „Geschichtswissenschaft und ‚performative turn‘: Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur“, in: *Geschichtswissenschaft und ‚performative turn‘*, 10f.

form a play) und ausführen, to complete or finish (z.B. to perform an action).<sup>322</sup> Obwohl nachweislich eine Aufmerksamkeitsverschiebung vom Text-Modell zu einem Handlungs-Modell von Kultur stattgefunden hat, und „die individuelle[n] wie kulturelle[n] Selbstschöpfung[en] durch Handlungsweisen, die in kollektiven Deutungsmustern gründen und diese Muster zugleich auch ihrerseits wieder begründen [...]“<sup>323</sup> untersucht worden sind, ist dabei die textuelle Konzeptionalisierung des Kulturellen nicht überflüssig geworden. BACHMANN-MEDICK spricht in diesem Zusammenhang von einem „performativ erweiterten Textverständnis“<sup>324</sup>, das wiederum aus dem *interpretative turn* resultiere, der im Gefolge der Kulturanthropologie zwar auf eine Hermeneutik von Kultur abziele, sich aber den kulturellen Bedeutungen von öffentlichen Inszenierungs- und Darstellungsphänomenen annähere.<sup>325</sup> An dieser Stelle sieht BACHMANN-MEDICK den Anknüpfungspunkt einer „performative[n] Neuorientierung“<sup>326</sup>.

Der amerikanische Soziologe ERVING GOFFMAN hat mit seinem dramaturgischen Ansatz, nach dem die soziale Welt eine Bühne ist und jeder Mensch zugleich Beobachter und Darsteller einer bestimmten Rolle, ein am Theatervokabular orientiertes Analyseinstrumentarium für die Alltagswelt geschaffen, um die alltägliche Rollenhaftigkeit beschreibbar zu machen. Jeder Mensch spielt nach GOFFMAN fortwährend Theater und bedient sich dabei eines Repertoires an „standardisierte[n] Rollen samt entsprechenden Requisiten“<sup>327</sup>. Theater ist solchermaßen ein ästhetisches wie auch ein soziales Phänomen.<sup>328</sup> Dem 2008 neu aufgelegten ‚GOFFMAN-Klassiker‘ *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag* (1959) ist ein Vorwort von RALF DAHRENDORF vorangestellt, das konzise veranschaulicht, wie die Übertragung der Theatermetapher auf die Alltagsebene zu denken ist:

Die soziale Welt ist eine Bühne, eine komplizierte Bühne sogar, mit Publikum, Darstellern und Außenseitern, mit Zuschauerraum und Kulissen, und mit manchen Eigentümlichkeiten, die das Schauspiel dann doch nicht kennt. Das Bild ist

<sup>322</sup> Vgl. zur Etymologie des Verbs „to perform“ den gleichlautenden Eintrag im *Oxford English Dictionary* (OED), online abrufbar unter <<http://www.oed.com/view/Entry/140780?redirectedForm=perform#eid>>; 15.8.2016.

<sup>323</sup> Martschukat u. Patzold: „Geschichtswissenschaft und ‚performative turn““, 1-31, 2.

<sup>324</sup> Bachmann-Medick: „Performative Turn“, 106.

<sup>325</sup> Vgl. Bachmann-Medick: „Performative Turn“, 105.

<sup>326</sup> Vgl. Bachmann-Medick: „Performative Turn“, 105.

<sup>327</sup> Schöblier: Kap. VIII.2.: „Theater in anderen Disziplinen“, in: dies.: *Einführung in die Dramenanalyse*, 208.

<sup>328</sup> Vgl. Balme: *Einführung in die Theaterwissenschaft*, 55.

alt, und es geht Goffman auch nicht darum, dieses Bild ein weiteres Mal zu entwerfen.<sup>329</sup>

Dass die Erklärung von Wirklichkeit mittels metaphorischer Übertragungen von Theatersituationen auf die Ebene der Realität alt ist, zeigt ein Blick zurück auf die lange Geschichte der Welttheatermetapher. Das Neue am Blickwinkel GOFFMANS ist, dass er versucht hat, mithilfe des Modells ‚Theater‘ und einem soziologischen Rollenverständnis die soziale Welt beschreibbar zu machen. Wie zu zeigen sein wird, denkt JUDITH BUTLER seine Prämissen in gewisser Weise unter Einbezug poststrukturalistischer Vorannahmen weiter. Ihr Subjekt, und hier besteht m.E. der wesentliche Unterschied, kann sich nicht mehr frei entscheiden, welche Rolle wann gespielt wird, weil es erst mithilfe der Zurschaustellung und Performanz von Geschlecht zustande kommt, wohingegen GOFFMAN (noch) von einem idealistischen Subjekt, das dem Rollenspiel vorgelagert ist, ausgeht.

Obschon GOFFMANS Theoreme derzeit eine Renaissance erleben, waren es Theoretiker aus anderen Disziplinen, bei denen Anleihen an ein performanztheoretisches Instrumentarium gemacht wurden, um einen Zugriff auf kulturwissenschaftliche Phänomene im Prozess ihrer Herstellung zu ermöglichen. Insbesondere die Sprechakttheorie und allen voran JOHN L. AUSTIN, prägte die zeitgenössische Begriffsverwendung.

Am Anfang des aktuellen ‚Performanzbooms‘ steht AUSTINS Idee, Präzedenzfälle von Sprechakten zu untersuchen, „in denen etwas *sagen* etwas *tun* heißt; in denen wir etwas tun, *dadurch daß* wir etwas sagen oder *indem* wir etwas sagen“<sup>330</sup>. Das bedeutet, dass Performativa „keine Zustände in der sozialen Welt [beschreiben], sondern sie schaffen solche Zustände im Akt des Sprechens“<sup>331</sup>. Ein beliebtes Beispiel ist hier der Vollzug der Eheschließung, der, wenn er rechtskräftig von einem befugten Standesbeamten oder einem Vertreter der Kirche ausgeführt wird, durch den Akt der performativen Äußerungen einen neuen Zustand schafft. Die Feststellung, dass es sich hierbei allerdings nicht um Sonderfälle, sondern den Normalfall von Kommunikation handelt,

---

<sup>329</sup> Ralf Dahrendorf: „Vorwort“, in: Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, aus dem Amerik. v. Peter Weber-Schäfer, mit einem Vorwort v. Lord Ralf Dahrendorf, 6. Aufl., München u. Zürich: Piper 2008, VII-X, VII.

<sup>330</sup> John L. Austin: „Zur Theorie der Sprechakte. Zweite Vorlesung“, aus dem Engl. v. Eike von Savigny, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, 63-71, 63.

<sup>331</sup> Martschukat u. Patzold: „Geschichtswissenschaft und ‚performative turn‘“, 4.

dass „wir ganz generell immer beides tun, [...] nämlich ‚Sagen‘ und Tun“<sup>332</sup>, führt AUSTIN dazu, sowohl seine ideale Grenzziehung zwischen performativen und konstativen Äußerungen als auch den Begriff ‚der performativen Äußerungen‘ zugunsten ‚der illokutionären Kraft‘ aufzugeben. Dennoch macht es den Eindruck, als sei dem Begriff des Performativen eine spezifische Anziehungskraft mit in die Wiege gelegt worden; manche Forscher munkeln gar von „einem Versprechen“<sup>333</sup>, das dem Wort innewohne.

Was JOHN L. AUSTIN 1961, als er das sprach- und kulturtheoretisch folgenreiche Wort ‚performativ‘ prägte, an diesem neuen und „garstigen Wort“<sup>334</sup> bezeichnenderweise wertschätzte, war, „daß es nicht tief klingt“<sup>334</sup>. Dieser Mangel an Tiefklang bietet, positiv formuliert, eine maximale Offenheit für eine disziplinübergreifende Indienstnahme des Terms, weil seine semantische Uneindeutigkeit verschiedenste Spielräume für Um- und Neuausprägungen offeriert. Negativ ließe sich formulieren, dass diesem Begriff die nötige Trennschärfe fehlt, um ihn, gemessen am Plausibilitätskriterium, operabel zu machen. Exakt diese Ambiguität ist es, um die sich fast ein halbes Jahrhundert nach AUSTINS Wortprägung und in nahezu allen wissenschaftlichen Disziplinen auf dem kulturellen Feld, die Begriffe ‚Performanz‘ und ‚Performativität‘ gruppieren.

Versucht man nun Licht in das Dickicht performanztheoretischer Forschungsperspektiven im 21. Jahrhundert zu bringen, so fällt auf, dass sämtliche Beiträge eine epistemologische Genese des Performanz-Begriffs leisten und seine unterschiedlichen Profilierungen je nach Wissenschaftsdisziplin erörtern, dass sie bei A (Sprechakttheorie) anfangen und bis Z (Kulturwissenschaften) gehen – und das selbstverständlich nicht, ohne bei T (Theaterwissenschaften)<sup>335</sup>

<sup>332</sup> John L. Austin: „Zur Theorie der Sprechakte. Elfte Vorlesung“, aus dem Engl. v. Eike von Savigny, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, 72-82, 72.

<sup>333</sup> Vgl. Lutz Musner u. Heidemarie Uhl: „Einleitung“, in: *Wie wir uns aufführen. Performanz als Thema der Kulturwissenschaften*, hg. v. dens., Wien: Löcker 2006, 7-14, 8. Für Musner u. Uhl beinhaltet der Begriff Performanz „ein Versprechen, das in verschiedenen Disziplinen ganz unterschiedlich wirksam geworden ist“; präzise Klärungen zum perlokutionären Gehalt des Versprechens fehlen.

<sup>334</sup> John L. Austin: „Performative Äußerungen [1961]“, in: *Gesammelte philosophische Aufsätze*, übers. u. hg. v. Joachim Schulte, Stuttgart: Reclam 1986, 305-327, 305.

<sup>335</sup> Der theaterwissenschaftliche Exkurs scheint angesichts der Fülle an Publikationen, die allein Erika Fischer-Lichte in den letzten Jahren geliefert hat, unumgänglich, gibt sie doch wichtige Impulse für performatives Denken. Nicht ganz unproblematisch jedoch ist zum einen ihr Insistieren auf einer ‚leiblichen Ko-Präsenz‘, die bei medialisierten Performanzakten schwer zu gewährleisten ist, sowie ihre Gleichsetzung der Begriffe



einen Zwischenstopp eingelegt zu haben – jedoch die je spezifische Konzeptionalisierung des Begriffs respektive der performativen Begrifflichkeiten auf lediglich einige Zeilen entfällt.<sup>336</sup> Liegt das am mangelnden Tiefklang? Wie ist es zu werten, dass synonym für ‚Performanz‘ auch von einer „Gemengelage“<sup>337</sup>, von „weit definierten Begriffen“<sup>338</sup>, „einer nahezu unübersehbaren Vielfalt des Performativitätsdiskurses“<sup>339</sup> oder einem „umbrella term der Kulturwissenschaften“<sup>340</sup> gesprochen wird? Um diese Fragen zu beantworten, gilt es nachfolgend die Begriffe ‚Theatralität‘, ‚Performanz‘ und ‚Inszenierung‘ so zu profilieren, dass die dieser Arbeit zugrunde liegenden Vorannahmen kein modischer *ornatus* auf der Signifikantenebene bleiben, sondern projektadäquat dazu beitragen, Strategien bürgerlicher und neobürgerlicher Familieninszenierungen beschreib- und analysierbar zu machen. Es wird angenommen, dass ‚Familie‘ eine performatives Konstrukt ist, dass es stets aufs neue gilt, in Szene zu setzen.

Worin also liegt das Innovative der kulturwissenschaftlichen Hinwendung zum Performativen? Für WIRTH<sup>341</sup>, angesichts seiner extensiven Überblicksdarstellung vielleicht überraschend, in der knapp zu formulierenden Idee, dass alle Äußerungen immer schon Inszenierungen sind und mithin als Performances im Rahmen einer universaltheatralischen Betrachtungsweise beschrieben werden können. Der Perspektivenwechsel von den sprachphilosophischen Gelingens-

---

‚Theatralität‘ und ‚Performativität‘. Dass es bei jedem (nicht-)sprachlichen Handeln immer einen „spürbaren performativen und körperlichen ‚Überschuß‘“ geben muss, oder dass sich erst seit den 1950er und 60er Jahren die Kultur der Repräsentation zu einer Kultur der Performanz entwickelt haben soll, sind weitere Ungereimtheiten, an die hiermit erinnert wurde. Vgl. Fischer-Lichte: „Grenzgänge und Tauschhandel“, 290. Vgl. ferner dies.: „Wie wir uns aufführen. Reflexionen zum Aufführungsbegriff“, in: *Wie wir uns aufführen*, 15-26 sowie dies.: „Performance, Inszenierung, Ritual“, 33-54 und dies.: *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004.

<sup>336</sup> Eine dieser exemplarischen ‚Durchschreitungen‘, die allerdings nicht intendiert, etwas anderes zu sein, unternimmt Uwe Wirth in seiner Einleitung „Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität“ zu: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, 9-60. Wirths ausführliche Lokalisierung des Performanzbegriffs führt dazu, dass diese in gewisser Weise als Muster bzw. *type* etlicher performanztheoretisch argumentierender Arbeiten (*tokens*) gelesen werden kann.

<sup>337</sup> Eckhard Schumacher: „Performativität und Performanz“, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, 383-402, 383.

<sup>338</sup> Fischer-Lichte: „Performance, Inszenierung, Ritual“, 53.

<sup>339</sup> Sybille Krämer: „Was haben ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘ miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der ‚Aisthetisierung‘ gründende Konzeption des Performativen“, in: *Performativität und Medialität*, hg. v. ders., München: Fink 2004, 13-32, 19.

<sup>340</sup> Wirth: „Der Performanzbegriff“, 10.

<sup>341</sup> Vgl. Wirth: „Der Performanzbegriff“, 39.

bedingungen zu den medialen Verkörperungs- und Übertragungsbedingungen hat zu einer Bedeutungsverschiebung des Performanzbegriffs geführt, der sich allmählich vom Sprechakt abnabelt und für die dynamische Beschreibung sprachlicher Prozesse nutzbar gemacht wird.<sup>342</sup>

Die „kulturwissenschaftliche Indienstnahme des Performanzbegriffs“<sup>343</sup> charakterisiert WIRTH anhand von drei Tendenzen: der „Tendenz zur Theatralisierung des Performanzbegriffs“<sup>344</sup> in solchen Arbeiten, die sich der Schnittstelle zwischen Ausführen und Aufführen widmen; der „Tendenz zur Iteralisierung des Performanzbegriffs“<sup>345</sup>, die dann virulent wird, sobald das Problem des Zitierens im Fokus der Untersuchung steht; und drittens der Tendenz einer „gemeinsamen Fragestellung“<sup>346</sup> nach den Verkörperungsbedingungen, die sich aus den beiden erstgenannten Tendenzen ergibt, und zu einer Medialisierung des Performativen führt.<sup>347</sup> Demnach fokussiert ein kulturwissenschaftliches Performanzkonzept „die Wirklichkeit der medialen Verkörperungsbedingungen“<sup>348</sup> und fragt nach Aspekten der Medialität und Materialität, also nach den „Dynamiken der Reproduzierbarkeit und Iterierbarkeit“<sup>349</sup>.

Ganz ähnlich formulieren auch LUTZ MUSNER und HEIDEMARIE UHL jene Dimensionen des Performanzbegriffs, die ihrer Meinung nach für die rege Resonanz, den der Begriff seit den 1990er Jahren in den Kulturwissenschaften erfährt, verantwortlich sind:

Die diskursive Konstruktion der Wirklichkeit bedarf, so die Ausgangsthese, der *performing acts*, um die Bühne der öffentlichen Kommunikation zu bespielen und damit Wirkmächtigkeit zu erlangen.<sup>350</sup>

Den Ausgangspunkt ihrer Überlegungen bilden zwei Beobachtungen. Zum einen die wachsende Anzahl von Fragestellungen nach dem Aufführungscharakter sozialer Handlungen sowie nach „performativen Rahmungen der Symbol- und Wissensproduktion“<sup>351</sup>, die zeigen, dass ‚Performativität‘ über den Bereich

<sup>342</sup> Vgl. Wirth: „Der Performanzbegriff“, 45.

<sup>343</sup> Wirth: „Der Performanzbegriff“, 42.

<sup>344</sup> Wirth: „Der Performanzbegriff“, 42.

<sup>345</sup> Wirth: „Der Performanzbegriff“, 42.

<sup>346</sup> Wirth: „Der Performanzbegriff“, 42.

<sup>347</sup> Vgl. Wirth: „Der Performanzbegriff“, 42.

<sup>348</sup> Wirth: „Der Performanzbegriff“, 42.

<sup>349</sup> Wirth: „Der Performanzbegriff“, 42.

<sup>350</sup> Musner u. Uhl: „Einleitung“, in: *Wie wir uns aufführen*, 8.

<sup>351</sup> Musner u. Uhl: „Einleitung“, in: *Wie wir uns aufführen*, 7.

der Theaterwissenschaften hinaus zu „einem relevanten methodisch-theoretischen Konzept in den Kulturwissenschaften“<sup>352</sup> avanciert ist. Zum anderen die Beobachtung, dass performative Akte „als Handlungsanleitung in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern an Bedeutung gewonnen haben“<sup>353</sup>, und, so ließe sich folgern, dass dadurch der Zwang und die Möglichkeit der medialen Performanz ubiquitär geworden sind. Unter ‚Performativität‘ wird hier „jenes Bindeglied, das kulturelle Phänomene mit gesellschaftlichen Strukturen verbindet“<sup>354</sup>, verstanden. Kultur wird als durch performative Rahmungen abgestecktes Feld gedacht, über das kulturelle Erscheinungsformen als „ge-rahmtes, situiertes und folgenreiches Tun“<sup>355</sup> begreifbar werden. Diesem Verständnis folgend, ist Performanz ebenso vermittelndes wie konstitutives Moment von Kultur:

Der Umstand, dass ‚Gesellschaft‘ in Medien, Politik und Wirtschaft buchstäblich auf- und vorgeführt wird und dass soziale Realitäten als Inszenierungen wahrgenommen werden, befördert die Vorstellung von sozialer Wirklichkeit als Performance und von Kultur als säkular-ironischem ‚theatrum mundi‘.<sup>356</sup>

Wenn aber alle sprachlichen Äußerungen, alle sozialen Realitäten und Erscheinungsformen als Inszenierungen lesbar werden, existiert dann noch etwas, das nicht inszeniert ist, und wenn ja, wie lässt sich das eine Phänomen vom anderen trennen? Für ERIKA FISCHER-LICHTE kann diese Frage deshalb nicht beantwortet werden, weil die Grenze „gerade nicht *verläuft*, sondern immer wieder neu gezogen werden muss“<sup>357</sup>.

Dennoch reflektiert FISCHER-LICHTE die gegenwärtige Omnipräsenz des Inszenierungsbegriffs in den Kulturwissenschaften, die eine allzu logische Konsequenz aus den bereits vorgestellten Begriffsannäherungen ist, kritisch. Sie konstatiert, dass dieser inflatorische Wortgebrauch eigentlich gegen seine wissenschaftliche Aussagekraft sprechen müsste, wobei zeitgenössische Publikationen Gegenteiliges bezeugen.<sup>358</sup> Mit Rekurs auf WOLFGANG ISER<sup>359</sup>, der die

---

<sup>352</sup> Musner u. Uhl: „Einleitung“, in: *Wie wir uns aufführen*, 7.

<sup>353</sup> Musner u. Uhl: „Einleitung“, in: *Wie wir uns aufführen*, 7.

<sup>354</sup> Musner u. Uhl: „Einleitung“, in: *Wie wir uns aufführen*, 8.

<sup>355</sup> Musner u. Uhl: „Einleitung“, in: *Wie wir uns aufführen*, 9.

<sup>356</sup> Musner u. Uhl: „Einleitung“, in: *Wie wir uns aufführen*, 10.

<sup>357</sup> Fischer-Lichte: „Performance, Inszenierung, Ritual“, 45.

<sup>358</sup> Vgl. hierzu Fischer-Lichte: „Performance, Inszenierung, Ritual“, 47.

<sup>359</sup> Vgl. Wolfgang Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991.

anthropologische Dimension des Inszenierungsbegriffs herausgearbeitet hat, begründet FISCHER-LICHTE die Verbreitung der Inszenierungsmetapher damit, dass dem ästhetischen Begriff der ‚Inszenierung‘ immer schon eine anthropologische Dimension inhärent sei.<sup>360</sup>

‚Inszenierung‘, verstanden als technischer Lehnbegriff der Theaterwissenschaften für den französischen Ausdruck ‚mise-en-scene‘, meint das In-Szene-Setzen des Theatertextes, die „Struktur ästhetisch organisierter Zeichen [...], eine besondere intentionale Organisation von Zeichen und Zeichensystemen“<sup>361</sup>, wobei für CHRISTOPH BALME eine Trennung der Begriffe ‚Inszenierung‘ und ‚Aufführung‘ unabdingbar ist. Eminent wichtig für die Aufführung sei, dass es sich um ein einmaliges Ereignis handle, um etwas Transitorisches, das erst in der „Interaktion zwischen dem theatralen Ereignis und den anwesenden Zuschauern“<sup>362</sup> emergiere. Mit SCHÖBLER lässt sich zusätzlich zu BALMES begrifflichen Trennungen noch von einer sog. ‚impliziten Inszenierung‘ sprechen, die mit Bezug auf die Regieanweisungen in Dramentexten und mit hin ihrer intendierten Aufführungssituation zu verstehen ist. Da der Text Hinweise darauf gebe, wie er inszeniert werden will und teilweise sogar mehrere Inszenierungsmöglichkeiten anbiete, könne man „diese impliziten Inszenierungen des dramatischen Textes [...] als Theatralität bezeichne[t][n]“<sup>363</sup>, so SCHÖBLER. Darüberhinaus lässt sich mit GERDA POSCHMANN von einer „spezifische[n] Texttheatralität“<sup>364</sup> sprechen, also dem „theatralische[n] Potential der Sprache“<sup>365</sup>.

Kurz: Der Inszenierungsbegriff wird aufgrund seines anthropologischen sowie ästhetischen Gehaltes transdisziplinär eingesetzt und mitunter auch synonym zum Begriff der ‚Aufführung‘ gebraucht. Allerdings ist die Beschreibung des Kulturellen mithilfe von Theaterbegrifflichkeiten insofern kein Novum mehr, als dass die Sozialwissenschaften schon Ende der 1920er Jahre das Theater als Modell für ihre eigene Theoriebildung entdeckt haben.<sup>366</sup> Das Thea-

<sup>360</sup> Vgl. Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre*.

<sup>361</sup> Balme: *Einführung in die Theaterwissenschaft*, 82.

<sup>362</sup> Balme: *Einführung in die Theaterwissenschaft*, 82.

<sup>363</sup> Schöbler: *Einführung in die Dramenanalyse*, 197.

<sup>364</sup> Gerda Poschmann: *Der nicht mehr dramatische Theatertext: Aktuelle Bühnenstücke und ihre dramaturgische Analyse*, Tübingen: Niemeyer 1997, 288, hier zit. n. Balme: *Einführung in die Theaterwissenschaft*, 79.

<sup>365</sup> Poschmann: *Der nicht mehr dramatische Theatertext*, 288.

<sup>366</sup> Vgl. hierzu Balme: *Einführung in die Theaterwissenschaft*, 54-71; bes. Kap. III.2.1.: „Soziologische Modelle: Symbolischer Interaktionismus und Spieltheorie“, 55-58.

ter „als flüchtige und transitorische Kunst“<sup>367</sup> ist für FISCHER-LICHTE der „Inbegriff des Performativen“<sup>368</sup>, weswegen es nicht verwundert, dass Analysen kulturell-gesellschaftlicher Phänomene zunehmend theaterterminologisch vorgehen. Gehen wir an dieser Stelle nochmals einen Schritt zurück zu ISERS Inszenierungsbegriff.

Nach ISER bringt Inszenierung als Prozess etwas hervor, dass „seiner Natur nach nicht gegenständlich zu werden vermag“<sup>369</sup>. Etwas, das zuvor schon gegeben ist, ISER spricht vom „Vorausliegenden“<sup>370</sup>, aber nicht Gestalt annehmen kann, wird im Verlauf des Inszenierens anschaulich gemacht, oder wie ISER formuliert, es kommt „zur Erscheinung“<sup>371</sup>. Da besagtes ‚Vorausliegende‘ niemals vollständig in die Inszenierung eingehen kann, ist und lebt Inszenierung nach ISER von dem, „was sie nicht ist“<sup>372</sup>. Es existiert demnach etwas, das zu Inszenieren unmöglich ist. Als „Institution menschlicher Selbstausslegung“<sup>373</sup> ist Inszenierung eine Form der Selbstbeobachtung und bezeichnet den andauernden „Versuch des Menschen, sich selbst zu stellen“<sup>374</sup>, und den ‚kleinen anderen‘ im Sinne LACANS als konstitutiven Mangel an Einheit mitzudenken. Auch hier kann die Theaterwissenschaft mit ihren Analyseparametern dazu beitragen, „die Produktion von Bedeutung im Geflecht von Handelnden, Publikum und Aufführungssituation“<sup>375</sup> zu beschreiben.

In der Geschichte der Disziplin ist die zunehmende Abkehr vom Primat des Textes als Emanzipation von der germanistischen Literaturwissenschaft als ‚Mutterdisziplin‘ zu verstehen. Sukzessive, v.a. durch die Theateravantgardisten angeregt, ist die Theaterwissenschaft dazu übergegangen, die Aufführung als ihren originären Gegenstand zu profilieren. Dabei wird angenommen, dass Bedeutung sich in jeder Aufführung neu konstituiert und zwar durch das Zusammenwirken aller an einer Aufführung beteiligten ‚Zeichen‘ wie den Schauspieler/n/innen, den Zuschauer/n/innen, dem Bühnenbild, den Requisiten und all den anderen Zeichensystemen. Dieser Fokus auf den Herstellungsprozess vereint die performanztheoretisch argumentierenden Ansätze FISCHER-

---

<sup>367</sup> Fischer-Lichte: „Performance, Inszenierung, Ritual“, 53.

<sup>368</sup> Fischer-Lichte: „Performance, Inszenierung, Ritual“, 53.

<sup>369</sup> Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre*, 504.

<sup>370</sup> Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre*, 511.

<sup>371</sup> Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre*, 511.

<sup>372</sup> Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre*, 511.

<sup>373</sup> Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre*, 512.

<sup>374</sup> Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre*, 525.

<sup>375</sup> Martschukat u. Patzold: „Geschichtswissenschaft und ‚performative turn‘“, 7.

LICHTES, ISERS, aber auch die gendertheoretische Indienstnahme des Performanzbegriffs durch BUTLER.

Vergleicht man ISERS Inszenierungsbegriff mit dem Konzept der ‚Performativität‘ BUTLERS, so fällt auf, dass in der BUTLER’SCHEN Fiktion einer durch gesellschaftliche Normen erzwungenen, performativen Geschlechtsidentität die Verfehlung der Norm ebenso angelegt ist, wie die Inszenierung bei ISER von dem lebt, was sie nicht ist, und auf diese Weise gleichermaßen das Ideal verfehlt. BUTLERS Performativität bezieht sich nicht auf etwas Gegebenes, sondern sie muss, und das zwingend, immer neu erzeugt werden in der Wiederholung und Zitatförmigkeit.<sup>376</sup> Geschlecht muss im Akt der Performanz hergestellt werden. Bei diesen Geschlechterperformanzen wird auf das kulturelle Archiv an Weiblichkeits- und Männlichkeitsentwürfen zurückgegriffen. Erlernt ist, was in einer Kultur als ‚weiblich‘ und was als ‚männlich‘ gilt. Dieses Wissen jedoch ist weder naturgegeben noch unveränderlich, sondern erst durch seine stete performative Wiederholung, also durch „das permanente Nachleben und Zitieren von Codes zu standardisiertem Wissen über die ‚Wesensarten‘ der Geschlechter geworden“<sup>377</sup>.

Bei BUTLER liegt der Fokus auf der performativen Konstitution von Kultur, weniger auf singulären Praktiken der Aufführung. Daher versteht sie unter ‚Performativität‘ „die ständig wiederholte Macht des Diskurses, diejenigen Phänomene hervorzubringen, welche sie reguliert und restringiert“<sup>378</sup>. ‚Performativität‘ ist „die Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt“<sup>379</sup>. Diese Macht produziert erst, worauf sie vorgibt zu referieren und kreiert im Nachhinein jene Illusion, die sie als ihr naturgegebenes Sein ausstellt. BUTLER fokussiert dabei besonders jene regulierenden Normen des biologischen Geschlechts, die „die Materialität der Körper konstituieren“<sup>380</sup>.

Ein Ansatz, der die produzierende Kraft des Performativen in Verbindung mit einer spezifischen Medialität theoretisiert, ist der von SYBILLE KRÄMER. Sie arbeitet mit einer „aisthetischen Deutung des Performativen“<sup>381</sup>. Das Performative wird konzipiert als etwas, das nicht im Semiotischen aufgeht, sondern auf-

<sup>376</sup> Judith Butler: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts* [am. Orig. 1993], aus dem Amerik. v. Karin Wördemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, 22, 35.

<sup>377</sup> Martschukat u. Patzold: „Geschichtswissenschaft und ‚performative turn““, 9.

<sup>378</sup> Butler: *Körper von Gewicht*, 22.

<sup>379</sup> Butler: *Körper von Gewicht*, 22.

<sup>380</sup> Butler: *Körper von Gewicht*, 22.

<sup>381</sup> Krämer: „Was haben ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘ miteinander zu tun?““, 22.

grund seiner spezifischen Medialität das Symbolische überschreitet. Dieser ‚Überschuss‘ findet sich bei FISCHER-LICHTE ebenso wie bei ISER oder BUTLER auch. Die dahinter stehende These bei KRÄMER ist, dass Performativität und Medialität durch einen gemeinsamen Ausgangs- und Bezugspunkt, die Aisthesis, gekennzeichnet sind.<sup>382</sup> Erst wenn Performativität ins Verhältnis gesetzt werde zur Medialität – so KRÄMER – wird es möglich, den Begriff zu konkretisieren.

Beide Phänomene, ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘, fasst sie als Dimensionen von „Akten der Aisthetisierung“<sup>383</sup> auf, die zueinander in Bezug zu setzen sind. Mit Ausnahme der gemeinsamen etymologischen Wurzel teilen beide Begriffe noch eine weitere Eigenschaft: sie bleiben trotz häufiger Verwendung „hinreichend unklar“<sup>384</sup>. Dennoch haben sie Anteil an einer Entwicklung auf dem intellektuellen Feld, die zu einem Perspektivenwechsel innerhalb der Theoriebildung geführt hat:

Eine Entwicklung, die von der Kommunikation zur Wahrnehmung, vom Regelwerk zum Phänomen, vom Sagen zum Zeigen, vom universalen Zeichentyp zur singulären Äußerung, von der Sozialität zur Körperlichkeit, von der Referentialität zur Indexikalität, vom Symbolischen zur Überschreitung des Symbolischen verläuft.<sup>385</sup>

Diese auf Dynamik zielenden Entwicklungstendenzen bezeichnet KRÄMER als ‚Aisthetisierung‘. Vier Aspekte sind ihr in diesem Zusammenhang besonders wichtig: die ‚Bipolarität des Wahrnehmens‘, die ‚Korporalität‘, der ‚Ereignischarakter‘ sowie viertens die ‚Transgressivität‘.<sup>386</sup> Weil Performativität alle kulturellen Praktiken umfasst, wird das Verhältnis von Ereignis, seiner Wahrnehmung und dem Spannungsmoment anhand dieses Konzepts beschreibbar.

Für KRÄMER ist die Korporalität besonders wichtig, für FISCHER-LICHTE die leibliche Ko-Präsenz bei den Aufführungen und der Herstellung von Bedeutung. Will man die Performativität eines Textes und mithin Sprache analysieren, bedarf es einer Rekonzeptionalisierung dieses Parameters. Liest man *Emilia Galotti*, so fungiert der Text doch allererst als Lesedrama. Zwar existieren zeitgenössische Aufführungsbeobachtungen, z.B. von FRIEDRICH NICOLAI,

---

<sup>382</sup> Vgl. Krämer: „Was haben ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘ miteinander zu tun?“, 13.

<sup>383</sup> Krämer: „Was haben ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘ miteinander zu tun?“, 14.

<sup>384</sup> Krämer: „Was haben ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘ miteinander zu tun?“, 13.

<sup>385</sup> Krämer: „Was haben ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘ miteinander zu tun?“, 20.

<sup>386</sup> Vgl. Krämer: „Was haben ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘ miteinander zu tun?“, 21.

wie er CONRAD ECKHOF als Odoardo rezensiert, jedoch findet sich keine komplette Aufführungsanalyse, was auch schwer möglich sein dürfte, herrscht doch heutzutage noch streckenweise methodische Uneindeutigkeit über die Verfahrensweise und Wissenschaftlichkeit derselben, wie GUIDO HIß moniert.<sup>387</sup> Deshalb ist in dem hier vorgestellten Rahmen die Integration weiterer Publika in ein Performanzmodell sinnvoll, so wie es JÜRGEN MARTSCHUKAT und STEFFEN PATZOLD am Beispiel des Fernsehduells der Kanzlerkandidaten bzw. der Kanzlerkandidatin erläutern. Weil diese Übertragung des ansonsten für kultur- bzw. literaturwissenschaftliche Analysen problematischen Begriffs bedeutsam ist, sei folgendes, längeres Zitat zur Erklärung eingefügt:

Die Theaterwissenschaft hat die Mitwirkung des Publikums an der Bedeutungsproduktion betont, dabei aber auf die leibliche Kopräsenz zwischen Akteuren und Zuschauern abgehoben. Das Beispiel des Fernsehduells deutet dagegen an, dass die Rezeptionskreise weiter reichen und vielschichtiger gestaffelt sein können: Leibhaftig kopräsent waren hier die beiden Politiker, jene zwei Journalisten, die sie befragten, außerdem die Techniker im Studio und eine handverlesene Zahl von Journalisten. An den Fernsehbildschirmen aber verfolgten Millionen die ‚performance‘, und weitere Publika erfuhren von dem Ereignis aus den Berichten der Illustrierten und Tageszeitungen, durch die Erzählungen ihrer Bekannten – oder vielleicht gar erst durch die Lektüre dieser Einleitung. Die Bedeutung(en), die der Akt hervorbrachte, erhalten andere Dimensionen, wenn man die Konstitution verschiedener Publika und deren jeweilige Wahrnehmungen in die Untersuchung miteinbezieht; zugleich gibt ein Blick auf die verschiedenen Rezeptionsschichten, die das Fernsehduell entstehen lässt, aber auch wieder Aufschluss über die gegenwärtige Verfasstheit und die Kommunikationsformen der deutschen Gesellschaft.<sup>388</sup>

Durch den Einbezug weiterer Publika bleibt das theatrale Kommunikationsmodell zwischen Darsteller, Zuschauer und Raum, wie es bspw. MANFRED PFISTER darlegt, in gewisser Weise erhalten.<sup>389</sup> Obschon sich die Wahrnehmungsverhältnisse verändert haben, mithin die Aisthesis selbst als performative Größe konfiguriert ist, besteht die Möglichkeit, diese Rezeptions- und Perzeptionsmodi mithilfe performanztheoretischer Ansätze erklärbar zu machen. Damit diese Erklärbarkeit auch für literaturwissenschaftliche Analysen Gültigkeit besitzt, soll abschließend der Blick auf ANDRÉ BUCHERS Studie *Repräsentation*

<sup>387</sup> Vgl. Guido Hiß: „Zur Aufführungsanalyse“, in: *Theaterwissenschaft heute: Eine Einführung*, hg. v. Renate Möhrmann, Berlin: Reimer 1990, 65-80.

<sup>388</sup> Martschukat u. Patzold: „Geschichtswissenschaft und ‚performative turn““, 29.

<sup>389</sup> Vgl. Manfred Pfister: *Das Drama. Theorie und Analyse*, 11. Aufl., München: Fink 2001.



als Performanz gelenkt werden, weil diese das Performanztheorem explizit für literaturwissenschaftliche Zugänge operabel macht.<sup>390</sup>

Um eine begriffliche Schärfung vorzunehmen, liest BUCHER kritisch FISCHER-LICHTE'S Aufsatz „Grenzgänge und Tauschhandel“<sup>391</sup> und profiliert in dieser Auseinandersetzung seine These, dass es keine prinzipielle Unterscheidung zwischen Performanz und Text, zwischen einer textlastigen Kultur der Repräsentation und einer performativen Aufführungskultur, wie er sie bei FISCHER-LICHTE vorfindet, gibt. BUCHER kritisiert diese Trennung deshalb, weil auch Aufführungen textbasiert seien und wiederum Texte produzierten und weil sie somit „notwendig an die textuelle Ordnung der Repräsentation gebunden bleiben, sei es in ihrer radikalsten Negation“<sup>392</sup>. „Das Schema von Tradition und Moderne [...] eine traditionelle, textuelle Kultur der Repräsentation sei in die Krise geraten und werde von einer neuen, performativen Kultur des Ereignisses, der Inszenierungen, des Spektakels abgelöst,“<sup>393</sup> so wie BUCHER es in FISCHER-LICHTE'S Aufsatz konzeptionalisiert findet, lehnt er ab. Stattdessen favorisiert er die Idee, dass ein Text immer aus zwei Dimensionen bestehe, der repräsentativen sowie der performativen.<sup>394</sup>

Beide Textdimensionen spielen im Text zusammen und seien deshalb „auch nicht streng voneinander isolierbar“<sup>395</sup>, so BUCHER. Es gehe also um das „Was der Darstellung“<sup>396</sup>, das „Reservoir des Symbolischen“<sup>397</sup> auf der Inhaltsebene und das „Wie der Darstellung“<sup>398</sup>, welches die Ausdrucksseite betrifft, d.h. die „Aufführungs- und Vollzugsmomente des Textes, die Akte und Prozesse, die mit ihm verbunden sind, die Effekte und die Wirkungen, die er auslöst“<sup>399</sup>. Kurz: „[E]s gibt keinen Text ohne Performanz, und genauso wenig gibt es auch eine Performanz ohne Text.“<sup>400</sup> Damit ist das Performative ein textim-

---

<sup>390</sup> André Bucher: *Repräsentation als Performanz. Studien zur Darstellungspraxis der literarischen Moderne* (Walter Serner, Robert Müller, Hermann Ungar, Joseph Roth, Ernst Weiss), München: Fink 2004.

<sup>391</sup> Vgl. Fischer-Lichte: „Grenzgänge und Tauschhandel“.

<sup>392</sup> Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 16.

<sup>393</sup> Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 13.

<sup>394</sup> Vgl. Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 16. Allerdings hat Fischer-Lichte ihre These schon in Teilen revidiert.

<sup>395</sup> Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 16.

<sup>396</sup> Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 16.

<sup>397</sup> Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 16.

<sup>398</sup> Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 16.

<sup>399</sup> Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 16.

<sup>400</sup> Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 15.

manentes Modell. Ein Beispiel für das Performative in/an literarischen Texten, das BUCHER benennt, ist die Herstellung des bürgerlichen Subjekts durch seine Performanz im Entwicklungsroman im Sinne der BUTLER'SCHEN Macht des Diskurses. Bezogen auf das Thema vorliegender Arbeit lässt sich sagen, dass ‚das bürgerliche Subjekt‘, aber auch ‚Bürgerlichkeit‘ an sich und die Idee einer bürgerlichen Familie als Gefühlsgemeinschaft, nicht nur in der Literatur „repräsentiert, sondern zugleich auch als ein Effekt ständig repetierter und variiertes Vorführungen derselben“<sup>401</sup> allererst performativ hergestellt werden.

Die performative Dimension des literarischen Textes, „die sich zwar im Konkreten von derjenigen einer Performance unterscheidet, im Prinzipiellen aber keineswegs“<sup>402</sup>, plausibilisiert BUCHER mit dem knappen Verweis auf neuere, zumeist dem französischen Poststrukturalismus zuzuordnende Texttheorien von BARTHES, KRISTEVA oder DERRIDA, in denen die aktive Partizipation der LeserInnen sowie die Bedeutungsgeneration im Akt des Lesens hervorgehoben wird.

Nachdem versucht wurde, skizzenhaft das Spektrum des Performanzbegriffs darzulegen und mit den Anforderungen des vorliegenden Projekts engzuführen, ist festzuhalten, dass performativ inszenierte Lebenswelten integraler Bestandteil zeitgenössischer Wirklichkeitskonstitutionen sind. Als solche können sie in literarischen Texten reflektiert und auf ihre kulturgeschichtliche Relevanz befragt werden. Die Sprachlichkeit der Realität annehmend, lassen sich diese kulturellen Phänomene mit dem Konzept der Performativität in ihrer Dynamik beschreiben und auf ihre gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zurückführen. Die textuelle und performative Dimension von Kultur stehen sich nicht diametral gegenüber, sondern mit dem Inszenierungs- und Handlungsgedanken werden jene Elemente, die im Zuge des dominierenden Konzepts von ‚Kultur als Text‘ in den 1980er Jahren, vernachlässigt wurden, v.a. „die Materialität, Kulturdynamik, Situationsbedingungen und [die] dialogischen Austauschprozesse“<sup>403</sup> von kulturellen Ereignissen, erneut und zusätzlich in den Blick genommen. Im Sinne einer performativen Erkenntnishaltung wird Sprache als Handlung und Kultur als Inszenierung verstanden.

Die Theatralität und der Inszenierungscharakter familialer Repräsentationen in Literatur und Kultur können ebenfalls mit dem Konzept der Kollekt-

<sup>401</sup> Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 16.

<sup>402</sup> Bucher: *Repräsentation als Performanz*, 15.

<sup>403</sup> Bachmann-Medick: „Performative Turn“, 38.

tivsymbole untersucht werden, wobei der Begriff des ‚Performativen‘ (von Familie) den Bezugspunkt nachfolgender Analysen bildet. Der aktuelle Familiendiskurs wird verstanden als eine performative Aufführung des bürgerlichen Familienideals. In dieser theatralischen Inszenierung liegt die Möglichkeit, neue Formen von Familie zu erspielen: Im Akt der sprachlichen Repetition kann das traditionelle Modell unterlaufen und neu inszeniert werden, kann das differentielle Spiel der sprachlich-kulturellen Zeichen in seinem offenen Prozess der Bedeutungszuschreibungen betrachtet werden.

Es gilt hiernach, Familieninszenierungen aus dem Blickwinkel einer kulturwissenschaftlich argumentierenden Literaturwissenschaft zu untersuchen. Nicht zufällig lautet der Nebentitel vorliegender Untersuchung (*Neo-) Bürgerliche Inszenierungen eines Familienideals in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Obwohl das Präfix „neo“ auf eine historische Entwicklung und ein ideengeschichtliches ‚Danach‘ verweist, stärkt es zugleich die Annahme, dass ein Kontinuum bürgerlicher Inszenierungen existiert, dass die zeitgenössischen Familiendarstellungen auf der Grundlage bürgerlicher Inszenierungsstrategien stattfinden, auf diese zurückgreifen, sie verändernd erneuern und kritisieren, mitunter radikalieren, und auf diese prozessuale Weise zu ganz neuen (Leit-)Vorstellung von dem, was ‚Familie‘ ist, was sie sein soll und wie sie zu inszenieren ist, führen. Spannt man den Untersuchungsbogen vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, so ist offensichtlich, dass sich die medialen Rahmenbedingungen geändert haben. Zeitgenössischen Medien wird nicht mehr eine bloß passive Vermittlerfunktion zugesprochen. Vielmehr herrscht in der Forschung Konsens dahingehend, dass die je spezifische Medialität konstitutiv beteiligt ist an allen kulturellen Inszenierungen innerhalb der Gesellschaft. Dieses spannungsreiche Wechselverhältnis von Inszeniertem und Inszenierung im Modus der historisch je spezifischen Medialität ist mitzudenken.

### 3 Performativität von Familie nach JUDITH BUTLER: ‚Familie ist, was man tut!‘

Im Rahmen dieses Forschungsvorhabens soll das Performanz-Theorem nach JUDITH BUTLER den theoretischen Zugriff auf exemplarische Textanalysen ermöglichen, um zu zeigen, wie Familie in literarischen Texten erspielt und inszeniert wird. Es ist vor allem BUTLERS Verdienst, vorgeblich natürliche Geschlechtsidentitäten und kulturelle Zuschreibungen wie ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ von ihrer scheinbaren Naturhaftigkeit gelöst zu haben, indem sie die Konstruiertheit und Performativität von Geschlecht betont. D.h., es gibt kein der Sprache vorgängiges Geschlecht: Gender ist immer sozial-kulturell konstruiert. Das ist eine Einsicht, die sie mit anderen Vertreterinnen des dekonstruktiven Feminismus der 1980er Jahre teilt, die üblicherweise in das kulturell konstruierte Geschlecht auf der einen und den biologischen Körper in seiner vermeintlich anatomischen Eindeutigkeit auf der anderen Seite getrennt und so eine zunächst wissenschaftlich fruchtbare Oppositionsbildung geschaffen hatten. Womit BUTLER aber für gendertheoretisches Unbehagen sorgte, war ihre darüber hinaus gehende These, dass auch die biologische Kategorie *sex* und mithin die Körperlichkeit eine kulturelle Konstruktion sei, weil auch sie „immer nur über kulturelle Symbolisierungen zugänglich“<sup>404</sup> ist. Damit negiert BUTLER nicht die Existenz eines Körpers an sich, wofür sie nach dem Erscheinen ihres mittlerweile als Klassiker der Genderstudies firmierenden Buchs *Das Unbehagen der Geschlechter* (am. Orig. 1990) kritisiert wurde.<sup>405</sup> Sie verneint lediglich die Annahme, dass dieser Körper ohne Sprache als ‚Seiendes‘ zugänglich ist. BUTLER begreift den Körper als „eine variable Begrenzung, eine Oberfläche, deren Durchlässigkeit politisch reguliert ist, eine Bezeichnungspraxis in einem kulturellen Feld der Geschlechter-Hierarchie und der Zwangsheterosexualität“<sup>406</sup>. Das, wovon wir denken, es sei der biologisch-materielle Kern von Geschlecht, ist in Wirklichkeit mit BUTLER eine nachträgliche Fiktion

<sup>404</sup> Doris Feldmann u. Sabine Schülting: „Butler, Judith“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, 79f., 79.

<sup>405</sup> Vgl. insbesondere den einschlägigen Aufsatz von Barbara Duden: „Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument“, in: *feministische Studien* 11.2 (1993): 24-33, aber auch das nachfolgende Buch Butlers, *Körper von Gewicht* [am. Orig. 1993], in dem Butler eingangs zu der an ihrem ersten Buch geäußerten Kritik Stellung nimmt.

<sup>406</sup> Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter* [am. Orig. 1990], aus dem Amerik. v. Katharina Menke, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, 204.

von Ganzheit auf der Körperoberfläche, die durch wiederholte Genderperformanzen zustande kommt:

Ähnlich wie andere rituelle gesellschaftliche Inszenierungen erfordert auch das Drama der Geschlechtsidentität eine *wiederholte* [kursiviert im Orig.; N.W.] Darbietung. Diese Wiederholung ist eine Re-Inszenierung und ein Wieder-Erleben eines bereits gesellschaftlich etablierten Bedeutungskomplexes – und zugleich die mundane, ritualisierte Form seiner Legitimation.<sup>407</sup>

Diese Fiktion einer einheitlichen Identität ist im Feld der heterosexuellen Matrix angesiedelt, das durch das anatomische sowie das soziale Geschlecht und das sexuelle Begehren strukturiert wird, also durch *sex*, *gender* und *desire*. Unter einer „geschlechtlich bestimmte[n] Identität (*gender identity*)“<sup>408</sup> fasst BUTLER das „Verhältnis zwischen biologischem Geschlecht (*sex*), Geschlechtsidentität (*gender*), sexueller Praxis und Begehren“<sup>409</sup>. Die Heteronormativität der patriarchalen Gesellschaft fordert und erzwingt im Sinne einer regulierenden Praxis, die BUTLER als Zwangsheterosexualität definiert, die Kohärenz und Kontinuität dieser drei Elemente, damit ein Subjekt in seiner geschlechtlichen Identität als intelligibel gilt:

„Intelligible“ Geschlechtsidentitäten sind solche, die in bestimmtem Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrecht erhalten [kursiviert im Orig.; N.W.].<sup>410</sup>

Obwohl der Geschlechtsidentität ihre diskontinuierlichen Momente immer schon inhärent sind, streben westliche Gesellschaften nach dem Ideal und gleichsam der Illusion einer identitären Kontinuität und unterdrücken bzw. verdecken in diesem Prozess auftretende Abweichungen von der binären Norm der Geschlechtsidentitäten zugunsten einer Identität ohne „Störungen“, die sich aufgrund des Wiedererkennungseffekts an typisierte „Muster[n] der Geschlechter-Intelligibilität (*gender intelligibility*)“<sup>411</sup> anlehnt<sup>412</sup>. Indem BUTLER die Ge-

---

<sup>407</sup> Butler: *Unbehagen*, 206.

<sup>408</sup> Butler: *Unbehagen*, 39.

<sup>409</sup> Butler: *Unbehagen*, 39.

<sup>410</sup> Butler: *Unbehagen*, 38.

<sup>411</sup> Butler: *Unbehagen*, 37.

<sup>412</sup> Butler: *Unbehagen*, 39: Die kulturelle Matrix schließt exakt jene Identitäten aus, „in denen sich die Geschlechtsidentität (*gender*) nicht vom anatomischen Geschlecht (*sex*)

schlechtsidentität als „eine performative Leistung“<sup>413</sup> ausweist, welcher „das mundane gesellschaftliche Publikum, einschließlich der Schauspieler selbst, Glauben schenkt und [...] sie in diesem Glauben aufführt“<sup>414</sup>, ist es ihr möglich zu schlussfolgern, dass es kein originäres Geschlecht und dass es keine ‚wahre‘ und ‚falsche‘ Geschlechtsidentität geben kann, sondern dass „das Postulat einer wahren geschlechtlich bestimmten Identität [...] [...] als regulierende Fiktion“<sup>415</sup> wirksam wird.

Dessen ungeachtet operieren gesellschaftliche Zuschreibungen mit Binarismen wie ‚wahr‘ oder ‚falsch‘, wenn es um die Einordnung verschiedener Gender-Performanzen in bereits existierende Wahrnehmungsmuster geht, was indiziert, wie stark die dichotomische Geschlechterordnung den Lebensalltag und die Kultur prägt. Dabei fungiert das soeben benannte, zentrale binäre Ordnungsmuster, die bürgerliche Geschlechterhierarchie, als idealisierte Schablone von Geschlecht, vor deren Hintergrund Abweichungen benannt werden. Konsensuell werden die gegengeschlechtlich konstruierten (Familien-)Identitäten als natürlich und naturgegeben, als normal und anzustrebendes Ideal ausgewiesen, wodurch das Faktum, dass Geschlechtsidentitäten zuallererst Konstruktionen und damit potentiell wandelbar sind, verschwiegen wird. Die Geschlechterzugehörigkeit ist, mit BUTLER gesprochen, nur real, „insoweit sie performiert wird“<sup>416</sup>. Die Performanz zielt darauf, dass sich die Geschlechtsidentität in den vorgegebenen binären Rahmen fügt.<sup>417</sup> Und sie arbeitet an der Herstellung und Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie, das was BUTLER als *gender reality* bezeichnet.

Obschon BUTLER auch mit dem Theatervokabular operiert, bezeichnet ihr Performanz-Konzept keinen bewussten Akt, sondern ist als Effekt der Bezeichnungspraxis im Geschlechterdiskurs zu verstehen. Sie sagt, dass Geschlechtsidentität „ein Entwurf [sei], der auf das kulturelle Überleben abzielt“<sup>418</sup>. Man kann sich nicht aussuchen, ob man partizipieren möchte oder nicht, weil mit

---

herleitet und in denen die Praktiken des Begehrens weder aus dem Geschlecht noch aus der Geschlechtsidentität ‚folgen‘.“

<sup>413</sup> Butler: *Unbehagen*, 207.

<sup>414</sup> Butler: *Unbehagen*, 207.

<sup>415</sup> Butler: *Unbehagen*, 207f.

<sup>416</sup> Judith Butler: „Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie“, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, 301-320, 315.

<sup>417</sup> Butler: *Unbehagen*, 206.

<sup>418</sup> Butler: *Unbehagen*, 205.

dem Vorhandensein des Geschlechts auch „die obligatorische Anweisung an den Körper [erfolgt], ein kulturelles Zeichen zu werden bzw. sich den geschichtlich beschränkten Möglichkeiten entsprechend zu materialisieren, und zwar nicht nur ein- oder zweimal, sondern als fortdauernder, wiederholter leiblicher Entwurf“<sup>419</sup>. Des Weiteren ist das Subjekt bei BUTLER, wie bei FOUCAULT auch, ein poststrukturalistisches, d.h. der Sprache unterworfenes, das erst durch Diskurse und Performanzen produziert wird, was ebenso in Anlehnung an FOUCAULTS Feststellung zu lesen ist, der Autor sei lediglich eine Funktion im Diskurs, aber kein aus sich selbst schöpfender Autor im Sinne der Genieästhetik.<sup>420</sup>

Es herrscht also ein gesellschaftlicher, institutioneller, diskursiver Zwang zur Performanz, der allerdings auch insofern neue Handlungsspielräume schafft, weil jeder zitativen Wiederholung das Potential innewohnt, kulturelle Normen anders zu zitieren und deren Bedeutung damit zu verschieben. Das verdeutlicht BUTLER mit Verweis auf Beispiele von Drag oder Travestie, die mittels einer Imitationsstruktur die Herstellungsmechanismen von Geschlecht offen legen und in dieser Wiederholung unterlaufen und destabilisieren.<sup>421</sup> Weil solchermaßen offensichtlich wird, dass es kein originäres, apriorisches Geschlecht gibt, kann „jedwede Geschlechtsidentität [...] insofern als Maskerade, als Verkleidungsspiel [gelten] und damit als permanente Nachahmung eines nicht vorhandenen Originals“<sup>422</sup>. Somit kann Geschlecht als Performanz progressiv sein und die normative Ordnung stören (Subversion) oder aber genderkonservativ sein und kulturelle Muster perpetuieren bzw. idealisieren (Affirmation). Es besteht also kein Kausalnexus zwischen Biologie und sozialem Han-

---

<sup>419</sup> Butler. *Unbehagen*, 205.

<sup>420</sup> Vgl. Michel Foucault: „Was ist ein Autor? [1969]“, in: *Texte zur Theorie der Autor-schaft*, hg. v. Fotis Jannidis u.a., Stuttgart: Reclam 2000, 198-229. Butler nimmt immer wieder Bezug auf Foucaults Konzeption des Subjekts, das, im Gegensatz zu einem idealistisch zu denkenden Subjekt nach René Descartes, nur als fragmentiertes und sprachliches zu denken sei, vgl. bspw. Butler: *Unbehagen*, 212 resp. 206. Sie sagt: „Die Identität als *Praxis*, und zwar als *Bezeichnungspraxis* [kursiviert im Orig.; N.W.] zu verstehen, bedeutet, die kulturell intelligiblen Subjekte als Effekte eines regelgebundenen Diskurses zu begreifen, der sich in die durchgängigen und mundanen Bezeichnungsakte des sprachlichen Lebens einschreibt. Abstrakt betrachtet bezieht sich die Sprache auf ein offenes Zeichensystem, das die Intelligibilität fortwährend schafft und zugleich anfight.“ (Butler: *Unbehagen*, 212)

<sup>421</sup> Vgl. Butler: *Unbehagen*, 201-203.

<sup>422</sup> Dagmar von Hoff: „Performanz/Repräsentation“, in: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, hg. v. Christina von Braun u. Inge Stephan, 2., überarb. u. erg. Aufl., Köln u.a.: Böhlau 2009, 185-202, 196.

deln, sondern es entfaltet sich ein performativer Möglichkeitsspielraum, der v. a. in kulturellen Artefakten wie literarischen Texten reflektiert und verhandelt wird.

Es sollte klar sein, dass Geschlecht und Familie sich bedingen, „daß Genderrollen immer auch familiale Rollen sind, man folglich Männlichkeit und Weiblichkeit im relationalen Verwandtschaftskontext sehen muss“<sup>423</sup>. Insofern bestehen auch BUTLERS gendertheoretische Überlegungen aus einem „Zusammenspiel von gender, body und kinship“<sup>424</sup>, wie auch die Titel ihrer einschlägigen Bücher indizieren. Dem Konnex von Verwandtschaft und Geschlecht hat BUTLER sich in *Antigones Verlangen: Verwandtschaft zwischen Leben und Tod* (2001) am Beispiel einer der berühmtesten und unübersichtlichsten Familien des Sophokles gewidmet. Sie argumentiert hier zugunsten eines Verwandtschaftsmodells, das die von ihr problematisierte heterosexuelle Norm und „das binäre und hierarchische Konzept zweier Geschlechter“<sup>425</sup> als kritisch ausweist. Mit Antigone, einer Figur der Politik, habe BUTLER „den sozialkontingenten Charakter der Verwandtschaftsbeziehungen ans Licht gebracht und gezeigt, wie die Handlung überall durch Sprechakte der Protagonisten vollzogen wird“<sup>426</sup>, bilanziert DAGMAR VON HOFF. Schon in ihrem Aufsatz „Performative Akte und Geschlechterkonstitution“ (1988) betont BUTLER, dass sie nicht davon ausgeht, dass es wirklich oder wahrhaft individuelle oder ursprüngliche Familienidentitäten gibt, obschon sie Familienbeziehungen auch eine idiosynkratische Seite zugesteht. Sie sagt, dass jedes Familienmitglied auf kulturell verfügbare Rollenmuster zurückgreift – die folglich immer schon typisiert sind – um die Position, die ihr oder ihm innerhalb der Familie zugestanden wird, mit einem ‚adäquaten‘ geschlechtsspezifischen Verhalten auszufüllen. Auch wenn die familiale Erziehung andere Ziele verfolge, würde das ‚erlernte‘ Verhalten in kulturell vorfabrizierte Geschlechterrollen münden. Um es in ihren Worten zu sagen:

Ich möchte auch hier die Auswirkungen bestimmter Normen der Geschlechterzugehörigkeit nicht mindern, Wirkungen, die ihren Ursprung in der Familie ha-

<sup>423</sup> Gaby Pailer: „Citing the heterosexual norm differently“ – Louise von Francois’ *Die letzte Reckenburgerin* aus dem Blickwinkel von Judith Butlers ‚Geschlechtertheorie““, in: *„Wann ist die Frau eine Frau?“*, *„Wann ist der Mann ein Mann?“ Konstruktionen von Geschlechtlichkeit von der Antike bis ins 21. Jahrhundert*, hg. v. Stefan Horlacher, Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, 155-174, 158.

<sup>424</sup> Pailer: „Citing the heterosexual norm differently“, 156.

<sup>425</sup> Pailer: „Citing the heterosexual norm differently“, 155.

<sup>426</sup> von Hoff: „Performanz/Repräsentation“, in: *Gender@Wissen*, 193.



ben, die durch familiäre Bestrafungen und Belohnungen durchgesetzt werden und die sich folglich als höchst individuell deuten ließen, denn selbst hier rekapitulieren, individualisieren und spezifizieren Familienbeziehungen bereits vorliegende kulturelle Beziehungen; selten, wenn überhaupt, sind sie radikal ursprünglich.<sup>427</sup>

Dieses Argument führt sie unter Einbezug eines theatralen Vokabulars aus. Das gemeinsame Agieren der Familienmitglieder, ihr *Zusammenspiel*, wird als relational ausgewiesen. Ebenso wie die Sprache schon vor der Geburt eines Individuums existiert, so gibt es auch schon ein kulturelles Archiv an Geschlechterrollen, die ‚nur‘ noch aktualisiert werden müssen. Dabei scheint eine Aneignung und Verwerfung nur in Bezug auf die herrschenden Rollen möglich, was eine Totalverweigerung unmöglich macht:

Die Handlung, die man ausführt, der Akt, den man performiert, ist in gewissem Sinn ein Akt, der schon eingesetzt hat, bevor man auf dem Schauplatz erschienen ist. Die Geschlechterzugehörigkeit ist daher ein Akt, der schon geprobt wurde, etwa wie ein Rollentext auch ohne die bestimmten Schauspieler weiter existiert, die ihn umsetzen, obgleich er zu jeder neuen Aktualisierung als Realität individuelle Schauspieler braucht. Die komplexen Bestandteile eines Aktes müssen auseinandergehalten werden, um die Art des gemeinsamen Agierens zu verstehen, die das individuelle Agieren der Geschlechterzugehörigkeit immer wieder ist.<sup>428</sup>

(Geschlechts-)Identität ist also nicht eine Repräsentation dessen, was ursächlich immer schon da war und nur nach Außen repräsentiert werden müsste, sondern immer eine Form des darstellerischen Tuns, wie es die englische Verlaufsform des Verbs „to do“, doing, so schön markiert. Diese Idee des ‚doing gender‘ überträgt BUTLER – und das liegt mit Blick auf ihre bis hierher skizzierten Reflexionen über Gendernormierungen in einer hegemonialen, patriarchalen Gesellschaft und das Verhältnis von Weiblichkeit und Männlichkeit zueinander auch nahe – auf die Herstellung von Familie und Verwandtschaft als einer Form des ‚doing family‘.

In ihrem Aufsatz „Ist Verwandtschaft immer schon heterosexuell (2002)?“ greift BUTLER die These DAVID M. SCHNEIDERS auf, dass „Verwandtschaft eine Form des *Tuns* darstellt, ein Tun, das keine vorgängige Struktur reflektiert,

---

<sup>427</sup> Butler: „Performative Akte und Geschlechterkonstitution“, 312.

<sup>428</sup> Butler: „Performative Akte und Geschlechterkonstitution“, 312.

sondern nur als ausgeübte Praxis verstanden werden kann<sup>429</sup>; diese Vorstellung ist für BUTLER insofern wichtig, als dass sie eine Berücksichtigung der performativen Wiederholung beinhaltet, wonach auch Möglichkeiten der Veränderung der verwandtschaftlichen Kategorien in den Blick genommen werden können. Sie sagt, SCHNEIDERS Überlegungen, die in seiner provokativen These, dass es Verwandtschaft nicht gibt – „There is no such thing as kinship“<sup>430</sup> – gipfeln und den praxeologischen Aspekt der Kategorie stark machen, „würde[n] uns erlauben zu berücksichtigen, wie Formen regelgeleiteten und performativen Tuns Verwandtschaftskategorien zur Anwendung bringen und zu einem Mittel werden, durch das die Kategorien verändert oder ersetzt werden“<sup>431</sup>. Diese Veränderung findet in Wiederaufführungen der ganz alltäglichen Familiendramen statt, wobei erst im Inszenieren des Speziellen das Allgemeine greifbar wird.

Grundsätzlich lässt sich gerade deshalb die iterative Herstellung von Familie mit der kulturwissenschaftlichen Hinwendung zu Konzepten der ‚Performanz‘ und des ‚Performativen‘ so gut verbinden, weil in der Wiederholung und der Zitation einer Norm immer auch die Veränderbarkeit derselben aufgerufen wird und solchermaßen Familie deontologisiert, destabilisiert und deessentialisiert werden kann. Dass Aufführung immer auch eine Wiederaufführung meint, ist schließlich der Kerngedanke der ‚Performativität‘ nach BUTLER.<sup>432</sup> Deshalb wird es anhand der Analysen wiederholter Performanzen möglich, Differenzqualitäten zu beschreiben und zu benennen, v.a. hinsichtlich der Darstellung eines Idealbilds von Familie und eingedenk der Tatsache, dass idealisierte Identifizierungen zur gesellschaftlichen Norm erhoben worden sind.

In Rückbindung an die in der Einleitung dieser Arbeit angeführten Überlegungen zu aktuellen populärwissenschaftlichen Inszenierungen von Gender, die versuchen, traditionelle Geschlechtergrenzen zu revitalisieren und zu idealisieren, ist im wissenschaftlichen Diskurs durch neuere Arbeiten von BUTLER (2001), aber auch ALBRECHT KOSCHORKE (2000, 2010) oder SIGRID

<sup>429</sup> Judith Butler: „Ist Verwandtschaft immer schon heterosexuell? [2002]“, in: dies.: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, aus dem Amerik. v. Karin Würdemann u. Martin Stempfhuber, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2012, 167-213, 202.

<sup>430</sup> David Murray Schneider: „What is kinship all about?“, in: *Kinship studies in the Morgan Centennial Year*, hg. v. Priscilla Reining, Washington D.C.: Anthropological Society of Washington 1972, 32-63, 59. Hier zit. n. Timm: „Von wem man ist“, 12.

<sup>431</sup> Butler: „Ist Verwandtschaft immer schon heterosexuell?“, 202.

<sup>432</sup> Vgl. auch von Hoff: „Performanz/Repräsentation“, in: *Gender@Wissen*, 198.

WEIGEL (2002, 2005, 2006) ein gegenläufiger Trend zu verzeichnen. Hier wird auf die Theoretisierung einer ‚unbürgerlichen‘ Familie gesetzt, die die heterosexuelle Matrix durch*queert*. D.h., aus gendertheoretischer Perspektive wird an dem Aufweichen von Geschlechtergrenzen gearbeitet, was sich nicht zuletzt in jüngeren, theoretischen Zugängen wie den *Queer and Lesbian* oder auch den *Men's Studies* ablesen lässt. In diesem Zusammenhang haben CHRISTINE KANZ und THOMAS ANZ schon im Jahr 2000 bilanziert, dass „sämtliche auf die Institution Familie bezogene[n] Forschungsprämissen und -ergebnisse [...] auf der Folie solcher radikal konstruktivistischen Positionen einer kritischen Re-Lektüre unterzogen werden“<sup>433</sup> müssen. Dabei wird angenommen, dass realpolitische Veränderungen immer auch Auswirkungen auf kulturelle Konstrukte und Rollenmuster haben, die innerhalb einer Gesellschaft diskursiv zur Verfügung stehen. Diese gilt es mit einer gendersensiblen Forschungsperspektive zu untersuchen.

---

<sup>433</sup> Kanz u. Anz: „Familie und Geschlechterrollen“, 23.

Bürgerlichkeit „ist ein Sammelbegriff für die verschiedenen bürgerlichen Eigenschaften. Man assoziiert damit bürgerliche Kultur, und diese oszilliert, je nach dem Blickwinkel des Betrachters, zwischen partikularistischer Exklusivität einerseits und ausstrahlendem Universalismus andererseits. Heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ist in Deutschland und vielen anderen Ländern die Kritik an Bürgertum und Bürgerlichkeit zugunsten positiver Bewertungen von Bürgertum und Bürgerlichkeit weit zurückgetreten. Manche sprechen von einer Renaissance der Bürgerlichkeit“<sup>434</sup>.

81,8 Millionen Menschen lebten Ende 2010 in Deutschland, die Hälfte davon in städtischem Gebiet | Frauen bekamen ihr erstes Kind im Schnitt mit fast 29 Jahren | 1,4 Kinder brachte eine deutsche Frau durchschnittlich zur Welt, 1,6 Kinder eine ausländische | Ein Viertel der unter 3-Jährigen ist in der Kinder-tagesbetreuung | 2010 war jede fünfte verstorbene Frau 90 Jahre oder älter | Zwei von fünf Haushalten sind Einpersonenhaushalte

Statistisches Bundesamt (Hg.): *Statistisches Jahrbuch 2012*<sup>435</sup>

### III Bürgerliche Familie. Zwischen Ideal, Familienleitbild und sozialer Realität

Dieses überblicksartig ausgerichtete Kapitel widmet sich der soziologisch-historischen Dimension der bürgerlichen Familie als Familienrealität, -ideal und Familienleitbild. Mit ROSEMARIE NAVE-HERZ werden hier ‚Familienleitbilder‘ im Unterschied zum bürgerlichen Familienideal so verstanden, dass mit ihnen „die Hoffnung verknüpft [ist], sie verwirklichen zu können; sie sind Orientierungshilfen für die Lebensgestaltung“<sup>436</sup>. Zu bedenken ist, dass die ‚Idealität‘ von Familie als einer rhetorischen Operation bzw. mythischen Erzählung auf die Realität zurückwirkt und somit eine ‚reale‘ Funktion besitzt. Die folgenden historischen Informationen sind hiernach auch nicht konträr zur diskursanalytischen Ausrichtung dieser Studie zu lesen, sondern sie wollen das

---

<sup>434</sup> Jürgen Kocka: „Bürger und Bürgerlichkeit im Wandel“, in: *APuZ* 9-10 (2008): 3-9, 3.

<sup>435</sup> Kap. II: „Bevölkerung, Familien, Lebensformen“, in: *Statistisches Jahrbuch 2012*, hg. v. Statistischem Bundesamt, Wiesbaden 2012, 23-74, 23, online unter <[https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/StatistischesJahrbuch2012.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/StatistischesJahrbuch2012.pdf?__blob=publicationFile)>; 15.8.2016.

<sup>436</sup> Rosemarie Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, in: *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen*, hg. v. Dorothea Christa Krüger, Holger Herma u. Anja Schierbaum, Weinheim u. Basel: Beltz Juventa Verl. 2013, 18-36, 28. Vgl. auch mein Kap. I: „Lebens(t)raum bürgerliche Familie in Deutschland“ zum Begriff ‚Ideal‘.

Wechselverhältnis von Ideal und Praxis erhellen, um Aussagen über eine diskursive Prägekraft des bürgerlichen Familienideals zu ermöglichen.

Dieses Wechselverhältnis spiegelt sich auch in der Forschungsliteratur zum Wandel und der Kontinuität von Familie in der Soziologie, der Ethnologie oder den Geschichtswissenschaften. So reichhaltig und divers die Forschung auch ist, eine Gemeinsamkeit weisen diese analytisch-wissenschaftlichen Zugänge vielfach auf: Sie arbeiten mit Modellen von Familie, oder anders gewendet, mit mythischen Erzählungen. Deshalb soll es im Folgenden v.a. um die Destruktion von zwei prominenten Erzählungen gehen, die immer wieder auftauchen, wenn es um die Kontextualisierung der bürgerlichen Familie geht. Mit KARL LENZ und LOTHAR BÖHNISCH lassen sich beide in einen „dreifachen Mythos“<sup>437</sup> einordnen, worunter LENZ und BÖHNISCH den ‚Harmoniemythos‘, den ‚Größenmythos‘ und den ‚Konstanzmythos‘ fassen. Ihre Ausrichtung tragen die drei Mythen jeweils in ihren Namen: Der ‚Harmoniemythos‘ verweist auf eine Vergangenheit, in der Familie vermeintlich harmonisch und konfliktfrei gelebt wurde und kontrastiert mit der intervallartig zitierten Krise der Familie bzw. ihrem Verfall in der historisch je spezifischen Gegenwart. Der ‚Größenmythos‘ besagt, dass Familie vor ihrer bürgerlichen Reduktion in Hausgemeinschaften gelebt wurde, die mehr als drei Generationen umfasst haben. Der ‚Konstanzmythos‘ schließlich beinhaltet die Vorstellung, „dass Familie als Gefühlsgemeinschaft eine Naturkonstante sei, die immer und überall [...] vorhanden ist“<sup>438</sup>.

Der Begriff ‚Mythos‘ verweist deutlich auf den Konstruktionscharakter von Familienmodellen.<sup>439</sup> Wie alle Modelle vereinfachen sie den Gegenstand und dessen historischen Kontext. Regionale, historische oder sozio-ökonomische Unterschiede werden zugunsten von „allgemeine[n] Aussagen über alle Familie[n] hinweg“<sup>440</sup> eingeebnet „und nicht selten fallen Gegenmo-

---

<sup>437</sup> Vgl. Karl Lenz u. Lothar Böhnisch: „Zugänge zu Familien – ein Grundlagentext“, in: *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung*, hg. v. dens., Weinheim u. München: Juventa Verl. 1997, 9-63, 11.

<sup>438</sup> Lenz u. Böhnisch: „Zugänge zu Familien – ein Grundlagentext“, 11.

<sup>439</sup> Vgl. auch Schwab: „Familie“. Schwab widmet seinen Artikel den „begriffsgeschichtlichen Veränderungen [...], [denen] allgemeinbegriffliche Relevanz zukommt“ (ebd.: 254). Ferner spricht er davon, dass „Modellentwurf und Begriff [...] in einer nicht aufhebbaren wechselbezüglichen Relation [stehen]“ (ebd.).

<sup>440</sup> Burkhard Fuhs: „Zur Geschichte der Familie“, in: *Handbuch Familie*, hg. v. Jutta Ecarius, Wiesbaden: VS Verl. 2007, 17-35, 23.

delle aus der Beschreibung heraus“<sup>441</sup>. Dabei ist das „Modell der Entwicklung von Familie“<sup>442</sup> eines der wirkmächtigsten, v.a. unter Einbezug der öffentlich immer wieder gestellten Frage, inwiefern Familie sich geschichtlich gewandelt habe. Die grundsätzlichen Prämissen lauten, dass die Familienbeziehungen über die Jahrhunderte graduell gefühlvoller geworden sind und dass, zugespitzt, Familie früher ein Wirtschaftsverband war, heute hingegen eine Gefühlsgemeinschaft ist.<sup>443</sup> In der zeitgenössischen Medienöffentlichkeit werden oftmals die pluralen Familienmodelle als bedrohliche Formen des Zusammenlebens inszeniert, wobei die Familienforschung bis heute nicht belegen konnte, dass das bürgerliche Modell von Familie empirisch nachweisbar an Stabilität verloren hat, sodass sich im Anschluss an eine Untersuchung von ROBERT HETTLAGE von einer „Doppelung des Geschichtsbilds“<sup>444</sup> sprechen lässt.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, dass ein konziser Überblick über die Genese der dominanten Familienmythen eine Zusammenschau von Familienbildern und der Art und Weise, wie über Familie gesprochen wurde, ist. Beide Familienmythen, der Mythos des ‚ganzen Hauses‘ und jener der ‚bürgerlichen Kernfamilie‘, die im Folgenden zu fokussieren sind, werden über das Entwicklungsmodell von Familie fortgeschrieben. Es handelt sich nachfolgend ausdrücklich nicht um eine auf die historische Empirie abstellende Darstellung mit dem Gestus, dass ‚es damals so war‘. Nicht zuletzt perpetuieren Forschungsarbeiten bestimmte Redeweisen über Familie. Dabei wird die enge Verbindung von Literatur und Familienbildern besonders in Forschungsbeiträgen zur Geschichte von Familie deutlich. Auf diesen Umstand werde ich im weiteren Verlauf des Kapitels noch zu sprechen kommen. In jedem Fall arbeitet auch die vorliegende Dissertation an einer (literaturwissenschaftlich ausgerichteten) Familiengeschichte, in der, so meint jedenfalls die Verfasserin, tatsächlich eine knappe historische Verortung der dominanten Familienbilder nicht fehlen darf. Mit NIKOLAUS WEGMANN „besteht der Anspruch, einige der gewichtigsten Be-

<sup>441</sup> Fuhs: „Zur Geschichte der Familie“, 23.

<sup>442</sup> Fuhs: „Zur Geschichte der Familie“, 23.

<sup>443</sup> Vgl. Fuhs: „Zur Geschichte der Familie“, 22.

<sup>444</sup> Fuhs: „Zur Geschichte der Familie“, 23. Vgl. Robert Hettlage: „Individualisierung, Pluralisierung, Postfamilisierung. Dramatische oder dramatisierte Umbrüche im Modernisierungsprozess der Familie?“, in: *Zeitschrift für Familienforschung* 12.1 (2000): 72-97, 72.

dingungen der Möglichkeit für die Formierung der Rede<sup>445</sup> vom bürgerlichen Familienideal zu benennen.

## 1 Zur Semantik von Familie

Die Vorstellung von ‚Familie‘ – von frz. *famille* und lat. *familia*, was von altlat. *famul* (Knecht bzw. Famulus) abgeleitet und bis ins 18. Jahrhundert synonym mit lat. *dominus*, „der Hausgemeinschaft“, verwendet wurde –, wie sie heutzutage unter den Etikettierungen ‚moderne Kleinfamilie‘ oder ‚bürgerliches Familienmodell‘ im kulturellen Archiv unseres westlichen Kulturkreises gespeichert ist und kursiert, hat ihre Wurzeln am Anfang der Moderne.<sup>446</sup> Begrifflich lässt sich die „bürgerliche Kernfamilie“, die im klassischen Sinn auf einer strikten komplementären Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern beruht, der Mann übernimmt die Rolle des Alleinversorgers, die Frau die der Hausfrau und Mutter<sup>447</sup>, von der ‚modernen Kernfamilie‘ trennen, „die auf einer egalitären Rollengestaltung der Partner basiert“<sup>448</sup>. Der Begriff ‚Bürger‘ kommt „ursprünglich von Burg oder Burgus, dem in der Vorburg gelegenen Wohnsitz der Kaufleute, [und] bezeichnet heute den vollberechtigten Einwohner einer Gemeinde als politisches Subjekt“<sup>449</sup>.

Wie im *Deutschen Wörterbuch* dargelegt, ist das damals „fremde Wort“<sup>450</sup> ‚Familie‘ als Lehnwort „seit dem Beginn des 18. Jh. mit Macht allenthalben [in

---

<sup>445</sup> Wegmann: *Diskurse der Empfindsamkeit*, 27.

<sup>446</sup> Für eine begriffsgeschichtliche Analyse des Begriffs ‚Familie‘ in Abgrenzung zu anderen Bezeichnungen für familiäre Lebensformen vgl. Michael Mitterauer: „Die Familie als historische Sozialform“, in: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, hg. v. dems. u. Reinhard Sieder, München: Beck 1977, 13-37.

<sup>447</sup> Norbert F. Schneider: „Was ist Familie? Eine Frage von hoher gesellschaftspolitischer Relevanz“, online unter: <<http://www.bpb.de/politik/grundfragen/deutsche-verhaeltnisse-eine-sozialkunde/138023/was-ist-familie>>; 15.8.2016. Die entsprechenden Beiträge auf den Internetseiten der *Bundeszentrale für politische Bildung* zum Thema ‚Familie‘ sind von führenden FamilienforscherInnen verfasst und informieren schnell, aktuell und verlässlich über die Situation in Deutschland. Selbiges gilt für die gedruckten Themenhefte. Schneider: „Was ist Familie?“

<sup>448</sup> Jörg Pannier: „Bürger“, in: *Metzler Lexikon Philosophie. Begriffe und Definitionen*, hg. v. Peter Prechtl u. Franz-Peter Burkhard, 3., erw. u. aktual. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2008, 87f.

<sup>450</sup> Eintrag: „Familie“, in: *Deutsches Wörterbuch*, hg. v. Jakob u. Wilhelm Grimm, 16 Bde., Leipzig: S. Hirzel 1854-1960, Bd. 3, Sp. 1305-1307, Sp. 1305.

die deutsche Sprache] eingedrungen“<sup>451</sup>. Allmählich setzte sich der Begriff ‚Familie‘ gegenüber ‚Haus‘ auf der Signifikantenebene durch, sodass auch im *Adelung* ein Eintrag zum Lemma ‚Familie‘ existiert; CHRISTOPH ADELUNG kann „sich seiner [dem Lemma Familie; N.W.] nicht mehr enthalten“, so jedenfalls schätzen die Brüder JACOB und WILHELM GRIMM die etymologische Lage ein. Nach CHRISTOPH ADELUNG sind „Personen, welche eine häusliche Gesellschaft ausmachen, Eheleute und ihre Kinder, [verstanden] als ein Collectivum“<sup>452</sup>, als Familie zu bezeichnen. Die weitere Bedeutungsvariante, nach der man teilweise „auch das Gesinde [unter diesem Ausdrücke begreift]“<sup>453</sup>, verweist auf die vor dem 18. Jahrhundert gängige Wirtschaftsgemeinschaft des ‚ganzen Hauses‘.

Vergleicht man den Eintrag ‚Familie‘, wie er im *Adelung* steht, mit gängigen Begriffsdefinitionen aus der einschlägigen, etwas älteren Forschung, so fällt auf, dass sie nahezu identisch klingen. Der Terminus ‚Familie‘ sei, so liest man bei MICHAEL MITTERAUER Ende der 1970er, „auf die in einem Haushalt zusammenwohnenden, miteinander verwandten Personen, heute also fast durchwegs nur [auf] Eltern oder Elternteile mit ihren noch nicht verheirateten oder nicht selbständigen Kindern“<sup>454</sup> bezogen. Familie ist also an zwei Generationen und Blutsverwandtschaft gekoppelt. Etwa 30 Jahre später als MITTERAUER, also um die Mitte der 2000er Jahre, verweist der zeitgenössische Familiensoziologe RÜDIGER PEUCKERT auf HARTMANN TYRELL, der die Institution ‚Familie‘ als „einen Komplex kultureller Leitbilder und sozialer Normen und daran anknüpfender sozialer Kontrollmechanismen“<sup>455</sup> bezeichnet. Damit beschreibt TYRELL den Prozess der Deinstitutionalisierung des bürgerlichen Familienideals. Dadurch wird eine Verschiebung in der Definition von Familie von einem auf biologischer Genealogie basierenden Sozialsystem zur Konstruktion von Familie als sozial-kulturellem Phänomen deutlich.

Insgesamt jedoch existiert eine Vielzahl an Definitionsansätzen. Je nach fachspezifischer Ausrichtung gerät eine Dimension von Familie ganz besonders

<sup>451</sup> Eintrag: „Familie“, in: *Deutsches Wörterbuch*, Sp. 1305.

<sup>452</sup> Eintrag: „Die Familie“, in: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*. Mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, hg. v. Johann Christoph Adelung, Wien: Bauer 1811 [...] Teil 2: F-L, Sp. 38.

<sup>453</sup> Eintrag: „Die Familie“, in: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, Sp. 38.

<sup>454</sup> Mitterauer: „Die Familie als historische Sozialform“, 19.

<sup>455</sup> Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*, 7., vollst. überarb. Aufl., 28.



in den Blickpunkt der Definition. Die im Grundgesetz verankerte familienrechtliche Definition von Familie ist eng an die Vorstellung von der bürgerlichen Kleinfamilie gebunden, obschon das Lebenspartnerschaftsgesetz für homosexuelle Paare an der Exklusivität der staatlichen Fördermaßnahmen für heterosexuelle, lebenslange AlleinverdienerInnen nach dem Modell der Komplementarität der Ehepartner rüttelt. Ähnlich verhält es sich mit der Definition im Kirchenrecht, deren Basis die Eheschließung ist, d.h. die Familie kommt durch die Ehe zustande, sodass ein kinderloses Ehepaar als Familie zu fassen ist, nicht aber eine gelebte Partnerschaft ohne Kinder und ohne Trauschein. Neben einer weiteren Definition von Familie, die auf der Blutsverwandtschaft ihrer Mitglieder fußt und v.a. im Erbrecht zum Tragen kommt, existieren ebenso psychologische Definitionsansätze, welche die Bindungsqualität fokussieren. Insbesondere die Familie in der Psychoanalyse wird über das Dreiecksmodell der Kernfamilie Vater, Mutter, Kind figuriert und theoretische Ausführungen orientieren sich stets an diesem Modell.<sup>456</sup> Prominent sind besonders die statistischen Definitionen von Familie, wie sie bspw. der Mikrozensus, das Statistische Bundesamt oder das BMFS in ihren Familienberichten oder Analysen verwenden. Zumeist sind diese Begriffsverständnisse von Familie sehr weit gehalten und umfassen einen Haushalt mit Kindern,<sup>457</sup> wodurch die Elternschaft zum Fokus der Definition von Familie wird. Mit Bezug auf das Institut für Demoskopie Allensbach, das die *Vorwerk-Familienstudie 2012* durchgeführt hat<sup>458</sup>, resümiert der vom BMFSFJ herausgegebene *Politische Bericht zur Gesamtevaluation der ehe- und familienbezogenen Leistungen* (2013) in Hin-

---

<sup>456</sup> Vgl. Christa Rohde-Dachser: „Implizite Eltern- und Familienbilder im Diskurs der Psychoanalyse“, in: *Fesselnde Familien. Realität – Mythos – Familienroman*, hg. v. Christine Borer u. Katharina Ley, Tübingen: Ed. Diskord 1991, 131-154, 132. Rohde-Dachser spricht „von impliziten Normalitätsvorstellungen“, die das psychoanalytische Familienmodell prägen und „die sich mit den Geschlechtsstereotypen der patriarchalischen Gesellschaft decken“ (ebd.: 143).

<sup>457</sup> Im *Statistischen Jahrbuch 2012* lautet der im Glossar angegebene Eintrag zur Familie folgendermaßen: „Abweichend von früheren Veröffentlichungen umfasst diese [die Familie; N.W.] im Mikrozensus alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, d.h. Ehepaare, nicht-eheliche (gemischtgeschlechtliche) und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften, sowie alleinerziehende Mütter und Väter mit ledigen Kindern im Haushalt. Einbezogen sind in diesen Familienbegriff – neben leiblichen Kindern – auch Stief-, Pflege- und Adoptivkinder ohne Altersbegrenzung. Damit besteht eine Familie immer aus zwei Generationen (Zwei-Generationen-Regel): Eltern bzw. Elternteile und im Haushalt lebende ledige Kinder. [...] Nicht zu den Familien zählen im Mikrozensus Ehepaare und Lebensgemeinschaften ohne Kinder sowie Alleinstehende.“ (Ebd.: 69)

<sup>458</sup> Vgl. *Vorwerk Familienstudie 2012*.

blick auf ein Alltagsverständnis von Familie in Deutschland: „Für die Bevölkerung bedeutet Familie heute ‚Zusammenhalt auch in schwierigen Zeiten‘ (96 Prozent), ein ‚offener und ehrlicher Umgang miteinander‘ (93 Prozent), viele gemeinsame Aktivitäten (89 Prozent) und ein gegenseitiges Verantwortungsgefühl (88 Prozent).“<sup>459</sup>

## 2 Zur erzählten sozialhistorischen Realität von Familie

### 2.1 Die Mythen ‚ganzes Haus‘ und ‚bürgerliche Familie‘

Bevor das bürgerliche Familienkonzept seinen Siegeszug als dominantes und zeitresistentes Leitbild antreten konnte, erfolgte die allmählich in der sozialen Realität verlaufende Trennung von Arbeit und Leben. Im Zuge des Strukturwandels im 18. Jahrhundert (aufgrund von Modernisierungsprozessen, der einsetzenden Industrialisierung, Verstädterung und der funktionalen Differenzierung der Aufgabenbereiche) wird der familiale Raum dem öffentlichen diametral entgegengesetzt. Die begriffliche Trennung des deutschen ‚Bürger‘-Begriffs in Staats- und Bildungsbürger, in *citoyen* und *bourgeois*, arbeitet dieser gesellschaftlichen Opposition von Lebensweisen zu.<sup>460</sup> Aufgrund seiner spezifisch deutschen Semantik ist der deutschsprachige ‚Bürger‘-Begriff mit-samt seiner Derivate ‚Bürgerlichkeit‘ und ‚Bürgertum‘ zum einen ein programmatischer Teil des gesamteuropäischen Projekts der universellen Menschenbildung und zum anderen ist er Teil eines deutschen Sonderwegs, unter dem der Bürgertumsforscher JÜRGEN KOCKA folgende Elemente subsumiert:

Das Fehlen einer erfolgreichen bürgerlichen Revolution; die späte (‚verspätete‘) Nationalstaatenbildung; die Stärke des Obrigkeitsstaates und die Schwäche parlamentarisch-demokratischer-Institutionen; illiberale, antipluralistische Aspekte

<sup>459</sup> *Politischer Bericht zur Gesamtevaluation der ehe- und familienbezogenen Leistungen*, hg. v. BMFSFJ, Berlin 2013, 2.

<sup>460</sup> Vgl. zur begrifflichen Ambivalenz des Bürgerbegriffs Jürgen Kockas „Einleitung“ zu dem von ihm herausgegebenen Sammelband *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, 7-20, 16f.: „Mit ‚Bürger‘ übersetzen wir eben ‚Bourgeois‘ und ‚Citoyen‘ zugleich, ‚Bürgerlichkeit‘ mag die sehr partikularen Merkmale einer bürgerlichen Schicht oder Klasse bezeichnen oder auch, wie der Philosoph Stephan Strasser etwas emphatisch ausführte, als ‚historische Idee der Bürgerlichkeit‘ gemeint sein [...]“. Vgl. ferner ders.: „Bürger und Bürgerlichkeit im Wandel“.

der politischen Kultur und der herrschenden Ideen; die Überlebenskraft vor-industrieller, vor-bürgerlicher Mentalitäten, Lebensformen und Strukturen, die Macht vor-bürgerlicher Eliten (des Adels und der Großagrarien, des Offizierskorps und des hohen Beamtentums) trotz rascher sozialökonomischer Modernisierung.<sup>461</sup>

Mit der ‚Sonderweg-These‘ einher geht die ambivalente Semantik und die unterschiedlichen politischen Konnotationen des Begriffs ‚Bürger‘. Locker aufgezählt kann der Bürger verstanden werden „als Stadtbürger, als Dritter Stand im Ancien Régime, als moderner Staatsbürger, als Groß- und Kleinbürger, Bildungsbürger und Bourgeois“<sup>462</sup>. Diese sprachliche Idiosynkrasie formuliert KOCKA so:

Mit ‚Bürger‘ und ‚bürgerlich‘ bezeichnet man im Deutschen einerseits die Angehörigen einer schmalen Schicht oder Klasse und ihre Eigenschaften (*bourgeoisie, middle class*), andererseits die Staatsbürgerinnen und Staatsbürger, das heißt alle Personen, insofern und insoweit sie mit Rechten und Pflichten einem Gemeinwesen angehören (*citoyens/citoyennes, citizens*).<sup>463</sup>

Dem Phänomen der ‚Bürgerlichkeit‘ sind die Widersprüche anhand von begrifflichen Ambiguitäten also schon inhärent. Im Zuge dieser Semantik des Bürgertums werden zwei Sprachwelten kodifiziert, die aber nur heuristisch getrennt werden können: Eine ‚privat-bürgerliche‘ Wertewelt steht einer ‚höfisch-öffentlichen‘ diametral gegenüber:

Erst nach Auflösung der institutionellen Einheit des Hauses durch die Trennung von Produktions- (politische Ökonomie) und Konsumtionssphäre (Haushalt) in der bürgerlichen Gesellschaft entstehen Phänomen, Begriff und Theorie der modernen F.[amilie].<sup>464</sup>

Mittlerweile herrscht in der soziologischen Forschung dahingehend Konsens, dass es sich bei der Vorstellung des ‚ganzen Hauses‘ und dessen Auflösung –

---

<sup>461</sup> Kocka: „Einleitung“, in: *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, 11.

<sup>462</sup> Hendrik Feindt u. Udo Köster: „Überlegungen zum Thema ‚Bürgerlichkeit‘ in einigen neueren Untersuchungen“, in: *IASL* 18.1 (1993): 157-167, 160f.

<sup>463</sup> Kocka: „Bürger und Bürgerlichkeit im Wandel“, 3.

<sup>464</sup> W. Dreier: „Familie, Ehe“, 899. Vgl. auch Rosenbaums umfangreiche Studie *Formen der Familie*, die belegt, dass der Wandel in den Produktionsverhältnissen den maßgeblichsten Einfluss auf die gesellschaftlichen Veränderungen von Familienstrukturen und -beziehungen hat.

ganz so wie bei der Familienstruktur im bürgerlichen Modell<sup>465</sup> – um einen Mythos handelt.<sup>466</sup> Anstelle einer mythischen Großfamilie dominierten Vielfalt und Widersprüchlichkeiten die europäische Familienrealität. Zu den zentralen Charakteristika dieses mythisch konnotierten Gemeinschaftsmodells zählen die Einheit von Produktion und Haushalt, die unentgeltliche Mitarbeit aller Familienangehörigen, die familiäre bzw. häusliche Zugehörigkeit der Dienstboten sowie die patriarchale Struktur, die sich in der alleinigen Herrschaft des *pater familias* zeigte.<sup>467</sup> Bis in die frühe Neuzeit hinein galt die Ehe als Zweck- bzw. Arbeitsgemeinschaft, die aus ökonomisch-sozialen Gründen geschlossen wurde. Vom Einzelnen wurde erwartet, dass er seine individuellen Bedürfnisse den ehelich-familiären Pflichten im Familienbetrieb unterordnet. Erziehung und Bildung der Kinder existierte nicht; insofern für die Arbeit nötig, wurden die ‚kleinen Erwachsenen‘ angelernt, um im Familienbetrieb mitzuarbeiten. Eine gezielte (Aus-)Bildung erhielten sie in der vormodernen Ständegesellschaft nicht. Das änderte sich erst mit dem „Aufstieg der bürgerlichen Familie“<sup>468</sup> und der Verlagerung des Mittelpunktes im Leben einer Frau auf die Kindererziehung.

Im bürgerlichen Familienmodell steht nicht die gemeinschaftlich verrichtete Arbeit im Zentrum. Es sind die gefühlvollen Beziehungen unter den einzelnen Familienmitgliedern, in der zumeist zwei Generationen umfassenden Familie, d.h. Eltern aus einer und Kinder aus der darauf folgenden Generation (Zwei-Generationen-Familie), die zentral sind. Eine wesentliche architektonische Vorbedingung für die Intimität der Beziehungen untereinander ist, so argumentiert NAVE-HERZ mit Bezug auf PHILIPPE ARIÈS' *Geschichte der Kindheit* (1975), die veränderte Wohnsituation: „Nach Ariès hat die Spezialisierung der Wohnräume die größte Veränderung des täglichen Lebens gebracht [...]. Diese bot jedenfalls erstmalig die Chance der Isolierung und damit der Ausbil-

<sup>465</sup> Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim: Kap. II: „Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft“, in: Ulrich Beck u. dies.: *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Suhrkamp: Frankfurt a.M. 1990, 65-104, 82: „Obwohl mit dem Aufstieg der bürgerlichen Familie das Leitbild der Hausfrau und Mutter entstand, hatten in den Unterschichten die Frauen stets mitverdienen müssen, weil der Lohn des Mannes kaum zum Familienunterhalt reicht.“

<sup>466</sup> Vgl. Fuhs: „Geschichte der Familie“.

<sup>467</sup> Vgl. Rolf Eikelpasch: Kap. IV: „Ehe und Familie im Umbruch“, in: ders.: *Grundwissen Soziologie. Ausgangsfragen, Schlüsselthemen, Herausforderungen*, hg. v. Richard Geisen, Stuttgart u. Düsseldorf: Klett 1999, 53-65, 54.

<sup>468</sup> Beck-Gernsheim: Kap. II: „Von der Liebe zur Beziehung?“, 83.

dung einer Intimsphäre, eines der Kennzeichen des bürgerlichen Familienmodells.<sup>469</sup>

Durch diese (begriffliche) Trennung von ‚Haus‘ und ‚Familie‘ im 18. Jahrhundert erfuhr gerade die Eltern-Kind-Beziehung eine erhöhte Aufmerksamkeit und mit ihr die Erziehungs- und Bildungsfunktion von Familien. MITTERAUER spricht hier von den primären Funktionen der „Zeugung und Erziehung des Nachwuchses [...] [und] [der] Sozialisationsphase“<sup>470</sup>, die charakteristisch seien für die moderne Kleinfamilie am Übergang zur modernen Industriegesellschaft, wo traditionelle Deutungsmuster und Bindungen brüchig werden und sich das moderne Bild von Familie herausbildet. Die gewandelte Auffassung über die Funktion der Familie als Sozialisationsagentur führte zu strukturellen innerfamiliären Veränderungen sowie einer Idealisierung der bürgerlichen Familie. Für ULRICH BECK erscheint diese sukzessiv verlaufende Strukturentwicklung nur folgerichtig:

Denn der Binnenraum von Familie, auf den sich jetzt [d.h. um 1800; N.W.] die Gefühle und Bindungen konzentrieren, übernimmt offensichtlich eine Ausgleichsfunktion: Er schafft einen Ersatz für die Deutungsmuster und Sozialbeziehungen, die mit dem Übergang zur Moderne aufgelöst werden.<sup>471</sup>

Die Auflösung der Ständegesellschaft bedingt die Herauslösung des Einzelnen aus von Geburt an vorbestimmten Lebensläufen. In der Moderne muss und kann jede/r ihr/sein Leben individuell planen. Es zeigt sich, dass Industrialisierung und Individualisierung zwei eng aufeinander bezogene historische Parameter sind. Nicht selten weckt diese neu geforderte Individualisierung Gefühle der Sehnsucht nach stabilen Wertemustern und Verhaltensregeln, die in eine Sehnsucht nach familiärer Einheit münden, wie bspw. in die nach der Familienwirtschaft der Vormoderne.<sup>472</sup> Aber eigentlich meint diese Sehnsucht nach Familie – wie sie BECK und BECK-GERNSHEIM im Rahmen ihrer ‚Individualisierungsthese‘ herausarbeiten – sowieso nicht das, was sie benennt: „Es ist die einsetzende Isolierung und Sinnentleerung, die der Sehnsucht nach Familie

---

<sup>469</sup> Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 24.

<sup>470</sup> Mitterauer: „Die Familie als historische Sozialform“, 29.

<sup>471</sup> Beck-Gernsheim: Kap. II: „Von der Liebe zur Beziehung?“, 69f.

<sup>472</sup> Vgl. Mitterauer: „Funktionsverlust der Familie?“, in: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft*, 94-119, 115: „Solange die Familie die dominante Form der Arbeitsorganisation war, ergab sich durch die innerfamiliäre Arbeitsteilung eine starke Rollenfixierung.“

Auftrieb gibt: die Familie als Heimat, um die ‚innere Heimatlosigkeit‘ erträglich zu machen, als ‚Hafen‘ in einer fremd gewordenen und unwirtlichen Welt.<sup>473</sup> Durch den Verlust an traditionellen Rollenmustern, Lebensläufen und alltäglichen Handlungen würde sich der Einzelne vermehrt seinen Mitmenschen im Nahumfeld zuwenden, weil diese „wichtig [sind] für das Bewußtsein und Selbstbewußtsein des Menschen“<sup>474</sup>, also für die Identitätsfindung des Einzelnen. Im sprichwörtlichen Früher des ‚ganzen Hauses‘ war es für den Einzelnen dahingehend anders, weil „traditionelle[n] Bindungen [...] rigorose Verhaltensregeln und Vorschriften“<sup>475</sup> enthielten und somit für das Individuum – qua Geburt – ein Platz in der hierarchisch geordneten Ständewelt bereit gehalten wurde.

Am Anfang der Familiengründung des ‚ganzen Hauses‘ stand zumeist eine nach wirtschaftlichen Kriterien arrangierte Allianz zueinander zweier Brautleute, über deren Eheschließung vornehmlich die Brauteltern oder der zukünftige Ehemann entschieden haben. Am Anfang der bürgerlichen Familie hingegen steht die Idee von der Liebesheirat, die in der Aufklärung auf dem vernünftigen Gefühl und der Tugendhaftigkeit des Partners basierte und später, in der Romantik, auch die leidenschaftliche Liebe mit inkludierte. In der Romantik wird dann die romantische Idee von der All-Einheit des Universums auf den Mikrokosmos Familie bzw. Ehe und Liebe übertragen. In der Öffentlichkeit ist eine idealtypische Schwerpunktverlagerung propagiert worden, die graduell in der sozialen Wirklichkeit zum Leitbild avancierte: von der Trennung der drei Teilbereiche Ehe, Liebe, Sexualität im sachlich-unpersönlichen Lebens- und Wirtschaftsmodell des ‚ganzen Hauses‘ zur Einheit der zuvor als getrennt gedachten Bereiche Ehe und Liebe. Demnach bildet die auf Liebe basierende Institution der Ehe den Kern des um 1800 aufkommenden modernen ‚Liebes-Ehe-Ideals‘<sup>476</sup>.

<sup>473</sup> Beck-Gernsheim: Kap. II: „Von der Liebe zur Beziehung?“, 70.

<sup>474</sup> Beck-Gernsheim: Kap. II: „Von der Liebe zur Beziehung?“, 70, vgl. auch 77.

<sup>475</sup> Beck-Gernsheim: Kap. II: „Von der Liebe zur Beziehung?“, 73.

<sup>476</sup> „Der Kern der F., die Ehe“, so W. Dreier, wird theoretisch isoliert durch „die Reflexion auf die neue Erfahrung bürgerlicher Intimsphäre“ (Dreier: „Familie, Ehe“, 899).

Es „lässt sich das ungebrochene Faszinosum der bürgerlichen Familie in der Gegenwartsgesellschaft beobachten“<sup>477</sup>.

## 2.2 Bürgerliches Familienideal

Das bürgerliche Familienideal – verstanden mit NAVE-HERZ als „gesellschaftlich besonders anerkannte Familienform[en]“<sup>478</sup> – und seine fundamentalen inneren Widersprüche, besonders die Rollenverteilung der Geschlechtscharaktere, sind über 240 Jahre alt und treten doch seit einigen Jahren vermehrt offen zu Tage.<sup>479</sup> Seine Genese ist begleitet von gesellschaftlichen Krisen- und Umbruchsprozessen im 18., 19. und auch 20. Jahrhundert, die zu historisch spezifischen Inszenierungen von Familie geführt haben, getreu dem Motto, dass jede Gesellschaft ihre Familien formt. Wenn im Folgenden einige Inszenierungen von Familie in Forschungsbeiträgen paradigmatisch in den Blick genommen werden – weil auch sie dazu beitragen, dass das bürgerliche Familienideal festgeschrieben wird, und das im etymologischen Sinne des DERRIDA’SCHEN Kunstwortes *Dekonstruktion* –, dann mit dem Ziel, herauszustellen, dass zwischen Ideal und Alltagspraxis von Familie zu differenzieren ist. Denn, mit EICKELPASCH gesprochen, war die „heile Welt’ der bürgerlichen Familie [...] nie mehr, als eine Fassade“<sup>480</sup>. Diese Fiktionalität der heilen Familienwelt stellt auch NAVE-HERZ heraus, wenn sie in einem ihrer jüngsten Aufsätze von 2013 explizit das bürgerliche Familienideal mit der sozialen Realität kontrastiert, um zu schlussfolgern, dass dieses Idealbild „für die Mehrzahl der Bevölkerung nur für ca. zwei Jahrzehnte faktische Gültigkeit besaß“<sup>481</sup>, obschon es „jahrhundertlang als Ideal gepriesen sowie als naturbedingt und gesellschaftlich funktional

---

<sup>477</sup> Joachim Fischer: „In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? In der bürgerlichen!“, in: *APuZ* 9-10 (2008): 9-16, 16.

<sup>478</sup> Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 18.

<sup>479</sup> Mit Hassels Worten (vgl. dies.: *Familie als Drama*) liegt die Ambivalenz des bürgerlichen Familienideals darin begründet, „daß die bürgerlich-familialen Werte für das Bürgertum einerseits die Grundlage für die Ablehnung absolutistischer Herrschaftsstrukturen darstellen, andererseits jedoch repressive Momente in bezug auf die Stellung von Frau und Kindern enthalten, die Gleichheitsforderung nicht auch für die Frauen gilt und man innerfamilial an einem autoritär-patriarchalischen System festhält“ (ebd.: 22). Das würde „im 18. Jahrhundert nur von sehr wenigen Programmatiken als Problem gesehen“ (ebd.: 22).

<sup>480</sup> Vgl. Eickelpasch: „Ehe und Familie im Umbruch“, 53.

<sup>481</sup> Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 19.

von Wissenschaftlern etikettiert wurde<sup>482</sup>. NAVE-HERZ bilanziert: „Dennoch hat das Bürgerliche Familienideal bis heute kaum (vor allem in Westdeutschland) bzw. nur in einigen Dimensionen an normativer Kraft eingebüßt.“<sup>483</sup> Der offensichtliche Unterschied zwischen einem „als erstrebenswert anerkannten, aber antagonistischen familialen Idealbild“<sup>484</sup> und der sozialen Realität von Familie führe mitunter zu gesellschaftspolitischen sowie persönlichen Konflikten der Individuen, so NAVE-HERZ. Diese Konflikte, so ist hinzuzufügen, haben ihren prädestinierten Verhandlungsort in der Gegenwartsliteratur.

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet, / Ob sich das Herz zum Herzen findet!“<sup>485</sup>

### 2.2.1 Familiäre Gefühlsgemeinschaft

Dem empfindsamen Ideal nach sucht man sich einen Partner des Herzens mit dem Herzen, unabhängig von Vermögen oder Genealogie. Hieraus „resultieren die herausgehobene Rolle, die Ehe und Familie bei der Illustration des neuen Diskurses spielten. [...] Liebe und Ehe wurden zusammengefügt.“<sup>486</sup> Bekanntheitsmaß klaffen sprachliches Ideal und gelebte Praxis zumeist weit auseinander:

Indes gelang diese Operation vorerst nur unter Eliminierung des Sexus. Das sinnliche Begehren schien der Motor aller libertinierenden Unstetigkeit zu sein. [...] Der Versuch jedoch, die neue Sozialität auf der virtuellen Asexualität der Paarliebe zu begründen, zeitigte weitreichende Folgen. Nicht zufällig häuften sich bald die Bewältigungs- und Korrekturgeschichten – nachlesbar etwa in vielen literarischen Texten seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert.

War die Ehe die zentrale Institution, an der das Allianzdispositiv angegriffen wurde, so war die Familie der Ort, an dem sich der neue Diskurs beweisen mußte. Daher erfolgt die Herausbildung der Empfindsamkeit wesentlich als eine Emotionalisierung der Familie.<sup>487</sup>

<sup>482</sup> Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 19.

<sup>483</sup> Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 19.

<sup>484</sup> Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 19.

<sup>485</sup> Schiller: „Das Lied von der Glocke“, 267.

<sup>486</sup> Christian Berthold u. Jutta Greis: „Endlich lieben. Eine moderne Obsession“, in: *Obsessionen. Beherrschende Gedanken im wissenschaftlichen Zeitalter*, hg. v. Michael Jeismann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1995, 199-223, 208.

<sup>487</sup> Berthold u. Greis: „Endlich lieben. Eine moderne Obsession“, 209f.



Als Leitbild für das sich emanzipierende Bürgertum konzipiert, besaß das bürgerliche Familienmodell ursprünglich zwei historisch-soziologische Funktionen: eine abgrenzende und eine eingrenzende bzw. gemeinschaftsstiftende. Seine Abgrenzungsfunktion bestand darin, den Unterschied zu bisherigen gesellschaftlichen Ordnungskategorien zu markieren, d.h. eine Grenze zwischen vormodernen, adligen und bürgerlichen Lebensweisen sichtbar zu machen. Solchermaßen erhielt dieses Familienbild seine Eingrenzungsfunktion, die im bürgerlichen Zusammengehörigkeitsgefühl als Gegenwelt – ökonomisch und familiär – zu denken ist.

Die Abgrenzung von der Aristokratie verlief besonders über die Betonung der Familie als Ort der Privatheit und Intimität, der mit adligen Lebensformen – v.a. dem Mätressenwesen – kontrastieren sollte. Als Gegenwelt zu immer unpersönlicher werdenden Arbeitsbedingungen in der modernen Industriegesellschaft erhielt das Modell ‚bürgerliche Familie‘ zusätzlich noch kompensierende Funktion für das ‚feindliche‘ Arbeitsleben. Diese äußerte sich in den stilisierten Gefühlsbeziehungen des mit Liebe, wechselseitiger Verantwortung und Geborgenheit konnotierten Familienmodells. Das bürgerliche Familienmodell steht historisch gesehen im Mittelpunkt der Auseinandersetzung zwischen Adel und Bürgertum, in der es um die kulturelle Vorherrschaft zur Zeiten des Wandels hin zur modernen, industriellen und zuletzt auch bürgerlichen Gesellschaft geht. Zentrum dieses revolutionären Kampfes bildete die bürgerliche Familienideologie, hier verstanden ohne marxistischen Ballast und lediglich der gängigen Begriffsdefinition entsprechend als „an eine soziale Gruppe, eine Kultur o.Ä. gebundenes System von Weltanschauungen, Grundeinstellungen u. Wertungen“<sup>488</sup>. Dieses bürgerliche System wird in der Forschung als Ergebnis des Wandels innerhalb der Familienstrukturen gelesen, der wiederum als Folge der gesellschaftlichen Ausdifferenzierungs- und Modernisierungsprozesse gesehen wird. Die ideologische Implikation der Gefühlsstilisierungen, *in nuce* im bürgerlichen Familienmodell enthalten, besteht in ihrer allgemein menschlichen, alle gesellschaftlichen Schranken überwindenden Möglichkeit, die Egalität aller Menschen zu denken: Jeder Mensch kann fühlen, also sind alle miteinander und im Gefühl vereint. So soll auch das Fundament der bürgerlichen Familie,

---

<sup>488</sup> Eintrag: „Ideologie“, in: *Duden. Das Fremdwörterbuch*, Bd. 5, 6., überarb. u. erw. Aufl., hg. u. bearb. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion, Mannheim u.a.: Dudenverlag 1997, 345.

die Ehe, zumindest ideell und seit dem 18. Jahrhundert auf dem Gefühl der Liebe basieren, also gefühlvoll sein.

Durch ihre normative Überhöhung und Stilisierung zum harmonischen Binnenraum bzw. alternativlosen Lebensmodell wurde die Idee ‚bürgerliche Familie‘ zu einem nicht einlösbaren familialen Idealbild: „Im bürgerlichen Familienmodell verweist romantische Liebe ‚selbstverständlich‘ auf Ehe, Ehe ebenso selbstverständlich auf Sexualität, Elternschaft und gemeinsame Haushaltsführung.“<sup>489</sup> Die hier ironisierte Selbstverständlichkeit der Einheit sämtlicher Teilbereiche menschlichen Zusammenlebens, von der Haushaltsführung bis zum ehelichen Beischlaf, macht das bürgerliche Familienmodell zu einem Ideal, das zu erreichen nahezu unmöglich ist, wie obiges Zitat impliziert. Reale Konflikte, die heute im Spannungsfeld der Familie angesiedelt sind, begleiten das Ideal von Anbeginn: zu den (inner-)familiären Spannungen zählen jene zwischen Arbeit und Leben, zwischen Paarbeziehung und Elternschaft, zwischen Staat und Familie sowie die Spannungen zwischen der Autonomie des Einzelnen und seinen familiären Abhängigkeiten in Form von familialen Rollenfixierungen. Und dennoch: trotz vielfältiger Familienproblematiken bevölkerten und bevölkern eine ganze Reihe von literarischen Familienporträts den Buchmarkt und die Wissenschaft, die sich alle mit dem bürgerlichen Familienideal auseinandersetzen.

Solche literarischen Familiendarstellungen wirken – in ihrer Bestätigung der Leitbildfunktion von Familie als ideale Gefühlsgemeinschaft – auf die Wirklichkeitsebene zurück, indem sie in der Realität als ‚Beziehungsnorm‘ wirksam werden. So jedenfalls beschreibt PEUCKERT das Funktionieren des Wechselspiels zwischen Literatur und Gesellschaft um 1800.<sup>490</sup> PEUCKERT differenziert in diesem Fall zwei Ebenen: zum einen die ‚literarische Diskursebene‘, die das Ideal der romantischen Liebesehe entworfen und literarisch ausgeschmückt hat und zum zweiten die ‚Ebene der Beziehungsnormen‘, auf der das „Wirksamwerden“ des Idealbilds in „Leitvorstellungen und normativen Vorgaben für Zweierbeziehungen“ sichtbar werde.<sup>491</sup> Auf diese Weise lässt sich von einem allmählichen Wirksamwerden des im literarischen Diskurs entwickelten Ideals der romantischen Liebe als reale Beziehungsnorm und „kulturellem

<sup>489</sup> Eikelpasch: „Ehe und Familie im Umbruch“, 58.

<sup>490</sup> Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*, 6. Aufl., Wiesbaden: VS Verl. 2005, 23.

<sup>491</sup> Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*, 6. Aufl., 23.

Leitbild des Bürgertums<sup>492</sup> sprechen. Zwischen der Propagierung des zur kulturellen Norm erhobenen, hegemonialen Familienmodells und der sozialen Realität klaffen um 1800 allerdings noch Welten. Folgerichtig formuliert HASSEL: „Das frühe Bürgertum entwickelt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein neues Leitbild und Ideal der Familie, das sich entscheidend von den bestehenden Familienformen abhebt und für unsere Vorstellung von dieser Sozialform und die heute gelebte Familienwirklichkeit von prägender Bedeutung ist.“<sup>493</sup> Es geht, um es mit HASSEL an dieser Stelle nachdrücklich hervorzuheben, also um Vorstellungen und Ideale von Familie, die als Regulative wirken, und nicht um tatsächlich gelebte Familienmodelle. Diese neuen, auf die klein-familiale Lebensform ausgerichteten Vorstellungen wurden v.a. von den mittleren Gesellschaftsschichten, den „wenigen Großkaufleuten und Unternehmern, höheren Beamten sowie Vertretern der freien Berufe“<sup>494</sup> gelebt.

Dabei ist die Familie „zugleich moralische Gegeninstanz und ‚Keimzelle‘ der Gesellschaft“<sup>495</sup>. D.h., die Familie erfüllt gegenläufige Aufgaben. Sie erzieht im Sinne der Gesellschaft als primäre Sozialisationsinstanz und zugleich erhebt das Ideal der Gefühlsfamilie den Anspruch, eine gesellschaftliche Utopie zu sein, die ein besseres Leben der Bürger untereinander ermöglichen soll: „Mit Hilfe ihrer Gefühlskultur [antizipiert die Familie] einen besseren menschlicheren Zustand der Gesellschaft, indem sie die familiären Beziehungen idealisiert und zum Modell für den zwischenmenschlichen Umgang erklärt.“<sup>496</sup> Überspitzt lässt sich sagen, die Familie befördert die Restauration der herrschenden Politik des Landesvaters, ebenso wie sie die Revolution im (familiären) Kleinen und unter Aufsicht des Familienvaters nährt. In ihr überschneiden sich die heuristisch getrennt gedachten Bereiche der ‚Öffentlichkeit‘ und der ‚Privatheit‘, sodass sie zwischen beiden Polen vermitteln muss. Ganz ähnlich verhält es sich mit den beiden Polen ‚Moral‘ und ‚Politik‘, die den bürgerlichen Werten gemäß gegeneinander ausgespielt werden, um der politischen Machtlosigkeit des Bürgertums selbstbewusst etwas entgegenzustellen:

---

<sup>492</sup> Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*, 6. Aufl., 23.

<sup>493</sup> Hassel: *Familie als Drama*, 22. Vgl. bes. Kap. I.2: „Die Herausbildung des bürgerlichen Familienideals im 18. Jahrhundert“, 22-37 sowie Kap. II.2: „Zur sozialgeschichtlichen Situation der Familie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, 124-125 und Kap. III.2: „Zur Situation der Familie im 20. Jahrhundert“, 195-197.

<sup>494</sup> Rosenbaum: *Formen der Familie*, 251.

<sup>495</sup> Horstenkamp-Strake: *„Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!“*, 26.

<sup>496</sup> Horstenkamp-Strake: *„Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!“*, 28.

Auf der einen Seite bleibt er [der Bürger; N.W.] von der Politik ausgeschlossen, hat aber statt dessen die Moral für sich reklamiert und Politik als unmoralisch verworfen. Auf der anderen Seite versucht er die im ‚Ursprungsort der Moral‘ (Familie) kultivierten Werte auf die Politik zu übertragen, Politik zu moralisieren und somit doch Einfluß auf sie zu nehmen. Politik wird auf diese Weise von der Moral unterlaufen, der Angriff verschleiert.<sup>497</sup>

Nach den vielen fehlgeschlagenen Versuchen des Bürgertums im 19. Jahrhundert, an der Politik gleichberechtigt zu partizipieren und eine klassenlose Bürgergesellschaft zu etablieren (vgl. bspw. den Wiener Kongress, die Karlsbader Beschlüsse, die Juli-Unruhen, die gescheiterte Revolution von 1848), macht sich eine resignative Stimmung breit, die durch den Rückzug in die Häuslichkeit, dem Refugium der politisch Machtlosen, offensichtlich wird. „Die Kultivierung der Innerlichkeit obliegt der Familie; ihr liegt an der Ideologisierung ihres Lebensstils, den sie als Waffe benutzen will. [...] Der Kampf der bürgerlichen Privatheit gegen die höfische Öffentlichkeit hat in der patriarchalischen Klein-Familie ihren Nährboden.“<sup>498</sup> Was HORSTENKAMP-STRAKE hier in martialischer Diktion resümiert, lässt sich auch an den Inszenierungspraxen bürgerlicher Topoi ablesen: Sie bilden die Fassade für das bürgerliche Familien-Spiel, das allererst mithilft, das Bürgertum als solches kulturell zu setzen.

### 2.2.2 Bürgerliches Fassadenspiel

In Anlehnung an EICKELPASCH<sup>499</sup> bezeichne ich die Performanz von Familie und das Darstellen des bürgerlichen Familienideals im Sinne einer heilen Fassade mit dem Terminus ‚bürgerliches Fassadenspiel‘. Zu den wichtigsten Kriterien dieses Fassadenspiels zählen die räumliche Trennung von Arbeiten und Leben und damit einhergehend die nach Geschlechtern getrennten und naturalisierten Rollen und Aufgabenbereiche: der männlichen „Arbeitsmarktbiographie“ steht die weibliche „Familienbiographie“<sup>500</sup> gegenüber. Diese im 18. Jahrhundert

<sup>497</sup> Horstenkamp-Strake: ‚*Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!*‘, 28.

<sup>498</sup> Horstenkamp-Strake: ‚*Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!*‘, 24.

<sup>499</sup> Vgl. Eickelpasch: ‚Ehe und Familie im Umbruch‘, 53.

<sup>500</sup> Die Bezeichnungen finden sich bei Ulrich Beck u. Elisabeth Beck-Gernsheim: ‚Einleitung: Riskante Chancen – Gesellschaftliche Individualisierung und soziale Lebens- und Liebesformen‘, in: *Das ganz normale Chaos der Liebe*, 7-19, 14.

ausbuchstabierte „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“<sup>501</sup> mündet in das stereotypisierte Lebensmodell einer ‚Hausfrauenehe‘, auch ‚Alleinverdiener-ehe‘ genannt, deren *gelebter* Höhepunkt in den zehn Nachkriegsjahren zwischen 1950 und 1960 liegt. Insgesamt interpretiert PEUCKERT die Wandlungsprozesse seit den 1960er Jahren, denen das Leitbild und die Institution ‚Familie‘ unterworfen sind, vor dem Hintergrund einer – so PEUCKERT – historisch einmaligen Situation, da niemals zuvor „eine Form von Ehe und Familie so dominant wie in der Nachkriegszeit bis Mitte der 60er Jahre“<sup>502</sup> gewesen sei. Bis Mitte der 1960er habe sich – und das ist wichtig – das moderne Ehe- und Familienmodell nahezu universell durchgesetzt, und zwar „faktisch und normativ (als unhinterfragtes Leitbild)“<sup>503</sup>. Auf diese Weise sind Ideal und Lebensmodell ‚bürgerliche Familie‘ im Nachkriegsdeutschland und zu Zeiten des Wirtschaftswunders unter KONRAD ADENAUER zumindest dem Anschein nach fast kongruent gewesen. PEUCKERT hebt deutlich hervor, dass bis ins 20. Jahrhundert die Umsetzung des Ehefamilienmodells mit der „Konzeption der polaren Geschlechtscharaktere verbunden“<sup>504</sup> ist.

Die Diskursivierung des bürgerlichen Familienideals und sein gelebter ‚Erfolg‘ hängen ursächlich mit dem gesellschaftlichen Erfolg des Bürgertums, seinem Aufstieg und einer spezifischen Lebensführung im 18. Jahrhundert zusammen.<sup>505</sup> Am Bürgertum partizipiert man weder qua Geburt, noch über einen Berufsstand, sondern durch die individuell erbrachte Leistung. Deshalb galt es für das junge Bürgertum in einer immer noch vorherrschenden Ständegesellschaft, sich allererst eine Identität zu erschaffen, die sozial und räumlich einen Platz in der Gesellschaft garantiert.<sup>506</sup> Somit werden die erbrechtlichen Privilegien und vererbare Identitäten als Basis von Gesellschaft kritisiert. Hinter dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit der Klassenlosigkeit und der dem Lebensmodell inhärenten Möglichkeit, dass jeder sich seinen Platz in der Gesellschaft und auch ein Recht auf gesellschaftlich-politische Mitbestimmung erarbeiten kann, stehen die aufklärerischen Ideale der Freiheit und Gleichheit, die eine

---

<sup>501</sup> Vgl. den gleichnamigen Aufsatz von Karin Hausen: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“. Vgl. auch Anm. 20 dieser Arbeit.

<sup>502</sup> Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*, 6. Aufl., 9.

<sup>503</sup> Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*, 6. Aufl., 9.

<sup>504</sup> Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*, 6. Aufl., 23.

<sup>505</sup> Vgl. Horstenkamp-Strake: *„Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannennut!“*, 15.

<sup>506</sup> Vgl. Horstenkamp-Strake: *„Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannennut!“*, 16.

neue, bürgerliche Gesellschaft begründen sollten. Der neuralgische Punkt dieser bürgerlichen Lebensweise ist die Intimität der bürgerlichen Familie als Ort der Privatheit und Moral.

Im frühen Bürgertum fing man an, besonderen Wert auf frühkindliche Erziehung und Bildung zu legen. Eine spezifisch kindgerechte Literatur, die Kinderliteratur, wurde auf den Buchmarkt gebracht.<sup>507</sup> Die Notwendigkeit einer gut organisierten Erziehung ist an die Entstehung des Mythos ‚Mutterliebe‘ gebunden, weil die Mutter die Sozialisations- und Erziehungsfunktionen wahrnehmen soll. Auf diese Weise wurden Bildung und Erziehung zu obligaten Elementen der bürgerlichen Lebensführung. Beide sollten den späteren Erfolg im Leben garantieren. Diese Vorstellung von der bestmöglichen Erziehung des Kindes daheim bei der Mutter, zumindest in den ersten drei Lebensjahren, scheint in öffentlichen Debatten in Deutschland noch sehr greifbar. Bürgerliche Tugenden, die es zu erlernen galt, sind „vor allem Selbstkontrolle und Affektbeherrschung, Aufschub von Bedürfnisbefriedigung und eine asketische Lebensführung“<sup>508</sup>.

Weil in Deutschland aufgrund der verzögert einsetzenden Industrialisierung nicht das Wirtschafts-, sondern zunächst das Bildungsbürgertum dominierte, lag es nahe, dass Diskussionen über das bürgerliche Ehe- und Familienideal und mit ihm über „ein eigenständiges bürgerliches Ethos und Selbstverständnis“<sup>509</sup> in der Literatur ihren (prädestinierten) Ort gefunden haben.<sup>510</sup> Das heißt, nur wer Zugang zu Büchern und Bildung hatte, konnte an den öffentlichen Diskussionen teilhaben. Insofern sind die Vorstellungen von sowie die Realität der bürgerliche Familie von Anbeginn ein Phänomen der Mittelschicht:

Der Begriff bürgerliche Familie hat sich in der Soziologie durchgesetzt, obwohl mit ihm nicht deutlich wird, auf welche Gruppe von Bürgern er sich bezieht: nämlich nur auf das sog. Hoch- und Bildungsbürgertum, nicht aber auf die Mehrzahl der kleinbürgerlichen Familien, die vom Einkommen ihres kleinen Kaufladens oder Handwerksbetriebes, ihrer Gaststätte oder von den Einkünften aus anderen Gewerben oder Dienstleistungen lebten.<sup>511</sup>

<sup>507</sup> Vgl. auch Ute Dettmar: *Das Drama der Familienkindheit. Der Anteil des Kinderschauspiels am Familiendrama des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts*, München: Fink 2002 (Diss. Univ. Frankfurt a.M. 2000).

<sup>508</sup> Horstenkamp-Strake: ‚*Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!*‘, 22.

<sup>509</sup> Hassel: *Familie als Drama*, 24.

<sup>510</sup> Vgl. Hassel: *Familie als Drama*, 24.

<sup>511</sup> Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 19.

Mit diesem Zitat macht NAVE-HERZ für die ‚Familiendisziplin‘ Soziologie deutlich, dass selbst in dieser Fachrichtung keine Differenzierung zwischen unterschiedlichen Ausprägungen der bürgerlichen Familie erfolgt, sondern begrifflich auf die Idealversion zurückgegriffen wird, die der Bildungsbürger zu Beginn des Bürgertums erfunden und in Szene gesetzt hat.

Zunächst dominierte der sog. ‚Bildungsbürger‘ die Vorstellungen von dem, was Bürgerlichkeit ist. Es wurde versucht, sparsam und ökonomisch zu haushalten und den Lebensmittelpunkt im Rückzugsort Familie bzw. im häuslichen Kreis, zu setzen. Mit dieser gelebten Innerlichkeit einher ging die Wertschätzung der inneren Werte, die den Versuch bezeugen, sich von adligen Verhaltenscodices und Oberflächlichkeiten abzusetzen. Dabei stand Bürgerlichkeit „als normative, emphatische, wenn auch nicht notwendig revolutionäre Zielbezeichnung für einen neuen Daseinsentwurf, der auf Arbeit, Leistung und Bildung, Vernunft und Öffentlichkeit, aber auch auf Selbstreflexion, Individualisierung und Intimität beruhte“<sup>512</sup>, so KOCKA.

Mit der Konsolidierung des Bürgertums und seinem wirtschaftlichen Erfolg veränderte sich die Beziehung zum Adel, von dem man sich zunächst abgrenzen wollte. Jetzt wurden adlige Verhaltensweisen, wie die Repräsentation des eigenen Besitzes, imitiert; der Unternehmer wird der Prototyp des neuen Bürgers im 19. Jahrhundert.<sup>513</sup> Literarisch beliebte Beispiele für das Wirtschaftsbürgertum finden sich in FONTANES *Frau Jenny Treibel* (1892) oder den MANN'SCHEN *Buddenbrooks* (1901).

Im Gefolge der Industrialisierung und einer verstärkten dualistischen Herausbildung eines privaten und eines öffentlichen Lebensbereichs figurierte das bürgerliche Familienmodell zunehmend als Norm, an der sich gesamtgesellschaftlich orientiert wurde. Dieses originär bürgerliche Leitbild mit gesamtgesellschaftlicher Strahlkraft, wurde realiter jedoch nur von privilegierten bürgerlichen Familien gelebt. D.h. die kulturgeschichtliche Durchsetzung des bürgerlichen Familienmodells bedeutete nicht automatisch, dass dieses auch praktiziert wurde. Diese Differenz zwischen der Funktion eines Leitbildes und einem realiter gelebten familiären Modell führt dazu, dass – obschon sich die Gesellschaftsordnung aufzulösen beginnt – auf diese Weise dennoch an ihr festgehalten wird. Die daraus resultierenden Spannungen werden in den privaten Be-

---

<sup>512</sup> Kocka: „Einleitung“, in: *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, 14.

<sup>513</sup> Vgl. bspw. auch Horstenkamp-Strake: ‚*Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!*‘, 30.

reich der Familie verlagert und die Krise der Gesellschaft wird als eine der Familie ausgewiesen und privatisiert.

Aus heutiger Sicht kommt das bürgerliche Familienideal mit der Herausbildung von Rollenmustern in Form von Geschlechtsstereotypen einer Zäsur im Gesellschaftssystem gleich: Die Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen wurden abermals stilisiert und so wirksam festgeschrieben, dass sogar unser gesamtes Gesellschaftssystem darauf aufbauen kann:

Die vorgegebenen Geschlechterrollen sind *Basis* der Industriegesellschaft und nicht etwa ein traditionales Relikt, auf das zu verzichten ein leichtes wäre. Ohne Trennung von Frauen- und Männerrolle keine Industriegesellschaft in ihrer Schematik von Arbeit und Leben. Das Bild der bürgerlichen Industriegesellschaft basiert auf einer unvollständigen, genauer: *halbierten* Vermarktung menschlichen Arbeitslebens.<sup>514</sup>

Mitnichten geht es bei dem Familienideal allein um den unpolitischen Bereich der Privatheit fernab von gesellschaftlichen Zwängen; die Familie steht als „Keimzelle des Staates“ (ROUSSEAU) im Zentrum der Politik. Man spricht nie nur über Familie, sondern zugleich über ihre historische, politische, soziologische usf. Bedingtheit in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext, der die Rahmenbedingungen für eine Vielfalt an existierenden Strukturformen stellt. Diese sind als familiäre Sozialformen anzusehen. Die dem bürgerlichen Familienmodell zugesprochenen Funktionen unterstreichen dies: die familiäre Ab- und Eingrenzung in den vermeintlichen Binnenraum des Privaten, wo die Familie die ihr zukommende „Schutz“<sup>515</sup> - Funktion erfüllen kann, die gekoppelt ist an die Kompensationsfunktion als Gegenwelt zur kapitalistischen Marktwirtschaft, worunter die Intimität der Familienmitglieder untereinander ebenso zählt wie die Primärsozialisation und die Erziehungsfunktionen. Gerade in den bürgerlichen Tragödien des 18. Jahrhunderts – wie noch zu zeigen sein wird – wurden diese Funktionen von Familie mit Fokus auf der Erfindung des Gefühls bzw. der Familie als Gefühlsgemeinschaft neu geschaffen.

<sup>514</sup> Ulrich Beck: Kap. I: „Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie“, in: *Das ganz normale Chaos der Liebe*, 20–64, 36.

<sup>515</sup> Für Mitterauer ist die Funktion der Familie, Schutz zu gewähren, „ganz allgemein eine zentrale Funktion der Familie“. Was sich seit der Erfindung der Kleinfamilie an dieser Funktion verändert habe, sei die Reduktion des „zu schützenden Personenkreises“ (Mitterauer: „Funktionsverlust der Familie?“, 101).



Über das Familienideal wird also das Verhältnis von Familie und Staat ausbalanciert; mitunter geht es um die Einflussnahme von Familie bzw. ‚Vater Staat‘ auf die Ausbildung der Kinder – in Form von staatlicher Trägerschaft der Erziehungsorte. Nicht selten geht es auch um machtpolitische Fragen. Dieses Ausbalancieren des Verhältnisses von Staat und Familie ist gekoppelt an die Abgabe familialer Funktionen, wie bspw. die Abgabe von Teilen der familialen Erziehungsfunktion an Kindertagesstätten. Allerdings – und darauf hat schon MITTERAUER in den späten Siebzigerjahren hingewiesen – sind einmal an den Staat abgegebene Funktionen der Familie schwerlich zurück zu gewinnen: „Die säkularen Prozesse der Aufgaben von Familienfunktionen an übergeordnete Sozialgebilde sind im Prinzip irreversibel.“<sup>516</sup> Vielleicht liegt hier ein Grund dafür, dass sich Familie als „eine Grundform menschlicher Vergesellschaftung“<sup>517</sup> im Bewusstsein der Menschen auch so langsam verändert, was sich sehr deutlich am bürgerlichen Familienideal ablesen lässt.

### **2.2.3 Faktoren, die das bürgerliche Familienideal historisch begünstigt haben**

Nach MITTERAUER liegen zumindest drei historisch begründbare Hauptfaktoren vor, die zusammen die Ursache für den familiengeschichtlichen Wandel zum sozialen System Kleinfamilie ergeben. Erstens benennt MITTERAUER die Konstanz, die zweitens einhergeht mit der zunehmenden Dauer bzw. Beständigkeit der Familienkonstellationen um 1800.<sup>518</sup> Weil drittens die arbeitsteilige Sphärentrennung in Haus- und Erwerbsarbeit dazu führte, dass die Anzahl an „Familien ohne Produktionsfunktionen“<sup>519</sup> zunahm, benötigten diese auch keine Diensthofen, Mägde oder Gesinde mehr wie die Arbeitsorganisation des ‚ganzen Hauses‘, sodass die Anzahl der in der Familie lebenden Mitglieder sich auf den Kern der – zumeist – blutsverwandten Zwei-Generationen-Familie reduzierte. Solchermaßen wird die hohe Fluktuation im Personenkreis der im Familienverband des ‚ganzen Hauses‘ Lebenden erklärbar, vor allem im Kontrast zur Kleinfamilie, die wie der Name schon sagt, gemessen an den ihr zugehöri-

---

<sup>516</sup> Mitterauer: „Funktionsverlust der Familie?“, 112.

<sup>517</sup> Mitterauer: „Die Entwicklung zum modernen Familienzyklus“, in: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft*, 66-93, 66.

<sup>518</sup> Vgl. Mitterauer: „Die Entwicklung zum modernen Familienzyklus“, 66-93, bes. 79ff.

<sup>519</sup> Mitterauer: „Die Entwicklung zum modernen Familienzyklus“, 80.

gen Mitgliedern erheblich kleiner als ihr ‚Vorgängerfamilienmodell‘ war. Diese zunehmende „Dauerhaftigkeit der Familiengruppierung“<sup>520</sup> sei ebenso wie die Trennung von Haus- und Erwerbsarbeit auf dieselbe Ursache zurückzuführen: die Auslagerung der Produktions- und Arbeitsstätte ‚Familie‘. Auf diese Weise sei eine intensivere Bindung der Familienmitglieder automatisch gegeben gewesen. MITTERAUER listet recht anschaulich jenes Bündel an Faktoren auf, das historisch betrachtet zur Möglichkeit der Idealisierung der emotionalisierten Kleinfamilie geführt hat:

Die Reduktion auf die Eltern-Kinder-Gruppe und das langfristige Zusammenleben dieser Gruppe in gleicher Zusammensetzung hat sicherlich die emotionalen Beziehungen vertieft. Die steigende Lebenserwartung verlängerte die Ehedauer. Die Entlastung der Partnerwahl von wirtschaftlichen Rücksichten ermöglichte in der Partnerbeziehung von vornherein mehr Emotionalität. Der Rückgang der Kindersterblichkeit bedingte mit der steigenden Hoffnung auf ein dauerhaftes Zusammenleben wohl schon dem Kleinkind gegenüber ein höheres Maß an emotionaler Zuwendung.<sup>521</sup>

Zusätzliche Faktoren, die durch ihren Beitrag zur Konstanz und Dauerhaftigkeit der familialen Struktur die Idealisierung der Kleinfamilie ermöglicht und vorangetrieben haben, sind die „Verlängerung der allgemeinen Schulpflicht wie überhaupt der Ausbildungsphase oder die Stabilisierung der Wohnverhältnisse auch in den Unterschichten“<sup>522</sup>. Die Herausbildung der privatisierten Kleinfamilie als Normalfamilie ist nach obigen Ausführungen als Ergebnis eines funktionalen Differenzierungsprozesses von Gesellschaft zu sehen.<sup>523</sup> Die Familie als Grundform der Arbeitsorganisation der Vormoderne tritt zugunsten der familialen „Konsumtionsgemeinschaft“<sup>524</sup> zurück. Der Konsumtionscharakter gerät bei einer wirtschaftlichen Betrachtung von Familie zunehmend in den Vordergrund.

Dass die vielfältigen Lebensformen und diversen Familienstrukturen, wie sie heutzutage existieren, auch in der Vormoderne gelebt wurden, darauf hat schon HAUSEN in ihrer viel zitierten Studie zur „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ hingewiesen: Dennoch gibt es – trotz dieser realiter gelebten Plura-

<sup>520</sup> Mitterauer: „Die Entwicklung zum modernen Familienzyklus“, 81.

<sup>521</sup> Mitterauer: „Die Entwicklung zum modernen Familienzyklus“, 81f.

<sup>522</sup> Mitterauer: „Die Entwicklung zum modernen Familienzyklus“, 80.

<sup>523</sup> Vgl. für detailliertere Darlegungen Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*, 6. Aufl., 25.

<sup>524</sup> Mitterauer: „Funktionsverlust der Familie“, 111.

lität an Familienmodellen – lediglich und exakt ein Familienmodell, dem eine prägende Funktion als Leitbild unserer Gesellschaft zugesprochen wird. Die geschlechtlichen Rollenzuschreibungen sind komplementär und analog zu der Sphärenaufteilung in der bürgerlichen Familie angelegt: der autoritären und strengen Vaterfigur steht die sanfte, asexuelle Mutterfigur entgegen. Beide Stereotype wurden und werden biologisch legitimiert. Gerade in dieser Biologisierung der familialen Rollen, die auf eine vorgebliche Natürlichkeit verweist und die Konstruiertheit genderspezifischer Verhaltensmuster vergessen machen will, liegt die Wirkmächtigkeit dieses Modells von Familie begründet. Obschon es in einem *Impulspapier zur Familienpolitik* 2013 heißt, dass Familien zunehmend „partnerschaftlich“<sup>525</sup> organisiert seien, es weniger Unterordnung und Abhängigkeiten gebe, weil das „Ich“ im ‚Wir‘ der Familie“<sup>526</sup>, also die Autonomie des Einzelnen, stärker hervortrete, so bilanziert das Paper einen Absatz weiter, dass die Geschlechtsrollen weitgehend traditionell ausgefüllt werden: „Neben diesen nachhaltigen Veränderungen sind einige Merkmale der Familie von Wandel kaum tangiert. Besonders die Mutter- und Vaterrolle haben sich bislang als sehr wandlungsresistent erwiesen. Wandel erscheint hier als Oberflächenphänomen, im Kern herrscht Stabilität.“<sup>527</sup> Das bedeutet für die Familienrealitäten im Klartext, dass „die Hauptverantwortlichkeit für die Pflege und Erziehung der Kinder weiterhin meistens bei der Mutter und die für die Sicherstellung des materiellen Wohlergehens der Familie beim Vater“<sup>528</sup> liegt. Damit erweist sich das bürgerliche Familienideal als normatives Leitbild als sehr persistent.

---

<sup>525</sup> Norbert F. Schneider u.a.: *Moderne Familien – neue Politik: Ziele, Strategien und Handlungsebenen einer nachhaltigen Familienpolitik. Impulspapier zur Familienpolitik im Rahmen der Demografiestrategie der Bundesregierung, 2013*, hg. v. Bundesministerium für Finanzen, 3, <<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/impulspapier-familienpolitik-demografiestrategie.property=pdf.bereich=bmfsfj.sprache=de.rwb=true.pdf>>; 12.11.2013.

<sup>526</sup> Schneider u.a.: *Moderne Familien – neue Politik*, 3.

<sup>527</sup> Schneider u.a.: *Moderne Familien – neue Politik*, 3.

<sup>528</sup> Schneider u.a.: *Moderne Familien – neue Politik*, 3.

„Literarisch ist ‚der Bürger‘ schon da, als es ein soziologisch eindeutig zu definierendes Bürgertum noch nicht gibt.“<sup>529</sup>

### 3 Zum Idealbild der bürgerlichen Familie in Literatur und Gesellschaft

Mit dem Aufkommen des Idealbildes der bürgerlichen Liebesheute entsteht auch in der Literatur des 18. Jahrhunderts eine „neue Liebessemantik [...], die zur Grundlage für den modernen Liebesdiskurs geworden ist“<sup>530</sup>. Die Folie für diesen Liebesdiskurs bildet die bürgerliche Kleinfamilie, die als Thema, Modell und Raum in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts ihre prägnante literarische Ausgestaltung erfährt. Im Verlauf der literarischen Thematisierung des Familienmotivs nimmt die kritische Beleuchtung des innerfamiliären Zusammenlebens und der daraus resultierenden Konflikte für den Einzelnen graduell zu; Familienbindung wird zum Schicksal<sup>531</sup>. Man denke an die Trauerspiele der Empfindsamkeit, wie LESSINGS *Miss Sara Sampson* (1755), in denen die ausgestellte ‚Zärtlichkeit‘ des Vaters den dramatischen Konflikt noch sprachlich ‚abpuffert‘ und an jene des Sturm und Drang, wie LESSINGS *Emilia Galotti* (1772) oder SCHILLERS *Kabale und Liebe* (1784), in denen die unterschwelligten Aporien der bürgerlichen Familienvorstellungen offener zutage treten. Für die Literatur der Romantik kann mit DETLEF KREMER festgehalten werden, dass „das psychoanalytische Motiv der traumatisierten Kindheit durchweg auf dem Hintergrund der Kleinfamilie entwickelt wird“<sup>532</sup>. Bezeichnenderweise analysiert KREMER in seiner *Prosa der Romantik* die „Kindheit als traumatische[r][n] Ort“<sup>533</sup> sowie die „Kleinfamilie als Treibhaus inzestuöser Konflikte“<sup>534</sup>. Für den Familienkomplex in romantischen Texten bilanziert er: „In zahlreichen

<sup>529</sup> Feindt u. Köster: „Überlegungen zum Thema ‚Bürgerlichkeit‘ in einigen neueren Untersuchungen“, 158.

<sup>530</sup> Jutta Greis: *Drama Liebe: Zur Entstehungsgeschichte der modernen Liebe im Drama des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart: Metzler 1991 sowie dies. u. Christian Berthold: „Endlich lieben. Eine moderne Obsession“.

<sup>531</sup> Vgl. hierzu *Familienbindung als Schicksal. Wandlungen eines Motivbereichs in der neueren Literatur. Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1991-1994*, hg. v. Theodor Wolpers, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996.

<sup>532</sup> Detlef Kremer: *Prosa der Romantik*, Stuttgart u. Weimar: Metzler 1997, 148.

<sup>533</sup> Kremer: *Prosa der Romantik*, 144.

<sup>534</sup> Kremer: *Prosa der Romantik*, 148.

romantischen Erzählungen erscheint die sozialgeschichtlich um 1800 neue Form der Kleinfamilie als Treibhaus, in dem Konflikte und Katastrophen weit besser gedeihen als Glück und Identität.<sup>535</sup>

Zu denken ist auch an das soziale Drama oder an die naturalistischen Dramen, wie bspw. ARNO HOLZ' und JOHANNES SCHLAFS *Die Familie Selicke* (1892), in denen Kommunikation und Familie in ihrem Nicht-Funktionieren inszeniert werden. So wird Familie allmählich zu einem Ort der Hölle. Diese kleinbürgerliche<sup>536</sup> ‚Familienhölle‘ findet sich exemplarisch in FRIEDRICH HEBBELS *Maria Magdalena* (1844) und radikalisiert sich bis ins 20. Jahrhundert, wo Familie und familiäre Kommunikation in ihrer Destruktion vorgeführt werden, wie bspw. in ELFRIEDE JELINEKS *Burgtheater* (1992) oder SARAH CANES *Gier* (1999). In der Prosa sei vor allem auf die epische Figuration des (Groß-)Bürgertums in THOMAS MANNS Generationenroman *Buddenbrooks* (1901) verwiesen, der seine thematische Ausrichtung schon im Untertitel antizipiert: *Verfall einer Familie*.

Auch wenn die Literatur reich an Familienkonflikten und innerfamiliären Problemen ist, hat die Idee von Familie als Gefühlsgemeinschaft, wie sie sich im Zeitalter der Aufklärung etablierte, weder an Aktualität noch an Diskurs-

---

<sup>535</sup> Kremer: *Prosa der Romantik*, 148.

<sup>536</sup> Zum Kleinbürgerlichen, das im 19. Jahrhundert die Entwicklung des Bürgertums dominiert und zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat anzusiedeln ist, lässt sich allererst mit Horstenkamp-Strake (*Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!*, 36) festhalten, dass es nicht nur auf eine soziologische Kategorie verweist, sondern auf einen kleinbürgerlichen Habitus an Denk- und Verhaltensmustern, der lange Zeit mit dem Wort ‚Spießler‘ evoziert wird. Hermann Glaser umreißt das von ihm als ‚Spießlerideologie‘ bezeichnete kleinbürgerliche Verhalten so: „Die Elemente der deutschen Klassik (im besonderen eben der Klassik und Romantik) [sind] pervertiert, verkehrt, ins Gegenteil gekehrt und dabei nominal beibehalten worden.“ (Hermann Glaser: *Spießler-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes im 19. und 20. Jahrhundert und dem Aufstieg des Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M.: Ullstein 1985, 22, hier zit. n. Horstenkamp-Strake: *Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!*, 36.) Versatzstücke dieser Lebensführung seien „Kitsch, Irrationalismus, Pseudo-Innerlichkeit und der Mythos vom Deutschtum“ (Glaser: *Spießler-Ideologie*, 22); ihre Abscheu für die Politik veräußert sich auch in der idealisierten „Schrebergartenidylle“ (ebd.). Horstenkamp-Strake resümiert: „Überdies ausgestattet mit den preußischen Sekundärtugenden, einem ausgeprägten Antiliberalismus und Antisozialismus, einem Antimodernismus überhaupt, entwickelt der Kleinbürger eine Spießermoral, die zur vorherrschenden des 19. Jahrhunderts wird.“ (Dies.: *Daß die Zärtlichkeit barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!*, 38) Es bilden sich Unterschiede innerhalb der Klasse des Bürgertums heraus und das Proletariat entwickelt sich. Das Kleinbürgertum ist zwischen Proletariat (Gefahr des sozialen Abstiegs) und Bürgertum (Aufstiegsmöglichkeit, wenn ökonomisch erfolgreich) anzusiedeln.

mächtigkeit eingeübt. Frei nach SCHILLER, den ‚neuen Bürgerlichen‘ oder dem HERMAN’SCHEN *Eva-Prinzip* (2006) waltet „drinnen“ die „züchtige Hausfrau, / Die Mutter der Kinder“ und der schaffende Ehemann „muß hinaus / In’s feindliche Leben“, so macht es zumindest den Anschein. Die dieser Arbeit zugrunde gelegte These ist, dass das Modell der bürgerlichen Trauerspiele mit seinen Darstellungen von familiären Rollenbildern den Ausgangspunkt für den aktuellen Familiendiskurs bildet. Auf der Grundlage gegenwärtiger realpolitischer Entwicklungen wird der Diskurs der Bürgerfamilie neu interpretiert und weiter geschrieben. In einer thematischen und strukturalen Auseinandersetzung mit dem bürgerlichen Familienideal wird dieses modellhaft – als Folie – bestätigt, indem es unterlaufen und umgeschrieben wird.

Um den bürgerlichen Familienentwurf und seine gesellschaftliche Relevanz exakt zu perspektivieren, ist es wichtig, sich beständig die Einflussmöglichkeiten des Theaters und mithin der Theatertexte auf das Publikum vor Augen zu führen. Dann wird evident, dass Leben und Literatur in einem engen Wechselverhältnis stehen und das Theater als Medium der öffentlichen Diskussion und Reflexion im 18. Jahrhundert, seiner Blütezeit, das war, was heute das Fernsehen, die Zeitschriften und die Romane zusammen sind: nämlich der öffentliche Verhandlungsort schlechthin, an dem über Werte, Normen und Ideen innerhalb der Gesellschaft diskutiert wurde. Literatur entwirft ästhetische Modelle und Muster von Familie. Einerseits konstruiert sie familiäre Identitätswürfe und schreibt mit an Gendernormierungen, andererseits jedoch kann sie auch die Inszenierungs- und Konstruktionsmechanismen kulturell stark prägender, traditioneller Familienmuster und, damit zusammenhängend, geschlechtlicher Zuschreibungen aufzeigen helfen.

Wie deutlich geworden ist, muss und musste zwischen den tatsächlich gelebten Familienformen auf der einen und den Familienmodellen, denen die gesellschaftliche Funktion eines Leitbildes zukam, auf der anderen Seite unterschieden werden. Dass es sich beim Leitbild nicht um die Normalfamilie im 19. Jahrhundert handelt, ‚belegt‘ FUHS mit zeitgenössischen literarische Familiengeschichten, in der „der neue Familientyp immer wieder [...] beschworen“<sup>537</sup> werde. FUHS bezieht sich in seinem Artikel für das *Handbuch Familie* von 2007 u.a. auf SCHILLERS *Glocke*, MANNS *Buddenbrooks*, die Definition von Familie nach FRIEDRICH ENGELS oder die literaturwissenschaftlichen Ar-

---

<sup>537</sup> Fuhs: „Zur Geschichte der Familie“, 20.

beiten von PETER VON MATT.<sup>538</sup> Schon die Evokation von SCHILLERS *Lied von der Glocke* durch die Nennung der ‚züchtigen‘ Hausfrau macht offensichtlich, wie eng Literatur und Gesellschaft zusammenarbeiten, wenn es um das bürgerliche Familienideal geht. Die Literatur liefert Familienbilder und bürgerliche Topoi wie den zärtlichen Vater, die tugendhafte Tochter oder die züchtige Hausfrau und Mutter, die außerliterarisch fortwirken. Signifikant ist, dass diese Bilder und Topoi rhetorisch so persistent sind, dass sie als historische Quellen in sozialwissenschaftlichen Texten herangezogen werden.<sup>539</sup>

Ohne sich dabei auf die Literatur zu beziehen, konstatiert FUHS, dass die historische Bedeutung der Kleinfamilie „bisher unterschätzt worden“<sup>540</sup> sei. Er bilanziert, dass sich „für die moderne Gesellschaft von einem öffentlichen Diskurs über Familie und Familienleitbilder sprechen [lässt]. Dieser umfasst nicht nur die Politik, sondern auch Alltagsbereiche wie etwa die Werbung.“<sup>541</sup> Dieser Sachverhalt liegt meiner Argumentation zugrunde und unterstreicht mitunter die Wichtigkeit eines kulturwissenschaftlich ausgerichteten literaturwissenschaftlichen Projekts zum Thema bürgerliches Familienideal in Literatur und Kultur der Gegenwart, das zukünftigen sozialwissenschaftlichen Analysen eine Inspiration sein kann, sich selbst aber auch von den Sozialwissenschaften hat inspirieren lassen.

---

<sup>538</sup> Vgl. Fuhs: „Zur Geschichte der Familie“.

<sup>539</sup> Dieses ist ein Umstand, der auch Walter Erhart nicht entgangen ist: „Wenn die historische und soziale Einheit von Familie fragwürdig wird, dann fällt der Blick um so mehr auf die Geschichte derjenigen Familienbilder, mit denen die Suche nach dieser einheitlichen und idealen Lebensform scheinbar immer wieder von neuem in Gang gesetzt wird. Die doppeldeutigen Bilder der modernen Familie – Refugium und Gefängnis des Individuums zugleich – haben die Geschichte dieser Familie nicht nur von Anfang an begleitet, sondern noch ihre Geschichtsschreibung und ihre Soziologie geprägt. Statt diese Bilder als Reflexe einer bereitliegenden Ideologie oder Ideologiekritik dingfest zu machen, läßt sich damit das imaginäre Potential des Phänomens Familie nachzeichnen. Die familialen Vexierbilder sowie die ihnen entstammenden rhetorischen Muster scheinen bereits Teil einer gesellschaftlichen Phantasie zu sein, deren Funktion weniger in einer Sozialgeschichte der Familie als in einer Kulturgeschichte des Imaginären zu suchen ist.“ (Erhart: *Familienmänner*, 28f.)

<sup>540</sup> Fuhs: „Zur Geschichte der Familie“, 20.

<sup>541</sup> Fuhs: „Zur Geschichte der Familie“, 20f.

Die bürgerliche Ordnung ist im wesentlichen eine familiäre Ordnung, und bedenkt man, welche Rolle familiäre Strukturen selbst in einem Drama der Hochliteratur wie Lessings *Nathan der Weise* spielen, dann werden die Sicherungsmöglichkeiten wie auch die Gefährdungen des Bürgertums wie in einem Brennspiegel in dem sichtbar, was mit der Familie zu tun hat.<sup>542</sup>

## IV Familienkonzeption in G.E. LESSINGS bürgerlichem Trauerspiel *Emilia Galotti* (1772)

Über LESSINGS literarisches Gesamtwerk lässt sich, von der Dramatik bis zur LESSING'SCHEN Lyrik im anakreontischen Stil – wie CHRISTOPH LOREY überzeugend darstellen konnte – behaupten, dass es von der Familienthematik dominiert wird.<sup>543</sup> Das (empfindsame) Familienbewusstsein sei, so LOREY, „Grundmotiv und Hauptthema der Trauerspiele“<sup>544</sup>. Auf diese Weise greife LESSING „direkt in die Familiendiskussion der Aufklärung ein“<sup>545</sup>. So wie die literarische Darstellung familiärer Problemkreise eine Konstante im Werk LESSINGS bildet, so konstant sind auch seine modell- und stilbildenden Qualitäten: Mit *Miss Sara Sampson* (1755) schrieb er das erste deutschsprachige bürgerliche Trauerspiel, das – bis zur Publikation von *Emilia Galotti* (1772), seinem zweiten bürgerlichen Trauerspiel knappe zwanzig Jahre später – als Typus des empfindsamen Familienbildes *par excellence* galt.<sup>546</sup> Mit *Emilia Galotti* wird dieses Familienbild kritisch kommentiert und seine Brüche treten – in Auseinandersetzung mit dem Ideal – dramatisch hervor.<sup>547</sup> Aber auch seine Komödie

---

<sup>542</sup> Helmut Koopmann: „Vorwort“, in: *Bürgerlichkeit im Umbruch*, VII-IX, VIII.

<sup>543</sup> Vgl. Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, 192. Lorey sieht den Konflikt im Drama v.a. „in [der] Familie selbst begründet“ (ebd.: 2), sodass er die Katastrophe auf die „gestörte[n] Familienverhältnisse“ (ebd.) zurückführen kann. Gerade in den Trauerspielen analysiere Lessing die Familie kritisch und differenziert (vgl. ebd.: 25f.).

<sup>544</sup> Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, 269.

<sup>545</sup> Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, 3.

<sup>546</sup> Mönch (*Abschrecken oder Mitleiden*, 12) betont, dass „sich Lessings Stellung als modellgebender Initiator der Gattung ‚bürgerliches Trauerspiel‘ als erstaunlich stabiles Forschungsparadigma“ erwiesen habe.

<sup>547</sup> Vgl. Alt: *Aufklärung*. Alt resümiert für das „Modell der *Emilia Galotti*“ (ebd.: 221) Folgendes: „Indem Lessing diese Formen verfehlter Erziehungspraxis und mit ihnen die Problematik einer in Unfreiheit und Unmündigkeit umschlagenden Ausrichtung am Gedanken bürgerlicher Moralität durch sein dramatisches Exempel beleuchtet, demonstriert er auf eindrucksvolle Weise, daß die Literatur der Aufklärung durchaus imstande war, die Dialektik ihrer eigenen Ideale kritisch zu reflektieren.“ (Ebd.: 224)



*Minna von Barnhelm* (1767) oder sein dramatisches Gedicht *Nathan der Weise* (1779) prägten ihre jeweiligen Gattungen nachhaltig.<sup>548</sup> Deshalb lässt sich von LESSING als einem der epochalen Autoren der Aufklärung sprechen, dessen Ideen und Texte in vielerlei Hinsicht, ob thematisch oder gattungsspezifisch, federführend waren und die Grundlage bilden für einen über seine Zeit hinausreichenden Ruf als humanistischer Aufklärer. Ein Blick in die *Hamburgische Dramaturgie* (1767/68)<sup>549</sup>, die LESSING als erster deutscher Dramaturg am Deutschen Nationaltheater in Hamburg verfasste, zeigt, wie sehr der Aufklärer LESSING um das Zusammenwirken von Theorie und Praxis bemüht war, besteht seine *Hamburgische Dramaturgie* doch vorwiegend aus Rezensionen der in Hamburg gespielten Stücke und aus sich daran anschließenden, dramentheoretischen Reflexionen, vor allem im Hinblick auf die (kathartische) Wirkungsästhetik. In seinem zweiten Trauerspiel versucht LESSING Elemente seiner Dramentheorie, so wie er sie in der *Hamburgischen Dramaturgie* oder auch im *Briefwechsel über das Trauerspiel*<sup>550</sup> mit MOSES MENDELSSOHN und FRIEDRICH NICOLAI formuliert hat, in die Praxis und somit in das Stückeschreiben umzusetzen. Die Diskrepanz zwischen theoretischer Reflexion und Dramenpraxis liegt dabei in LESSINGS Abneigung gegen Regel- und Normpoetiken<sup>551</sup> begründet, wie sie bspw. noch JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED mit seinem *Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen* (1730) propagierte.<sup>552</sup> Vielmehr sollten Originalität und Normen sich individuell zu einem Theatertext fügen.

---

<sup>548</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen verfertigt im Jahre 1763*, mit Anmerkungen v. Jürgen Hein, Stuttgart: Reclam 1999; ders.: *Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen [1779]*, mit Anmerkungen v. Peter von Düffel, Stuttgart: Reclam 2001; ders.: *Miß Sara Sampson*.

<sup>549</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Hamburgische Dramaturgie* [1767/68], hg. u. kommentiert von Klaus L. Bergahn, Stuttgart: Reclam 2003.

<sup>550</sup> Gotthold Ephraim Lessing, Moses Mendelssohn u. Friedrich Nicolai: *Briefwechsel über das Trauerspiel*, hg. u. kommentiert v. Jochen Schulte-Sasse, München: Winkler Verl. 1972.

<sup>551</sup> Vgl. Alt: *Aufklärung*, 218f. Lessing sei nicht an der „Durchsetzung poetologisch verbindlicher Terminologien“ (ebd.: 218) interessiert gewesen, sondern an dem Zusammenwirken von „poetische[r] Gesetzmäßigkeit und schöpferische[r] Originalität“ (ebd.: 219).

<sup>552</sup> Vgl. Johann Christoph Gottsched: *Schriften zur Literatur*, hg. v. Horst Steinmetz, Stuttgart: Reclam 1986 für einen Einblick in Gottscheds rationalistisch-normativ ausgerichtetes, poetologisches Denkergerüst.

Wie genau die Familienfiguration der Galottis ausgefallen ist, soll Ziel der nachfolgenden Analyse sein.<sup>553</sup> Mit KARL EIBL und GÜNTER SAßE wird die Galotti-Familie als Repräsentation der bürgerlichen Familie verstanden.<sup>554</sup> Im Hintergrund steht das Ideal von Familie als „Ort gesteigerter Emotionalität“<sup>555</sup>, der durch die binären Geschlechtscharaktere klar definiert ist.

## 1 Familie Galotti: Konstante der Forschung

Familie Galotti bildet seit über 240 Jahren, seit der Uraufführung am Braunschweiger Hoftheater am 13. März 1772<sup>556</sup>, eine Konstante in der LESSING-Forschung, wo sie Gegenstand kontroverser und scheinbar unabschließbarer Diskussionen ist.<sup>557</sup> Der metaphorische Vergleich des LESSING'SCHEN Trauer-

<sup>553</sup> Es soll hier nicht um einen Vergleich der Dramentheorie mit der Dramenpraxis Lessings gehen. Das wäre nicht zielführend. Diese Beziehung wurde insbesondere von Lessings Zeitgenossen als Kritikpunkt des Dramas benannt, weil Theorie und Praxis nicht wirklich übereinstimmten. Vgl. Horst Steinmetz: „Einleitung“, in: *Lessing – ein unpoetischer Dichter. Dokumente aus drei Jahrhunderten zur Wirkungsgeschichte Lessings in Deutschland*, hg., einged. u. kommentiert v. dems., Frankfurt a.M. u. Bonn: Athenäum Verl. 1969, 13-45, 27. „[A]uf diese Weise [wurde] wieder der geniale Kritiker und Theoretiker sichtbar, der trotz oder auch gerade wegen seiner überragenden Verstandesleistung vor der Aufgabe des Dichterischen versagte“, formuliert Steinmetz den Tenor der diesbezüglichen Kritik (ebd.).

<sup>554</sup> Vgl. Karl Eibl: „Identitätskrise und Diskurs. Zur thematischen Kontinuität von Lessings Dramatik“, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 21 (1977): 138-191 sowie Saße: *Die aufgeklärte Familie*, vgl. bes. Kap. C.III: „Der Tod einer Tochter“, 174-215.

<sup>555</sup> Wegmann: *Diskurse der Empfindsamkeit*, 27.

<sup>556</sup> Vgl. Wolfram Mauser: „„Ich stehe für nichts.“ Zur Uraufführung von G.E. Lessings *Emilia Galotti* am Hoftheater zu Braunschweig“, in: *300 Jahre Theater in Braunschweig 1690-1990*, Braunschweig: J. H. Meyer Verl. 1990, 177-194.

<sup>557</sup> Vgl. Steinmetz: „Einleitung“, in: *Lessing – ein unpoetischer Dichter*, 13: „Bei der Deutung der *Emilia Galotti* etwa bereiten den Heutigen dieselben Probleme Schwierigkeiten, die schon die Zeitgenossen diskutiert haben.“ Vgl. auch Eibl: „Identitätskrise und Diskurs“, 141. Eibl spricht von „jene[n] Themen, die schon die Zeitgenossen, schon Claudius, Herder, Goethe angeschlagen haben, ohne zu einer bündigen Deutung zu kommen“. Alt unterteilt die Forschung zum bürgerlichen Trauerspiel generell in vier zentrale Strömungen, vgl. Alt: Kap. IV.4: „Das bürgerliche Trauerspiel“, in: ders.: *Aufklärung*, 207-246, bes. 239-244. So ist die geistesgeschichtliche Forschung der 1950er Jahre mit Vertretern wie Benno von Wiese durch eine quellenorientiertere Herangehensweise in den 1960er Jahren abgelöst worden. Einschlägige Arbeiten letztgenannter Richtung sind die von Richard Daunicht, Lothar Pikulik oder Alois Wierlacher. In der sozialhistorischen Strömung, die sich wegweisend mit den Arbeiten Peter Szondis verbindet, wurden gattungspoetologische Fragen mit der Emanzipation und Identitätsbildung des Bürgertums verbunden (vgl. ebd.: 240). In den 1980er Jahren sind eine Reihe

spiels *Emilia Galotti* mit einem auf Zuwachs gemachten Rock<sup>558</sup> impliziert die Frage, wann und ob das Publikum diesem Rock bzw. familialen Stoff gewachsen ist. Obschon nach den Theateraufführungen 1772 in unterschiedlichen Städten vielfach von einem „Meisterstück“<sup>559</sup> gesprochen wurde, weist das Drama ein hohes Irritationspotential auf, welches nicht zuletzt auf seine Form zurückgeht.<sup>560</sup> Dass *Emilia Galotti* in der Forschung, in Schulen und auf deutschen Theaterbühnen konstant rezipiert, inszeniert und aktualisiert wird, ist ein Indiz für das ewig Aktuelle dieses Dramas, das im Kern das Thema ‚Familie und Familienstörungen‘ verhandelt.

In der Forschung zu *Emilia Galotti* ist die Rede vom Topos der Überinterpretation<sup>561</sup> (FICK) oder vom „meistdiskutiertesten und sicherlich problematischsten bürgerlichen Trauerspiel Lessings“<sup>562</sup> (LOREY). Mit Nachdruck ist die

---

von sozialgeschichtlich ausgerichteten Studien erschienen, die sich der Repräsentation der Familie widmen und die zumeist auf den vier kanonischen Dramen basieren (vgl. Mönch: *Abschrecken oder Mitleiden*, 10f.). Stellte die ältere sozialhistorische Forschung auf den „Antagonismus zwischen Bürgertum und Adel“ (Alt: *Aufklärung*, 241) ab, so fragten spätere Arbeiten dieser Strömung nach dem „innerbürgerlichen Konflikt[e] im Spannungsfeld von Individualität und Rollenerwartung“ (ebd.: 241). Die Gefahr dieses Zugangs zum bürgerlichen Trauerspiel war, in eine mimetische Widerspiegelungstheorie zwischen Literatur und Gesellschaft zu verfallen und Gesellschaft als einen allzu statischen Begriff zu fassen. Seit Ende der 1970er Jahre existiert eine methodische Pluralität an Ansätzen, die eklektisch argumentieren. Vgl. auch zur Weiterführung der sozialgeschichtlichen Argumentation in kulturwissenschaftlichen Ansätzen Schöblier: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama*, bes. 12-28.

<sup>558</sup> Vgl. Friedrich Nicolai: „Brief an G.E. Lessing [07. April 1772]“, in: *Briefe von und an Lessing 1770-1776*, hg. v. Hellmuth Kiesel, Frankfurt a.M.: Deutscher Klassikerverl. 1988, 389: „Viele haben es nicht begreifen können und halten es für unnatürlich, dass der Vater seine geliebte Tochter bloß aus Besorgnis der Verführung erstechen könne. Diese aber sehen die große Wahrheit nicht ein, die Emilia sagt, dass Gewalt nicht Gewalt, sondern dass Verführung, liebreizende Verführung, Gewalt ist. Mein Freund, der Prediger Eberhard, sagt: die Emilia ist ein Rock auf den Zuwachs gemacht, in den das Publikum noch hineinwachsen muss.“

<sup>559</sup> Vgl. bspw. Johann Joachim Eschenburg: „Rezension über *Emilia Galotti* [1772]“, in: *Lessing – ein unpoetischer Dichter*, 79-86, 79 oder Jakob Mauvillon: „Rezension über *Emilia Galotti* [1772]“, in: *Lessing – ein unpoetischer Dichter*, 93-99, 93. Eschenburg spricht vom „Meisterstück[s] der dramatischen Kunst“ und Mauvillon von einem „vollkommenen[es] Meisterstück [...] und daß man alles daran lobt“. Beide Rezensenten versäumen ihre Kritik am Stück nicht. Das tut auch Matthias Claudius nicht, vgl. ders.: „Über *Emilia Galotti* [1772]“, in: *Lessing – ein unpoetischer Dichter*, 88f. Claudius konstatiert in seiner *Emilia*-Rezension zunächst, „daß es [...] [ihm] gefallen hat“ (ebd.: 88), um dann subtil Kritik zu äußern, bspw. an der „Simplizität“ (ebd.) der Figuren.

<sup>560</sup> Vgl. für einen kursorischen Überblick Fick: „Emilia Galotti“, 378-407, 393ff.

<sup>561</sup> Vgl. Fick: „Emilia Galotti“, 380.

<sup>562</sup> Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, 191.

Frage nach der Notwendigkeit oder Zufälligkeit des Dramenendes diskutiert worden: Warum muss die Titelheldin sterben, so lautet die Streitfrage, an der sich die wissenschaftlichen Geister scheiden. Dass Emilias Tragödie tödlich enden muss, haben Rezipienten vor über 240 Jahren ebenso wenig hinnehmen wollen wie heutzutage, und das, obwohl Trauerspieltöchter genrebedingt und traditionell dazu prädestiniert sind, dass ihr Ableben entweder schon im dritten Akt, wie bspw. in HEBBELS *Maria Magdalena* oder erst im fünften Akt, wie bspw. in LESSINGS *Miss Sara Sampson* oder SCHILLERS *Kabale und Liebe* dramatisch inszeniert wird. Dass in allen kanonisierten bürgerlichen Dramen die Katastrophe zum Tode der Töchter Sara Sampson, Emilia Galotti, Luise Millerin, aber auch Klaras führt, ist eine strukturelle bzw. gattungsspezifische Gemeinsamkeit.<sup>563</sup> Eine andere ist die dadurch bedingte narrative Einbettung des Todes in die Familiendramen: Familienleben und Tod im Kreis der Familienmitglieder stehen sich in LESSINGS Dramatik gegenüber. Dabei resultiert der Tod des schwächsten Familienmitgliedes, der Trauerspieltochter, immer aus familiären Konflikten, welche eine weitere Zuspitzung durch gesellschaftliche Eingriffe in die Familie, verkörpert durch Repräsentanten der (Staats-)Macht, wie einem Prinzen oder einem Hofbediensteten, erfahren. Der Tod ist anscheinend der Preis, den die Töchter – als unfreiwillig Freiwillige – um der idealen Familienordnung und familiären Verteilung der Geschlechtscharaktere willen zahlen müssen.

D.h. das bürgerliche Trauerspiel ist eine Auseinandersetzung und Problematisierung von Familie und dem aufklärerisch-bürgerlichen Familienideal *in nuce*. Eine vergleichende Analyse der Familie Galotti mit zeitgenössischen literarischen Familienaufstellungen, wie sie vorliegende Arbeit vornimmt, erscheint gerade deshalb als erkenntnisreich, weil die derzeitige gesellschaftliche Kampagne zum Zwecke der Revitalisierung und Retraditionalisierung des Begriffs ‚bürgerliche Familie‘ in vollem Gange ist, ganz so wie es für die Zeiten der Niederschrift und (Ur-)Aufführungen der bürgerlichen Dramen, v.a. *Emilia Galotti*, angenommen werden darf. Für das ausgehende 18. Jahrhundert wird

<sup>563</sup> Vgl. Mönch: *Abschrecken oder Mitleiden*. Mönch setzt bei der Infragestellung von Lessings *Miss Sara Sampson* als Modell für die Gattung bürgerliches Trauerspiel an (vgl. ebd.: 4) und analysiert 225 Trauerspiele, „die der Gießener Literaturprofessor Christian Heinrich Schmid 1798 als bürgerliche Trauerspiele aufzählt“ (ebd.: 6) im Rahmen einer „wirkungsästhetisch orientierte[n] Strukturanalyse“ (ebd.). Ergänzt wird diese Titelliste durch 17 weitere Texte. Ziel ist eine Kanonrevision, die sich nicht nur an der Höhenkammliteratur und den kanonisierten bürgerlichen Trauerspielen ausrichtet.

hier, ebenso wie für das beginnende 21. Jahrhundert, eine gesellschaftliche Umbruch- und Krisensituation als Folie für die (erneute) Propagierung und medienwirksame Inszenierung des Wertesystems ‚bürgerliche Familie‘ angenommen. Heutzutage sind es Auswirkungen von Globalisierung und Individualisierung, die Menschen dazu bringen, abermals ihr Glück im Rückzug ins Private zu suchen; damals waren es Industrialisierung und Urbanisierung im politisch dezentrierten Deutschland, die ihren gesellschaftlichen Beitrag zur Erfindung der heilen Kleinstfamilie um 1800 leisteten.<sup>564</sup> Dass Familienmodelle und Gesellschaftssysteme in wechselseitigem Bezug stehen, zeigt auch ein Blick auf die dargestellte, literarische Privatheit der Galottis, die von Akteuren der öffentlich-politischen Welt (mit-)bestimmt wird und gut den Slogan ‚das Private wird politisch‘ exemplifizieren könnte.<sup>565</sup> Auch wenn das bürgerliche Leben primär und zuallererst Familienleben sein soll, bleibt dieses Privatleben dennoch abhängig vom gesellschaftlichen Stand und der Struktur der Familie, bzw. der Gesamtgesellschaft generell. Dieser Stand wird bei den Galottis nicht eindeutig expliziert<sup>566</sup>, wodurch LESSINGS Idee einer allgemein-menschlichen und ständeübergreifenden Wertewelt, deren Träger Bürger im sozialen Sinne ebenso sein können, wie absolutistische Fürsten, besondere Aufmerksamkeit erhält.<sup>567</sup>

---

<sup>564</sup> Vgl. Elena Vogt: „Die bürgerliche Familie zwischen Tradition und Aufklärung. Perspektiven des ‚bürgerlichen Trauerspiels von 1755 bis 1800‘“, in: *Bürgerlichkeit im Umbruch*, 53-92.

<sup>565</sup> Vgl. Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, bes. 107-116, 225-247. Habermas konstatiert: „Obschon die Sphäre des Familienkreises sich selbst als unabhängig, als von allen gesellschaftlichen Bezügen losgelöst, als Bereich der reinen Menschlichkeit wahrhaben möchte, steht sie mit der Sphäre der Arbeit und des Warenverkehrs in einem Verhältnis der Abhängigkeit – noch das Bewußtsein der Unabhängigkeit läßt sich aus der tatsächlichen Abhängigkeit jenes intimen Bereichs von dem privaten des Marktes befreien. [...] Der Selbständigkeit der Eigentümer auf dem Marke entspricht eine Selbstdarstellung der Menschen in der Familie. Deren, wie es scheint, vom gesellschaftlichen Zwang gelöste Intimität ist das Siegel auf die Wahrheit einer im Wettbewerb geübten Privatautonomie.“ (Ebd.: 110) Vgl. auch Wilfried Wilms: „Im Griff des Politischen. Konfliktfähigkeit und Vaterwerdung in *Emilia Galotti*“, in: *DVjs* 76.1 (2002): 50-73, 54: „[D]ie Dichotomie von apolitischer Privatheit und politischer Öffentlichkeit [...] [ist] in sich selbst schon eine politische Operation seitens des Privaten.“

<sup>566</sup> Vgl. Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, 192.

<sup>567</sup> Vgl. Lessing: „Vierzehntes Stück. Den 16. Junius 1767“, in: ders.: *Hamburgische Dramaturgie*, 77f.: „Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicherweise am tiefsten in unsere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleide haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen, und nicht als mit Königen. [...] Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gat-

Zur Streitigkeit, ob das adjektivische ‚bürgerlich‘ in der Gattungsbezeichnung ‚bürgerliches Trauerspiel‘ eine soziologische Kategorie ist, mit der konform dann die bekannte Interpretation von GEORG LUKÁCS ginge<sup>568</sup>, oder aber im Sinne von privat und nicht-öffentlich zu verstehen ist, resümiert GUTHKE, dass bürgerlich „nicht primär den Stand, sondern die Lebensweise, die Gesinnung“<sup>569</sup> meint. „Der ‚Bürger‘“, so GUTHKE,

ist der Privatmensch im Familienkreis, im Gegensatz nicht zum adeligen, sondern zum öffentlichen, politischen Menschen, zum König oder Helden, der das heroische Trauerspiel mit seinem ‚Staatsinteresse‘ beherrscht (Kruuse, Pinatel, Nolte, Pikulik, Wierlacher u.a.).<sup>570</sup>

Das schließe eine Korrelation zwischen den Idealen des Bürgertums und der dramatischen Gattung nicht aus, die demnach „soziologisch fixiert“<sup>571</sup> sei. Aber, so macht GUTHKE mit einem Zitat von CHRISTIAN HEINRICH SCHMID deutlich, der 1798 in der *Deutschen Monatsschrift* eine Bibliographie zur bürgerlichen Tragödie herausgebracht hatte, das Novum der Gattung seien die Konstituenten Privatheit, Häuslichkeit und Familiarität, Menschlichkeit und Moralität, die ausgestellt werden. Im Vorwort SCHMIDS heißt es:

---

ten, des Sohnes, der Mutter, des Menschen überhaupt: diese sind pathetischer als alles; diese behaupten ihre Rechte immer und ewig.“ Vgl. Jochen Schulte-Sasse: „Drama“, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 3.2: *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680-1789*, hg. v. Rolf Grimminger, München: dtv 1980, 423-499, 457.

<sup>568</sup> Georg Lukács hat in seiner Studie *Zur Soziologie des modernen Dramas*, die zuerst 1914 im *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* erschienen ist, herausgearbeitet, dass im bürgerlichen Trauerspiel die Klassengegensätze ausagiert werden. Er schreibt: „Das bürgerliche Drama ist das erste, welches aus bewußtem Klassengegensatz erwachsen ist; das erste, dessen Ziel es war, der Gefühls- und Denkweise einer um Freiheit und Macht kämpfenden Klasse, ihrer Beziehung zu den anderen Klassen, Ausdruck zu geben. Daraus folgt schon, daß in dem Drama meistens beide Klassen aufrücken müssen, die kämpfende sowohl als die, gegen welche der Kampf sich abspielt.“ Zit. n. Szondi: *Die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels im 18. Jahrhundert*, 18f.

<sup>569</sup> Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 15.

<sup>570</sup> Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 15. Vgl. auch Wierlacher: „Zum Gebrauch der Begriffe ‚Bürger‘ und ‚bürgerlich‘ bei Lessing“, 155: Wierlacher verweist ausdrücklich darauf, dass ‚bürgerlich‘ bei Lessing immer auch das Allgemeinmenschliche bezeichnet (vgl. ebd.: 155), wodurch eine Gleichsetzung mit der soziologischen Kategorie ‚Bürger‘ nicht automatisch gegeben sei. Vgl. hierzu auch Kap. 1.2, Seite 13, dieser Arbeit.

<sup>571</sup> Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 15.

Es wäre allerdings schicklicher, diese Gattung von Trauerspielen *häusliche Tragödien*, oder, *tragische Familiengemählde*, als *bürgerliche Trauerspiele* zu nennen. [...] *Bürger* sind hier das Gegentheil von Personen der *heroischen Tragödie* (Regenten großer Staaten, Kriegshelden der Vorzeit, Rittern des Mittelalters u.s.w.) und begreifen vielerley Stände und Klassen von Menschen unter sich. [...] Bey dem *bürgerlichen* Trauerspiel muß allemal *Privat- oder Familieninteresse* zum Grunde liegen.<sup>572</sup> [Hervorhebung im Orig.; N.W.]

Was das Neuartige der bürgerlichen Tragödie ist, wenn man sie bspw. mit den klassischen Tragödien von SHAKESPEARE vergleicht, in denen Familie ebenfalls zentral ist, zumindest so, wie der Geist von Hamlets Vater – sie überschattet das Geschehen – ist eine berechnete Frage. Ist das Tragische lediglich in einen anderen sozialen Bereich, von der Welt des Adels in jene des Bürgertums verlagert worden und handelt es sich bei der vermeintlich neuen Gattung nicht vielleicht um „einen bloßen Kostümwechsel“<sup>573</sup>? Mit GUTHKE lässt sich diese Frage dahingehend beantworten, dass sich Form und Inhalt gleichermaßen verändert haben und in der neuen bürgerlichen Tragödie „das Menschlich-Mitmenschliche, Moralische, Private, der Mensch in seiner Bindung an die Gemeinschaft“<sup>574</sup> in den Fokus rückt. Dabei wird die Welt des Bürgers „ohne Schicksal, das ihn aus einem Jenseits determinierte“<sup>575</sup> präsentiert. Das passt zur einsetzenden Säkularisation in der Aufklärung und ist kongruent zur bürgerlichen Leistungsethik, die bspw. in Motti wie ‚jeder ist seines Glückes Schmied‘ diskursiviert wird. D.h., das Tragische resultiert aus dem Menschen und seiner Umwelt selbst und ist nicht Ergebnis einer göttlichen oder anderen schicksalhaften Macht, wie dies in den großen Tragödien der Fall war, die eben diese Beziehung zwischen dem Menschen und dem Transzendentalen ausgeleuchtet haben. GUTHKE bringt den Unterschied wie folgt auf den Punkt:

Vielmehr wandelt sich in der Optik des bgl. Tr. das Tragische selbst in Ton, Gehalt, Thematik und Dimension. Die Welt der heroischen Tragödie war die der Geschichte, auch der Sage und des Mythos; der Raum der ‚Großen‘ war Wirkungsbereich dessen, was den Menschen, gleich welchen Standes, letztlich bestimmte. Könige und Helden repräsentierten den Menschen schlechthin *sub specie aeterni*: das Unglück, das sie befiehl, war, wie Schopenhauer trotz irreführen-

---

<sup>572</sup> Christian Heinrich Schmid: „Literatur des bürgerlichen Trauerspiels“, in: *Deutsche Monatsschrift* 12 (1789): 282-314, 282f., zit. n. Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 15.

<sup>573</sup> Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 18.

<sup>574</sup> Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 18.

<sup>575</sup> Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 19.

den Nachgedankens an die ‚Fallhöhe‘ bemerkt hat, das durch Menschenkraft Unabwendbare, Absolute [...].<sup>576</sup>

Diese gattungstheoretischen Neuerungen stehen in einem Wechselverhältnis mit der rhetorischen Setzung von Bürgerlichkeit. Das Drama der neuen Gattung ist zugleich auch das Drama der bürgerlichen Familie, weil das neue Familienmodell erst sprachlich gesetzt, inszeniert und diskutiert werden muss. Folglich steht, um diesen Umstand mit FRÖMMER zu benennen, die „Inszenierung der patriarchalischen Ordnung als Zeichenstruktur“<sup>577</sup> am Beginn des bürgerlichen Trauerspiels. Ein besonderes Augenmerk ist deshalb auf Sequenzen der Selbstreflexion und Dekonstruktion in LESSINGS Dramen, unter besonderer Berücksichtigung des Geschlechterdiskurses, zu legen.<sup>578</sup>

## 2 Familienwelt der Galottis. Blinde Flecken im kernfamilialen Mikrokosmos

Die Familienkonstellation in *Emilia Galotti* ist die kleinfamiliale Trias Mutter, Vater und Tochterkind. Obwohl sich die Familiendiskussion durch LESSINGS gesamtes Schaffen zieht, ist *Emilia Galotti* die einzige bürgerliche Tragödie, in der LESSING eine komplette Kleinfamilienaufstellung, bestehend aus den leiblichen Eltern Claudia und Odoardo Galotti mit ihrer einzigen Tochter Emilia vornimmt, und nicht wie bspw. in seiner *Miss Sara Sampson* die Mutterfigur schon zu Beginn des Textes versterben lässt, wie es in der Literatur des 18. Jahrhunderts durchaus üblich war: es dominierten literarische Familienporträts ‚without women‘, in deren Mittelpunkt ‚the triumph of the sentimental

<sup>576</sup> Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 18.

<sup>577</sup> Frömmer: *Vaterfiktionen*, 130.

<sup>578</sup> Vgl. Frömmer: *Vaterfiktionen*, 132. Vgl. hierzu ferner (ebd.: 132): „Denn Lessings bürgerliche Trauerspiele sind zwar sicherlich nicht bloßer Reflex eines ‚bürgerlichen Klassenkampfes‘ [Georg Lukács 1909]; sie partizipieren aber, wie bereits die Gattungsbezeichnung anzeigt, an einem politischen Diskurs, der sich unter dem Stichwort der Bürgerlichkeit formiert und dessen Konstruktionsprinzipien sie lesbar machen. Lessings Trauerspiele inszenieren das Zeichenhafte politischer Prozesse und legen dadurch mit dem rhetorischen Fundament des empfindsamen Patriarchats gleichzeitig seine Zerbrechlichkeit und den geschlechter- bzw. sprachpolitischen Preis seines Funktionierens offen.“



father<sup>579</sup> stand. Es darf nicht übersehen werden, dass gerade diese auffällige Absenz der Mutterfigur semantisch äußerst bedeutsam ist. Auch Emilias Mutter ist im entscheidenden letzten Akt der Familientragödie nicht mehr anwesend, bezeichnenderweise, weil sie zuvor von ihrem Ehemann der Szene verwiesen wurde.

Die Galottis unterhalten zwei Wohnsitze: Mutter und Tochter wohnen in der Stadt, um, wie es Claudia begründet, Emilia eine gute Erziehung zu bieten, und der Familienvater Odoardo lebt alleine auf dem Landgut Sabionetta. „Der Weg ist so kurz“ (II. 2: 21) zwischen beiden Wohnorten, sodass Familienvater Galotti die stete Gelegenheit hat, seine Frau und seine Tochter zu besuchen, um sie, in Zeiten ohne moderne Informationstechnologien, zu kontrollieren. Unter der Woche ist Claudia die allein erziehende Mutter, und, im Umkehrschluss, Odoardo der Wochenendvater, wenn er nicht gerade einen als Überraschungsbesuch getarnten Kontrollgang vornimmt: „Guten Morgen, meine Liebe! – Nicht wahr, das heißt überraschen? [...] Wie leicht vergessen sie [d.h. die Frauen; N.W.] etwas: fiel mir ein. – Mit einem Worte: ich komme, und sehe, und kehre sogleich wieder zurück. – Wo ist Emilia?“ (II. 2: 21). Es geht Odoardo hier nicht um Fragen nach dem emotionalen Befinden seiner Familie, sondern es geht ihm – in der Rhetorik Cäsars – darum, seinen Aufsichts- und Schutzpflichten als *pater familias* nachzukommen. Denn in dieser Funktion ist der Familienvater der Garant für die familiäre Ordnung. Nicht zuletzt die Tatsache, dass Pirro, der Bedienstete im Hause Galottis, Odoardos Ankunft in obiger Szene mit „[u]nser Herr“ (II. 2: 21) ankündigt, weist auf seine Stellung als traditioneller patriarchalischer Hausvater hin – auch in seiner leiblichen Abwesenheit.

Obwohl LESSING bezüglich der gesellschaftlichen Stellung der Familie recht inexplizit bleibt – es scheint, als gehöre die Familie zum niederen Adel und als sei Odoardo ein ehemaliger Oberst im Rentenalter – indiziert doch die Unterhaltung von zwei Haushalten mit Bediensteten das finanzielle Wohlerge-

<sup>579</sup> Vgl. hierzu: Gail K. Hart: „A family without women: The triumph of the sentimental father in Lessing’s *Sara Sampson* and Klinger’s *Sturm und Drang*“, in: *Lessing Year Book* 22 (1990): 113-132. Vgl. ferner Kraft: „Mit dem Blick des Mannes. Die Polarisierung der Frau um 18. und 19. Jahrhundert“, 53-67, 53: „Betrachtet man die Familiendramen des achtzehnten Jahrhunderts, so drängt sich der Eindruck auf, daß es eine nähere Mutter-Tochter-Beziehung im eigentlichen Sinne kaum gibt. Statt dessen findet in zahlreichen Texten eine Aufspaltung des Frauenbildes statt.“ Vgl. auch Renate Möhrmann: „Die vergessenen Mütter. Zur Asymmetrie der Herzen im bürgerlichen Trauerspiel“, in: *Verklärt, verkitscht, vergessen. Die Mutter als ästhetische Figur*, hg. v. ders., unter Mitarbeit v. Barbara Myrtz, Stuttgart u. Weimar: Metzler 1996, 71-91.

hen der Familie. Zusätzlich wird die räumliche Trennung der Familie mit der für Emilia besseren „Stadterziehung“ (II. 4: 25) begründet, was auf einen gewissen familialen Stellenwert an (humanistischer) Bildung schließen lässt. Mit HABERMAS sind es die Ideen der Freiwilligkeit, Liebe und Bildung, aus denen sich die Innerlichkeit der bürgerlichen Familie speist und die zugleich zu „einem Begriff der Humanität“<sup>580</sup> amalgamieren, „die der Menschheit als solcher innewohnen soll“<sup>581</sup>. Allerdings ist gerade das Thema der Bildung und Erziehung von Emilia ein strittiges zwischen Mutter und Vater, die durchaus konträre Meinungen erkennen lassen, was ein Blick auf Odoardos verbalisierte Ängste *in puncto* Erziehung und Claudias sich rechtfertigende Antwort erkennen lässt (II. 4: 25):

ODOARDO: [...] Vermenge dein Vergnügen an ihr, nicht mit ihrem Glücke. – Du möchtest meinen alten Argwohn erneuern: – dass es mehr das Geräusch und die Zerstreuung der Welt, mehr die Nähe des Hofes war, als die Notwendigkeit, unserer Tochter eine anständige Erziehung zu geben, was dich bewog, hier in der Stadt mit ihr zu bleiben; – fern von einem Manne und Vater, der euch so herzlich liebet.

CLAUDIA: Wie ungerecht, Odoardo! Aber lass mich heute nur ein Einziges für diese Stadt, für diese Nähe des Hofes sprechen, die deiner strengen Tugend so verhasst sind. [...] (II. 4: 25)

Dieselbe Wegstrecke zwischen den beiden Wohnorten der Galottis, die Odoardo eben noch als „kurz“ beschrieb, bezeichnet er in dieser Szene, ganz in empfindsamer Rhetorik, als „fern“, wodurch seine Gefühle rhetorischen Nachdruck erhalten: seine beiden familialen Rollen, Ehemann und Familienvater, füllt er mit herzlicher Liebe aus, sagt er. Agieren jedoch tut er anders, wie oben ausgeführt; vermisste er seine Lieben *de facto* so herzlich, würde er nicht nur nach dem Rechten sehen, sondern länger bei seiner Familie verweilen oder erst gar nicht in selbst gewählter Abgeschlossenheit leben. Insbesondere dann, wenn er keinen Beruf mehr ausübt und sein Alltag durch diesen Teil der öffentlichen Sphäre gerade nicht mehr strukturiert wird. Zugespitzt ließe sich formulieren, dass der arbeitslose, eventuell pensionierte und in die Jahre gekommene Oberst Galotti ein Familienvater ist, dem die Familie abhanden gekommen ist. Nicht er wohnt in der (italienischen) Stadt, *dem* männlich konnotierten Kulturraum in der Literatur, sondern seine Frau Claudia ist es, die die männliche Domäne und den

<sup>580</sup> Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, 111.

<sup>581</sup> Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, 111.

Platz der Kulturschaffenden eingenommen hat. Es bleibt im Folgenden zu fragen, ob sich hier textuell der Beginn eines Prozesses ablesen lässt, der heutzutage immer noch nicht abgeschlossen ist: der Abschied von der Beschützerrolle des vermeintlich starken Mannes innerhalb der familiären Rollenverteilung und der Zugewinn einer starken, selbstbewussten Frau.

Mit der Integration des im 18. Jahrhundert prominenten Stadt-Land-Topos ruft LESSING die für den populärwissenschaftlichen Diskurs der Aufklärung typischen, naturhaften und natürlichen, aber auch familialen und moralischen Vorstellungen vom idealen Leben in der Natur bzw. auf dem Land auf.<sup>582</sup> Die räumliche Trennung der Eltern veranschaulicht, dass Odoardo seine Vorstellungen von einer ‚richtigen‘, tugendhaften und natürlichen Familie, die im Stück deziert gegen die höfisch-städtische Lebensweise und deren Normen- und Wertekodex abgegrenzt wird, nicht in die textimmanente Realität umsetzen kann. Der konkrete Raum Sabionetta als Rückzugsort der familialen Konfiguration Vater, Mutter, Kind bleibt Sehnsuchtsort, zumal er kein Ort der Handlung ist und auch nicht anderweitig im Text konkretisiert wird. Dieses Fehlen auf der Handlungsebene verdeutlicht, und hier stimme ich GÜNTER SÄBE zu, „das Illusorische des bloß defensiv ausgerichteten familienzentrierten Existenzentwurfs“<sup>583</sup>.

Das Adjektiv ‚defensiv‘ lässt sich sehr gut am letzten Akt veranschaulichen, in dem die politische Handlungssohnmacht Odoardos offenkundig wird.<sup>584</sup> Seine Tochter ist entführt und auf das Lustschloss des Prinzen gebracht worden, sein Schwiegersohn in spe, Graf Appiani, auf den Odoardo die Hoffnung auf Realisation seines Familienideals durch die nachfolgende Generation ge-

---

<sup>582</sup> Vgl. zu diesem Topos in *Emilia Galotti* exemplarisch Sørensen: *Herrschaft und Zärtlichkeit*, 85ff.

<sup>583</sup> Sebastian Kaufmann u. Günter Saße: *Gotthold Ephraim Lessings Emilia Galotti*, Braunschweig: Schroedel 2012 (= Schroedel Interpretationen Bd. 28), 55.

<sup>584</sup> Vgl. die konträre Argumentation von Wilms: „Im Griff des Politischen – Konfliktfähigkeit und Vaterwerdung in *Emilia Galotti*.“ Für Wilms thematisiert *Emilia* die Politisierung der bürgerlichen Familie. Am Ende stehe die Familie als politische Einheit auf der Bühne, die durch ein neues Modell von Vaterschaft, den politischen Vater, der als Souverän agiert, konfliktfähig gemacht und politisiert wurde, zugleich aber auch als Ordnung moralisch zerstört worden ist (vgl. ebd.: 71). Der Konflikt selbst sei nicht in der Familie angelegt, sondern „im Wesen des Politischen“ (ebd.: 72). Bevor der Vater seine familiale Einheit und somit seinen Besitz abtrete, setze er sich selbst als Souverän und zerstöre seine Familie eigenhändig, wie Wilms entlang der vielfach zum Einsatz kommenden Handmetaphorik belegt (vgl. ebd.: 52). Vaterwerdung heißt bei Wilms Ermächtigung. Der Akt der Vaterwerdung wird als „familienbegründender Akt“ (ebd.: 67) verstanden, der zugleich „rechtsbegründend“ (ebd.) wirke und über die Galotti-Familie hinaus weise. Dadurch werde das eminent Politische des Dramas deutlich.

setzt hatte<sup>585</sup>, ist ermordet worden und Odoardo hat weder die Katastrophe verhindern können, noch kann er sie rächen. Im letzten Akt, in dem Odoardos Machtlosigkeit in Opposition zur staatlichen Macht des Prinzen drastisch ausgestellt wird, ist klar: Er kann seine Familie nicht retten. Seine Rolle als *pater familias*, also als „absolutistische[r] Familienfürst“<sup>586</sup>, wie EIBL Odoardo in Analogie zum „Staatsfürst[en]“<sup>587</sup> bezeichnet, ist brüchig geworden. Es erweckt den Eindruck, als sei Odoardo aus seiner dominanten, die Familie kontrollierenden, vor allem aber die Tugend der Tochter schützenden Vaterrolle ausgetreten. In Anlehnung an den Hamletdarsteller HEINER MÜLLERS, der ebenfalls aus seiner Rolle getreten ist, könnte man für Odoardo formulieren: „Ich spiele keine Rolle mehr. [...] Mein Drama findet nicht mehr statt.“<sup>588</sup>

Idealiter existiert Odoardos empfindsames Tugendideal zwar auf dem Landgut Sabionetta. Weil aber der „Fluchtpunkt [...] der Galotti-Familie [...] ein utopisches Dasein in einem gesellschaftsfreien Raum“<sup>589</sup> ist, müssen die Figuren, die dazu prädestiniert sind, dieses Ideal zu leben, vor allem Tochter Emilia, aber auch Ehefrau Claudia, zwangsläufig scheitern. Dass LESSINGS Figuren vornehmlich an den geforderten Idealen eines familialen (Rollen-) Modells scheitern, ist als Analogon zur LESSING'SCHEN Mitleidspoetik zu werten, nach der keine Figur allein schwarz-weiß-malerisch entweder nur gut oder nur schlecht konzipiert ist. Vielmehr sind es gerade Figuren, die von „gleichem Schrot und Korn“<sup>590</sup> sind – dramentheoretisch die ‚gemischten Charaktere‘

<sup>585</sup> Kaufmann u. Saße formulieren in *Lessings Emilia Galotti* (ebd.: 60) prägnant: „Diese Ehe [zwischen Emilia und Graf Appiani; N.W.] realisiert, was Odoardo sich immer wünschte: die weltabgeschiedene Familieneinheit, die sich strikt gegen die Außenwelt abgrenzt.“ Ich hingegen würde es eher im Irrealis als präsentisch formulieren, da dieses Bündnis aufgrund der Ermordung des Grafen am Tag seiner geplanten Hochzeit mit Emilia nicht zustande kommt.

<sup>586</sup> Eibl: „Identitätskrise und Diskurs“, 152.

<sup>587</sup> Eibl: „Identitätskrise und Diskurs“, 152.

<sup>588</sup> Heiner Müller: „Hamletmaschine [1977]“, in: ders.: *Der Auftrag und andere Revolutionsstücke*, Stuttgart: Reclam 2003, 38-46, 4.

<sup>589</sup> Eibl: „Identitätskrise und Diskurs“, 151. Vgl. ferner ebd.: „Wie in so vielen ‚bürgerlichen‘ Dramen der Zeit gilt die Familie als die einzige Einheit intakter Sozietät, sie ist angesiedelt in einem idealiter gesellschaftsfreien Arkadien. Denn jenseits von Familie gibt es noch keine Gesellschaft, in der Bürgerlichkeit sich verwirklichen könnte, dort gibt es nur die feindliche ‚große Welt‘. Aus dieser Konstellation bezieht diese Dramatik ihren privatistischen Charakter, bezieht sie ihr Pathos des Vertrauens und der Familienbindung. Bedrohung entsteht immer dadurch, daß die idealiter isolierte Familie nicht isoliert bleibt, sondern in Kontakt mit ihrer Umwelt gerät.“

<sup>590</sup> Lessing: „Fünfundsiebzigstes Stück. Den 19. Januar 1768“, in: ders.: *Hamburgische Dramaturgie*, 383-387, 385: Lessing spricht davon, dass nur aus dieser „Gleichheit“ je-

genannt – die die Rezipient/inne/n gemäß der Maxime, dass der mitleidigste Mensch der beste ist, „mitleidig machen“ und dadurch bessern sollen. LESSING formuliert die wirkungsästhetische Intention des Trauerspiels folgendermaßen:

Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteste. Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter, und das Trauerspiel, das jenes thut, thut auch dieses, oder – es thut jenes um dieses thun zu können.<sup>591</sup>

Die Frage lautet also nicht, ob die Familienmitglieder der Galottis an den aufklärerischen Familienidealen und dem starren Tugendrigorismus scheitern, sondern die Frage muss lauten, wie das Scheitern der Figuren textuell konstruiert und inszeniert wird und warum es auch heute noch als ein uns besserndes, repräsentatives Scheitern gelesen werden kann. Oder warum nicht.

### **3 Odoardo, Papa ante portas oder Übervater...? Ambivalente Vaterschaft**

WEERTJE WILLMS bilanzierte jüngst, dass Männlichkeiten im bürgerlichen Trauerspiel bisher kaum erforscht seien, obschon „die literaturwissenschaftliche Forschung in Deutschland vor ca. zwanzig Jahren Männlichkeitskonzepte als wichtiges Untersuchungsfeld entdeckt“<sup>592</sup> habe. Für WILLMS geht die Problematik im bürgerlichen Trauerspiel von der Figur des Vaters aus, der ebenso den gesellschaftlichen Normen unterliege, wie die Töchter, die allerdings in ihrer Rolle als Opfer der väterlichen Tugend von der feministischen Literaturwissenschaft gut erforscht worden seien.<sup>593</sup>

Im zweiten Akt des Trauerspiels, der im Hause Galottis spielt und konsequenterweise die Familienwelt der Galottis in Szene setzt, charakterisiert Clau-

---

ne Furcht, „daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen ebenso ähnlich werden könne, als wir ihm zu sein uns selbst fühlen [...]“ (ebd.) entstehen kann. Mit Furcht meint Lessing „das auf uns selbst bezogene Mitleid“ (ebd.: 383); so jedenfalls übersetzt Lessing die aristotelischen Dramenbegriffe ‚eleos‘ und ‚phobos‘ im Sinne seiner Mitleidspoetik.

<sup>591</sup> Gotthold Ephraim Lessing: „Brief an Friedrich Nicolai [Nov. 1756]“, in: *Aspekte des Dramas. Eine Einführung in die Theatergeschichte und Dramenanalyse*, hg. von Heinz Geiger u. Hermann Haarmann, 4., neubearb. u. erw. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verl. 1996, 171-173, 172.

<sup>592</sup> Willms: „Zwischen Überschwang und Repression“, 141.

<sup>593</sup> Vgl. Willms: „Zwischen Überschwang und Repression“, 141.

dia ihren Ehemann Odoardo in einem Monolog als Mann „der rauhen Tugend!“ (II. 5: 27): „Welch ein Mann! – O, der rauhen Tugend! – wenn anders sie diesen Namen verdient. – Alles scheint ihr verdächtig, alles strafbar! [...]“ (II. 5: 27) Das Männlichkeitsbild, das Claudia im Stillen von ihrem Mann entwirft, entspricht der Funktion eines Tugendwächters, dem alles verdächtig und strafbar vorkommt und für den auch schon ein Schritt „genug zu einem Fehltritt!“ – (II. 3: 22) ist. Aus Claudias Worten sprechen Demut und Submission, wie die mit Nachdruck gesetzten Ausrufezeichen emphatisch bekräftigen sollen. Frei heraus benennt sie, was geschieht, wenn ein potentiell Vergehen gegen die strengen Moralvorstellungen der Tugend vorliegt: es erfolgt eine Bestrafung, deren Art und Weise sie jedoch nicht weiter spezifiziert. Es bleibt zu schlussfolgern, dass Odoardo Galotti – versteht man Claudias Aussage wörtlich – kontinuierlich bestraft und maßregelt, da jede Handlung und jede Geste seinen Argwohn als *pater familias* beleben.

Da der Text keine Hinweise darauf gibt, ob Odoardo körperliche Gewalt auf seine Familienmitglieder ausübt, wird mit BENGT ALGOT SØRENSEN und KARIN WURST<sup>594</sup> von einem psychischen Bestrafungssystem des Vaters im Sinne eines ‚Über-Ich‘<sup>595</sup> ausgegangen, das sowohl Claudia als auch Emilia internalisiert haben. Dahinter steht die Annahme, dass die familiäre Ordnung durch psychische Maßregelungen aufrechterhalten wird. Das zeigt sich im ausgehenden 18. Jahrhundert an der prominenten Form des ‚empfindsamen Patriarchats‘, das die Figur des autoritär-zürnenden Vaters gegen den autoritär-empfindsamen substituiert hat. Als Folge jedoch, hat sich an der patriarchalischen Ordnung innerhalb der Familie und auch in der Gesellschaft nichts verändert.<sup>596</sup> Vielmehr ist die Ordnung der Väter bestätigt und die Abhängigkeit sowie die Unmündigkeit der Frauen und Töchter auf andere Weise legitimiert,

<sup>594</sup> Vgl. Sørensen: *Herrschaft und Zärtlichkeit* und Wurst: *Familiale Liebe ist die ‚wahre Gewalt‘*; vgl. auch: Hempel: *Sara, Emilia, Luise: Drei tugendhafte Töchter*.

<sup>595</sup> Ich möchte hier nicht freudianisch oder psychoanalytisch argumentieren. Mit Eibl („Identitätskrise und Diskurs“, 157) steht der Terminus ‚Über-Ich‘ an dieser Stelle für die „Zusammenfassung all jener überindividuell-autoritären Instanzen [...], die gerade im Bürgerlichen Trauerspiel immer *alle zusammen* gemeint sind, wenn nur eine genannt wird: Familienvater, Landesvater, Staat, gesellschaftliches Normensystem, Gewissen.“

<sup>596</sup> Vgl. Sørensen: *Herrschaft und Zärtlichkeit*, 14: Sørensen resümiert, „daß das patriarchalische Wertsystem im 18. Jahrhundert wohl tiefgreifenden Wandlungen unterlag, in seinem Kern jedoch unverändert blieb“.

aber nicht abgeschafft worden<sup>597</sup>, sodass IMMANUEL KANT 1783 in seiner viel zitierten „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ formulieren kann:

Daß der bei weitem größte Teil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mündigkeit außer dem, dass er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte: dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben und sorgfältig verhüteten, dass diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie einsperreten, wagen durften, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen drohet, wenn sie es versuchen, allein zu gehen.<sup>598</sup>

Odoardo nimmt die Position des Vormundes ein: Er führt die Oberaufsicht über seine beiden Frauen, sein „Hausvieh“, diese „ruhigen Geschöpfe“, wie KANT das weibliche Geschlecht nennt und unterstellt ihnen einen Mangel an Autonomie und Mündigkeit, wie Odoardos Überraschungsbesuch (vgl. II. 2: 21) beweist.

Bewachen und bestrafen sind demnach zwei Eckpfeiler in der Erziehung des Oberhauptes der Familie Galotti. Es gilt allerdings zu berücksichtigen, dass Vater Galotti nicht rund um die Uhr im Stadthaus bei seiner Familie weilt, sondern seine Zeit vorzugsweise auf seinem Landwohnsitz bei Sabionetta verbringt. Das heißt: *in persona* kann er nicht alle Vorgänge im Hause Galotti kontrollieren. Dafür ist er auf die Mithilfe seiner Frau angewiesen, die ihm zu berichten hat, wie sich an folgender Szene ablesen lässt, in der Claudia dafür gerügt wird, dass sie ihren Ehemann nicht viel früher über die Annäherungsversuche des Prinzen gegenüber ihrer Tochter Emilia unterrichtet hat und somit ihren ehelich-mütterlichen ‚Meldepflichten‘ nicht nachgekommen ist:

ODOARDO: [...] – Claudia! Claudia! der bloße Gedanke setzt mich in Wut. – Du hättest mir das sogleich sollen gemeldet haben. – Doch, ich möchte dir heute nicht gern etwas Unangenehmes sagen. Und ich würde, (*indem sie ihn bei der Hand ergreift*) wenn ich länger bliebe. – Drum lass mich! lass mich! – Gott befohlen, Claudia! (II. 4: 26)

Im Konjunktiv verbalisiert Odoardo, dass er seiner Frau eine gehörige Lektion erteilt hätte, wäre es nicht – zu ihrem Glücke – der Hochzeitstag seiner einzi-

---

<sup>597</sup> Vgl. Wurst: *Familiale Liebe ist die ‚wahre Gewalt‘* und Hempel: *Sara, Emilia, Luise*.

<sup>598</sup> Immanuel Kant: „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ [1783], in: *Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen*, hg. v. Ehrhard Bahr, Stuttgart: Reclam 2004, 8-17, 9.

gen Tochter Emilia und er aufgrund der familialen Festivität zur Güte gestimmt und zur Unterdrückung seiner Wut gewillt. Hinzugefügt sei, dass seine Wut gerade deshalb in dieser Textsequenz (II. 5: 23) so überdimensioniert wirkt, weil es um die mögliche Verführung, Verführbarkeit und Jungfräulichkeit seiner Tochter geht<sup>599</sup>, um den „Ort, wo [...] [er] am tödlichsten zu verwunden“ (II. 4: 26) ist und zwar durch „ein[en] Wollüstling, der bewundert, begehrt“ (II. 4: 26). Deshalb spielt die Vater-Tochter-Achse in der familialen Dreieckskonstellation in allen bürgerlichen Trauerspielen eine so große Rolle: Die Tugend der Tochter steht für die Familienehre und fungiert als Mitgift; der Vater ist es, der als Wächter und Beschützer derselben zu walten hat. Frauen aus „zweiter Hand“<sup>600</sup> – wie Marinelli nicht jungfräuliche Frauen in ökonomischer Diktion bezeichnet – sind als Waren auf dem freien Markt nicht mehr zu handeln<sup>601</sup>. Mithin ist eine erfolgreiche, die Ehre der Familie stabilisierende Hochzeitspartie aussichtslos, sobald die Tugend der Tochter in Gefahr ist, und sei es nur durch die Nachstellungen eines herrschenden Prinzen Hettore Gonzaga irgendwo im abstrakten italienischen Fürstentum Guastalla. Spätestens nach dieser Textstelle versteht sich von selbst, dass die Last der tugendhaften Moralvorstellungen auf den Schultern der Trauerspieltöchter liegt.

<sup>599</sup> Vgl. Christine Künzel: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.’ Weiblicher Opferleib und männlicher Täterkörper in Diskursen um die Sanktionierung sexueller Gewalt“, in: *Grenzen der Aufklärung. Körperkonstruktionen und die Tötung des Körpers im Übergang zur Moderne*, hg. v. Andreas Bähr, Hannover: Wehrhahn Verl. 2005, 71-93, 74f. „Der unter dem Stichwort ‚Verführung‘ getarnte Diskurs um die Gefahren und Auswirkungen sexueller Gewalt präsentiert sich im bürgerlichen Trauerspiel als ein Diskurs, in dem die Frau bzw. der Körper der Frau – zumeist der einer Tochter aus bürgerlichem Hause – lediglich als ‚Kommunikationsmittel‘ zwischen älteren und jüngeren bzw. adeligen und bürgerlichen Männern dient.“ Künzel geht es ebenso wie Christopher Wild um „die räumliche Dimension der Konzeption weiblicher Körperlichkeit“ (ebd.: 74). Wild liest die Virginität Emilias topologisch. Ihren jungfräulichen Körper analogisiert er mit Denis Diderots Konzept der ‚vierten Wand‘, vgl. ders.: „Der theatralische Schleier des Hymens. Lessings bürgerliches Trauerspiel *Emilia Galotti*“, in: *DVjs* 74.2 (2000): 189-220.

<sup>600</sup> Vgl. EG (I. 6: 17): Marinellis misanthropischer Vergleich von Frauen mit zirkulierenden Waren lautet: „Waren, die man aus erster Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweiten: – und solche Waren sind nicht selten aus der zweiten um so viel wohlfeiler.“

<sup>601</sup> Vgl. Luce Irigaray: „Frauenmarkt“, in: dies.: *Das Geschlecht, das nicht eins ist* [frz. Orig. 1977], Berlin: Merve Verl. 1979, 177-198. Männer reduzierten Frauen auf den Status von Tauschobjekten und Waren, die in der (männlichen) Gesellschaft zirkulierten, so könnte man vereinfacht Irigarays These formulieren. Irigaray spricht von „Warenobjekte[n], die die Zirkulation des Tausches sichern, ohne als Subjekte daran teilzunehmen“ (ebd.: 180f.).



Dabei war die Tugend ursprünglich als ein allgemein-menschlich verstandener Wert in den Diskurs der Empfindsamkeit eingetreten und thematisch eng mit Bestrebungen nach geschlechtlicher Gleichberechtigung verknüpft gewesen, wie das Konzept der ‚gelehrten Frau‘ – beispielhaft ist hier an Gräfin Orsina zu denken – veranschaulicht. Die Tugend war v.a. durch ‚Vernunft definiert‘, zielte auf ‚Wissen‘ und kam ‚ohne ein Mindestmaß an Bildung nicht aus‘, wie INGE STEPHAN darlegt.<sup>602</sup> Demnach war die Tugend ‚keine spezifisch weibliche Eigenschaft, sondern sie war eine Eigenschaft, die den vernünftigen, aufgeklärten Menschen auszeichnete‘<sup>603</sup>. Mit dem Siegeszug des bürgerlichen Familienideals und der Ausbuchstabierung seiner familienimmanenten Rollen wurden gesellschaftspolitische Ansätze zur Egalität der Geschlechter zurückgenommen und die Tugend auf eine rigide Sexualnorm der Tochter restringiert.<sup>604</sup> Deren autoritäre Beschützer sind die Väter vom Schläge eines Odoardo Galotti, dem ‚Muster aller männlichen Tugend‘ (II. 7: 32).

Es ist äußerst nahe liegend, dass LESSING seinen Odoardo Galotti als Mustervater verstanden wissen wollte, sind es doch mindestens drei Figuren im Stück, die ihn gerne zum Vater hätten und dieses auch im Text verbalisieren: der Prinz (V. 5: 83: ‚– O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater sein wollten!‘), Gräfin Orsina (IV. 7: 68: ‚Was gäbe ich darum, wann Sie auch mein Vater wären!‘) und Graf Appiani, der voller Entzückung von seinem zukünftigen Schwiegervater schwärmt, seine zukünftige Braut Emilia jedoch nüchtern und lediglich als ‚fromme Frau‘ (II. 7: 32), d.h. tugendhafte Frau betrachtet<sup>605</sup>. Die Beziehung zwischen Vater Galotti und dem Grafen Appiani ist auffällig empfindsam konstruiert: ‚Alles entzückt mich an ihm. Und vor allem der Entschluss, in seinen väterlichen Tälern sich selbst zu leben‘ (II.

<sup>602</sup> Inge Stephan: ‚„So ist die Tugend ein Gespenst.“ Frauenbild und Tugendbegriff im bürgerlichen Trauerspiel bei Lessing und Schiller [1985]‘, in: *Insenzierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*, 13-38, 5 [Reprint].

<sup>603</sup> Stephan: ‚„So ist die Tugend ein Gespenst“‘, 5.

<sup>604</sup> Vgl. Stephan: ‚„So ist die Tugend ein Gespenst“‘, 9: ‚Hinter der Tugend lauert jene Sinnlichkeit, die in dem Diskurs über die Unschuld gebannt werden soll.‘

<sup>605</sup> Vgl. Eintrag: ‚tugendhaft‘, in: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden, 1731-1754*, 64 Bde., hg. v. Johann Heinrich Zedler, Bd. 45, Halle u. Leipzig: Zedler 1735, Reprint, Graz: Akad. Dr.- und Verl.- Anstalt 1961, Sp. 1504, S. 765: ‚Ein tugendhafter Mensch hat gegen Gott Liebe, Furcht und Ehrerbietung, er besucht den Gottesdienst fleißig [...]. [...] Er ist kein Heuchler, daß er von den Leuten wollte gesehen seyn, sondern was er thut, thut er aus redlichem und aufrichtigem Herzen.‘

4: 25), urteilt Odoardo. Er kann es kaum erwarten, Appiani, „diesen würdigen jungen Mann [s][m]einen Sohn zu nennen“ (II. 4: 25). Umgekehrt ist Appiani voll des Lobes für seinen zukünftigen Schwiegervater, aus dessen Armen er sich – noch vor dem Besuch bei seiner Braut – regelrecht „gerissen“ (II. 7: 32) hat, wobei Appiani hinzufügt, dass man es gar nicht exakt ausmachen hätte können, wer sich von wem losgerissen hat (II. 7: 32). Was für eine Heirat mit Emilia Galotti spricht, so macht es den Anschein, ist Appianis Entschluss, in die Familie mit seinem Wunschvater einzuheiraten und sich der „Ehre würdig [zu] machen, sein [Galottis] Sohn zu heißen; [...]“ (II. 7: 32). Es drängt sich die Frage auf, was diesen „alte[e][n] Murrkopf“ (I. 5: 12), diesen „alte[r][n] Degen; stolz und rau; sonst bieder und gut! –“ (I. 4: 9), wie der Prinz Odoardo nennt, was ihn darüberhinaus noch auszeichnet.

Im Gespräch mit Claudia legt Odoardo seine Ansichten über die Aufgaben des Bürgers, Dienen und Befehlen, und zugleich über die Parallelen zwischen Familien- und Landesvater dar. Mit Bezug auf den Grafen Appiani, der mit Emilia dahin ziehen soll, „wohin Unschuld und Ruhe sie rufen“ (II. 4: 25), adressiert Odoardo an Claudia die rhetorische Frage, warum der Graf „hier dienen“ (II. 4: 26) solle, „wenn er dort selbst befehlen kann“? Es geht ihm um die Befehlsgewalt des Mannes und die damit verbundene Macht, die den autoritären Familienvater zum fürstlichen Landesvater im Kleinen macht. Obwohl Odoardo einen Vergleich zwischen sich als dem familiären Oberhaupt und dem Landesoberhaupt Hettore Gonzaga in dieser Szene nur impliziert, wird er umso deutlicher, wenn es darum geht zu sagen, dass „[d]er Prinz [ihn] hasst“ (II. 4: 26), was jedoch nicht der Wahrheit entspricht.

Dieser von Odoardo antizipierte Hass des Prinzen liegt an den konträren und sich gleichsam ausschließenden bürgerlichen und nicht-bürgerlichen Moralvorstellungen, die beide Figuren im Stück vertreten, als ‚gemischte Charaktere‘ allerdings nicht absolut stringent. Über den Fürstenhof und dessen Gebaren urteilt Odoardo, wieder mit Blick auf den Grafen Appiani, wie folgt: „Was sollte der Graf hier? Sich bücken, schmeicheln und kriechen, und die Marinellis auszustechen suchen? um endlich ein Glück zu machen, dessen er nicht bedarf? um endlich einer Ehre gewürdigt zu werden, die für ihn keine wäre?“ (II. 4: 25) Konzise ließe sich formulieren: Es geht immer und überall nur um Macht. In der Gesellschaft und bei Hofe wird es immer die stereotypen Handlanger der Macht, die ‚Marinellis‘ dieser Welt, wie LESSING seinen Odoardo pointiert sagen lässt, geben, zu deren zentralen Aufgaben das Umschmeicheln der Mächti-

gen zählt, um langfristig selbst Teil der Machtmaschinerie zu werden. Dieses Streben nach gesellschaftlich-politischer Macht bedeutet für Odoardo allerdings nicht Glück oder Ehre, wie sich im zweiten Teil des obigen Zitats zeigt. Gesellschaftliche Abgeschiedenheit, die Unschuld und Ruhe des Land- und Familienlebens sind die Komponenten, die für Odoardo Glück bedeuten. So erklärt sich abermals, warum Odoardo so viel Gefallen an seinem zukünftigen Schwiegersohn, dem Grafen Appiani, findet, will dieser doch, ausschließlich und recht eintönig, „in seinen väterlichen Tälern sich selbst [zu] leben“ (II. 4: 25).

Mit der politischen Machtlosigkeit des aufstrebenden Bürgertums um 1800 lässt sich auch erklären, dass diese sich neu formierende Gruppe, das (mittelständische) Bürgertum, allererst ein Leitbild konstruieren musste, um über das Medium der Selbstidentifikation, sich seiner selbst zu vergewissern.<sup>606</sup> Deshalb funktionierte dieses Bild auch über die Ab- und Ausgrenzung des Anderen, besonders der Lebensweisen und Moralvorstellungen der adeligen Bevölkerungsguppen, sodass Odoardo Galotti fast zwangsläufig der höfischen Moral eines Prinzen von Guastalla ablehnend gegenüber stehen muss; gilt es doch, jede Gruppierung hinreichend trennscharf zu profilieren. Besonders augenfällig wird Odoardos Handlungssohnmacht im V. Akt, der auf dem Schloss und somit im Zentrum der politischen Macht spielt.

Nach der erfolgreichen Kabale des Marinelli sind Emilia und ihre Mutter Claudia jeweils getrennt von Marinellis Leuten ‚gerettet‘ und nach Dosalo gebracht worden. Der Familienvater Odoardo kommt in folgender Textstelle gerade auf dem Schloss an:

ODOARDO: Ein Bedienter kam mir entgegengesprengt, mit der Nachricht, dass hierherum die Meinigen in Gefahr wären. Ich fliege herzu, und höre, dass der Graf Appiani verwundet worden; dass er nach der Stadt zurückgekehret; dass meine Frau und Tochter sich in das Schloss gerettet. – Wo sind sie, mein Herr? wo sind sie? (IV. 6: 67)

Hier zeigt sich, dass Vater Odoardo sprichwörtlich herbei fliegt, wenn er die Seinigen in Gefahr weiß. Hektisch und nachdrücklich, ein Vater, „der in der

---

<sup>606</sup> Vgl. Szondi: *Theorie des bürgerlichen Trauerspiels*, 17ff. Die neue Gattung, so formuliert Szondi literatursoziologisch, trage ihr „gesellschaftliches Moment“ (ebd.: 17) schon im Namen. Obschon Szondi mit Lukács These übereinstimmt, distanziert er sich von einer direkten Widerspiegelungstheorie zwischen „dem historisch-sozialen Prozeß, dem Aufstieg des Bürgertums, und seinem Ausdruck im Drama“ (ebd.: 19).

äußersten Bestürzung ist“ (IV. 6: 67), erfragt er den Aufenthaltsort seiner Ehefrau und seiner Tochter. Obwohl Claudia ihren Mann mit den Worten „Ah, unser Beschützer, unser Retter! Bist du da, Odoardo? Bist du da?“ (IV. 8: 71) begrüßt, sind beide, die Retter- sowie die Beschützerrolle des Familienvaters, schon brüchig geworden, weil seine Familie ohne sein Beisein entführt und auf feindliches Terrain gebracht worden ist. Seine Beschützerrolle vernachlässigend, ist er alleine vor- bzw. zurück nach Sabionetta gefahren, während seine Restfamilie, Mutter, Kind und Wunschschwiegersonn alleine nachreisten. LOREY hält für die Vaterfigur Galotti generell fest, dass sie „ihren Pflichten wenig gerecht wird“, sich auf der anderen Seite aber ihrer „Stellung durchaus bewusst“<sup>607</sup> sei und dementsprechend agiere. Zu Vater Galottis Pflichten als Oberhaupt der Familie zählt LOREY die „wichtige und bedeutende Funktion der Versorgung, der Führung und des Schutzes seiner Frau und Tochter“<sup>608</sup>.

Dass Odoardo auf dem Lustschloss nicht Herr der Lage ist, wird zusätzlich an dem Spiel evident, das Marinelli mit dem auf Dosalo Ankommenden spielt: Odoardo solle „ruhig“ (IV. 6: 67) sein, weil es seinen Frauen gut gehe. Marinelli wird als Strippenzieher herausgestellt, der anstelle des Prinzen bestimmt, dass der aufgelöste Vater Galotti seine Familie nicht zu Gesicht bekommt, was diesen besonders in genannter Szene als funktionslose und blasse Figur erscheinen lässt. Doch Vater Galotti gibt nicht auf. Im fünften Akt, als das kindliche Unglück allerdings schon beschlossene Sache ist, versucht er den entschlossenen, autoritären Vater zu geben, der auch einen Fehler eingestehen kann: „Dass ich es nicht vorausgesehen, was ich da sehe. Das ärgert mich: weiter nichts. –“ (V. 5: 80). Sein Plan, wie im weiteren Verlauf mit seiner Tochter umzugehen ist, lautet gewollt autoritär:

ODOARDO: [...] – Nun ja; sie soll wieder nach Guastalla. Ich will sie wieder zu ihrer Mutter bringen: und bis die strengste Untersuchung sie frei gesprochen, will ich selbst aus Guastalla nicht weichen. (V. 5: 80)

Dieser Vorschlag Odoardos klingt nach einer Art Wiedergutmachung seiner zuvor verletzen Aufsichtspflicht von Frau und Kind. Er beschwört die Familieneinheit: Er selbst will bei seiner Familie im Stadthaus bleiben, bis Emilia frei gesprochen wird. Zunächst steht nicht zur Disposition, dass sie unschuldig ist, was – bei all den Kommunikationsschwierigkeiten innerhalb der Fami-

<sup>607</sup> Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, 195.

<sup>608</sup> Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, 195.

lie Galotti – als positives Merkmal und als ein Indiz für den familialen Zusammenhalt der Galottis gelesen werden kann. Andererseits ist es besonders die Angst vor Zorn und Wut des Vaters, die das ideale Bild der familialen Einheit nach Außen transportieren soll: entweder verschweigt Claudia ihrem Mann Szenen, von denen sie weiß, dass sie ihn wütend stimmen könnten, wie beispielsweise die beiden, wenn auch nur zufälligen, Treffen des Prinzen mit Emilia, oder aber Claudia überträgt ihre Angst vor der Wut ihres Ehemannes auf Emilia, indem sie angstvoll sagt:

CLAUDIA: [...] Und doch, doch – Ha, du kennest deinen Vater nicht! In seinem Zorne hätt er den unschuldigen Gegenstand des Verbrechens mit dem Verbrecher verwechselt. In seiner Wut hätt ich ihm geschienen, das veranlasst zu haben, was ich weder verhindern, noch vorhersehen können. – [...] (II. 6: 29)

Zorn und Wut, so lauten die im Text rekurrenten Attribute des Verhaltens von Vater Galotti. Sentimental wie Vater Sampson, der im Gasthof mehrfach ein Tränchen über die Trennung von seiner Tochter Sara vergießt<sup>609</sup>, ist der oft zornige und wütende, aber vielfach den Mächtigen gegenüber auch hilflos agierende Galotti nicht: „– Weinen konnt ich nie, – und will es nun nicht erst lernen –“ (V. 2: 75). Es lässt sich also besonders an den Vaterfiguren eine Entwicklung vom bürgerlichen Trauerspiel der Empfindsamkeit (*Miss Sara Sampson*) hin zu jenem des Sturm und Drang erkennen (*Emilia Galotti*). Es wird auch deutlich, dass die Galottis zwar versuchen, das ideale Familienleben zu führen bzw. nach dem Familienideal streben, aber schlichtweg an den Idealen scheitern.

---

<sup>609</sup> Vgl. exemplarisch die ersten beiden Szenen des 1. Akts (I. 1: 6, I. 1: 7) in Lessings *Miss Sara Sampson*. Hier berichten v.a. andere Figuren wie der Diener Waitwell oder der Wirt, dass Sir Sampson weint. Schon eingangs konstatiert Waitwell emphatisch: „[...] – Ach, Sie weinen schon wieder, schon wieder, Sir! – Sir!“ (I. 1: 5) Vgl. eine Textseite weiter: Sir William: [...] „Ich würde doch lieber von einer lasterhaften Tochter als von keiner geliebt sein wollen.“ – Waitwell: „Trocknen Sie Ihre Tränen ab, lieber Sir! [...]“. Zur Eigencharakterisierung Sir Sampsons vgl. auch III. 1: 38: „Es wird ihr in einem Briefe weniger Verwirrung und mir vielleicht weniger Tränen kosten.“

## 4 Claudia, brüllende Löwin

Trauerspielmütter entsprechen oft dem Typus der „eitle[n], törichte[n] Mutter“ (II. 4: 26), wie Odoardo seine Frau in einer Sequenz nennt. Oft tritt die Mutter als Kupplerin zwischen ihrer eigenen Bürgerstochter und dem adligen Liebhaber auf, wobei es vornehmlich egoistische Beweggründe sind, vor allem das Streben nach dem eigenen, gesellschaftlichen und familialen Aufstieg sowie die damit einhergehende gesellschaftliche Anerkennung, die ihr Handeln motivieren. So jedenfalls hat die Forschung bislang die Mutterfigur im bürgerlichen Trauerspiel gesehen.<sup>610</sup> Mutter Miller in *Kabale und Liebe* ist hier ein prägnantes Exempel. Durch „die Bedeutungslosigkeit der Mutter [...] [konzentrierte sich] alles Interesse [...] auf die Beziehung zwischen Vater und Tochter“<sup>611</sup>, bilanziert FISCHER-LICHTE. Mit ELISABETH FRENZEL gesprochen sind die Mütter im bürgerlichen Drama

[...] ihrem Mann geistig unterlegen, sind leichtfertig, eitel und töricht, stehen gegen den Vater auf der Seite der Kinder, unterstützen die Beziehungen der Töchter zu höhergestellten Liebhabern, verheimlichen sie vor dem Vater, wie z.B. die Mutter in *Emilia Galotti*, und träumen von einem gesellschaftlichen Aufstieg ihres Kindes [...].<sup>612</sup>

<sup>610</sup> Vgl. Hempel: *Sara, Emilia, Luise*, 26: Hempel spricht von dem „Befund der abwesenden, verstorbenen oder dummen Mutter mit schlechtem Einfluss auf das Kind“, ihrer „moralische[n] Inkompetenz“ sowie ihrer „Bedeutungslosigkeit“. Inge Stephan („Auch Männer können Weiber sein.“ Zur Rezeption von Lessings Frauen“, in: *Inszenierte Weiblichkeit*, 41-52, 48) spricht von der „mutterlose[n] Gesellschaft“, die Lessing entwerfe, und Eibl („Identitätskrise und Diskurs“, 313) konstatiert: „Die Mätressen (oder ‚Buhlerinnen‘) und die Mütter sind die Frauenfiguren, die im Drama des 18. Jahrhunderts am schlechtesten wegkommen.“ Positiver interpretiert wird Claudia von Lothar Pikulik: „Sonst ist alles besser an Euch, als an uns“. Über Odoardos Lobrede auf die Frau in *Emilia Galotti*“, in: *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, 303-322. Pikulik differenziert zwischen Claudia und Mutter Miller, die er klar negativ auffasst. Claudias Ratschläge aber seien „am Wohl des Kindes ausgerichtet“ (ebd.: 314), „moralisch entschuldigbar“ (ebd.) und verdienten „weder den Vorwurf der Torheit noch der Eitelkeit“ (ebd.). Insgesamt attestiert er Lessing ein „positives Frauenbild“ (ebd.: 316) und restituiert für die Figuren Emilia, Claudia und Orsina, dass diese „drei Frauen, [...] in einer tragischen Krisensituation auf unterschiedliche Weise Format zeigen, ohne fehlerlos zu sein“ (ebd.: 315).

<sup>611</sup> Fischer-Lichte: „Bürgerliches Illusionstheater“, 300.

<sup>612</sup> Elisabeth Frenzel: „Der Haustyran und seine Opponenten: Wandlung von Rollenbildern zwischen Hebbel und Gerhart Hauptmann“, in: *Familienbindung als Schicksal*, 99-122, 107.

In der Forschung wird Claudia zu großen Teilen in die Riege der „infame[n] Kupplerin[nen]“<sup>613</sup> eingereiht, wie Musikus Miller seine Frau diffamierend nennt.<sup>614</sup> Für EIBL ist sie eine „Rand- oder Marginalpersönlichkeit“<sup>615</sup>. LOREY ist einer der wenigen Forscher, der sich von der „andauernde[n] negative[n] Einstellung zu Claudias Charakter und Verhalten“<sup>616</sup> absetzen möchte. Er begründet das mit der „vollkommen vertrauensvollen Beziehung“<sup>617</sup> zwischen Mutter Claudia und Tochter Emilia. Zugleich unterstreicht er, dass eine negative Interpretation Claudias lediglich Odoardos Sichtweise folgen würde.

Die vorliegende Lektüre schließt an LOREY an und macht das Bild von der liebevollen, fürsorglichen, die Tochter wie eine Löwin beschützenden Mutter stark, und das zu Ungunsten des Bildes von der kupplerischen Mutterfigur, das zwar – so die Annahme – von Odoardo zitiert und angerufen, durch Claudias Agieren jedoch außer Kraft gesetzt wird. Es ist zu zeigen, dass Mutter und Tochter doch so harmonisch miteinander umgehen, wie man es heutzutage in Texten, die um das Thema ‚Familie‘ kreisen, zunächst einmal nicht annehmen würde. Claudia Galotti lässt sich m.E. als dritte Frau – neben den dualistisch angelegten Frauenbildern ‚Heilige‘ und ‚Hure‘ – beschreiben und einordnen. Sie wird einerseits als sinnliche Frau dargestellt, die sie so ganz doch nicht ist. Andererseits agiert sie teilweise emanzipiert, aber nicht so durchgängig wie dies Orsina tut. Der Topos von der Spannung zwischen Mutter und Tochter, wie ihn psychoanalytische Lektüren stark machen, und wonach die Tochter den Vater begehrt und mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil auf Kriegsfuß steht<sup>618</sup>, existiert so – nach meinem Dafürhalten – bei LESSING nicht.

---

<sup>613</sup> Schiller: *Kabale und Liebe*, I. Akt, Szene 1, 7.

<sup>614</sup> Vgl. Seeba: „Das Bild der Familie bei Lessing“; Eibl: „Identitätskrise und Diskurs“; Kaiser: „Krise der Familie“; Hart: „A family without women“.

<sup>615</sup> Eibl: „Identitätskrise und Diskurs“, 151.

<sup>616</sup> Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, 203.

<sup>617</sup> Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, 203.

<sup>618</sup> Vgl. stellvertretend Prutti: *Bild und Körper*. Prutti feministisch-psychoanalytische Lesart von *Emilia Galotti* untersucht die Weiblichkeitsentwürfe und Geschlechterbeziehungen. Die Frau als Bild und Objekt des männlichen Begehrens sei typisch für die Trauerspiele (vgl. ebd.: 1). Prutti geht von der „Verbildlichung der vom Prinzen begehrten Frau“ (ebd.: 4) aus: „Im Verlauf der Dramenhandlung wird die aufgrund der ästhetischen Repräsentation mit den erotischen Phantasien des Prinzen besetzte weibliche Figur in das heroische Wunschbild ihres Vaters transformiert, der die Tochter als Gegenstand seines unbewußten inzestuösen Verlangens von Anfang an in ein asexuelles Tugendbild umzuschaffen gesucht hat.“ (Ebd.: 4) Dieses inzestuöse Begehren versteht Prutti als ein reziprokes, vgl. ebd.: 123f.

Claudia selbst ruft das Stereotyp der Kupplerin auf, so bspw. indem sie die Reaktion ihres Ehemannes auf die Geschehnisse des einen Handlungstages antizipiert und sich als die für ihren Ehemann Schuldige darstellt. Nachdem Marinelli Claudia bei ihrer Ankunft auf Dosalo berichtet, dass der Prinz persönlich sich „mit der zärtlichsten Sorgfalt“ (III. 8: 52) um Emilia kümmert, ruft Frau Galotti aus: „Ich unglückselige Mutter! – Und ihr Vater! ihr Vater! – Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen.“ (III. 8: 52) Die Sorge beruht auf der möglichen Falschannahme Odoardos, der denken könnte, Claudia habe das Treffen sowie ein Kennenlernen von Emilia und dem Prinzen bewusst und planvoll arrangiert (vgl. II. 6: 29). Der Text lädt lediglich zu Spekulationen bezüglich einer aktiven Teilhabe Claudias am Geschehen ein; er legt allerdings die Annahme nahe, dass Claudia nicht von der Sorte Schwiegermutter ist, wie sie Marinelli im Sinn hatte, als er theoretisierte, dass alle Mütter geschmeichelt seien, wenn die Aussicht bestünde, „Schwiegermutter eines Prinzen“ (III. 6: 50) zu werden. Diese Annahme wird gestützt durch das „wilde[s] Geschrei“ (III. 8: 53) Claudias, mit dem sie das Schloss erreicht, weil sie „das Bubenstück“ (III. 8: 53) von der Entführung und Ermordung des Grafen Appiani durchschaut hat. Das wilde, hysterische Schreien Claudias spricht gegen kupplerische Aktivitäten ihrerseits. Es spricht vielmehr für die unkontrollierbare Angst und das Entsetzen einer Mutter, die ihr Kind in äußerster Gefahr weiß und sich mit Löwengebrüll und -stärke aufmacht, ihr Kind zu retten: „Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubet, in wessen Walde sie brüllet?“ (III. 8: 53)

Mutter Galotti verbalisiert explizit ihren mütterlichen Trennungsschmerz aufgrund des Abnabelungsprozesses ihrer Tochter, der zwangsläufig mit der Heirat Emilias und der Neugründung einer Kleinfamilie mit dem Grafen eintreten würde: „Das Herz bricht mir, wenn ich hieran gedenke. – So ganz sollen wir sie verlieren, diese einzige geliebte Tochter?“ (II. 4: 25). Darauf reagiert Odoardo, der seine Tochter bei seinem Seelenverwandten „in den Armen der Liebe“ (II. 4: 25) wähnt, mit Vorwürfen gegen Claudia, sie solle ihr Vergnügen an Emilia, ihr egoistisches mütterliches Verhalten, aufgeben. Noch an zwei weiteren Textstellen sind deutlich die Abnabelungs- und Verlustängste von Mutter Galotti zu erkennen: zum einen ist an die siebte Szene im dritten Akt zu denken, in der sie, just auf dem Schloss ankommend und umringt von einem Menschauflauf, „der Tochter auf der Spur [ist]“ (III. 6: 50), nach Emilia verlangt und voller Trennungsschmerz ausruft: „Lasst mich sie nicht länger ent-



behren.“ (III. 7: 51) Zum anderen ist an die achte Szene im vierten Akt zu denken, in der Claudia auf Anweisung Odoardos zusammen mit Gräfin Orsina, aber ohne Emilia das Schloss des Prinzen verlassen soll, worauf Claudia verstört reagiert: „Aber – wenn nur – Ich trenne mich ungern von dem Kinde.“ (IV. 4: 73)

Die mehrfach explizit genannten Abnabelungssängste der Mutter von der Tochter und der für Mutter Galotti eintretende ‚Verlust‘ ihres einzigen Kindes bekräftigen die hier favorisierte Lesart von der Löwenmutter. Außerdem evokieren Mutter und Tochter ein Bild der Einheit und Symbiose, um dessen Aufrechterhaltung beide bemüht sind, trotz heftiger Störungen von Außen.<sup>619</sup> Dass beide dieses Bild tatsächlich nach Außen transportieren, zeigt z.B. die Erkenntnis Marinellis, dass es ohne Mutter für den Prinzen auch keine Bürgerstochter geben wird (und umgekehrt): „[E]s ist doch einmal die Mutter, die wir auf unserer Seite haben müssen. –“ (III. 6: 50). Marinelli ist es auch, der Mutter Galotti große und echte Muttergefühle unterstellt. Es würde ihn wundern, würde sie einfach ohne Emilia wieder vom Schlosse „abgezogen“ sein und hätte sie „ihre Tochter im Stich gelassen“ (III. 5: 49). Es wirkt als sei sie eine „ehrliche Mutter!“ (I. 5: 12). Und diese ‚ehrliche Mutter‘ erfüllt eine Vielzahl an Funktionen: Sie übernimmt die weibliche Beschützerrolle, ist die engste Vertraute, die gut gemeinte Ratschläge gibt, und sie ist Verbündete in der Angst vor dem hausväterlichen Argwohn.

In der Funktion der mütterlichen Beschützerin tritt Claudia im zweiten Akt, Szene 6 (vgl. II. 6: 27) auf: Emilia stürzt nach dem Besuch der Messe und dem Zusammentreffen mit dem Prinzen nach Hause und wirft sich mit den Worten „Ach, meine Mutter!“ (II. 6: 27) in die mütterlichen Arme, so die Regieanweisung. Daheim, in der sprichwörtlich guten Stube, geführt von ihrer Mutter – so kann man in diesem Zusammenhang Emilias Aussage „Nun bin ich in Sicherheit“ (II. 6: 27) lesen – fühlt Emilia sich sicher vor Anfeindungen der Außenwelt und der gesamten außerfamilialen Welt. Die häusliche Sphäre ist Claudias Bereich, in dem sich Emilia und Odoardo sicher und geborgen fühlen sollen. Dies lässt sich auch an der Textsequenz von Odoardos Überraschungsbesuch ablesen: Er möchte gleich weiterreisen, sie hingegen fordert ihn zum

---

<sup>619</sup> Nicht nur die Mutter bekundet ihren Trennungsschmerz von der Tochter, sondern auch Emilia scheint in Abwesenheit ihrer Mutter zu leiden, wie sich kurz nach ihrer Ankunft auf dem Lustschloss Dosalo (vgl. III. 4: 46f.) zeigt, wo Emilia nicht zuerst nach ihrem zukünftigen Ehemann fragt, sondern nach dem Verbleiben ihrer Mutter: „Wo bleibt meine Mutter? [...] Meine Mutter ist noch in der Gefahr.“

Verweilen daheim, zum Ausruhen und Erfrischen auf: „Zürnen Sie nicht, mein Bester; und kommen Sie herein, – einen Augenblick auszuruhen, und, wann Sie wollen, eine Erfrischung zu nehmen.“ (II. 2: 22) Ganz die gute Hausfrau möchte Claudia ihren Mann verpflegt wissen. Aber auch das Wohlergehen ihrer Tochter liegt der mitleidig konzipierten Mutterfigur am Herzen: Odoardo will schnell wieder abreisen, wobei es ihm egal ist, ob er seine Tochter noch antrifft oder nicht. Claudia antizipiert Emilias Traurigkeit darüber, den Vater verpasst zu haben und ihn zum Bleiben zu bewegen: „Es würde sie schmerzen, deines Anblicks so zu verfehlen.“ (II. 4: 24) Beide Textstellen belegen, dass Claudia für ihre Lieben nur das Beste möchte und dafür nicht selten die Rolle der Vermittlerin zwischen Vater und Tochter einnimmt. Die Vermittlerrolle kommt Claudia noch in einem weiteren Punkt zu: sie vermittelt zwischen der ländlichen und der städtischen Lebensweise, ja spricht sogar „die unbedeutende Sprache der Galanterie“ (II. 6: 31), in der „Nichts“ wie „Alles“ klingt „und Alles in ihr so viel als Nichts [ist]“ (II. 6: 31), sodass sie in beiden „sozialen Bereichen“<sup>620</sup> (HABERMAS), die je spezifischen Sprachcodes unterliegen, beheimatet ist. Dadurch wird es ihr auch möglich, mit Emilia in der Stadt, dem „Kultur­gütermarkt“<sup>621</sup>, zu wohnen.

Dass Emilias Mutter zugleich ihre engste Vertraute ist, bezeugen verschiedenste Textstellen. Es sind vor allem die mütterlichen Ratschläge, die zwar gut gemeint wirken, aber folgeschwer ihren Anteil zu der Katastrophe im fünften Akt beitragen. So rät Claudia ihrer Tochter im zweiten Akt, sie solle das Treffen mit dem Prinzen „für einen Traum“ (II. 6: 30) nehmen; und fügt beruhigend – „sei ruhig, meine Tochter“ (II. 6: 30) – hinzu, dass das Geschehen in der Kirche „noch weniger Folgen haben [wird], als ein Traum“ (II. 6: 30). D.h. Claudia rät Emilia zur Verdrängung, indem sie das Geschehen aus dem Bereich des Realen in den unterbewussten Bereich des Traumes verlagert wissen möchte; außerdem wiederholt Claudia öfter und mit sprichwörtlichem Nachdruck, Emilia solle die Kirchenszene sowohl ihrem Vater als auch ihrem zukünftigen Ehemann verschweigen. Denn, so lautet der mütterlich und weise anmutende Rat, „dass ein Gift, welches nicht gleich wirket, darum kein minder gefährliches Gift ist“ (II. 6: 30).

<sup>620</sup> Vgl. das Schaubild der bürgerlichen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert nach Habermas „als ein Schema sozialer Bereiche“, vgl. ders.: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, 89.

<sup>621</sup> Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, 89.

In ihren Ratschlägen gibt Claudia stets Teile ihrer Erfahrungswelt als Hausfrau, Ehefrau und Mutter weiter. LOREY formuliert für die Figur Claudia, dass sie „ihre eigene Existenz als eine auf dem Lande verblühende Frau zweifellos auch auf ihre Tochter zukommen“<sup>622</sup> sieht. Emilia ist zwar ihre Tochter, die von ihrer Mutter über die typischen Anforderungen an eine Frauenbiografie unterrichtet wird; darüber hinaus ist sie aber auch Geschlechts- und Leidensgenossin, die von der männlich dominierten Gesellschaft auf ihre Rollen festgelegt wird (Tochter, Ehefrau, Witwe). In den Szenen, in denen Claudia und Emilia unter sich sind, gibt die Ehefrau Galotti ihren Erfahrungsschatz aus dem Leben einer Frau als *oral history* an ihre Tochter weiter, ganz so als wolle sie Emilia vor Fehlern schützen, die sie selbst begangen hat (vgl. II. 6: 30). Gegenüber Emilia verbalisiert Claudia vertrauensvoll und offen ihre Ängste und Vorahnungen in Bezug auf Vater Galottis Agieren: Sie hat seine Werte- und Normenwelt internalisiert und versucht, zumindest dann, wenn er zugegen ist oder davon erfahren wird, nach seinem Wertesystem zu handeln. So freut sich Claudia auch über die rasche Abfahrt Odoardos, der Emilias Rückkehr aus der Kirche nicht abwarten wollte: „O gesegnet sei die Ungeduld deines Vaters.“ (II. 6: 29) Grund zur Freude und Erleichterung ist Odoardos Abwesenheit, weil Mutter und Tochter dann beschließen, dass weder Odoardo noch Graf Appiani von den Schmeicheleien des Prinzen erfahren sollen. Auf diese Weise hofft Claudia, dass ihr Mann nichts „Strafbares“ (II. 6: 30) an ihr oder seiner Tochter entdecken mag; wobei für die RezipientInnen deutlich wird, dass Odoardos familiäre Machtposition ihn dazu verleitet, es mit den Zuschreibungen schuldig und unschuldig zu halten, wie er es will und daher auch unschuldige Gegenstände „mit dem Verbrecher [selbst] verwechselt“ (II. 6: 29).

An dieser Stelle bleibt zu schlussfolgern, dass Claudia in Gegenwart ihres Mannes die Rolle der liebevollen, devoten und zu großen Teilen von ihrem Mann abhängigen Hausfrau spielt; vielleicht auch um des lieben Hausfriedens willen. Umgekehrt ist Odoardos Umgangston mit seiner Frau belehrend und diffamierend (vgl. II. 2: 21f., II. 4: 25f.). Der ‚Erbschuldthese‘ gemäß ist nicht nur für seine Tochter, sondern auch für seine Frau ein ‚Schritt genug‘, um sich nicht regelkonform zu verhalten. So sehr sie es auch beteuern, so ganz unschuldig sind Odoardos Frauen in seinen Augen nie: „– Aber wir sind unschuldig. Ich bin unschuldig. Deine Tochter ist unschuldig. Unschuldig, in allem un-

<sup>622</sup> Lorey: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, 203.

schuldig.“ (IV. 8: 71) Selbst in dieser Aussage Claudias, in der das fünffach wiederholte Adjektiv „unschuldig“ einen regelrecht beschwörenden Rhythmus erkennen lässt, scheint die Bedeutung des Wortes nicht beim Adressaten Odoardo anzukommen, antwortet er – laut Regieanweisung um Fassung ringend – doch mit „Gut, gut. Sei nur ruhig, nur ruhig, – und antworte mir.“ (IV. 8: 71f.) Hier zeigt sich, dass die Kommunikation zwischen den Eheleuten zum einen hierarchisch geordnet ist und zum zweiten offensichtlich nicht reibungslos verläuft.

Neben ihrer Funktion als Ehefrau und Mutter ist Claudia eine Figur, die allgemein menschliche Werte transportiert. Das wird bspw. an der Art und Weise evident, wie sie ihre Tochter nach der Kirchenszene im zweiten Akt zu beruhigen sucht und ihr Mut zuspricht. Auf Emilias Selbstzweifel, sie habe in der Kirche nicht gottesfürchtig und pflichtbewusst genug gebetet, reagiert Claudia mit Aussagen, die das kirchliche Dogma und generell jeden rigiden Normenzwang zugunsten eines menschlichen Fehlverhaltens relativieren, was wiederum, auf dramentheoretischer Ebene, dem Konzept der ‚gemischten Charaktere‘ mit Fehlern und Schwächen entspricht. Sie sagt zu Emilia: „Wir sind Menschen, Emilia. Die Gabe zu beten ist nicht immer in unserer Gewalt. Dem Himmel ist beten wollen, auch beten.“ (II. 6: 27f.)

## **5 Emilia, die ewig-modellhafte Trauerspieltochter (*femme enfant*)**

Obwohl es im Text mal mehr und mal weniger, aber durchgängig um die titelgebende Figur Emilia geht, erstaunt es zunächst, dass Emilia selbst ‚nur‘ zwei große Szenen und einen geringen Redeanteil hat, in denen die Figur sich selbst charakterisieren kann und die Rezipientin bzw. der Rezipient in der Einschätzung Emilias nicht bloß auf Fremdcharakterisierungen von anderen Figuren über Emilia angewiesen ist: zum einen die sechste Szene im zweiten Akt, die Kirchgangszene, und zum zweiten die vorletzte Szene im Drama, Szene sieben im fünften Akt, in der sie ihren Vater darum bittet, sie zu töten.

Das erste Erstaunen weicht allerdings bei der Lektüre dem Verständnis: So wie Emilia zunächst als Gemälde, als künstlerische Ware in den Dramentext eingeführt wird, so verhält es sich auch mit ihrem Status während der gesamten

Handlung. Bemühte sie sich auch noch so sehr, sie bleibt letztlich auf ihre Rolle als unmündige Tochter bzw. zukünftige, unmündige Ehefrau festgeschrieben und das heißt nicht, ein freies Subjekt der Aufklärung zu sein, sondern ein abhängiges Objekt, das einem Bild mitsamt seiner Projektionsfläche für männliche Wunschvorstellungen – zu denken sei hier an die Wünsche Odoardos, an die Appianis und an jene des Prinzen – vergleichbar ist.<sup>623</sup> Emilia, als Figur, die über die Ideale der Männer eingeführt wird, erfährt vielerlei Zuschreibungen: für den Maler Conti ist Emilia vor allem „[s]ein einziges Studium der weiblichen Schönheit“ (I. 4: 11) und ein „Engel“ (I. 4: 9); für den Prinzen ist sie ein „Meisterstück der Natur“ (I. 5: 12) und eine verführerische „Zauberin“ (I. 5: 12) zugleich; für den Grafen Appiani steht die „fromme Frau“ (II. 7: 32) im Vordergrund; Marinelli sieht in Emilia das Bürger-„Mädchen“, das den Prinzen Appiani verführt und „ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewusst [hat]“ (I. 6: 14); für Odoardo ist das tugendhafte, jungfräuliche Tochterbild zentral.

Zunächst wird Emilia als ein Phantasma der Verliebtheit eingeführt. Obwohl der Prinz Emilia bisher nur ein paar Mal an „heiligen Stätten“ (I. 4: 9) getroffen hat, wird er durch bloße, verliebte Gedanken an sie so sehr beeinträchtigt, dass er seine Regierungsgeschäfte schon früh morgens ruhen lassen möchte: „Ich kann doch nicht mehr arbeiten.“ (I. 1: 5) Aufgrund seines schwärmerisch-verliebten Zustandes gewährt der Prinz im ersten Akt sogar die Forderungen einer Emilia Bruneschi und das allein aufgrund der Vornamensgleichheit mit Emilia Galotti bzw. seinem Bild von Emilia Galotti. Es ist der Maler Conti, der dem Prinzen zu einem wirklichen Bild der Emilia Galotti ver-

---

<sup>623</sup> Vgl. grundlegend zur Frauenbildforschung: Bovenschen: *Die imaginierte Weiblichkeit*. Obschon Bovenschens erste These, dass Frauen keine Dramen geschrieben haben, wiederlegt worden ist (vgl. bspw. von Hoff: *Dramen des Weiblichen*), handelt es sich bei dieser Studie um einen zentralen Text der feministischen Literaturwissenschaft. Bovenschens zweite These analysiert die Diskrepanz „zwischen dem reichen Bilderrepertoire und der Schattenexistenz der schreibenden Frauen“ (ebd.: 13). Sie konstatiert: „Aber auch an der Produktion dieser Bilder war das weibliche Geschlecht in nur sehr geringem Maße beteiligt: einem großen und breiten Panoptikum imaginierter Frauenfiguren stehen nur wenige imaginierende Frauen gegenüber“ (ebd.: 12). Durch ihre Analysen von Weiblichkeitsbildern verweist Bovenschen auf den Konstruktionscharakter von Frauenbildern, die damit grundlegend in ihrer Historizität herausgearbeitet werden. Als Produkte der „literarischen Phantasien“ (ebd.: 12f.) von Männern dienen die Bilder von Frauen dazu, diese zum Zwecke des männlichen Machterhalts aus der patriarchalischen Gesellschaft auszuschließen, bzw. die Frau im Bild zu bannen und stillzulegen. Die Frauenbildforschung der 1980er und 1990er Jahre hat die dualistischen Frauenbilder wie Heilige und Hure, *femme fatale* und *femme natale*, Maria und Eva explizit gemacht. Vgl. auch Prutti: *Bild und Körper*, bes. 10-145.

hilft: zwar besitze das Originalgemälde der Vater Odoardo Galotti, so argumentiert Conti, aber der Prinz könne gerne die eigens für diesen Zweck zum Hofe mitgebrachte „Kopie“ (I. 4: 11) „diese[s] Engels“ (I. 4: 9) in Öl kaufen. Conti lobt die Schönheit Emilias. Er ist glücklich, dass sie ihm gegessen hat, weil sie sein „einziges Studium der weiblichen Schönheit“ (I. 4: 11) gewesen sei:

Dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirn, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser Wuchs, dieser ganze Bau, sind, von der Zeit an, mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. (I. 4: 11)

Diese Auflistung der einzelnen Körperpartien Emilias indiziert sowohl die Idealisierung als auch die Überhöhung ihrer Weiblichkeit und Schönheit. Ihre mechanische Zerteilung in Gliedmaßen verdeutlicht, dass es sich hierbei um eine versachlichte Figur mit modellbildenden, ästhetischen Qualitäten handelt. Die Konsequenz ist die ‚Ware Frau‘, die in Emilia Galotti vom Vater zum (Ehe-)Mann zirkuliert.<sup>624</sup> Aber Emilia wird nicht nur an dem Ideal der Schönheit gemessen. Sie muss auch fromm und uneitel sein, ganz so wie Appiani sich seine zukünftige Braut vorstellt, wenn er zu Emilia sagt: „Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben; und die nicht stolz auf ihre Frömmigkeit ist.“ (II. 7: 32)

Schönheit, Frömmigkeit und Bescheidenheit, Tugendhaftigkeit und Jungfräulichkeit, so heißen die Ideale an denen – zusammengenommen – Emilia als Trauerspieltochter zugrunde gehen muss, werden doch alle Idealvorstellungen an sie herangetragen, indem die unterschiedlichen Männerfiguren in ihrem Umfeld diese auf Emilia projizieren, und Emilia im Gegenzug eine leere, für Zuschreibungen offene, weiße Einschreibefläche bleibt. Dieser Umstand verhindert bei ihr – wie noch zu zeigen ist – jede Form von Identitätsfindung und Subjektwerdung.

---

<sup>624</sup> Vgl. hierzu grundlegend die These von Lévi-Strauss, dass es der Frauentausch, bzw. der (sprachliche) Austausch zwischen den Familien ist, über den sich Gesellschaften konstituieren, vgl. ders.: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Erst die Zirkulation von Frauen ermögliche Kultur. Diese gesellschaftliche Tauschstruktur basiere auf dem Inzestverbot – „der Regel *par excellence*“ (ebd.: 73), weil sie auf der Grenze zwischen Natur und Kultur zu verorten sei – und der Exogamie (vgl. ebd.). Vgl. sehr pointiert auch Irigaray: „Frauentausch“, 177: „Grundlage der uns bekannten Gesellschaft, dieser unserer Kultur ist der Frauentausch. [...] Der Übergang zur gesellschaftlichen, zur symbolischen Ordnung schlechthin wird also dadurch gewährleistet, daß die Männer oder die Männergruppen unter sich die Frauen zirkulieren lassen: eine Regel, die unter dem Namen Inzestverbot bekannt ist.“

Obwohl Identitätsfindung immer relational verläuft, ist es bei der Trauerspieltochter doch auffällig, dass sie primär als Tochter oder Ehefrau von jemandem gesehen wird, nicht aber als eigenständige Figur. Emilia ist entweder „[d]ie Tochter des Obersten Galotti, bei Sabionetta“ (I. 6: 15) oder sie ist die zukünftige Frau des Grafen Appiani, den sie als Mädchen „mit vielem Prunke von Tugend und Gefühl und Witz, –“ (I. 6: 14) verführt hat, wie Marinelli meint. Ob Vater, Ehemann oder Verehrer: alle drei wollen Emilia besitzen, ja der Prinz will Emilia sogar von ihr selbst abkaufen, was er mit den Worten ausdrückt: „Am liebsten kauft’ ich dich, Zauberin, von dir selbst!“ (I. 5: 12) Mit KITTLER übertritt der Prinz an dieser Stelle die „Tauschregel“, weil er nicht in den „Produktionsprozeß“ eintrete.<sup>625</sup> Wie dieses Besitzverhältnis zustande kommen soll, darf hier unberücksichtigt bleiben. Zu berücksichtigen bleibt allerdings, dass, sobald es um Emilia geht, das Besitzverhältnis stets mit aufgerufen wird. D.h. es geht gar nicht wirklich um die Figur Emilia Galotti, sondern um Bilder von ihr, die zu besitzen, so scheint es, Ziel der Männerfiguren im Stück ist. Warum? Weil sich die Männer über (diesen) Besitz identifizieren und definieren.

Aber nicht nur die Männerfiguren im Text hindern Emilia an einer positiven Identitätsbildung. Ebenso, wenngleich aus anderen Motiven, trägt Mutter Claudia ihren erzieherischen Anteil dazu bei, dass Emilia hilflos, verängstigt sowie unselbständig bleibt und agiert. Das belegen Aussagen Emilias wie „Sie wissen, meine Mutter, wie gern ich Ihren bessern Einsichten mich in allem unterwerfe. –“ (II. 6: 30). Zwar versucht Claudia ihrer Tochter nach bestem Gewissen Ratschläge für eine bestmögliche Lösung des ‚Prinzen-Problems‘ zu erteilen, allerdings bleiben es Claudias Ideen und Ratschläge, nicht Emilias. Will sagen: Emilia hat, in Abwesenheit ihres Vaters, die Ratschläge ihrer Mutter befolgt, anstatt selbständig und autonom zu agieren. Hieran zeigt sich deutlich die familiäre Hierarchie, nach der Emilia das schwächste Glied in der Familienkette darstellt: „Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen. – Aha! (*Mit einem tiefen Atemzuge.*) Auch wird mir wieder ganz leicht. – Was für ein albernes, furchtsames Ding ich bin! – Nicht, meine Mutter?“ (II. 6: 31) Wie könnte Emilia anders als albern, kindisch und angstvoll sein, bei ihrer Familiensituation, so ließe sich mit Recht fragen. Offensichtlich

---

<sup>625</sup> Kittler: *Dichter, Mutter, Kind*, 35.

hat Emilia die regulativen Prinzipien und Moralkodices der Gesellschaft verinnerlicht.

Im Verlauf des Textes stellt sich heraus, dass Emilia sich selbst vor allem als Tochter, nicht aber als eigenständige Figur begreift. Sie versucht den Ansprüchen, die an eine ‚gute Tochter‘ gestellt werden, d.h. den Rollenerwartungen, die mit den kulturell geprägten Vorstellungen von ihr einher gehen, gerecht zu werden. Im Dialog mit ihrer Mutter, der nach Emilias Rückkehr aus der Kirche und dem sie emotional verstörenden Gespräch mit dem Prinzen stattfindet, spricht Emilia ihr Selbstverständnis aus: „[...] so hört ich, ganz nah an meinem Ohre, – nach einem tiefen Seufzer, [...] – zürnen Sie nicht, meine Mutter – den Namen Ihrer Tochter! – Meinen Namen!“ (II. 6: 28) Es zeigt sich, dass Emilia zuerst Tochter und Familienmitglied ist<sup>626</sup>, und sich erst sekundär und entfernt als eigenständige Figur begreift. Somit ist Emilia irgendwie Frau, aber so ganz doch nicht. Sie steht im Dazwischen und bleibt doch auf ihre Rolle als Kind fixiert, sodass man von einer Kindfrau, einer *femme enfant*, sprechen könnte.

Die gesamte sechste Szene im zweiten Akt, die Emilias stürmische Rückkehr nach Hause zu ihrer Mutter und Emilias Bericht über die Liebesbezeugungen des Prinzen in der Kirche beinhaltet, eignet sich hervorragend für eine Charakterisierung der Trauerspieltochter, weil hier alle an sie herangetragenen Ideale benannt werden und Emilia in ihrer Hilflosigkeit und Unmündigkeit dargestellt wird. Die für Emilia einzig denkbare Lösung des Konflikts, d.h. den Nachstellungen und Gefühlsbekundungen des Prinzen zu entinnen, ist die Flucht, ganz so, wie sie Emilia von der Kirche ins sichere und traute Heim Mutter Galottis unternommen hat. Ihre Worte „Ich floh –“ (II. 6: 29) bekunden durch den Satzabbruch genau das, was sie getan hat: Sie floh, ohne wenn und aber, um der Szene, ohne die Konsequenzen zu bedenken, zu entkommen. Auch wenn sich Emilia gern den „bessern Einsichten“ (II. 6: 30) ihrer Mutter „in allem“ (II. 6: 30) unterwirft, bedeutet das nicht, dass Emilia sich ihrer Situation und deren Unentrinnbarkeit nicht im Klaren wäre. Dafür spricht ihr Wunsch an den guten Engel, der sie auf immer mit Taubheit schlagen möge. Ihre Bitte lautet: „– Meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu schlagen;

<sup>626</sup> Ähnlich bilanziert auch Saße: *Die aufgeklärte Familie*, 199: „In dieser Verabsolutierung der Familie zur einzigen Bezugsgruppe gewinnt Emilia eine ausschließliche Rollenidentität als Tochter im Familienverband. Sie spielt nicht die Rolle der Tochter, sondern sie *ist* diese Rolle.“



und wann auch, wann auch auf immer!“ (II. 6: 28) Nur die Taubheit würde es Emilia ermöglichen, die Tugendmoral im bürgerlichen Drama zu leben, worin natürlich ein Paradoxon liegt. Gelingt ein gesellschaftliches Leben nur, wenn die BürgerInnen taub und eventuell sogar blind sind, sodass über die menschlichen Sinne keine Eindrücke und Reize empfangen werden können, damit die Lebbarkeit der Tugendmoral nicht gefährdet wird, so ist doch an den Idealen des bürgerlichen Familiendiskurses des 18. Jahrhunderts etwas ‚faul‘.

Emilia, in braunen „Locken, wie sie die Natur schlug –“ (II. 7: 33) ist eine Tochter, deren Verhalten durch ihre vornehmlich religiöse Erziehung – geht sie doch allmorgendlich in die Kirche (vgl. I. 7: 18) – geprägt ist. Die Autoritäten Gott Vater und realer Vater Galotti hat sie gelernt, nicht anzuzweifeln. Ihre ersten Worte nach dem Überfall auf die Kutsche der Galottis und bei ihrer Ankunft auf Schloss Dosalo sind an den himmlischen Vater adressiert: „– Aber Gott, Gott! wo bin ich? – Und so ganz allein? Wo bleibt meine Mutter?“ (III. 4: 46) Was der zur Unmündigkeit erzogenen Tochter hier Angst bereitet, ist allein und ohne Kontrollinstanz mit dem Prinzen zu sein. Den Grund hat Emilia selbst schon im zweiten Akt konkret benannt. Sie hegt Bedenken, sie könne ihre Sinnlichkeit nicht so kontrollieren, wie es die damaligen Tugend- und Moral-kodices von ihr verlangten: Allerdings paart sich zu ihrer Angst, körperlich verführbar zu sein, auch das Unvermögen, eigenverantwortlich und autonom Entscheidungen zu fällen. Deshalb ringt Emilia die Hände, wie der Regieanweisung in Szene vier des dritten Aktes zu entnehmen ist, und stellt eine Frage ohne Fragezeichen aber mit semantischem Mehrwert: „Was soll ich tun!“ (*Die Hände ringend.*) (III. 5: 48) Eine reale Frage an dieser Stelle hätte eine mögliche Antwort mit Handlungsvorschlag geliefert; eine rhetorische Frage macht eine von Emilia autonom gefällte Aktion von vornherein unmöglich. Und dennoch nimmt Mutter Claudia ihre Tochter vor deren Vater in Schutz. Sie sagt, Emilia sei die „Furchtsamste und Entschlossenste“ (IV. 8: 72) des weiblichen Geschlechts und sie halte mit Sicherheit den Prinzen auf Distanz, ganz so, wie es sich für eine tugendhafte Mustertochter geziemt:

CLAUDIA: Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringsten Überlegung, in alles sich findend, auf alles gefasst. Sie hält den Prinzen in einer Entfernung; sie spricht mit ihm in einem Tone – Mache nur, Odoardo, dass wir wegkommen. (IV. 8: 72)

Was Claudia hier als wesentliches Charakteristikum ihrer Tochter zum Ausdruck bringt, ist ein passives Sichfügen, das Emilia besonders gut beherrsche. Allerdings darf bei dieser Textstelle nicht unbeachtet bleiben, dass Claudia mit ihrer weiblichen Rhetorik versucht, ihren Ehemann zu beruhigen und zu überzeugen, weshalb sie mit dem gängigen Geschlechtsstereotyp der tugendhaften, frommen und unterwürfigen Tochter operiert. Einerseits scheint das Beschwören dieses Stereotyps gezielte Kommunikation Claudias zu sein. Andererseits jedoch bleibt diese Rhetorik – im Sinne einer antizipierten Erwartungshaltung – ein Produkt der männlichen Bilder von der guten Tochter und guten Mutter, welche die zeitgenössischen, gesellschaftlichen Leitbilder prägte. Emilia verbalisiert dieses Extrem zwischen der Einhaltung dieses Ideals und dem Nichteinhalten desselben als einer Schwarzweißmalerei ohne Grauzone: „Entweder ist nichts verloren: oder alles. Ruhig sein können, und ruhig sein müssen: kömmt es nicht auf eines?“ (V. 7: 84) Wie Emilia sich auch verhält, sie hat – so wird es familiär sowie gesellschaftlich gefordert – ruhig zu sein, hat sich in alles zu finden. Im Verlauf des Dramas wird Emilia noch deutlicher in ihrer Beschreibung, was es für eine Frau heißt, ruhig zu sein: „Aber was nennen Sie ruhig sein? Die Hände in den Schoß legen? Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?“ (V. 7: 84)

Vor allem, so plant es der Prinz, soll Emilia ruhig sein, wenn es um ihren zukünftigen Aufenthaltsort (als Mätresse?) nach seinen Wünschen geht: Ohne Eltern soll sie bei Familie Grimaldi, im „Haus der Freude“ (V. 7: 85) untergebracht werden, was bedeutet, dass sie aus ihrer eigenen Familie herausgerissen und in eine neue, von ihr nicht frei gewählte Familie mit zweifelhaftem Ruf gebracht werden soll, allein um dem Prinzen stets zu Diensten sein zu können. Odoardo ist es, der Emilia von diesem „höllischen Gaukelspiel[es]“ (V. 7: 85) berichtet: „Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung, – o des höllischen Gaukelspieles! – reißt er dich aus unsern Armen, und bringt dich zur Grimaldi.“ (V. 7: 85) Zuvor hatte Odoardo seiner Tochter schon unmissverständlich klar gemacht, dass jeglicher Fluchtversuch und Versuch, der Lage Frau zu werden, zwecklos ist, da Emilia so oder so „in den Händen“ (V. 7: 84) ihres „Räubers“ (V. 7: 84) bleibe. Das heißt, es gibt eine Macht, die größer ist als die des Familienvaters Odoardo Galotti. Es gibt den Prinzen und seine Staatsmacht: dessen rigoroses Durchsetzen des Plans zur Eroberung Emilias kennt keine Grenzen und macht auch vor der Zerstörung der Galotti'schen Familienwelt nicht Halt. Allerdings, so ließe sich metaphorisch formulieren,

zerstört der Prinz nur das, was im inneren Kern schon kaputt ist, die Familieneinheit bzw. die Kommunikation und das emphatisch-liebevolle Miteinander der Familienmitglieder.

Und noch einmal anders gewendet, muss auch der Prinz sich an (Verhaltens-)Normen ausrichten, obschon sein Handlungsspielraum recht groß ist, im Vergleich bspw. mit der Tochterfigur Emilia.<sup>627</sup> In der Forschung wird der Prinz nicht nur als „Wollüstling“ (I. 4: 27) dargestellt, der Emilia begehrt, sondern auch als Figur, die vom System der Diskurse und der Gesellschaft gefangen genommen ist und somit auch nur eingeschränkt Handlungsfreiheit genießt.<sup>628</sup> EIBL formuliert für die Figur des Prinzen:

Der Fürst erlaubt sich ‚bürgerliche‘ Gefühle und fällt damit aus der ihm zugewiesenen sozialen Rolle, gerät in ‚Unruhe‘; entschließt er sich in solcher Situation der sozialen Desorientiertheit zum Handeln, dann *muß* das zu Fehlhandlungen führen, weil fürstliche und bürgerliche Handlungspartitur miteinander interferieren, die fremden Sphären von Macht und Empfindung vermischt werden.<sup>629</sup>

Der Prinz ist ebenso Opfer der gesellschaftlich-diskursiven Verhältnisse. Zu seinen Aufgaben gehört auch das Delegieren von Macht, ob er will oder nicht. Er ist als Figur angelegt, die als Störenfried den Finger in die Wunde der ‚heilen‘ Familie Galotti legt. Er zeigt auf, dass die modellhafte Figuration ‚bürgerliche Familie‘ fehlerhaft ist, indem er die Brüche aufdeckt, die vor ihm im Inneren der Familie schon existierten. Somit ist er jene Figur im Drama, die gegen den herrschenden Diskurs opponiert, indem er die Brüche im Familiendiskurs

---

<sup>627</sup> Vgl. Simonetta Sanna: *Lessings ‚Emilia Galotti‘. Die Figuren des Dramas im Spannungsfeld von Moral und Politik*, Tübingen: Niemeyer 1988, 83: „Das Feld der Moral ist für die Galotti wie für Appiani überdeterminiert durch Normen, Verbote, Vorbilder, Beispiele, Tabus, Rigorismen. [...] Die anti-höfische Opposition speist sich aus der Fülle der Moral und wandelt sich zur Starrheit, die sich jedoch gegen sie selbst wendet und zur Selbstaufgabe führt.“ Simonetta attestiert den „Privatpersonen“ (ebd.: 83) eine Mitschuld am Tod Emilias, die v.a. in der Unfähigkeit, den Prinzen zu bekämpfen, liege. Für Emilia besteht folglich kein Handlungsspielraum. Für den Prinzen, so Simonetta, sei dieser unbegrenzt. Dem stimme ich, wie oben dargelegt, nicht zu. Vgl. hierzu auch Wilms: „Im Griff des Politischen“. Wilms bezieht sich explizit kritisch auf Sannas Studie.

<sup>628</sup> Vgl. exemplarisch Schulte-Sasse: „Drama“, 468: „Der Fürst gerät in seiner Doppelrolle als Funktionsträger des Staates und als Individuum in einen Zwiespalt, der sich im Rahmen des Systems nicht auflösen lässt.“ Schulte-Sasse nimmt aufgrund der „empfindsame[n] Anspielungen“ im I. Akt an, dass Lessing den Prinzen als Vertreter „bürgerlich-allgemeinmenschlicher Tugendvorstellungen charakterisieren“ wollte (ebd.: 467).

<sup>629</sup> Eibl: „Identitätskrise und Diskurse“, 148.

aufzeigt. Es ist gerade dieser vom Prinzen ausgestellte Fehler bzw. Mangel, der das Familien-Spiel in *Emilia Galotti* antreibt.

## 6 Odoardo und Emilia

Schaut man sich einmal jene dramatische Sequenz (V. 7) näher an, in der Emilia ihren Vater bittet, sie zu erdolchen, dann tritt die Rollenhaftigkeit beider Figuren und die Performativität familialer Identitäten deutlich zutage. Damit ist nicht nur die performative Dimension von Gender, sondern eben auch, im Sinne BUTLERS, die Inszeniertheit des biologischen Geschlechts gemeint, das „als Ergebnis verschiedener Zuschreibungspraktiken und performativer Herstellungsprozesse sichtbar wird“<sup>630</sup>. Beide, das sozial-kulturelle und das biologische Geschlecht werden als diskursiv erzeugte Effekte lesbar. Odoardo muss seine Familienmännlichkeit künstlich herstellen, indem er an dem bürgerlichen Familienideal ausgerichtete „Handlungs- und Verhaltensmuster“<sup>631</sup> wiederholt, um die Fiktion einer natürlichen Männlichkeit oder eben einer naturhaften Vaterposition im relationalen Familiengefüge zu erzeugen. Dass er das gerade in entscheidenden Momenten nicht tut, hat die Illusion von der Naturhaftigkeit seiner Vaterrolle, gerade für seine Tochter, destabilisiert.

Die vorletzte Szene des fünften Aktes gehört allein Vater und Tochter, die sich immer noch auf dem Lustschloss des Prinzen befinden. Emilia will rasch mit ihrem Vater fliehen, der jedoch überhaupt keinen Ausweg aus der Situation sieht. „Du bist, du bleibst in den Händen deines Räubers,“ (V. 7: 84) sagt er handlungsmüde zu Emilia. Und indem er Emilia gleich noch klar macht, dass sie fortan ohne den Schutz der Familie auskommen muss, indem er sagt: „Und allein; ohne deine Mutter; ohne mich,“ (V. 7: 84) erkennt Emilia, dass ihr Vater keine Handlungsmacht mehr besitzt. Sie, die als Titelfigur kaum Redeanteile im Drama besitzt, versucht nun, ihren Vater an seine Pflichten zu erinnern, indem sie sagt: „Ich allein in seinen Händen? – Nimmermehr, mein Vater. – Oder Sie sind nicht mein Vater.“ (V. 7: 84) Deutlich wird, dass die Performanz ihres Vaters, die von der Art und Weise, wie er zuvor die Normen zitiert und wie-

<sup>630</sup> Verena Ronge: „(Ge-)Schlecht maskiert? – Die Theaterstücke Thomas Bernhards“, in: *Geschlechter-Szene. Repräsentation von Gender in Literatur, Film, Performance und Theater*, hg. v. Franziska Bergmann u.a., Freiburg: fwpf 2010, 10-22, 10.

<sup>631</sup> Ronge: „(Ge-)Schlecht maskiert?“, 17.

derholt hat, abweicht, auch Auswirkungen auf Emilias Selbstverständnis zeitigt, weil auch in diesem Kontext Männlichkeit und Weiblichkeit relational definierte Positionen sind: Sie muss nun vom Skript der folgsamen, frommen und tugendhaften Tochter abweichen, was sie durch ihre familienzentrierte Erziehung, in der ihre Tugendhaftigkeit das – auch ökonomisch – höchste Gut der Familie war, nicht gelernt hat. Der Vater, so formuliert SAßE, ist „nicht mehr Garant der familialen Ordnung“<sup>632</sup>: „Die patriarchale Familienordnung, die dem Vater die Handlungskompetenz und der Tochter entsprechend die Befolgung der Handlungsanweisung zuschreibt, ist für Emilia zerbrochen.“<sup>633</sup> Dadurch kommt es im Text zu einem Aushandlungsprozess von Geschlechterentwürfen.

Ist der Mann als Vater seinem Geschlechtscharakter nach als aktiv definiert, wohingegen der Frau kulturell v.a. die Attribute passiv und empfangend zugeschrieben wurden, so verkehren sich beide Zuschreibungen in Emilias Versuch, eine Lösung für das Problem der sich auflösenden Familienordnung zu finden. Nachdem ihr Vater ihr attestiert, dass er den Eindruck habe, dass sie ruhig und gefasst sei (V. 7: 84), entgegnet sie ihm: „Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig sein? Die Hände in den Schoß legen?“ (V.7: 84) Dass sie handeln will, zeigt sich in ihrem Wunsch, den Dolch, den ihr Vater zuvor von der Gräfin Orsina bekommen hatte, an sich zu nehmen, und zwar nachdem sie ihre berühmten Worte gesprochen hat, dass „Verführung [...] die wahre Gewalt“ (V. 7: 85) ist. Sobald sie den Dolch in den Händen hält, versucht sie mit einem „Und da!“ (V. 7: 86) „*sich damit zu durchstoßen*“ (V. 7: 86), wird aber laut Regieanweisung von ihrem Vater abgehalten, der ihr den Dolch aus der Hand reißt.

Dass die ersten emanzipatorischen Schritte Emilias in ihren Tod münden sollen, ist ihrer Erziehung und der Internalisierung der Tugendvorstellungen geschuldet, welche die Etablierung und Aufrechterhaltung der Familienehre der Trauerspieltöchter anlasten. Indem sich Emilia ihre Haarnadel mit dem Symbol der Rose aus dem Haar nimmt, sagt sie, „Du gehörest nicht in das Haar einer, – wie mein Vater will, dass ich werden soll!“ (V. 7: 86), wodurch die Autorität des väterlichen Gesetzes deutlich wird. So sind auch Bewachen und Bestrafen die zwei Eckpfeiler in der Erziehung des Oberhauptes der Familie Galotti; zwei

---

<sup>632</sup> Kaufmann u. Saße: *Emilia Galotti*, 106.

<sup>633</sup> Kaufmann u. Saße: *Emilia Galotti*, 103.

Vorgehensweisen, die er mit der Vaterfigur im *Muschelessen* teilt, wie noch zu zeigen sein wird.

Auch wenn Odoardo schon eine Szene zuvor gezweifelt hat, ob Emilia es „wert wäre, was [...] [er] für sie tun will?“ (V. 6: 83), würde er lieber gehen und seine Tochter alleine lassen als sie zu töten (vgl. V. 6: 83). Damit es soweit kommt, muss seine Tochter ihn an ein Familienverhältnis nach altem römischem Recht, in dem die *patria potestas* dem Familienoberhaupt noch volle Handlungsgewalt zuspricht, erinnern. Dazu zitiert sie die Virginia-Sage an und resemantisiert sie zugleich, indem sie ihr eine religiöse Denotation gibt.<sup>634</sup> In der Virginia Sage, auf die sich LESSING selbst in seinen Aussagen über *Emilia Galotti* bezog, wollte er doch eine von allem Staatsinteresse befreite Virginia-Geschichte erzählen<sup>635</sup>, steht der Mord eines Vaters an seiner Tochter im Zentrum, der eine politische Revolution auslöst. Vereinfacht lässt sich festhalten, dass die Tochter getötet wird, damit sie nicht durch einen Tyrannen versklavt wird. Movens für den Mord ist also nicht der mögliche Verlust der Tugend und Unschuld der Tochter, sondern die drohende Versklavung. LESSING, im Gegensatz zu TITUS LIVIUS, durch den die Sage maßgeblich überliefert worden ist, hat die Öffentlichkeit aus der Szene des Mordes exkludiert. Es befinden sich nur

<sup>634</sup> Vgl. Kaufmann u. Saße (*Lessings Emilia Galotti*, 110) weisen auf die religiöse Zusatzbedeutung hin. Der Virginia-Stoff ist v.a. durch zwei Quellen überliefert worden. Zum einen durch Titus Livius in *Ab urbe condita III*, 44ff. und zum anderen durch Dionysios von Halikarnass in *Antiquitates Romanae XI*, 28f. Beides sind Erzählungen der Antike und Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr. entstanden, vgl. Fick: „Emilia Galotti“, 378ff. Vgl. auch Gesa Dane: *Erläuterungen und Dokumente. Gotthold Ephraim Lessing. Emilia Galotti*, Stuttgart: Reclam 2009, bes. 26-53 zur Überlieferung der literarischen Quellen und Lessings über 14 Jahre andauernde Auseinandersetzung mit denselben. Vgl. ferner Gotthold Ephraim Lessing: *Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen*, historisch-kritische Ausgabe, hg. v. Elke Monika Bauer, Tübingen: Niemeyer 2004, 165-180, 196.

<sup>635</sup> Gotthold Ephraim Lessing: „Brief an Friedrich Nicolai [21. Januar 1758]“, in: *Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften*, hg. v. Karl Lachmann, 23 Bde., Bd. 17: *Briefe von und an Gotthold Ephraim Lessing*, 3., aufs neue durchges. u. verm. Aufl., besorgt durch Franz Muncker, Stuttgart u.a.: Göschen u. de Gruyter 1886-1924, 133, zit. n. Dane: *Erläuterungen und Dokumente*, 43: „Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia [...]. Er hat nehmlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist, als ihr Leben, für sich schon tragisch genug, und fähig sey, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte.“ Vgl. ferner Winfried Woessler: „Lessings *Emilia* und die Virginia-Legende bei Livius“, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 116.2 (1997): 161-171; Wilfried Barner: *Produktive Rezeption. Lessing und die Tragödien Senecas*, München: Beck 1973.

Vater und Tochter auf der Bühne, wodurch Intimität durch Familiarität suggeriert wird. Folglich existiert weder eine äußere Notwendigkeit noch eine Kausalität, die zu diesem tragischen Ende einer Familie führen müsste, d.h. zu einem Scheitern, das letztlich ein Scheitern an kulturell nicht realisierbaren Handlungsmustern ist. Emilia argumentiert rhetorisch folgendermaßen, um ihren Vater wieder in die ‚alte‘ Vaterposition zu bringen (V. 7: 86):

EMILIA:

O, mein Vater, wenn ich Sie erriete! – Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie sonst? – (*In einem bitteren Tone, während dass sie die Rose zerpfückt.*) Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte – ihr zum Zweiten das Leben gab. Aber solche Taten sind von ehedem! Solcher Väter gibt es keinen mehr!

ODOARDO:

Doch, meine Tochter, doch! (*Indem er sie durchsticht.*) Gott, was hab ich getan! (*Sie will sinken, und er fasst sie in seine Arme.*)

Da wir uns just inmitten der Tragik befinden, sollten wir auch den letzten Satz der in den Armen ihres Vaters sterbenden Emilia lesen, die nämlich nicht mit einem individualisierten Sprechakt, sondern mit einer zitativen Redeweise ihr Leben beendet (V.7: 86), wodurch ihrem Leben und Tod eine Repräsentativität und Überindividualität attestiert werden können:

EMILIA:

Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. – Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand.

Es ist deutlich, dass Emilia ihren Tod mit der weltlichen Erlösung parallelisiert und auf eine ‚Neuzeugung‘<sup>636</sup> ihres Vaters und ein zweites Leben setzt (vgl.

---

<sup>636</sup> Den Begriff der ‚Neuzeugung‘ entnehme ich Kaufmann u. Saße: *Lessings Emilia Galotti*, 109. Auf die mitschwingende, phallische Bedeutung des Dolches in diesem Zusammenhang gehen die beiden Autoren nicht ein. Diese findet sich hingegen bei Prutti, die das Drama psychoanalytisch motiviert vor der inzestuösen Begehrensstruktur zwischen Vater und Tochter liest, vgl. dies.: *Bild und Körper*. Vgl. hierzu auch Kittler: *Dichter, Mutter, Kind*, 39: Nach Kittler gebiert der Vater die Tochter als Glied der idealen Familie, ohne Hilfe von einer Mutter oder der Natur. Vgl. auch Frömmer: *Vaterfiktionen*, 187: „Doch macht die Erdolchung der Tochter durch den Vater als blutige Metapher des Zeugungsaktes den tiefenden Dolch zum ‚blutige[n] Zeuge[n]‘ eines Verbrechens, das politische Ordnung als solche in Frage stellt – und zwar nicht nur durch den sinnlosen Tochtermord, sondern auch indem es einen literarischen Text erzeugt.“ Durch diese psychoanalytisch motivierte Lesart des Tochtermordes wird die subtextuell mitverhan-

V.7: 86). Erlöst werden möchte sie von dem Korsett einer Familienordnung, deren Kern ein auf die Tochter verengtes Tugendideal und eine Exklusion der „familienexternen Sphäre“<sup>637</sup> als das „schlechthin ‚Andere‘“<sup>638</sup> ist, das vor-schnell und rigide mit dem Laster und einer höfischen Lebensweise gleichgesetzt wird. Diese „gesellschaftsabgewandte Moralität einer Familie“<sup>639</sup> und damit einhergehend, das darauf aufbauende, familiäre Selbstverständnis, finden hier ihre Problematisierung.

Mit „Solcher Väter gibt es keinen mehr!“ (V. 7: 86) stellt sich Emilia in eine Traditionslinie mit Virginia, die durch ihren sprechenden Namen schon hinreichend charakterisiert ist. Ihre Sprechhandlung erscheint wohl überlegt, weiß sie doch genau, welche Worte ihren Vater zum Handeln bewegen. Ihre weibliche Rhetorik, die ihren Vater überreden und überzeugen soll, ist ebenso zielführend, wie jene ihrer Mutter Claudia, die des Öfteren im Text als gute Rednerin dargestellt wird. Allerdings, so bleibt zu resümieren, stellt gerade Emilia ihre rhetorischen Überredungskünste in den Dienst eines fragwürdigen Wunsches. So performieren Vater und Tochter ein Familienmodell, das, obschon es einem anderen zeitlichen Kontext entstammt und letztlich die Umwälzung einer Gesellschaftsordnung nach sich zog, abermals zum Tod der Tochter führt. Aber auch in der Anrufung Odoards zeigt sich, dass er ebenso dem Zwang unterliegt, seine Männlichkeit im Geschlechterdiskurs und in Auseinandersetzung mit dessen normierenden Vorgaben fortwährend zu konstruieren. Dass die im 18. Jahrhundert neu etablierten Genderrollen mit den ihnen inhärenten Idealen und ausformulierten Familienrollen sich tief in den Körper einschreiben und diesen mithin zu nicht nachvollziehbaren Taten führen, belegt obiges Zitat. Und dabei ist es gerade Odoardo, der eine Szene zuvor noch den Spielcharakter und die Rollenhaftigkeit des Alltags, das „alltägliche Possen-

---

delte Vater-Tochter-Inzestthematik des Stücks buchstäblich materiell und schwarz auf weiß in Form des vorgelegten inzestuösen Textkinds greifbar. Explizit steht damit auch die geschlechterpolitische Ordnung im Mikrokosmos der bürgerlichen Familie zur Disposition. Mit Bezug auf die letzten Worte des Stücks, in denen der Prinz seine Macht nicht mehr auf die Instanz Gottes gegründet sieht, wird die Macht als teuflische apostrophiert, weil sie den „kontingenten menschlichen Setzungen“ (Frömmer: *Vaterfiktionen*, 187) unterliegt und somit Effekt einer immer schon mehrdeutigen Bezeichnungspraxis ist, unter die ebenso die Macht des bürgerlichen Familienvaters fällt. Deshalb wird gesellschaftlich versucht, das bürgerliche Familienmodell zu fixieren und festzuschreiben, um die Ambivalenz der Zeichenhaftigkeit des Familialen zu bändigen.

<sup>637</sup> Kaufmann u. Saße: *Emilia Galotti*, 88.

<sup>638</sup> Kaufmann u. Saße: *Emilia Galotti*, 88.

<sup>639</sup> Kaufmann u. Saße: *Emilia Galotti*, 88.



spiel“ (V. 6: 83), benannt hat. Er sagt: „Schon recht! Lustig, lustig. Das Spiel geht zu Ende. So, oder so!“ (V. 6: 83) Zum einen haben wir es hier mit einem selbstreflexiven Moment zu tun: der Dramentext, der ja primär auf eine Ausführung hin angelegt ist, muss nun einmal zu Ende gehen. Zum anderen indiziert das ‚So-oder-so‘, dass Tochter und Vater einem Wiederholungszwang unterliegen, um ihre Familienidentitäten eindeutig herzustellen.

Es lässt sich mit SUSANNE KOMFORT-HEIN resümieren, dass „[i]n der ‚Emilia Galotti‘ [...] das harmonische Kollektivsubjekt des ‚Phantasmas einer singulären Familie‘ und Fluchtpunktes von Authentizität als gebrochenes gezeigt [wird], das unweigerlich auf seine disparaten Strukturen deutet“<sup>640</sup>. Dem hinzuzufügen ist, dass es gerade diese ‚disparaten Strukturen‘ sind, die das performative Familienspiel in Gang halten. Diese Fehler im familialen Modell führen dazu, dass der Schluss des diskursiven Dramas Familie kulturell schon festgeschrieben ist. Dass auch kontinuierliche, rituelle Aufführungen der ‚einen richtigen Familie‘ es nicht schaffen, eine einheitliche soziale Fiktion eines natürlichen ‚Familienkerns‘ ohne Brüche und Dissonanzen auszustellen, zeigt sich ganz ähnlich im *Muschelessen*.

---

<sup>640</sup> Komfort-Hein: ‚*Sie sei wer sie sei*‘, 183. Komfort-Hein arbeitet in ihrer *Emilia*-Analyse stets die mangelhafte, unzureichende und fehlgeschlagene Kommunikation als ein zentrales Thema des Textes heraus (vgl. ebd.: 154-182).

## V Der Familiendiskurs in der Gesellschaft der Gegenwart

Insgesamt kommt diesem fünften Kapitel die Funktion einer diskurskritischen Kontextanalyse zu. Mit der ausführlichen gesellschaftlich-lebensweltlichen Kontextualisierung meiner Problemstellung und Forschungsfrage soll gezeigt werden, wie die lebensweltliche und die akademische Dimension sich durchdringen. Ausdrücklich geht es im ersten Teilkapitel darum, die ausgewählten Sachbücher als ‚Symptom‘ einer Debatte um das bürgerliche Familienideal zu lesen und nicht vordergründig als ‚literarische Texte‘. Symptomatisch ist, dass diese Texte Beachtung fanden und, dass sie so emotional diskutiert worden sind. Gleichwohl schließt dieser Umstand nicht aus, die Sachbücher in ihrer sprachlichen Verfasstheit und Konstruiertheit zu untersuchen, weil „jedes Sachbuch [...] immer auch ein *literarisches* Sachbuch [ist][Hervorhebung im Orig.; N.W.]“<sup>641</sup>. Als solches literarisiert es seine erzählten Gegenstände ebenso wie es mit Fiktionalisierungen spielt und arbeitet. Als Medien der Populärkultur haben populäre Sachbücher die Möglichkeit, scheinbar fest gefügte Familienkonstellationen und Machtverhältnisse in den Blick zu nehmen und neu zu entwerfen. Sie können alternative Entwürfe von Familie darstellen, die wiederum den Familiendiskurs modifizieren können.

Das Ziel dieses Kapitels ist es, die kulturellen Verhandlungen der bürgerlichen Familie im Familiendiskurs zu Beginn des 21. Jahrhunderts nachzuzeichnen, um Diskurskontinuitäten sowie -verschiebungen transparent zu machen. Dieses Nachzeichnen des Diskurses gestaltet sich anhand einer Auswahl an Sachbüchern besonders gewinnbringend, weil diese durch ihren Aktualitätsbezug immer einen sehr stark seismographischen Charakter haben: „In diesem Sinn sind sie Trendadapter. Sie nehmen aktuelle Themen und Stimmungen auf und übersetzen sie in größere Erzählformate. [...] Populäre Sachbücher sind deshalb immer Jetztzeitbücher.“<sup>642</sup>

---

<sup>641</sup> Stephan Porombka: „Wie man ein (verdammtes) gutes Sachbuch schreibt“, hg. v. Forschungsprojekt „Das populäre deutschsprachige Sachbuch im 20. Jahrhundert“, Berlin u. Hildesheim 2006 (= *Arbeitsblätter für die Sachbuchforschung* 10), online unter <<http://edoc.hu-berlin.de/series/sachbuchforschung/10/PDF/10.pdf>>; 2.9.2014, hier Seite 25.

<sup>642</sup> Stephan Porombka u.a.: „Auf dem Weg zu einem Sachbuchkanon. Vorwort der Herausgeber zur Ausgabe“, in: *Non Fiktion* 4 (2007): 108-115, 110.

Die Sachbücher von HERMAN, SCHIRRMACHER und BOLZ fordern bestehende narrative Strukturen einer traditionell-heterosexuellen Familienerzählung nicht heraus. Vielmehr wird im Rückgriff auf das bürgerliche Familienideal und die Darstellung einer ‚heilen Welt‘ der ‚richtigen Familie‘ ein Modell von Familie inszeniert, das in der Alltagspraxis längst nicht mehr allein gültig ist. Zugunsten dieser Inszenierung werden eine Vielfalt an familialen Lebensformen negiert und unreflektiert(e) Idealisierungen fortgeschrieben. NICK und DECKENBACH hingegen reflektieren das bürgerliche Familienideal kritisch. Ihre ‚Antwortbücher‘ werden als weniger beachtete Gegenstimmen zu HERMAN und den neuen Bürgerlichen untersucht. Es wird im Verlauf des Kapitels herausgearbeitet, wie Familie in den ausgewählten Texten inszeniert wird, um festzustellen, wie wandelbar die diskursiven Konstellationen sind.

## **1 Zeitgenössische populärkulturelle Inszenierungen der bürgerlichen Familie: Verhandlungen von (idealisierten) Familienbildern in Sachbüchern. EVA HERMAN und die neuen Bürgerlichen**

Sachbuchanalysen werden oft belächelt. Eine gängige Forschungsmeinung ist, dass es sich bei Sachbüchern um ‚flache‘ Texte handelt, was im Hinblick auf ihre Oberflächenstruktur, hinter der zumeist nicht viel mehr steckt, nicht gänzlich falsch ist. Vielleicht möchten und erwarten die Leser und Leserinnen auch nicht mehr. Diese vermeintliche Flachheit wird wohl ein Grund mit sein, warum „keine [nennenswerte] germanistische Sachbuchforschung“<sup>643</sup> existiert. D.h., die spezifischen Schreibstrategien, die Rezeptionsmodi der LeserInnen oder die Produktions- und Vermarktungsstrategien der Verlage, die Sachbücher auf dem Buchmarkt platzieren, sind kaum erforscht.<sup>644</sup>

Man kann sagen, dass Sachtexte interdiskursiv funktionieren. STEPHAN POROMBKA nennt den Sachtext „parasitär“ und „produktiv“ zugleich, weil er

---

<sup>643</sup> Vgl. David Oels: „Wissen und Unterhaltung im Sachbuch, oder: Warum es keine germanistische Sachbuchforschung gibt und wie eine solche aussehen könnte“, in: *ZfG* 1 (2005): 8-27.

<sup>644</sup> Vgl. Stephan Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, hg. v. Thomas Anz, Bd. 2: *Methoden und Theorien*, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2007, 155-160, 156.

sich zwar aus „fremden Diskursen“ speise, mit dem Fremdmaterial aber wieder „einen eigenen Diskurs konstituieren will“<sup>645</sup>. „In die Texte geht dabei eine Mischung von Geahntem, Gewusstem, Gehörtem, Gelesenem, Abgeschriebenem und Selbstgemeintem ein und wird zu einer neuen Erzählung amalgamiert.“<sup>646</sup> Das kann man auch von Literatur behaupten und lässt somit auf die Schwierigkeit einer eindeutigen Gattungsbeschreibung schließen. Der Sachtext ist anzusiedeln zwischen „Fachbuch, Literatur, Publizistik, Lehrmittel, Gebrauchs- und Unterhaltungsliteratur“<sup>647</sup>. Salopp ließe sich formulieren, dass er im gattungstheoretischen Nirvana liegt.

Oftmals ist es jedoch so, dass Sachbücher „mit zweifelhaften Thesen und reißerischen Erzählweisen“<sup>648</sup> richtig erfolgreich sind, so POROMBKA. Sie versprechen schnelle Lösungen, liefern aber keine konkreten Vorschläge, behaupten sich verallgemeinernd. Vermutlich müssen die Texte auf diese Weise polarisieren, weil der Markt für Sachbücher so schnelllebig ist und innerhalb kürzester Zeit ein neues Thema dominiert. *In puncto* Aktualitätsbezug verhält es sich mit dem Sachbuch ein bisschen so wie mit einer Tageszeitung: nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern. Dies ist aber auch der Grund dafür, dass ein Sachtext „als symptomatische Schlüsselerzählung[en] einer Zeit gelesen werden kann“<sup>649</sup> oder „als ein Text, in dem sich die Kultur momenthaft verkörpern kann, um sich für den Moment über sich selbst zu verständigen“<sup>650</sup>. Wenn man an die Verkaufszahlen von Sachtexten denkt, die ein gewisses LeserInneninteresse spiegeln, oder aber an die öffentliche Rezeption dieser Texte, also ihre Besprechungen in den Medien, wird die diskursive Rolle, die Sachbüchern zukommen kann, sehr deutlich. Vereinfacht lässt sich sagen, dass Sachbücher durch ihre Stellung im gesellschaftlichen Diskurs gesellschaftliche Krisen und Probleme repräsentieren. Deshalb fordert POROMBKA von einer literaturwissenschaftlichen Sachtextanalyse unter kulturwissenschaftlichen Vorzeichen – also einer Untersuchung, die „die ästhetischen und die sozialen Funktionen als Eigenwert des Populären in den Blick“<sup>651</sup> nimmt und nach „dem Gemachtsein der

<sup>645</sup> Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, 157.

<sup>646</sup> Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, 157.

<sup>647</sup> Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, 159.

<sup>648</sup> Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, 156.

<sup>649</sup> Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, 159.

<sup>650</sup> Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, 159.

<sup>651</sup> Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, 158.

Artefakte der populären Kultur<sup>652</sup> fragt – Folgendes: Sie soll den „jeweilige[n] Sachtext durch die aktuellen Diskurse hindurch als symptomatische[r][n] Knotenpunkt von Erzählungen [...] [...], die seine Gegenwart dominieren“<sup>653</sup>, entschlüsseln. Dabei fungiere die Autorin/der Autor als zentrale Bezugsgröße der Analyse. Bestseller versteht POROMBKA generell als „kulturelle Schlüsselerzählungen“ und Sachliteratur mithin als

vielleicht wichtigste[n] Quelle für eine Mentalitätsgeschichte der Moderne [...], weil in ihr aktuelle Problemstellungen aufgenommen und in Erzählungen übersetzt werden, die sich von den Rezipienten in die eigenen Wünsche und Bedürfnisse übersetzen lassen<sup>654</sup>.

Die aktuelle Problemstellung, die *Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit* der ehemaligen *Tagesschau*-Sprecherin EVA HERMAN 2006 adressierte, war die virulente Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf/Karriere.<sup>655</sup> POROMBKAS Sachbuchcharakteristika treffen auf diesen Bestseller, der ein „Ladenhüter“<sup>656</sup> hätte werden müssen, stattdessen aber einen regelrechten „Sachbuchboom“<sup>657</sup> auslöste, vollends zu. *Das Eva-Prinzip* hat eine öffentliche Diskussion in allen Medien um Frau- und Muttersein und bürgerliche Familienrollen in Gang gesetzt, die zum einen durch explizite Antwortbücher<sup>658</sup> multipli-

---

<sup>652</sup> Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, 158.

<sup>653</sup> Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, 159.

<sup>654</sup> Porombka: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, 159.

<sup>655</sup> Herman: *Das Eva-Prinzip*. Fortan zitiert unter der Sigle EP im Fließtext.

<sup>656</sup> Elisabeth Klaus u. Martina Thiele: „Alte Zöpfe – neu geflochten. *Das Eva-Prinzip* und der gesellschaftliche Diskurs über Feminismus und Familie“, in: *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*, hg. v. Paula Villa u. Barbara Thiessen, Münster: Westfälisches Dampfboot 2009, 74-89, 75.

<sup>657</sup> Klaus u. Thiele: „Alte Zöpfe – neu geflochten“, 79.

<sup>658</sup> Vgl. bes. Schwarzer: *Die Antwort*; Evers: *Super, Eva! Männer sagen danke für eine neue Dämlichkeit*; Nick: *Eva go home. Eine Streitschrift*; Deckenbach: *War was, Eva? Wer sich nicht wehrt, endet am Herd*; Herman: *Liebe Eva Herman! Briefe an die Autorin des Eva-Prinzips*. Vgl. auch Koch-Mehrin: *Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus*; Radisch: *Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden*; Gaschke: *Die Emanzipationsfälle*. Vgl. ferner Norbert Bolz: *Die Helden der Familie*, München: Fink 2006; Frank Schirrmacher: *Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft*, 2. Aufl., München: Blessing 2006 sowie dessen Vorgänger *Das Methusalem-Komplot. Die Menschheit altert in unvorstellbarem Ausmaß. Wir müssen das Problem unseres eigenen Alterns lösen, um das Problem der Welt zu lösen*, 25. Aufl., München: Blessing 2004; Ortgies: *Heimspiel*. Schon 2004 ist Uwe Wittstocks *Der Familienplanet. Eltern, Kinder, Katastrophen*, mit Illustrationen von Manfred Bofinger, München: Beck 2004, erschienen, von dem Robert Gernhardt auf dem Klappentext sagt: „Was Wittstock über *Eltern. Kinder. Katastrophen*. zu berichten weiß, geht

ziert wurde und zum anderen hat der weitere Verlauf der Diskussion und der Umgang mit der Autorin die Diskursmacht der Medien sowie die Wirkmächtigkeit von Inszenierungen ausgestellt. So wurde vorgeführt, was wie wann gesagt werden darf und wie es zu solchen gesellschaftlichen Aushandlungen kommt. EVA HERMAN wurde von einer der „beliebtesten Moderatorin[nen]“<sup>659</sup> zur „meistgehassten Frau Deutschlands“, wie die *Neue Zürcher Zeitung* am 14.10.2007 schrieb.<sup>660</sup>

Zu der Mediendiskussion um EVA HERMAN, die circa eineinhalb Jahre anhielt und im November 2007 abrupt endete, existieren drei (Forschungs-) Beiträge, die das Zusammenspiel der Aussagen HERMANS, v.a. nach der Pressekonzferenz zu ihrem zweiten Buch 2007, die Kommentare zu ihren Aussagen sowie die Rolle der Medien kritisch reflektieren.<sup>661</sup> Intensiver mit dem Text *Das Eva-Prinzip* befassen sich v.a. folgende Beiträge: In „Alte Zöpfe – neu geflochten“ analysieren ELISABETH KLAUS und MARTINA THIELE das Buch im

---

uns alle an: Kinderlose, Kinderwoller, Kinderhaber und Komiksucher. Bei Wittstock werden wir fündig. Sein Expeditionsbericht vom Familienplanet lässt aufatmen, aufseufzen, auflachen.“

<sup>659</sup> Klappentext zu Arne Hoffmann: *Der Fall Eva Herman. Hexenjagd in den Medien*, Grevenbroich: Lichtschlag Medien u. Werbung KG 2007.

<sup>660</sup> Heribert Seifert: „Eva und der Sündenfall“, in: *NZZ* v. 14.10.2007, online unter <<http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/eva-und-der-suendenfall-1.569264>>; 15.8.2016.

<sup>661</sup> Vgl. Marko Pflingsttag: *Wer zuerst ‚Autobahn‘ sagt, hat verloren. Der Fall Eva Herman – Eine rhetorische Argumentationsanalyse*, Marburg: Tectum 2010; Wolfgang Wippermann: *Autobahn zum Mutterkreuz. Historikerstreit der schweigenden Mehrheit*, Berlin: Rotbuch 2008; Hoffmann: *Der Fall Eva Herman*. Pflingsttag erweitert den Toposbegriff, den er weniger von Aristoteles denn von Ernst Robert Curtius entlehnt, um den Begriff des topischen Feldes (vgl. ebd. 20). Curtius verstehe Topoi als *loci communes*, also als Gemeinplätze, die sich mit einer „gewissen Kontinuität durch die Geschichte [...] ziehen und immer wieder aufgegriffen, modifiziert und tradiert werden“, so Pflingsttag (ebd.: 19). So reihen sich Familie oder Mutter bspw. in verschiedene topische Felder ein. Mit dem Instrumentarium der so definierten Topik untersucht Pflingsttag unter intensivem Rückbezug auf Barbara Vinkens *Die deutsche Mutter* die Chronik, Argumentation und Kontextualisierung der Debatte um Herman. Hoffmann hingegen fokussiert v.a. die Chronik der medialen Auseinandersetzung mit Herman und deren Kommentierung aus der Perspektive der Männlichkeitsforschung – Hoffmann bezeichnet sich als linksliberalen Journalisten und als „wohl eine[r][n] der bekanntesten Vertreter der Männerrechtsbewegung“ (ebd.: 6). Der Geschichtspräsident Wippermann nimmt die TV-Sendung von J.B. Kerner vom 9.11.2007 zum Anlass, um den „Historikerstreit der schweigenden Mehrheit“ anhand der Inszenierungen der Medien zu konturieren und warnt vor einer Verwischung der Grenzen zwischen Faschismus und Konservatismus. Mit der „schweigenden Mehrheit“ ist jene Adressatengruppe gemeint, auf die v.a. Herman immer hingewiesen hat, indem sie sich als ‚Sprachrohr‘ für die schweigende Bevölkerung gesehen hat, was sie durch die vorgebliche Vielzahl von an sie adressierten Leserbriefen zu befähigen suchte.

Kontext der Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, weil sie sagen, dass im Jahr 2006 diese Debatte immerzu mit den Thesen EVA HERMANS verknüpft worden sei. In die Analyse sind 14 Sachbücher eingeflossen, die v.a. in den Jahren 2006/2007 publiziert worden sind. Diese haben die Autorinnen drei Positionen zugeordnet: fundamentalistisch ausgerichtete Sachbücher (z.B. von EVA HERMAN), frauenpolitisch konservative (z.B. von SUSANNE GASCHKE, IRIS RADISCH) oder jene, die einer neuen feministischen Vielfalt (z.B. von ALICE SCHWARZER) zuzuordnen sind, wobei innerhalb der Kategorien noch exakter differenziert wird. Ihre Bilanz ist, dass „trotz der allgemeinen Ablehnung der als zu simpel und rückständig empfundenen Aussagen Eva Hermans [...] gesellschaftskritische feministische Positionen und der Bezug auf Gendertheorien im aktuellen Diskurs über Elternschaft die Ausnahme“<sup>662</sup> bilden, es aber gerade in Mediendiskussionen wie jener um das *Eva-Prinzip* darum ginge, diesen „mehr Gehör“<sup>663</sup> zu verschaffen. In diesem Zusammenhang aufschlussreich ist auch der Aufsatz von ELISABETH KLAUS „Antifeminismus und Elitefeminismus“, in dem es um die Rolle der Frau als Mutter anhand von 13 Sachbüchern geht, die im Diskursfeld um die Stimmen, die sich gegen HERMANS Thesen erhoben haben, anzusiedeln sind.<sup>664</sup> KLAUS geht von der „Existenz eines neuen feministischen Konservatismus“ aus, zu dessen „Symbolfiguren“ URSULA VON DER LEYEN und ANGELA MERKEL avanciert seien<sup>665</sup> und dessen Kernargument folgendes sei: „Die deutsche Wirtschaft braucht hoch qualifizierte Frauen. Die deutsche Gesellschaft braucht Kinder aus bürgerlichen Familien. Deshalb sollen Mütter Karriere machen und Karrierefrauen Mütter werden!“<sup>666</sup> In diesem Beitrag argumentiert KLAUS, dass „der Streit über die Thesen Eva Hermans“<sup>667</sup> der Auslöser für eine neue Feminismusdebatte gewesen ist, der inhaltlich um

---

<sup>662</sup> Klaus u. Thiele: „Alte Zöpfe – neu geflochten“.

<sup>663</sup> Klaus u. Thiele: „Alte Zöpfe – neu geflochten“.

<sup>664</sup> Vgl. Elisabeth Klaus: „Antifeminismus und Elitefeminismus – Eine Intervention“, in: *feministische Studien* 2 (2008): 176-186. Vgl. ferner Kendra Briken: „Familie wird gemacht. Es geht voran – Ursula von der Leyen, Silvana Koch-Mehrin und andere Schwestern Eva Hermans haben den ‚konservativen Feminismus‘ für sich entdeckt“, in: *konkret* 8 (2007): 58-59, abrufbar unter <[www.konkret-verlage.de/kvv/text.php?text=familiewirdgemacht&jahr=2007&mon=08](http://www.konkret-verlage.de/kvv/text.php?text=familiewirdgemacht&jahr=2007&mon=08)>; 15.8.2016. Vgl. auch Kendra Briken: „Schwestern, zu Familie, zur Arbeit! Frauen, die Karriere machen wollen, müssen einfach den Hintern hochkriegen – das ist Beratungsliteratur im Zeitalter postfeministischer Arbeitsverhältnisse“, in: *konkret* 31 (2006), abrufbar unter <[www.konkret-verlage.de/kvv/text.php?text=schwesternzurfamiliezurarbeit&nr=31](http://www.konkret-verlage.de/kvv/text.php?text=schwesternzurfamiliezurarbeit&nr=31)>; 15.8.2016.

<sup>665</sup> Klaus: „Antifeminismus und Elitefeminismus“, 176, 179.

<sup>666</sup> Klaus: „Antifeminismus und Elitefeminismus“, 179.

<sup>667</sup> Klaus: „Antifeminismus und Elitefeminismus“, 176.

den demographischen Wandel einerseits und den daraus erwachsenden Konsequenzen für die Familien- und Frauenpolitik andererseits resultiere<sup>668</sup>. Dass die gesellschaftspolitische Diskussion um Familienmodelle und feministische Emanzipationsbewegungen zusammengehören müssten, zeigt die Bilanz der Frauenbewegung sehr deutlich, wonach, mit KLAUS gesprochen, „Familie- und Hausarbeit Frauensache, die Einnahme von Führungspositionen hingegen Männersache geblieben ist“<sup>669</sup>.

Im Forschungsbeitrag „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten“ befasst sich MARTINA THIELE v.a. mit den Vermarktungsstrategien des Bestsellers, benennt aber auch in Kürze argumentative Strategien und rhetorische Mittel des Textes.<sup>670</sup> Zu nennen ist noch HEIKE KAHLERTS sehr instruktiver Aufsatz „Reproduktionsstreik‘ – Mediale (Re)Präsentationen zum Geburtenrückgang“<sup>671</sup>, der – im Gegensatz zum Beitrag von KLAUS und THIELE – tatsächlich mit sechs Sachbüchern, u.a. auch dem *Eva-Prinzip*, textanalytisch arbeitet.<sup>672</sup> KAHLERTS Ausgangspunkt ist der wissenschaftliche Demographiediskurs und der medial verhandelte Geburtenrückgang, der eben von der wissenschaftlichen Behandlung durch Bevölkerungswissenschaftler/innen abweiche. Im Zentrum des medial verbreiteten Krisennarrativs sieht sie „die bürgerliche Kleinfamilie traditioneller Prägung und das bürgerliche Geschlechterverhältnis mit seiner Arbeits- und Rollenteilung in den männlichen Ernährer und die weibliche Haus- und Sorgearbeiterin, aber auch die wohlfahrtsstaatlichen Systeme der sozialen Sicherung“<sup>673</sup>.

<sup>668</sup> Vgl. Klaus: „Antifeminismus und Elitefeminismus“, 176.

<sup>669</sup> Klaus: „Antifeminismus und Elitefeminismus“, 177.

<sup>670</sup> Vgl. Martina Thiele: „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten. Wie ein Buch zum Bestseller wurde“, in: *Rhetorische Wissenschaft: Rede und Argumentation in Theorie und Praxis*, hg. v. Günther Kreuzbauer u.a., Wien: Lit Verl., 61-73. Thiele hat eine stichwortartige Liste angefertigt, auf die ich mich im Folgenden immer mal wieder beziehe. Diese Auflistung benennt elf stilistische und rhetorische Auffälligkeiten in der Argumentation des *Eva-Prinzips*.

<sup>671</sup> Vgl. Heike Kahlert: „Reproduktionsstreik‘ – Mediale (Re)Präsentationen zum Geburtenrückgang“, in: *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*, 41-62.

<sup>672</sup> Kahlerts Textkorpus umfasst neben dem Herman’schen *Eva-Prinzip* folgende Sachbücher: Susanne Gaschke: *Die Emanzipationsfalle*; Frank Schirrmacher: *Das Methusalem-Komplott* und ders.: *Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft*; Norbert Bolz: *Die Helden der Familie* und Iris Radisch: *Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden*. Im Hinblick auf die Autorinnen/Autoren ihres Korpus spricht Kahlert von „Sachpublikationen von kulturellen Eliten“ (Kahlert: „Reproduktionsstreik“, 43).

<sup>673</sup> Kahlert: „Reproduktionsstreik“, 41.



Nachfolgend soll es insbesondere um die Lektüre von HERMANS Büchern *Das Eva-Prinzip* und *Das Prinzip Arche-Noah* gehen, weil sie es waren, die für eineinhalb Jahre zum Referenzpunkt der öffentlichen Verhandlungen von Familie in Gesellschaft und Politik wurden. Diese Bücher reihen sich in eine Gruppe von populären Sachpublikationen ein, die alle in den Jahren 2006 und 2007 erschienen sind und die sich explizit oder implizit mit dem Thema ‚Familie‘ beschäftigten. Thematisch wird bspw. ein neuer Feminismus (KOCH-MEHRIN), das Aussterben der männlichen Helden (BOLZ) oder das Altern sowie Aussterben der Gesellschaft (SCHIRRMACHER) fokussiert, oder aber es wird direkt auf *Das Eva-Prinzip* Bezug genommen, um dessen Thesen von der Nichtvereinbarkeit von Familie und Beruf zu widerlegen (NICK, DECKENBACH u.a.). Alle Texte kreisen um die bürgerliche Familie mit ihren Rollenvorgaben, ob sie sich nun von dieser Vorstellung absetzen oder diese wiederbeleben wollen. Anhand dieser Inszenierungen wird das medial Zeig- und Sagbare zum Diskursfeld ‚Familie‘ öffentlich verhandelt. Denn nichts anderes als ein historisch und sozial ausgehandeltes Konstrukt ist ja die bürgerliche Familie.

## 1.1 Die HERMAN-Schlacht in einer Fußnote

Schon die Reaktionen auf *Das Eva-Prinzip* befassten sich kaum sachlich mit dem Buch, sondern griffen sehr schnell die Person EVA HERMAN an. Kritiken stellten zusehends auf Äußerlichkeiten ab und diffamierten sie wegen ihrer blonden Haarfarbe, ihrer rosa Kleidung, ihren manikürten Fingernägeln und legten ihr nahe, Friseurin sei auch ein schöner Beruf.<sup>674</sup> Eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Text fand kaum statt. Vielmehr stand die Autorin als Frau im Fokus und es wurden altbekannte Frauenbilder aufgerufen. FRANK SCHIRRMACHER oder NORBERT BOLZ argumentieren in ihren Büchern ähnlich wie HERMAN in ihren Büchern argumentiert, was die bürgerliche Vorstellung

---

<sup>674</sup> Vgl. stellvertretend BDO: „Absteiger Eva Herman“, in: *Karriere* Nr. 6 v. 1.6.2006, 12, <[http://www.wiso-net.de/print\\_dokument.html?AO\\_NOT\\_SAVE=1&WID=41832-3230754-92425\\_14](http://www.wiso-net.de/print_dokument.html?AO_NOT_SAVE=1&WID=41832-3230754-92425_14)>; 16.8.2014 oder Rochus Wolff: „Schuld war nur der Feminismus. Im rosa Kampfanzug: Eva Herman gibt das Strohpüppchen einer neuen reaktionären Familienpolitik. Eine Erledigung“, in: *querelles-net* 20 (2006), online abrufbar unter <<http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/viewArticle/485/493>>; 1.9.2014.

von den Geschlechtern angeht.<sup>675</sup> Sie wurden allerdings nicht effeminiert und bezichtigt, zu viel Schminke zu tragen. Es lässt sich hier an Orsina, die Mätresse des Prinzen aus *Emilia Galotti* denken, wobei ich dies hier nur am Rande erwähnen möchte, weil so viel ‚Philosophie‘ nun wirklich nicht im *Eva-Prinzip* steckt.<sup>676</sup> Aufgrund ihres Äußeren wird HERMAN das Denken *per se* abgesprochen, so der Tenor vieler Rezensionen. Jetzt könnte man die Frage stellen, wie progressiv eigentlich diese KritikerInnen HERMANS sind und welches Frauenbild hinter ihren Angriffen steht.

Das soll nicht heißen, dass man das *Eva-Prinzip* gut heißt und befürwortet. KLAUS nennt die Thesen HERMANS lakonisch „dumm, indiskutabel, substantiell nicht der Rede wert“<sup>677</sup>. Allerdings wäre es hilfreich und der Analyse der gesellschaftlichen Diskussion dienlich, wenn man sich anschaute, was genau der Text wie sagt, um daraufhin zu eruieren, was öffentlich sagbar ist. Wenn man HERMANS Text, der mit Vereinfachungen und Stereotypen arbeitet, mit eben solchen einfachen, unkritischen Aussagen begegnet, dreht sich die Analyse der an sich gesellschaftlich brisanten Fragen, die das Buch aufwirft und die zu lösen es der Frauen- und Familienpolitik gelingen muss (Stichwort

<sup>675</sup> Vgl. z.B. Schirrmacher: „Alles, was einer schrumpfenden Gesellschaft fehlen wird – soziale Kompetenz, Einfühlung, Altruismus, Kooperation –, vereinen Frauen auf sich; da sind sich Evolutionspsychologie, Hirnforschung, Anthropologie und Psychologie einig.“ (In: ders.: *Minimum*, 135). Er spricht „vom biologischen Erbe“, das „an Drehbüchern unseres Lebens mit[schreibt]“ (ebd.: 148) oder von der „evolutionär-biologischen Programmierung der Männer wie Frauen“ (ebd.: 138). Selbstredend heißt das erste Kapitel des Buches auch „Die Männer“ und ein späteres „Die Frauen“.

<sup>676</sup> Schönheit und Intelligenz, Interesse an Mode und ein eigenes Problemlösebewusstsein schließen sich den dichotomen Weiblichkeitsstereotypen entsprechend aus. Schon das bürgerliche Trauerspiel hatte die Figur des aufgeklärten Frauenzimmers, das im geschlechteregalitären Programm der Frühaufklärung und vor der Propagierung des bürgerlichen Familienideals noch seinen Platz hatte, der Bühne verwiesen und dafür gesorgt, dass sie sich maskiert. In *Emilia Galotti* ist es die Gräfin Orsina, die als selbstbewusste, kluge und attraktive Frau auftritt und, um den Männern zu gefallen, verbirgt, dass sie eine gebildete Frau ist. Sie sagt nach ihrer Zurückweisung als Geliebte des Prinzen durch dessen Kammerherrn Marinelli im IV. Akt: „Nicht wahr? – Ja, ja; ich bin eine [Philosophin; N.W.]. – Aber habe ich mir es itzt merken lassen, daß ich eine bin? – O pfuy, wenn ich mir es habe merken lassen; und wenn ich mir es öfter habe merken lassen! Ist es wohl noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das, ihm zum Trotze, auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denket, ist eben so ekel als ein Mann, der sich schminket. Lachen soll es, nichts als lachen, um immerdar den gestrengen Herrn der Schöpfung, bey guter Laune zu erhalten. [...] Mitlachen kann ja wohl der gestrenge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geschöpfe gleich nicht mitdenken dürfen.“ (EG: IV.3: 61f.)

<sup>677</sup> Klaus: „Antifeminismus und Elitfeminismus“, 177f.

„Vereinbarkeitsproblematik“), im Kreis.<sup>678</sup> Im Angesicht dieses *circulus vitiosus* will das vorliegende Kapitel die Texte HERMANS beim Wort nehmen und zusätzlich andere Sachbücher bzw. Antwortbücher zu Wort kommen lassen, um die 2006er Debatte nachzuzeichnen. Die mediale Inszenierung des dramatischen Abgangs HERMANS von der Fernseh Bühne steht nicht im Zentrum der Analyse. Auf diese kann an dieser Stelle lediglich in einer Fußnote verwiesen werden.

Zur Erinnerung: Die Buchpräsentation ihres zweiten Bestsellers am 6.11.2007, *Das Prinzip Arche Noah*, war der Auftakt einer „öffentlichen Hinrichtung“<sup>679</sup> der Person EVA HERMAN, die mit ihrer problematischen Äußerung zur nationalsozialistischen Frauen- und Familienpolitik begann und die mit ihrem forcierten Abgang von der Fernseh Bühne in der ZDF-Talkshow von JOHANNES B. KERNER am 9.10.2007 endete.<sup>680</sup> Selbst der *Hollywood-Reporter*

---

<sup>678</sup> Selbst Alice Schwarzer hatte, „abgesehen von dem Niveau dieser Suada zwischen Mutterkreuz und Steinzeitkeule“, dem Thema des Buches attestiert: „[D]a ist sogar etwas dran.“ Lothar Gorris, Claudia Voigt u. Bettina Stielke: „Panik im Patriarchat.“ Die Feministin Alice Schwarzer über die kinderarme Gesellschaft und Emanzipation, die Rollenmodelle Angela Merkel und Ursula von der Leyen, über die Folgen von 35 Jahren Geschlechterkampf und die Angst der Männer. Spiegel-Gespräch mit Alice Schwarzer“, in: *Der Spiegel* 22 (2006): 94-100, 94.

<sup>679</sup> Vgl. Antje Hildebrandt: „Die öffentliche Hinrichtung der Eva Herman. Angeblich wollte Johannes B. Kerner gestern Eva Herman die Gelegenheit geben, sich nach ihrem umstrittenen NS-Zitat zu rehabilitieren. Dabei hatte die Talkshow den Charakter einer öffentlichen Hinrichtung. Nach 50 Minuten kam es zum Eklat: Der Moderator lud seine Ex-Kollegin wieder aus – und produzierte Mitleids-Effekte“, in: *Die Welt* v. 10.10.2007, online unter: <[www.welt.de/1250311](http://www.welt.de/1250311)>; 15.8.2016.

<sup>680</sup> Aufhänger war folgende, hier wörtlich zitierte Passage Hermans bei der Pressekonferenz: „Wir müssen vor allem das Bild der Mutter in Deutschland auch wieder wertschätzen, das leider ja mit dem Nationalsozialismus und der darauf folgenden 68-er Bewegung abgeschafft wurde. Mit den 68-ern wurde damals praktisch alles das – alles was wir an Werten hatten – es war ne grausame Zeit, das war ein völlig durchgeknallter hochgefährlicher Politiker, der das deutsche Volk ins Verderben geführt hat, das wissen wir alle – aber es ist eben auch das, was gut war – das sind die Werte, das sind Kinder, das sind Mütter, das sind Familien, das ist Zusammenhalt – das wurde abgeschafft.“ Eva Herman zit. n. o.A.: „BGH-Urteil. *Abendblatt* interpretierte Eva Herman richtig“, in: *Spiegel-Online* v. 21.6.2011, abrufbar unter <[www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/bgh-urteil-abendblatt-interpretierte-eva-herman-richtig-a-769675.html](http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/bgh-urteil-abendblatt-interpretierte-eva-herman-richtig-a-769675.html)>; 15.8.2016. Die Chronologie der öffentlichen Auseinandersetzung findet sich bei Hoffmann: *Der Fall Eva Herman. Hexenjagd in den Medien*. Insbesondere, was das *Hamburger Abendblatt* am Tag nach der Pressekonferenz paraphrasierend geschrieben hat, weckte das Medieninteresse: „In diesem Zusammenhang machte die Autorin [Eva Herman; N.W.] einen Schlenker zum ‚Dritten Reich‘. Da sei vieles sehr schlecht gewesen, zum Beispiel Adolf Hitler, aber einiges eben auch sehr gut. Zum Beispiel die Wertschätzung der Mutter. Die hätten die 68er abgeschafft, und deshalb habe man nun den gesellschaftlichen Salat.

schrrieb über die „saga of former anchor Herman“ und die „Nazis’ ,family values“<sup>681</sup>, die sie vertrete, als ob es in Hollywood keine filmreiferen Inszenierungen gäbe.

Insgesamt wirkt alles in dem „Fall EVA HERMAN“<sup>682</sup> irgendwie unverhältnismäßig und übermäßig. Welche Gefahr aber geht von der Autorin HERMAN

---

Kurz danach war die Buchvorstellung Gott sei Dank zu Ende.“ (Zit. n. o.A.: „BGH-Urteil. *Abendblatt* interpretierte Eva Herman richtig.“) Gegen diese, ihrer Meinung nach missverständliche Wiedergabe, hat Herman fünf Jahre vor Gericht prozessiert, letztlich ist sie aber vor dem BGH gescheitert. Vgl. hierzu Karl-Heinz Ladeur: „Der Fall Eva Herman(s) – Grundrechtsschutz für mediale Ächtung? Zugleich Anmerkung zu BGH, Urteil vom 21.06.2011 – VI ZR 262/09[1] zwischen Kommentierungsfreiheit und Schutz vor Verfälschung eigener Meinungen“, in: *Zeitschrift für Medien- und Kommunikationsrecht*, Nr. 5, 28.10.2011, 446-448. Gegen ihren ehemaligen Arbeitgeber, den NDR, bei dem sie über 20 Jahre beschäftigt war, hat sie ebenfalls Klage eingereicht, weil sie mit sofortiger Wirkung aufgrund ihrer „fragwürdigen Aussagen zur Familienpolitik während der NS-Zeit“ (o.A.: „Pfändungsverfügung gegen Eva Herman“, in: *Vorarlberger Nachrichten*, Nr. 136, 15.6.2010, C8) gekündigt wurde. Auch diesen Prozess hat sie 2009 verloren. Johannes B. Kerner wollte Herman in seiner Talkshow „Die Johannes B. Kerner-Show“ die Möglichkeit geben, ihre oben zitierte Äußerung richtig zu stellen und sich so zu rehabilitieren. So zumindest war es in den Medien zu lesen. Dieser zelebrierte Showdown wurde am 9.11.2007 ausgestrahlt, aber schon einen Tag zuvor aufgezeichnet, sodass Details der Sendung vorab an die Presse gegeben werden konnten, wodurch Kerner eine Rekorderreichhaltquote von 2,65 Millionen hatte. Die Sendung war ein Spektakel, bei dem sich der Moderator, die anderen drei Gäste (Senta Berger, Margarethe Schreinemakers, Mario Barth) und der geladene Experte Wolfgang Wippermann, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der FU Berlin, als moralische Instanzen in Szene setzten. Wippermann hat viel zu Faschismustheorien, zu Hitler und zum Totalitarismus publiziert und anlässlich besagter Kerner-Show das Buch *Autobahn zum Mutterkreuz* verfasst. Dieses Buch ist ein weiterer Multiplikator der gesamten Debatte um Herman. In der Sendung selbst verweist Kerner Herman des Raumes, weil sie ihre Äußerungen nicht zurücknehmen will. Weil sie stattdessen noch das Stichwort ‚Autobahnen‘ geliefert hatte, entzieht der Moderator ihr die Öffentlichkeit und das Publikum. Die Medien erfüllen hier eine vergleichbar moralisierende Position wie das Theater der Aufklärung: Sie wachen über die Moral. Da in der zeitgenössischen Inszenierungsgesellschaft nicht alles in Echtzeit abläuft und man einer Theaterveranstaltung nicht chronologisch an einem Stück von Anfang bis Ende beiwohnen muss oder kann, birgt diese Art der Inszenierung in den Medien immer auch die Gefahr der Zensur. Die Originalsendung wurde bspw. vom ZDF zensiert, d.h. es wurde ein Teil herausgeschnitten. Das spricht für die Brisanz der Diskussion. Ladeur spricht in diesem Zusammenhang von den „Exklusionseffekten der Medien“ (Ladeur: „Der Fall Eva Herman(s)“, 447).

<sup>681</sup> Vgl. Karsten Kastelan: „New chapter in saga of former anchor Herman. Latest comments divide Germans“, in: *The Hollywood Reporter* v. 10.12.2007, abrufbar unter: <http://www.hollywoodreporter.com/news/new-chapter-saga-anchor-herman-152472>>; 15.8.2016; Scott Roxborough: „Nazis ,family values’ send Herman packing“, in: *The Hollywood Reporter* v. 9.11.2007, <<http://www.hollywoodreporter.com/news/nazis-family-values-send-herman-149831>>; 15.8.2016.

<sup>682</sup> Hoffmann und Pflingsttag spielen beide mit der juristischen Implikation des Begriffs.

aus, sodass sie „medial stigmatisiert[e]“ und „zum Verschwinden gebracht“<sup>683</sup> wurde? Nach ihrem dramatischen Abgang bei KERNER ist sie als Stimme der Medienöffentlichkeit inexistent.

## 1.2 Familie als Arche Noah

Die Genealogie des Sprechens und Verhandeln über Familie ist so alt wie das Abendland und vielleicht noch älter. Die ältesten Textzeugen dieser vitalen Diskussion finden sich in der griechischen Mythologie sowie der Bibel, den beiden Grundlagentexten der abendländischen Kultur. Sehr häufig werden biblische Bilder aufgerufen und medial inszeniert, wenn es um Fragestellungen rund um die Wichtigkeit, Unhintergebarkeit und Natürlichkeit von Familie geht. Dabei war die heilige Familie, wie bspw. ALBRECHT KOSCHORKE in seinem Essay *Die heilige Familie und ihre Folgen* darlegt, auch schon eine Patchworkfamilie mit einer triadischen und eindeutig uneindeutigen Vaterposition Josef-Gottvater-Heiliger Geist.

Nicht durch Zufall generieren zwei der populär erfolgreichsten und aufgrund ihrer Wirkmächtigkeit innerhalb des bürgerlichen Familiendiskurses wichtigsten Texte der 2006/2007er Jahre zum Thema ‚Familie und Geschlechterrollen‘, HERMANS *Eva-Prinzip* und ihr *Prinzip Arche Noah*, biblische Konnotationen. Bezeichnenderweise hat HERMANS prototypische Frauenfigur Eva so gar nichts mit der ersten Frau der Menschheitsgeschichte gemein. Die Eva der Bibel ist das Gegenbild zu jener im *Eva-Prinzip* beschriebenen ‚Vollzeitmutter‘. Im Paradies gibt es ja nur Eva und Adam, Gott und den Baum der Erkenntnis, von dem es allerdings verboten ist, zu essen. Ergo gibt es keine Erkenntnis. Vielleicht wurde Eva die vermeintliche Harmonie und Zweisamkeit auf Dauer etwas langweilig. Mit dem Kosten eines Apfels, der verbotenen Frucht, ergreift sie die Initiative und überschreitet so die Regeln und Verbote Gottes. Bekanntermaßen führt das zum ewigen Ausschluss aus dem Paradies. Zugleich führt das aber auch zur Erkenntnisfähigkeit, Menschheit, Wissenschaft und Kultur – und zur Evas Mutterschaft: Sie gebiert ihre drei Söhne Kain, Abel und Set. Eva hat Gott die Stirn geboten und das Leben der Menschen grundlegend verändert. Mit KRISTIN ROSE-MÖHRING lässt sich sagen,

---

<sup>683</sup> Ladeur: „Der Fall Eva Herman(s)“, 447.

„erst Eva hat uns Menschen zu dem gemacht, was wir heute sind. Das ist das eigentliche EVA-PRINZIP [Hervorhebung im Orig.; N.W.]“<sup>684</sup>.

Auch das Bild der biblischen Arche Noah, wie es im ersten Buch Moses, der Genesis, in den Kapiteln 5 bis 9 angelegt ist, wird innerhalb des bürgerlichen Familiendiskurses von HERMAN neu semantisiert. Es wird zu einem Synonym für die Rettung der Familie und mithin in eine „Überlebensstrategie“<sup>685</sup> umgemünzt. So kommt es zu einer diskursiven Umformung des biblischen Familienbildes. Schon auf dem Cover erblickt die Leserin und der Leser die erste Zitation der Arche Noah: eine minimalistisch gezeichnete Familie, deren Gesichter alle Sorge und Angst verheißen, fährt über den Umschlag. Mutter, Vater und die beiden Kinder halten sich fest an den Händen, während sie stehend und mit sorgenvollen Gesichtern in einer Art schwarzer Wokschale der Rettung entgegen schippern. Die weiße Friedensfahne ist gehisst und der grüne Hintergrund des Einbandes macht unmissverständlich die Hoffnung deutlich, die sprichwörtlich mit dieser Farbe assoziiert wird und sich hier wohl metonymisch auf die Familie übertragen soll. Die Rückseite des Buchumschlags unterstreicht diese visuell-bildliche Botschaft. Dort steht in Großbuchstaben: „FÜR EINE NEUE FAMILIENKULTUR.“

In der Bibel heißt es, dass Noah „ein gerechter und vollkommener Mann unter seinen Zeitgenossen war“<sup>686</sup>, der „mit Gott“<sup>687</sup> wandelte. Aufgrund dieser Charakteristika, seiner Gerechtigkeit und Vollkommenheit sowie seiner Gottesfürchtigkeit, wählt Gott Noah und dessen drei Söhne aus, um die Stammesväter für die nachgeborene Menschheit zu werden. Gott sprach: „Gehe hinein in die Arche mit deiner ganzen Familie; denn dich habe ich gerecht angetroffen vor meinem Angesichte unter diesem Geschlecht.“<sup>688</sup> Vor Gottes Zorn auf die Schlechtigkeit der Menschen kann sich nur der auserwählte Noah mit seiner Frau und seinen drei Söhnen mit deren Frauen auf das unter Gottes Anleitung gebaute Schiff retten. Hinzu kommen die paarweise auserwählten Tiere, die getreu der heterosexuellen Matrix und nach dem Gebot der möglichen Nachkommenschaft selektiert worden sind. Gott sprach: „Von allen lebendigen We-

<sup>684</sup> Kristin Rose-Möhring: „Eva, eine Powerfrau wie sie im Buch der Bücher steht“, in: *GiP* 4 (2007): 45f.

<sup>685</sup> Herman: *Das Prinzip Arche Noah*, 14.

<sup>686</sup> *Die Bibel*, Genesis, Kap. 5 bis 9.

<sup>687</sup> *Die Bibel*, Genesis, Kap. 5 bis 9.

<sup>688</sup> *Die Bibel*, Genesis, Kap. 5 bis 9.

sen nimm je zwei mit in die Arche hinein, um sie mit dir am Leben zu erhalten, ein Männchen und ein Weibchen!“<sup>689</sup>

Explizit ist von kleinen, auf dem Schiff anwesenden Kindern nicht die Rede. Die klassische bürgerliche Kleinfamilie ist also vermutlich nicht an Bord. Dennoch ruft HERMAN die biblische Familienkonstellation der Arche Noah auf, um mit ihr und im Familiendiskurs das traditionelle bürgerliche Familienideal darzustellen. Bei HERMAN finden sich neben Diskurskontinuitäten also auch Diskursverschiebungen: es gibt nicht die eine große Katastrophe, sondern viele langsame gesellschaftliche „Zersetzungsprozesse, die auf Dauer unsere Lebensgrundlagen zerstören“ (AN: 13). Beispiele für diese Zersetzungsprozesse werden schon im Klappentext benannt: „vernachlässigte Kinder, aggressive und alkoholsüchtige Jugendliche, überforderte Eltern“<sup>690</sup>. Die Rettung, die sich anbietet, ist die Familie, nicht die Arche *eo ipso*. Familie wird also metaphorisch als Arche Noah verstanden, als „ein sicheres Schiff mit einer Zukunft, die uns ein Überleben garantiert“ (AN: 13). Dabei geht es, und das ist eine Diskurskontinuität, heute wie damals in der Bibel „ums Überleben“ (AN: 13). Der Katastrophe wird hier wie da etwas entgegen gesetzt: in der Bibel ist es der Bau der Arche, im 21. Jahrhundert ist es das Handeln nach dem HERMAN'SCHEN Überlebensprinzip, d.h., mithilfe von „Ruhe, Ausdauer und Überlegenheit“ (AN: 20). HERMAN unterstreicht dabei die Wichtigkeit der Sozialisation innerhalb der Familie bzw. die dort erfolgende Erziehung zu bestimmten Werten: „Im familiären Miteinander werden unwiederbringliche Dinge gelernt und gelebt, die ich die ‚Arche-Noah-Tugenden‘ nennen möchte“ (AN: 52). Primär versteht HERMAN unter diesem Tugendkatalog ein „Wirgefühl“ (AN: 52). Ihre Tugenden setzen da an, wo auch das Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft beginnt. Für HERMAN bedeutet die Gemeinschaft innerhalb der Familie die Rettung vor Individualisierung, Vereinzelung und Egoismus. Bei ihr findet das Individuum seine Bestimmung in der familialen Gemeinschaft. D.h. Individualitätsansprüche stehen hinter der Gemeinschaft zurück.

Anders als in der Bibel können alle an der metaphorischen Arche Noah mitarbeiten (vgl. AN: 20). Die Selektion findet selbstbestimmt und nicht von Gottes Hand statt. Es genügt, „einsichtig“ (AN: 20) zu sein. In HERMANS apokalyptischer Prophezeiung findet sich erneut eine Diskurskontinuität zur Bibel:

---

<sup>689</sup> *Die Bibel*, Genesis, Kap. 5 bis 9.

<sup>690</sup> Klappentext zu Herman: *Das Prinzip Arche Noah*.

die Bestrafung. In der Bibel werden alle Menschen mit Ausnahme von Noah und seiner Familie bestraft, bei HERMAN sind es diejenigen, die uneinsichtig sind und die Gefahr nicht erkennen. Sie werden, bildlich gesprochen, die biblische Sintflut nicht überleben. Bei HERMAN gibt es zwar keinen Gott, der die Passagiere für sein Boot handverliert, aber Gottes Ordnung ist noch stabil und intakt. Wie sich hier schon ablesen lässt, spielen nicht nur die Arche Noah eine wichtige Rolle in HERMANS Buch, sondern auch Gott und der christliche Glaube im Allgemeinen. Das zeigt wiederum, wie HERMAN versucht, die bürgerliche Familie mithilfe von einer schöpfungsgewollten Ordnung zu legitimieren. Diese wird als sinn- und planvoll und mithin als unveränderlich gedacht.

HERMAN will die Arche Noah als „Bild der Hoffnung“ (AN: 20) verstanden wissen, anhand dessen sie durch ihr Buch führt: „Im Lauf des Buches möchte ich zeigen, wie wir ihr Überlebensprinzip [das der Arche Noah; N.W.] verstehen und anwenden können“ (AN: 14). Ziel dieser Orientierung an Noah und seiner Familie ist es, so HERMAN, „neu über die Familie nachzudenken“ (AN: 12). In diese Neukonzeption von Familie fließen nicht weiter konkretisierte „Werte“ (AN: 19) ebenso ein, wie die christliche Religion und Gott, die Thematisierung der Individualisierung und immer wieder die Problematisierung der Zukunft, die „vom Engagement des Einzelnen“ (AN: 19) abhängt. HERMAN überträgt dabei die Funktion des Mikrokosmos Familie auf den Makrokosmos Staat, indem sie klar sagt, dass die Tugenden, die innerfamiliär nötig sind, ebenso im politischen Leben gefordert werden. Beispielhaft nennt sie an dieser Stelle „Nächstenliebe, Solidarität und Gemeinsinn“<sup>691</sup>. Familie und Staat stehen bei ihr folglich in einem Verhältnis der Reziprozität: „Und was in der Familie im Argen liegt, wiederholt sich auch in der gesellschaftspolitischen Wirklichkeit.“<sup>692</sup> Deshalb lautet die HERMAN'SCHE These: Wenn die Familie als Keimzelle des Staates gerettet werden kann, dann hat auch die „orientierungslose Gesellschaft“<sup>693</sup> Chancen, zu überleben.

Die Familie soll für eine „Geste der Hoffnung“ (AN: 237) stehen. Hierzu heißt es bei HERMAN: „Die Entscheidung für Kinder, für eine Familie, für die Gemeinschaft, für die Liebe zu den Menschen ist heute auch eine Geste der Hoffnung und des festen Glaubens an die Liebe Gottes“ (AN: 237). Familie als Hoffnungsgeste zu beschreiben steht auch in engem Zusammenhang mit dem

<sup>691</sup> Klappentext zu Herman: *Das Prinzip Arche Noah*.

<sup>692</sup> Klappentext zu Herman: *Das Prinzip Arche Noah*.

<sup>693</sup> Klappentext zu Herman: *Das Prinzip Arche Noah*.



Demographiediskurs, der seit der Jahrtausendwende die Sachbuchautoren und -autorinnen beschäftigt und für den beispielsweise die Bücher FRANK SCHIRRMACHERS, *Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft* und *Das Methusalem-Komplott*, exemplarisch eintreten können. Angesichts der demographischen Lage und des Älterwerdens unserer Gesellschaft fungiert auch in diesem Diskursfeld Familie als Rettung vor der drohenden Katastrophe, in diesem Fall der Katastrophe einer Altenrepublik. *Das Prinzip Arche Noah* verbindet verschiedene Diskurse, die sich alle an der Schnittstelle Familie treffen, bspw. den Demographie- bzw. Feminismuskurs. Besonders ausgeprägt ist HERMANS religiöse Rhetorik, die sich schon in einer dem Buch vorangestellten Widmung ausdrückt, in der es um die schöpfungsgewollte Geschlechteraufteilung geht (AN: 5). Adressiert ist die Widmung an Gott den Schöpfer, „an den, der Weibliches und Männliches erschuf“ (AN: 5) und der sicherstellte, dass jedes Individuum „mit der Vernunft“ (AN: 5) ausgestattet ist, diese gottgewollten Unterschiede auch anzuerkennen. Einleitend macht dieser Paratext deutlich, dass das HERMAN'SCHE Theoriegerüst um eine neue Familienkultur auf den bürgerlichen Geschlechterrollen basiert. Neue Väter- respektive Mütterbilder, eventuell sogar neue Konstruktionen von Kindheit und neue, vielleicht unkonventionelle Anstöße zur Familienpolitik sowie zum Begriff und Konzept ‚Familie‘ sind nach diesem Paratext nicht zu erwarten. Was HERMAN in ihrem zweiten biblischen Prinzip mithilfe diskursiver Umformungen inszeniert, ist eine Rückkehr zum bürgerlichen Familienbild mit neokonservativem Impetus. Partiiell findet sich diese familiale Inszenierung schon im ersten biblischen Prinzip HERMANS, sodass CHRISTIAN ESCH über das *Prinzip Arche Noah* im Vergleich zu seinem Vorgänger festhält: „Es besagt so ziemlich dasselbe, nur dass der Gedankengang auf den Gegensatz Familie-Staat ausgeweitet worden ist.“<sup>694</sup>

---

<sup>694</sup> Christian Esch: „Die Frauen haben's verbockt. Eva Herman kritisiert in *Das Prinzip Arche Noah* die Familienpolitik und wieder mal ihr eigenes Geschlecht“, in: *Berliner Zeitung-Online* v. 01.10.2007, <<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/bin/dump.fcgi/2007/1001/sachbuch/0018/index.html>>; 29.08.2009.

### 1.3 Evas-Prinzip: Ein inszenatorischer Prolog

Ein vergleichender Blick auf den „Aufreger des Jahres [2006]“<sup>695</sup>, von dem die *Bild*-Zeitung urteilte, es sei so „umstritten wie kein anderes Sachbuch der letzten Zeit – und megaerfolgreich“<sup>696</sup> und das, seiner professionellen medialen Inszenierung sei dank, omnipräsent war<sup>697</sup> – bei *Amazon*<sup>698</sup> finden sich über 130 Kundenrezensionen zum Buch, bei *Wikipedia*<sup>699</sup> existiert sogar ein eigener Eintrag und alle sog. Meinungsführermedien publizierten Artikel, Essays und Leserbriefe – zeigt deutlich, mit welchen sprachlichen und inszenatorischen Regelmäßigkeiten in beiden Büchern das Thema ‚Familie und Geschlechterrollen‘ in Szene gesetzt wird. Es zeigt sich ebenfalls, dass es bei HERMAN eine Teilhabe an den elementaren Parametern des bürgerlichen Familiendiskurses gibt, wie sie aus den Anfängen um 1800 resultieren. Dies wird insbesondere anhand ihrer Ausführungen zur geschlechtlichen Rollenverteilung bzw. den Geschlechtscharakteren deutlich.

Liest man HERMANS provokanten Artikel „Die Emanzipation – ein Irrtum?“<sup>700</sup>, der im Magazin *Cicero* 2006 vor der Buchveröffentlichung erschienen ist, als mediale Vorbereitung auf das Buch *Das Eva-Prinzip*, und zwar weil im Artikel schon alle Thesen angelegt sind, die im Buch auf 264 Seiten und in acht Kapiteln ausgeführt werden, so wird schon vor der Lektüre des *Eva-Prinzips* deutlich, dass es der Autorin mit Nachdruck um die bürgerliche Rollenverteilung, d.h. vor allem um die „Gnade“<sup>700</sup> der „schöpfungsgewollten Auftei-

<sup>695</sup> O.A.: „Nach der Trennung fielen mir die Haare aus.“

<sup>696</sup> O.A.: „Eva Herman schreibt zweites Frauenbuch“, in: *Bild*-Online v. 26.09.2006, <[<sup>697</sup> Klaus spricht im Zusammenhang mit der Vermarktung des Buches von „einer großangelegten und professionell durchgeführten PR-Kampagne rund um das \*Eva-Prinzip\*“ und Thiele beschäftigt sich in ihrem Aufsatz detaillierter mit diesen Marketingstrategien. Vgl. Klaus: „Antifeminismus und Elitefeminismus“ und Thiele: „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten“.](http://www.bild.de/BTO/leute/aktuell/2006/09/27/eva-herman-zweites-buch/eva-herman-zweites-buch.html#>”; 22.06.2009.</a></p>
</div>
<div data-bbox=)

<sup>698</sup> Amazon, Kundenrezensionen: *Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit*, <[<sup>699</sup> Eintrag: „Das Eva-Prinzip“, in: \*Wikipedia\* v. 19.01.2009, <\[<sup>700</sup> Eva Herman: „Die Emanzipation – ein Irrtum“, in: \\*Cicero. Magazin für politische Kultur\\*, Nr. 5, 2006, 114-117. Online abrufbar unter <\\[187\\]\\(http://www.cicero.de/salon/die-emanzipation-%3F-ein-irrtum/22223>”; 2.9.2014.</a></p>
</div>
<div data-bbox=\\)\]\(http://de.wikipedia.org/wiki/Das\_Eva-Prinzip>”; 15.8.2016.</a></p>
</div>
<div data-bbox=\)](http://www.amazon.de/productreviews/3866121059/ref=pr_all_summary_cm_cr_acr_txt?ie=UTF8&showViewpoints=1>”; 15.8.2016.</a></p>
</div>
<div data-bbox=)

lung<sup>701</sup> der Geschlechter geht. Ebenfalls deutlich wird an dieser Stelle, dass HERMAN die Rolle der Mutter in den Fokus ihrer Argumentation stellt. Die Begründung für diese Fokussierung, in der HERMAN einen gesellschaftlichen Tabubruch sieht, lautet: „Keiner verteidigt das Recht auf die traditionelle Rolle als Frau und Mutter. Keiner bricht das Tabu.“<sup>702</sup> Dabei ist augenfällig, dass HERMAN bemüht ist, die Frau an ihre ausschließliche Rolle als Mutter zurückzubinden:

Es ist selbstverständlich, dass Frauen etwas lernen, dass sie sich weiterbilden und Aufgaben auch außerhalb der Familie übernehmen, wenn sie das Talent dafür haben. Doch all das sollte in Maßen geschehen. Es darf ihr Glück nicht allein darin bestehen, Geld zu verdienen und sich in der männlichen Berufswelt zu behaupten.<sup>703</sup>

Es erweckt den Anschein, als wolle HERMAN die Frauen in die Zeit vor der Frauenemanzipation zurückbeamten, wenn sie deren außerhäusliche Berufstätigkeit kritisiert und den „Weg zurück zum selbstverständlichen Muttersein mit all seinen wunderbaren Momenten“ (EP: 22) lobt. Aussagen wie dieses Zitat sind es, die zu widersprüchlichen Reaktionen geführt und auf diese Weise auch die „spannungsreiche Vorabpublizistik“<sup>704</sup> des *Eva-Prinzips* tangiert haben. Der Aufhänger des Essays „Die Emanzipation – ein Irrtum?“ war das gegenwärtige demographische Problem der Kinderlosigkeit in Deutschland<sup>705</sup> – und die Frage, wie Frauen, die generell überfordert seien mit Beruf und Kindern, zur Lösung des Problems beitragen können. HERMAN fordert, dass sich Frauen ihrer (genetischen) Verantwortung stellen. Darunter versteht sie, dass Frauen sich obligatorisch für das Muttersein entscheiden müssen und gegen eine mögliche Karriere, weil Weiblichkeit in Mutterschaft aufzugehen hat.

Die gewaltige Resonanz auf den Artikel führte dazu, dass dieser zum „zentralen Auslöser“<sup>706</sup> der gesellschaftlichen Debatte um „Ursachen und Fol-

---

<sup>701</sup> Herman: „Die Emanzipation – ein Irrtum?“, 115. Vgl. auch ebd.: „Betrachten wir einmal den soziologischen und biologischen Kontext. Der Mann steht in der Schöpfung als der aktive, kraftvolle, starke und beschützende Part, die Frau dagegen als der empfindsamere, mitfühlende, reinere und mütterliche Teil. In den zurückliegenden Jahrtausenden richtete die Menschheit ihre Lebensform nach dieser Aufteilung aus, die Rollen waren klar definiert.“

<sup>702</sup> Herman: „Die Emanzipation – ein Irrtum?“, 116.

<sup>703</sup> Herman: „Die Emanzipation – ein Irrtum?“, 116.

<sup>704</sup> Thiele: „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten“, 66.

<sup>705</sup> Vgl. Herman: „Die Emanzipation – ein Irrtum?“, 114.

<sup>706</sup> Klaus: „Antifeminismus und Elitefeminismus – Eine Intervention“, 176.

gen des demographischen Wandels und damit verbunden über Familien- und Frauenpolitik<sup>707</sup> avancierte. Dabei waren HERMANS Thesen keinesfalls gewagt oder neu, sondern konservativ und Neubürgerlich. KENDRA BRIKEN formuliert so einleuchtend wie pointiert: „Neben deren [Eva Hermans; N.W.] reaktionärer, auf verquastem Religio-Biologismen basierender Forderung ‚Frauen heim zu Mann, Herd und Kind‘ erstrahlt die von der Leyensche bürgerlich-elitäre Familienpolitik in unerwartet progressivem Glanz.“<sup>708</sup> HERMANS Thesen sind demnach entweder trotz oder gerade wegen ihres konservativen Tenors zum Initiator einer gesellschaftspolitischen Debatte um Familie, Geschlechterrollen und den Feminismus geworden.

Einen weiteren Text wie den vorliegenden über HERMAN zu schreiben bedeutet, mit ANDREA SEIBEL gesprochen, „auch über die deutsche Debattenkultur [zu] schreiben“<sup>709</sup>. Das wiederum heißt, dass Verhandlungen mit HERMAN exemplarische öffentliche Debatten sind, in denen über kulturell und gesellschaftlich bedeutsame Phänomene wie ‚Familie‘ und ‚Feminismus‘ und die Art und Weise der Verhandlungen verhandelt wird. KLAUS spricht in diesem Zusammenhang von den „viele[n] Stimmen“, die „sich gegen Eva Hermans Thesen erhoben“ und letztlich zu der Entstehung eines „unübersichtliche[s][n] und vielfältige[s][n] Diskursfeld[es]“<sup>710</sup> geführt haben. Es gilt im Folgenden nicht nur dieses Diskursfeld, sondern auch den Beitrag HERMANS zum bürgerlichen Familiendiskurs näher zu bestimmen.

---

<sup>707</sup> Klaus: „Antifeminismus und Elitfeminismus – Eine Intervention“, 176.

<sup>708</sup> Briken: „Schwestern, zu Familie, zur Arbeit!“

<sup>709</sup> Andrea Seibel: „Eva Herman, die überforderte Frau“, in: *Welt-Online* v. 07.08.2006, <[http://www.welt.de/vermischtes/article150915/Eva\\_Herman\\_die\\_ueberforderte\\_Frau.html](http://www.welt.de/vermischtes/article150915/Eva_Herman_die_ueberforderte_Frau.html)>; 15.8.2016.

<sup>710</sup> Klaus: „Antifeminismus und Elitfeminismus – Eine Intervention“, 176.

#### 1.4 *Das Eva-Prinzip: Ein ‚close reading‘*

„Frauen sollten öfter einfach mal den Mund halten.“<sup>711</sup> Dieses zugegebenermaßen dekontextualisierte Zitat HERMANS zeigt deutlich, welche Überzeugungskraft sie einer weiblichen Rhetorik beimisst. Eine ‚Quasselstrippe‘ entspricht nicht dem *vir bonus*, der klar, rational, überzeugend auf- und für seine Sache eintritt. Der ‚gute Redner‘ war und bleibt bei HERMAN selbstredend ein männlicher. Hätte HERMAN sich an ihre im Interview getätigte Aussage gehalten, dann wäre das *Eva-Prinzip* wohl nicht zustande kommen. Dann hätte es auch die überwiegend negativen Rezensionen bzw. ‚Verrisse‘ nicht gegeben.<sup>712</sup> Dass dem Buch überhaupt diese öffentliche Aufmerksamkeit zuteil wurde – man hätte es einfach ignorieren können – ist erstaunlich. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis des *Eva-Prinzips* indiziert schon, wieso dieses Buch so viel gesellschaftliche Aufregung verursacht hat: vom gelegneten Unterschied zwischen Adam und Eva, dem Drama der Kinder, der bindungslosen Gesellschaft, der Krise der Sexualität und den Machtansprüchen des Feminismus bis zum Krieg gegen die Männer ist dort die Rede. HERMAN will provozieren, ganz so wie sie es in ihrem Buch formuliert (EP: 32). Dieses Buch provoziert allerdings nicht mit gewagten neuen Thesen, sondern mit konservativen Leitbildern und einem bürgerlichen Lebensmodell: der bürgerlichen Familie.

Zunächst einmal ist auffällig, dass HERMANS Weiblichkeitsideal problemlos als Analogon zur Rollenverteilung der Geschlechtscharaktere im 18. Jahrhundert gelesen werden kann. HERMAN arbeitet Geschlechtscharakteristika als essentialistische Unterschiede mithilfe von Evolutionsbiologie und Religion heraus, um mit ihnen durchgängig zu argumentieren. Auf diese Art und Weise kommt ihnen die Funktion zu, die Kontrastierung von Weiblichem und Männlichem im Buch selber als natürliche, kontrastive Rollenzuweisungen zu etablieren und aufrecht zu erhalten (vgl. EP: 61). An keiner Stelle findet sich die Möglichkeit der performativen Konstruktion von Geschlechtsidentität oder der

---

<sup>711</sup> O.A.: „Eva Herman: ‚Frauen sollten öfter den Mund halten‘“, in: *Focus-Online* v. 03.09.2006, <[http://www.focus.de/panorama/boulevard/eva-herman\\_aid\\_114772.html](http://www.focus.de/panorama/boulevard/eva-herman_aid_114772.html)>; 15.8.2016.

<sup>712</sup> So spricht Katharina Rutschky in diesem Zusammenhang von der „einhellige[n] Ablehnung“, „die Hermans gesinnungsstarke Plapperei bisher erfahren hat“. Vgl. Katharina Rutschky: „Im Mantel einer Präzeptorin“, in: *Welt-Online* v. 29.08.2006, <[http://www.welt.de/print-welt/article148670/Im\\_Mantel\\_einer\\_Praezeptorin.html](http://www.welt.de/print-welt/article148670/Im_Mantel_einer_Praezeptorin.html)>; 15.8.2016.

nicht als negativ deklarierten, geschlechtsuntypisch – gemessen an normativen Genderrollen – ausgelebten Eigenschaften von Männern und Frauen. Ferner könnte HERMANS Argumentation von aktuellen Gendertheorien nicht sein. HERMAN betont die Geschlechtsunterschiede dergestalt, dass sie diese in jedem zweiten Satz präsent hält, so, als müsste sie diese erneut erschreiben. Nach HERMAN kommen den Frauen folgende Qualitäten zu:

Es sind wir Frauen, die dafür bestimmt sind, Schutzräume zu entwickeln, ein Zuhause zu schaffen, das Heimat bietet, Zuflucht und Frieden. Wir sind es, die segensreich wirken können durch unser besonders ausgebildetes Verständnis, durch unsere Fähigkeit, empfinden und mitfühlen zu können. (EP: 260)

Dieses Zitat illustriert, wie stark HERMAN die Frau und die Weiblichkeit an einen privaten Innenraum, ein Heim, das einem Draußen bzw. der Welt oppositionell entgegensteht, rückkoppelt: Es veranschaulicht die für die Etablierung der Geschlechtscharaktere typische „Dissoziation und Kontrastierung von Erwerbs- und Familienleben, von Öffentlichkeit und Privatheit“<sup>713</sup>. Der private Sozialisationsraum ‚bürgerliche Kleinfamilie‘ steht im Gegensatz zur außerhäuslichen Öffentlichkeit. Alle Frauen seien im Privaten dazu bestimmt, einen familiären gesellschaftlichen Binnenraum zu schaffen. Dafür qualifiziere sie die angeblich wesensmäßig-natürliche und spezifisch weibliche Fähigkeit der Empathie besonders:

Wir Frauen sind, wie gesagt, anders als Männer. Wir wurden vom Schöpfer mit unterschiedlichen Aufträgen in diese Welt geschickt. Das weibliche Auge erkennt schneller, wo Hilfe nötig ist, wo jemand unsere Unterstützung braucht. (EP: 49)

Mit diesen typisch weiblichen Aufgaben innerhalb des bürgerlichen Familiendiskurses operiert HERMAN. Sie ist bemüht, die angeblich natürliche und schöpfungsgewollte Rollenverteilung der bürgerlichen Kleinfamilie zu reaktivieren.<sup>714</sup> Die Emanzipation und der Feminismus seien Hindernisse auf dem Weg

<sup>713</sup> Hausen: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“, 390.

<sup>714</sup> Zu diesem Zweck finden sich dann Aussagen wie die folgenden im Buch: „Eva ist nicht Adam, auch wenn die Feministinnen uns gern einreden wollen, dass Gleichberechtigung auch Gleichheit bedeutet. Wir Frauen sind anders.“ (EP: 31) Oder: „Nur wenn wir uns im Einklang mit den Gesetzen der Natur befinden, wenn wir sie erkennen und akzeptieren, kann das segensreiche Schöpfungsprinzip der menschlichen Zweigeschlechtlichkeit förderlich für uns und unsere Gesellschaft wirken.“ (EP: 80) Die Flachheit der biologischen Argumentationslinie wird deutlich. Die Binarität der Geschlechtercharaktere

zurück zum patriarchalischen Familienmodell. So lautet eine der Hauptthesen des Buches, dass es die Feministinnen und die Forderungen des Feminismus sind, die Frauen zu „vermännlichten Soldaten“ (EP: 181) degradierten und die weiblichen Fähigkeiten verdrängten. Die Wunschvorstellung von der zurückkehrenden Weiblichkeit, so, wie sie angeblich früher einmal gelebt wurde, nennt HERMAN das Eva-Prinzip, das „Hoffnung“ (EP: 59) ausdrücken soll, „Lebensfreude, einen Sinn für Werte“ (EP: 59). Paraphrasierend formuliert sie so: die neue ist zugleich die alte Weiblichkeit. Ihr alleiniges Ziel ist das Muttersein. Das gesamte Frausein soll diesem Eva-Prinzip unterliegen, wodurch die Familie wieder ins Zentrum des weiblichen sowie gesellschaftlichen Bewusstseins rücken soll. Dabei stellt HERMAN klar, dass es sich bei ihrem Eva-Prinzip um keinen Rückschritt handele, was insofern ambig ist, als sie den Frauen konsequent abspricht, sich im Beruf selbst verwirklichen zu können. Die einzig naturgemäße und legitime Art der Selbstverwirklichung für Frauen sei die Mutterschaft, eine Meinung, die im 21. Jahrhundert nicht nur antiquiert, sondern als nicht lebbar anmutet. Wofür HERMAN, selbst Mutter und erfolgreiche Fernsehfrau, paradoxerweise plädiert, ist ein Rückschritt in die Hausfrauenehe, in der „Nur-Hausfrauen“ (EP: 52) nicht mehr als „Faulenzerinnen“ (EP: 52) und arbeitende Frauen nicht mehr als „Kapitalquelle“ (EP: 52) und Norm angesehen werden. Wie das Buch deutlich hervorhebt, ist eine glückliche Familie fast ausschließlich nur nach SCHILLER'SCHEM Vorbild denkbar, wenn der Vater seinem naturgemäßen Karrierestreben nachkommt, „[d]as Glück zu erjagen“<sup>715</sup> und die meiste Zeit des Tages außer Haus arbeitet sowie die Mutter „drinnen waltet“ und „[i]m häuslichen Kreise“ weise „herrscht“<sup>716</sup>.

HERMAN spricht sich klar gegen eine geschlechtsneutrale Verteilung der Rollen innerhalb der Familie aus, indem sie dem Mann die Fähigkeit zur Haushaltsführung und Kindererziehung mit den Worten „nie in der Menschheitsgeschichte haben die Männer freiwillig Hausarbeiten verrichtet oder Kinder aufgezogen“ (EP: 85) abspricht. Sie begründet die geschlechtsspezifische Arbeits-

---

wird als unveränderbar ausgestellt, weil sie von Gott bzw. der Natur vorgegeben und determiniert sind. Vgl. auch Renate Darnedde: *Mutterschatten – Schattenmütter. Muttergestalten und Mutter-Tochter-Beziehungen in deutschsprachiger Prosa*, Frankfurt a.M. u.a.: Lang, 1994, 35 (Diss. Univ. New York 1992). Mit Blick auf die Prosa der Moderne spricht Darnedde im Zusammenhang mit der familiären Aufgabenverteilung der Frau zwei dominierende Aufgaben zu: zum einen die Erziehung der Kinder und zum zweiten die Schaffung einer „Atmosphäre bürgerlicher Intimität und Harmonie“ (ebd.).

<sup>715</sup> Schiller: „Das Lied von der Glocke [1799]“, 268.

<sup>716</sup> Schiller: „Das Lied von der Glocke [1799]“, 268.

aufteilung mit der „Veranlagung“ (EP: 85). Die Natur habe es so eingerichtet, dass Männer, die im Haushalt helfen sollen, verunsichert sind und dass sie psychische Probleme ereilen (vgl. EP: 85). Wie zuvor, so wird auch an dieser Textstelle rein biologistisch argumentiert. Ganz deutlich trägt HERMANS Familienbild die idealisierten Züge des bürgerlichen Familienmodells. Familie soll der Ort sein, „an dem wir alle die seelische und emotionale Energie erhalten, um die immer schwieriger werdenden Verhältnisse ‚da draußen‘ bewältigen zu können“ (EP: 254). Familie wird der Gesellschaft gegenübergestellt und als Rückzugshort sowie familialer Binnenraum verstanden. Dabei ist, so der Rezensent REINHARD MOHR, „die Unschuld der Familie [...] längst verloren – wie die aller bürgerlicher Institutionen“<sup>717</sup>. Intakte Familien, als deren Prototyp die bürgerliche Kleinfamilie idealisiert wird, sind die Ausnahme in der westlichen Welt.

Im *Eva-Prinzip* wird kontinuierlich von subjektiven Erfahrungswerten berichtet. Das hat Auswirkungen auf den Stil des Textes, der zwischen einer subjektiven und objektiven Schreibweise oszilliert. Einerseits produzieren die vielen in den Erzähltext eingearbeiteten Statistiken, wissenschaftlichen Studien und Expertenaussagen eine gewisse Objektivität. Andererseits zeigt sich in dem Bemühen um die Authentifizierung des Erlebten, eine Nähe zu einer subjektiven Diktion.

Das auffällige Ringen um und die Affinität zur Authentizität, Subjektivität und Wahrhaftigkeit rücken das Buch der homodiegetischen bzw. Ich-Erzählerin HERMAN in die Nähe des Autobiographiediskurses: HERMAN nutzt ausdrücklich ihre persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen entweder als sog. *cliffhanger* einer Anekdote oder aber als Beleg für die Richtigkeit ihrer Aussagen, die sie zuvor allgemein dargelegt hat. Dabei verbinden sich Erlebnisse aus der Kindheit HERMANS (EP: 35) mit solchen aus ihrem Berufsleben, sodass bei Leserin und Leser der Eindruck entsteht, Berichte über eine Zeitspanne von der Kindheit bis in die Gegenwart hinein gelesen zu haben, von denen sich behaupten ließe, sie seien autobiographisch und bilden ein Kontinuum ab. Ohne weiter auf den Autobiographiediskurs eingehen zu wollen, sei hier lediglich auf die Nähe des Diskurses zum Buch *Das Eva-Prinzip* verwiesen, weil es wichtig für das Funktionieren des Textes und seine intendierte Glaubhaftigkeit ist.

<sup>717</sup> Reinhard Mohr: „Eine Hölle namens Familie“, in: *Spiegel-Online* v. 27.04.2006, <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,druck-413260,00.html>>; 15.8.2016.



Ebenfalls wichtig für das Funktionieren des Buches sind zum einen die häufig in den Text gewebten direkten Anreden bzw. LeserInnenansprachen, die einen Dialog simulieren und die persönliche Anteilnahme HERMANS suggerieren. Dort heißt es dann: „Merken Sie was? Richtig“ (EP: 41) oder „Sollten Sie, während Sie dieses Kapitel lesen [...] [usf.]“ (EP: 86). Zum zweiten ist das frequent genutzte Personalpronomen ‚wir‘ von besonderer Bedeutung für den Text, weil es persönliche Anteilnahme und Nähe durch eine Verbrüderung mit der Leserin/dem Leser produziert und suggeriert, die insgesamt hilft, den persönlichen Stil des Textes zu kreieren und zu unterstützen. Als Beispiel kann folgender Satz fungieren: „Viel zu lange haben wir an den Lippen von Vordenkerinnen gehangen [...]“ (EP: 87). Insbesondere zum Ende eines jeden der insgesamt acht Kapitel versucht HERMAN an ihre LeserInnen zu appellieren, indem sie sich mit ihnen verbündet. Dieses kollektive wir bzw. ‚wir Evas‘ hat eingrenzende sowie ausgrenzende Funktion: wir Frauen soll den Nicht-Frauen bzw. den Feministinnen und berufstätigen Müttern ausgrenzend gegenüber stehen. Dadurch spaltet sich die Welt der Frauen in ein Freund-Feind-Schema entlang der Koordinaten Frauen und Feministinnen bzw. berufstätige Mütter.

Diese ‚wir Frauen‘-Verbündung wirkt besonders an den Stellen dramatisch, wo es um den überall blühenden Geschlechterkampf geht: „Verabschieden wir uns von solchem Frontverhalten. Legen wir die Waffen nieder. Wir alle sind fehlbar, Männer wie Frauen.“ (EP: 218) Was sich wie ein Aufruf zum Ende des Krieges der Geschlechter anhört, ist auch als solcher gemeint, wie die siebte Kapitelüberschrift des Buches unterstreicht, die lautet „Der Krieg gegen die Männer – und warum wir ihn uns nicht leisten können“ (EP: 7). Wo Krieg herrscht, existieren gegnerische Parteien und stereotype, gruppenspezifische Zuschreibungen. Beendet werden soll dieses ‚Unbehagen der Geschlechter‘ durch eine Rückkehr zu essentialistischen Betrachtungsweisen von Frauen und Männern, die HERMAN zusammen mit dem patriarchalischen Familienmodell affirmiert.

HERMANS biologisierende und neokonservative Argumentationsweise steht im logischen Einklang mit dem Aufbau eines regelrechten Feindbildes: ‚den Feministinnen‘, die HERMAN auf vielfältigste Weise benennt und als Kollektivsubjekt begreift. Spätestens seit BUTLER sollte klar sein, dass von einem Kollektivsubjekt „‚Frau(en)‘ verstanden als bruchlose Kategorie“<sup>718</sup> schwerlich zu

---

<sup>718</sup> Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, 20.

sprechen ist und, dass an Stellen, an denen undifferenziert vom „Bestehen auf einem festen Subjekt des Feminismus“<sup>719</sup> ausgegangen wird, es zur analytischen Unschärfe kommt. Nichtsdestoweniger redet HERMAN von den „Aufwiegelerinnen“ (EP: 21f.), den „familien- und kinderlosen Eiferinnen“ (EP: 251), den „vereinzelt, mit schwarzen Kutten getarnten Scharfmacherinnen“ (EP: 22), die schon „den gezückten Dolch unter der schwarzen Kutte“ (EP: 217) bei sich tragen, den „schwarzen Streiterinnen“ (EP: 218) oder den „Einpeitscherinnen“ (EP: 26). Anhand von einigen rekurrenten Thesen gegen die Arbeit des als „die Feministinnen“ deklarierten Feindbildes versucht HERMAN, ihre LeserInnen von der Gefahr, die von den Feministinnen ausgeht, zu überzeugen. Ihr Tenor ist dabei, die feministische Korrelation von Berufstätigkeit gleich Selbstverwirklichung in Frage zu stellen (EP: 54). Es wird sogar gefragt, „ob die Errungenschaften der Frauenbewegung überhaupt Errungenschaften sind“ (EP: 12).

Hatten Feministinnen, v.a. im Rahmen der Frauenbewegung der 1970er Jahre, dafür gekämpft, dass Frauen überhaupt die Chance auf bessere Bildung und Berufstätigkeit zukommt, so argumentiert HERMAN, dass die Berufstätigkeit zulasten der Weiblichkeit gehe. Es kommt zu einer „Versklavung der Frauen“ (EP: 183), weil diese zur Arbeit angetrieben würden (vgl. EP: 183). Deshalb sei es auch „eines der letzten Tabus unser aufgeklärten, debattierfreudigen Gesellschaft“ (EP: 19), „die Notwendigkeit der berufstätigen Frau in Frage zu stellen“ (EP: 19). Für HERMAN ist der Feminismus gleichbedeutend mit Fundamentalismus und Religionsersatz (vgl. EP: 192), sind SIMONE DE BEAUVOIRS Ideen „Gift“ (EP: 193) und ist die Frage nach der Leistung der weit verbreitenden Gender Studies immer noch eine „Tabufrage“ (EP: 204). Dabei erscheint gerade BEAUVOIRS Diktum, dass man nicht als Frau zur Welt kommt,

---

<sup>719</sup> Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, 20. Vgl. auch ebd.: 18f. „Die politische Annahme, daß der Feminismus eine universale Grundlage haben müsse, die in einer quer durch die Kulturen existierenden Identität zu finden sei, geht häufig mit der Vorstellung einher, daß die Unterdrückung der Frauen eine einzigartige Form besitzt, die in der universalen oder hegemonialen Struktur des Patriarchats bzw. der männlichen Herrschaft auszumachen sei. Allerdings ist die Vorstellung vom universalen Patriarchat in den letzten Jahren auf breite Kritik gestoßen, weil sie unfähig ist, den spezifischen Vorgehensweisen der Geschlechter-Unterdrückung (*gender oppression*) in den konkreten kulturellen Zusammenhängen Rechnung zu tragen.“

sondern es wird<sup>720</sup>, stets aktuell und für zeitgenössische sozialkonstruktivistische Sichtweisen nicht hintergebar.

Durch die zitierten, mosaikartigen Sprachpartikel aus dem bürgerlichen Familiendiskurs wirkt HERMANS Text aktuell und altmodisch zugleich. Zum einen bestätigt allein die Hinwendung zum Thema ‚bürgerlicher Familiendiskurs‘ eine gesellschaftspolitische Aktualität. Zum anderen zeigen ihre Aussagen, dass ihre Vorstellungen von Familie rückwärtsgewandt und konservativ sind; als Appell an die Gesellschaft stehen sie den tatsächlichen Lebensumständen der Gesellschaft kontrastiv gegenüber, wohingegen ihre Diktion und ihre Argumente sich einreihen in die Diskussion um eine ‚neue Bürgerlichkeit‘. Für CLAUDIA PINL, die in Anlehnung an SCHIRRMACHERS Bestseller *Das Methusalem-Komplott* ein Buch über den neokonservativen Diskurs in Deutschland mit dem Titel *Das Biedermeier-Komplott* verfasst hat, ist HERMAN die „weibliche Stimme im biedermeierlichen Männerchor“<sup>721</sup>. Mit dieser Stimme fordert HERMAN, dass Familie wieder ins Zentrum des gesellschaftlichen Lebens rücken muss (vgl. EP: 260, 253).

Das Paradebeispiel für das Idyll einer glücklichen Familie ist für HERMAN die Familiengründung trotz diverser Hindernisse wie Arbeitslosigkeit und Armut. Das wird am Beispiel eines armen und arbeitslosen Ehepaares illustriert. In dieser Lebensweise sieht HERMAN eine „neue weibliche Klugheit“ (EP: 59), einen „Gegenentwurf zur Ich-Gesellschaft“ (EP: 59), der sich gerade in der Entscheidung für und Planung von Kindern in schwierigen Situationen zeige, in denen die finanzielle Lage aussichtslos scheint. Dieses Beispiel von einer Familiengründung, das als zitierter Leserbrief, der Herman „tief beeindruckt“ (EP: 58) und mithin als besonders emotionale Quelle Eingang in das Buch gefunden hat, zeigt, so HERMAN, wie „Familie wieder ins Zentrum des Bewusstseins rückt“ (EP: 59). Hierbei handele es sich um das titelgebende Eva-Prinzip. An dieser Stelle kommt sehr deutlich HERMANS evolutionsbiologische Überzeugung zum Ausdruck: Egal wie groß die finanzielle Not auch sein mag, der biologischen Vorherbestimmung kann keine Frau entkommen.

Es fehlt eine kluge und moderne Argumentation, die es so ja auch nicht geben kann, weil an einem Zurück zur Mutter- und Hausfrauenrolle des bürger-

---

<sup>720</sup> Vgl. Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* [frz. Orig. 1949], 4. Aufl., Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2004. Der zweite Teil dieses Klassikers der feministischen Kritik beginnt mit dem viel zitierten Satz „Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern man wird es.“

<sup>721</sup> Pinl: *Das Biedermeier-Komplott*, 48.

lichen patriarchalischen Familienmodells des 18. Jahrhunderts als normativem Rollenmodell für Frauen im 21. Jahrhundert wenig Modernes zu finden ist. Was HERMANS Unterfütterung der Mutterrolle mit den klassischen und stereotypen Kategorien<sup>722</sup> beweist, ist, dass – im Einklang mit RENATE DERNEDDE – das Verständnis von Mütterlichkeit über 240 Jahre hinweg ein statisches ist bzw. sein kann,<sup>723</sup> wenn man wie HERMAN Versatzstücke aus dem bürgerlichen Familiendiskurs unmodernisiert und geschichtslos wieder aufbereiten will.

Um dem bürgerlichen Familienmodell das Wort zu reden, schreckt HERMAN auch vor einer persönlichen Lebensbeichte nicht zurück: In einem zweiten Leben würde sie ausschließlich Mutter und Hausfrau sein wollen: „Ich würde mir einen Mann suchen, ihn arbeiten lassen und mich um unsere fünf Kinder kümmern.“ (EP: 249) Diese Aussage steht in krassem Gegensatz zu ihrem tatsächlich gelebten Leben, in dem sie erfolgreiche Karrieristin und TV-Moderatorin, Autorin und Nachrichtensprecherin war. Dieser Bruch geht zu Lasten ihrer Glaubwürdigkeit, auch wenn sie, einer „Bußprediger[in]“<sup>724</sup> nicht unähnlich, beteuert, dass sie heute alles anders sieht und Umkehr fordert: „Heute sehe ich das anders“ (EP: 17). Obwohl HERMAN nichts unversucht lässt, das moderne Kleinfamilienmodell und mit ihm besonders die so zentrale Mutterrolle erneut zu revitalisieren<sup>725</sup>, stehen ihre Thesen und Aussagen in Konkurrenz zu ihren Taten.

<sup>722</sup> Dernelde (*Mutterschatten – Schattenmütter*, 3) konstatiert: „Von den vielen existierenden Facetten des Mütterlichen hat sich die der sorgenden, verzichtenden, geduldig-passiven Mutter am kontinuierlichsten gehalten.“

<sup>723</sup> Laut Dernelde ist das Verständnis von Mütterlichkeit geschichtslos, historisch invariant und statisch und das seit der Erfindung der modernen Mutterrolle, die mit dem Entstehen der bürgerlich patriarchalischen Kleinfamilie im 18. Jahrhundert zusammenfällt. Vgl. Dernelde: *Mutterschatten – Schattenmütter*, 43.

<sup>724</sup> Thiele: „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten“, 63.

<sup>725</sup> So lautet auch einer der Gründe für das Entstehen des Buches: die Hausfrauen und Mütter haben keine Lobby. Deswegen übernimmt Herman die Rolle der ‚Lobbyistin‘. Vgl. *Das Eva-Prinzip*, 251.

## 1.5 „Eva ist nicht Adam.“ (EP: 31) – Aber was ist eigentlich mit Adam?

Was auffällt, ist die Schattenexistenz, die Männer im *Eva-Prinzip* führen. Zwar ist das männliche Prinzip als Pendant zum weiblichen kontinuierlich und komplementär präsent; allerdings wird es hauptsächlich kritisiert. Männer, so scheint es, sind die „großen Verlierer“ (EP: 227). Diese „Krise der Männer“ (EP: 230) sieht HERMAN darin begründet, dass es ein „feminisierte[m][s] Klima“ (EP: 227) gibt, das bloß schädlich sei für Männer. In diesem Klima haben Frauen so lange an den Männern herum kritisiert, bis nur noch allseits missachtete ‚Softies‘ (vgl. EP: 27) übrig blieben. Analog zur Frau, die dem *Eva-Prinzip* gemäß wieder weiblicher werden soll, hat der Mann nach HERMAN wieder ganz Mann zu sein: „Lassen wir den Mann Mann sein! Hören wir auf an ihm heranzuziehen wie Gouvernanten!“ (EP: 236) Was HERMAN intendiert, ist eine Rückbesinnung auf weibliche bzw. männliche Eigenschaften, die sich diametral gegenüberstehen. Denn: „vermännlichte Frauen und verweiblichte Männer“ (EP: 226) würde sich niemand wünschen, so HERMAN, weil dann geschlechtsspezifische Unterschiede einfach negiert würden.

Damit zitiert HERMAN die über die letzten Jahre, mindestens schon seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, problematisierte Männlichkeit an. Dies wird mit einem Blick auf die sog. ‚Väterliteratur‘<sup>726</sup> ebenso deutlich wie mit Verweis auf das Feuilleton. Schon 1988 konstatierte SIGRID WEIGEL in ihrem Aufsatz „Männerruinen und Weiblichkeitsblüten“ für das Ende der 1980er Jahre, dass die „Männlichkeit des Mannes und Weiblichkeit der Frau nicht mehr gesichert“<sup>727</sup> seien, weil sich „ganz grundsätzliche[re] Fragen des Geschlechts“<sup>728</sup> stellten. Schon damals wurden neue Väter und Hausmänner thematisiert. Aber, und das stellt WEIGEL sehr pointiert dar, zwischen Idealbild und Realität existiert in den 1980er Jahre eine große Diskrepanz:

---

<sup>726</sup> Michael Schneider: „Väter und Söhne, posthum. Über die Väter-Literatur der siebziger Jahre“, in: *Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur. Bundesrepublik Deutschland, Deutsche Demokratische Republik, Österreich, Schweiz* (= Text+Kritik Sonderband), hg. v. Heinz Ludwig Arnold, München: Ed. Text+Kritik 1988, 139-150.

<sup>727</sup> Sigrid Weigel: „Männerruinen und Weiblichkeitsblüten. Randnotizen zur neuen Geschlechterordnung in Wissenschafts- und Kulturbetrieb“, in: *Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur*, 171-180, 171.

<sup>728</sup> Weigel: „Männerruinen und Weiblichkeitsblüten“, 171.

Dasselbe Mißverhältnis zwischen den Realitäten und ihren symbolischen Effekten betrifft übrigens auch den neuen Mann, der den Illustrierten reichhaltigen Stoff für rührende Geschichten über ‚Hausmänner‘ oder kinderliebe Väter liefert, statistisch gesehen aber, wie die Autorinnen der ‚Brigitte‘-Studie über den Mann herausfanden, nicht nachweisbar ist. Auch er nur ein Mythos?<sup>729</sup>

Die ‚Illustrierten‘ haben sich damals wie heute dem Mann, aber auch dem Mann als Vater und als neuem Vater, tagesaktuell in Zeiten von familienpolitischen Maßnahmen wie ‚Elterngeld‘ und ‚Vätermonaten‘, angenommen. Einigkeit, welcher ‚Typ‘ Mann empirisch nachweisbar vorrangig existiert, herrschte schon vor ca. 15 Jahren nicht (mehr). Daraus folgte ‚Gender Trouble‘ zwischen Frauen und Männern und ihren Wünschen vom jeweiligen Gegenüber, die sich an „kulturelle[n] Konstruktionen von Geschlechtmustern“<sup>730</sup> orientierten und im Kontrast zu den gelebten Weiblichkeiten und Männlichkeiten standen und stehen.

Das veranlasste auch den 28-jährigen HERBERT GRÖNEMEYER schon 1984 zu seinem berühmten Song „Wann ist ein Mann ein Mann?“ Einerseits listet er diverse Stereotypen auf, die im gesellschaftlichen Bewusstsein ‚männlich‘ codiert sind: Männer rauchen und trinken, sind stark, bauen Raketen, sie weinen heimlich und sie können einfach nicht von den Frauen lassen. Andererseits stellt GRÖNEMEYER in seinem Lied „Männer“ die Verletzlichkeit des Mannes aus, seine notwendige Spaltung, um dem gesellschaftlich geforderten, normativen Männerbild gerecht zu werden, auf das der Mann schon als Kind „geeicht“ wird. BUTLERS berühmtes Beispiel, dass die Konstruktion und Performanz von Gender direkt nach der Geburt mit der Ausrufung des Geschlechts beginnt („Es ist ein Mädchen!“) und ihre Annahme, dass sich daran die gesamte Sozialisation des Kindes als geschlechtlich codierte und determinierte anschließt, lässt sich gleichermaßen und berechtigt in „Es ist ein Junge!“<sup>731</sup> und die sich daran anschließenden erzieherischen und performativen Gender-Implikationen ummünzen. Bei GRÖNEMEYER klingt diese Verbindung von der geschlechtlichen Markierung durch den Geburtshelfer und der Anrufung von Männlichkeitsklischees bei gleichzeitiger Brechung derselben in der letzten Strophe und dem

<sup>729</sup> Weigel: „Männerruinen und Weiblichkeitsblüten“, 177.

<sup>730</sup> Weigel: „Männerruinen und Weiblichkeitsblüten“, 177.

<sup>731</sup> Vgl. auch den Sammelband *„Es ist ein Junge!“ Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit*, hg. v. Jürgen Martuschak u. Olaf Stieglitz, Tübingen: Ed. Diskord 2005.

das Lied beendenden, leicht abgewandelten Refrain „Wann ist ein Mann ein Mann?“ in „Wann ist man ein Mann?“ so:

Männer kriegen keine Kinder  
Männer kriegen dünnes Haar  
Männer sind auch Menschen  
Männer sind etwas sonderbar  
Männer sind so verletzlich  
Männer sind auf dieser Welt einfach unersetzlich.

Männer haben's schwer, nehmen's leicht,  
außen hart und innen ganz weich  
werd'n als Kind schon auf Mann geeicht  
Wann ist ein Mann ein Mann?  
Wann ist ein Mann ein Mann?  
Wann ist ein Mann ein Mann?  
Wann ist ein Mann ein Mann?  
Wann ist man ein Mann?  
Wann ist man ein Mann?  
Wann ist man ein Mann?

Der gesamte Liedtext wird durch die mit Nachdruck und sehr eingängig wiederholte Frage im Refrain getragen und stellt das große Fragezeichen, wann der Mann als solcher zu gelten hat, signifikant aus: kein Ausrufungszeichen, kein Punkt, kein anderes, Eindeutigkeit und Klarheit verschaffendes Satzzeichen ersetzt das Fragezeichen. Eine subtile Abwandlung der leitmotivisch gestellten Frage existiert am Schluss des Liedes dann doch und impliziert einen Ausweg aus der Antwortlosigkeit: der zweimalig unbestimmte Artikel „ein“ vor dem Substantiv „Mann“ in der Leitfrage wird, nachdem die Frage viermal in der dominierenden Version gestellt wurde, durch das Wort „man“ ersetzt. Inhaltlich wird dadurch die Frage vom Allgemeinen zum Besonderen semantisiert. Es wird nicht mehr danach gefragt, was das Universalsubjekt ‚Mann‘ ausmacht, sondern was den ‚einzelnen Mann‘ in seiner Individualität charakterisiert.

Die stete Diskussion, was eigentlich ‚den‘ Mann ausmacht, zeigt – und das haben die *Men's Studies* in den letzten Jahren mit so einflussreichen deutschsprachigen Vertretern wie WALTER ERHART, TONI THOLEN, BRITTA HERRMANN, INGE STEPHAN oder CLAUDIA BENTHIEN und anderen mehr überzeugend gezeigt<sup>732</sup>, wenn auch im Vergleich zur angloamerikanischen Forschungsdis-

---

<sup>732</sup> Für einen Überblick über das Feld der Männlichkeitsforschung sei auf den Sammelband ‚*Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?*‘ verwiesen.

kussion etwas zeitverzögert – dass, analog zur Weiblichkeit, Männlichkeit ebenso wenig als essentialistische, ontologische Seinsweise zu verstehen ist, sondern als sozialkonstruktivistische und historisch wandelbare Größe. Überflüssig zu sagen: Weder Ergebnisse aus der Männlichkeitsforschung noch aus der Geschlechterforschung im Allgemeinen finden Eingang in *Das Eva-Prinzip*.

Aber nicht nur Männer und Väter spielen eine nebeneordnete Rolle im *Eva-Prinzip*. Es werden vielmehr sämtliche Kategorien der Differenz wie Geschlecht, Ethnie, Klasse oder Religion gar nicht oder nur marginal reflektiert. Das führt zu der Vermutung, dass die ideale Leserin der HERMAN'SCHEN „Rückbesinnung auf weibliche Eigenschaften wie Mitgefühl, Liebe, Empathie“, wie es im Klappentext heißt, der konservativen weißen Mittelschicht angehört. Sie ist HERMANS „Adressatin für den Umgang mit demographischem Wandel und für die Gestaltung familiärer Beziehungen“<sup>733</sup>. Auf diese Weise hat HERMAN alle heterogenen Elemente des kulturellen Alltags in Deutschland aus ihrer ‚neuen Weiblichkeit‘ und ihrem idealen Familienbild ausgespart: Was aber ist mit den pluralen Familienstrukturen fernab vom Modell bürgerliche Familie? Was ist mit gleichgeschlechtlichen Beziehungen und der Homoehe? Was ist mit dem Islam und dem religiösen Fundamentalismus? Was ist mit Frauen aus bildungsfernen Schichten, die arbeiten müssen, um zu überleben und nicht, um Karriere zu machen? Was ist mit Feministinnen, die trotzdem Kinder und Mann vorzuweisen haben, was HERMAN für ein Paradoxon hält. Salopp formuliert: mit all diesen vielfältigen Elementen ist im neobürgerlichen *Eva-Prinzip* nichts. Sie werden, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnt. Solchermaßen – dank dieser Weichzeichnung der Realität – hat HERMAN mehr Platz für die Ausgestaltung ihres Idealbildes von einer zeitgenössischen Familie: die auf der Ehe basierende Familienkonfiguration mit Vater, Mutter und ihren Kindern, die den ‚Verhältnissen da draußen‘ gegenübersteht.

Was KLAUS am Beispiel von 13 populärwissenschaftlichen Sachbüchern mit dem Fokus auf den jeweils dargestellten Feminismus herausgearbeitet hat, besitzt so auch für das *Eva-Prinzip* Gültigkeit: „Die Kleinfamilie bestehend aus Mutter, Vater und Kind(ern) erfährt in der Mehrzahl der untersuchten Sachbücher als Hort bürgerlicher Tugenden eine Wiedergeburt. Die Familie erhält eine Schlüsselfunktion bei der Bewältigung all der sozialen Fragen [...]“<sup>734</sup>. HER-

<sup>733</sup> Klaus: „Antifeminismus und Elitfeminismus – Eine Intervention“, 184.

<sup>734</sup> Klaus: „Antifeminismus und Elitfeminismus – Eine Intervention“, 183.



MAN ist bemüht, das private Familienglück gegenüber der Arbeitswelt und der Öffentlichkeit aufzuwerten, indem sie einen erfüllten Beruf und eine Karriere generell abwertet. Sie versucht gegen die Fremdbetreuung von bis zu Dreijährigen zu argumentieren, weil sie die Wichtigkeit der familiären Sozialisation und Erziehung deutlich machen möchte (vgl. EP: Kap. 3). Sie spricht sich wiederholt für die schöpfungsgewollte Aufgabenverteilung innerhalb der Familie aus und favorisiert die traditionellen Geschlechterverhältnisse. Für sie ist Familie die Möglichkeit, der immer kälter werdenden Gesellschaft etwas entgegen zu setzen (vgl. EP: 240). Somit fungiert auch bei ihr Familie als Schlüsselfunktion.

Diese familiäre Schlüsselfunktion inszeniert HERMAN durch das Wechseln ihrer Rollen: entweder tritt sie als „Bußprediger[in]“<sup>735</sup> auf der fiktionalen Bühne ihres *Eva-Prinzips* auf oder sie erscheint als „Prophetin“<sup>736</sup>, die kinderlosen Frauen eine düstere Zukunft als Greisinnen prophezeit; ebenso macht sie sich die Rolle der „Expertin“<sup>737</sup> durch die Zitation von Expertenmeinungen und der „mutige[n] Vorkämpferin“<sup>738</sup> dadurch zu eigen, dass sie vorgibt, im Namen aller Frauen, die unter dem Feminismus leiden, zu sprechen. Angereichert mit ihrer eigenen Erfahrung als berufstätige Mutter, mit „Aussagen von Zeuginnen“<sup>739</sup>, d.h. von Freundinnen und Bekannten, denen es als alleinerziehende Mütter auch schlecht ging, zeichnet sie regelrechte gesellschaftliche Horrorszenarien, für die sie allesamt „die Feministinnen“ verantwortlich macht. Selbst ALICE SCHWARZER, Deutschlands wohl bekannteste Feministin, hat ihr Buch bezeichnenderweise mit *Die Antwort* (2007) betitelt und nimmt an drei Textstellen ausdrücklich Bezug zum *Eva-Prinzip*. Dabei versucht SCHWARZER nicht, die persönlichen Anfeindungen HERMANS und die ihr zuge dachte „Rolle der Buhfrau der Nation“<sup>740</sup> zu widerlegen.

HERMAN hat sich so verhalten, wie die von ihr kritisierten Feministinnen, von denen „einige wenige Frauen, [...] es schaffen, sich clever in Szene zu setzen, mit Büchern, Zeitschriften und Talkshow-Auftritten“ (EP: 205). Nicht nur, dass sich das Buch sehr gut verkauft hat, nein, die öffentliche Anteilnahme und der Wunsch, dem *Eva-Prinzip* etwas entgegensetzen, waren so groß, dass

---

<sup>735</sup> Thiele: „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten“, 63.

<sup>736</sup> Thiele: „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten“, 63.

<sup>737</sup> Thiele: „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten“, 63.

<sup>738</sup> Thiele: „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten“, 64.

<sup>739</sup> Thiele: „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten“, 63.

<sup>740</sup> Schwarzer: *Die Antwort*, 39.

zum einen verschiedenste Blogs im Internet entstanden sind, die sich mit HERMANS Buch auseinandergesetzt haben und zum anderen sind Antwortbücher geschrieben worden, wie bspw. das von KARIN DECKENBACH, *War was, Eva? Wer sich nicht wehrt, endet am Herd* oder das von DÉsirÉE NICK<sup>741</sup>, das explizit im Untertitel sagt: *Die Antwort auf Eva Herman*.

## 1.6 NICK antwortet HERMAN

Die „Antwort auf Eva Herman“, die gleichzeitig die Aufforderung, HERMAN möge nach Hause gehen mit im Titel trägt, ist der Versuch von DÉsirÉE NICK, den Text HERMANS zu dekonstruieren und zu widerlegen. „Eine muss auf den Mist ja antworten“ (EGH: 20) heißt es bei NICK zur Begründung, warum sie ihr „Gegenbuch“<sup>742</sup> geschrieben habe. Denn: „Bei so viel Unsinn würde Schweigen ja Zustimmung bedeuten!“ (EGH: 20) Plakativ belegen schon die von NICK gewählten Überschriften, dass es sich in ihrem Beitrag zur Diskussion um Familie, einem möglicherweise neuen Feminismus, wie sie ihn selbst gegen Ende ihres Buches einfordert (vgl. EGH: 103) und eine neue Bürgerlichkeit nicht um einen affirmativen Text handelt, sondern, so auch der Untertitel, um eine Streitschrift. Hier möchte also NICK im Lichte der Medienöffentlichkeit und im Rahmen einer medialen Inszenierung mit HERMAN über Familie und Muttersein streiten.

Die These, die dem Text *Eva go home* als roter Faden Struktur verleiht, ist die: Frau HERMAN verbreite „horrende[n] Apfelkuchenparolen“ (EGH: 10) und das als „Missionarin einer neuen Weiblichkeit“ (EGH: 10). Auf diese „Volksverblödungsparolen“ (EGH: 12) und „ideologische[r][n] Unsinn“ (EGH: 12) der „Anti-Emanzipations-Theorie“ (EGH: 13) möchte NICK mit ihrem Buch antworten. Augenzwinkernderweise ist dem eigentlichen Text auch ein Apfelkuchenrezept à la „Dési“ als Paratext vorangestellt. Der Apfelkuchen ist zu einer Art Leitmotiv in der HERMAN-Debatte geworden.<sup>743</sup>

<sup>741</sup> Nick: *Eva go home*. Im Folgenden unter Angabe der Sigle EGH in Klammern im Fließtext zitiert.

<sup>742</sup> O.A.: „Désirée Nick über Eva Herman: ‚Sie ist eine Wiederholungstäterin‘“, in: *Stern-Online* v. 11.09.2007, <<http://www.stern.de/unterhaltung/tv/597367.html>>; 15.8.2016.

<sup>743</sup> Vgl. Thea Dorn: „NDR feuert Eva Herman. Endlich Zeit für Apfelkuchen“, in: *Spiegel-Online*, abrufbar unter: <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/ndr-feuert-eva-herman-endlich-zeit-fuer-apfelkuchen-a-504723.html>>; 15.8.2016; Pascale Hugues: „Eva

Dieses ist NICKS drittes Buch<sup>744</sup> und gleichzeitig ihr dritter Bestseller. *Eva go home*, erschienen am 18. Januar 2007, hat sich laut *Wikipedia* über 300.000 mal verkauft.<sup>745</sup> Das Interesse seitens der gesellschaftlichen Öffentlichkeit für eine Auseinandersetzung mit HERMAN scheint also gegeben. Diese textuelle Auseinandersetzung beschreibt man bei *Amazon* folgendermaßen: „Genüsslich zerpfückt sie [DÉSIRÉE NICK; N.W.] Stück für Stück das Eva-Prinzip und die Rückkehr der alten Zöpfe“.<sup>746</sup> Deshalb ist *Das Eva-Prinzip* auch *in extenso* in NICKS Buch integriert: NICK liest, bespricht und kritisiert das, was man am besten als HERMANS Thesen beschreiben kann.

*Eva go home* ist teilweise sogar selbstreflexiv und weist dadurch eine gewisse Metaebene auf. Es wird über den aktiven Prozess des Lesens geschrieben. Da heißt es dann des Öfteren: „[W]ährend ich dein Buch so lese“ (EVG: 72). Das analytische Lesen des *Eva-Prinzips* war für NICK die Voraussetzung, um ihre Streitschrift zu verfassen, geht sie doch detailliert auf den Wortlaut des *Eva-Prinzips* ein. Jedes Kapitel, mit Ausnahme des zehnten und letzten, betitelt mit „Der Nickiismus: 37 Vorschläge für ein glückliches Leben“, ist identisch strukturiert: Mit den Worten „Eva Herman sagt“ werden fünf Zitate aus dem *Eva-Prinzip* angeführt, die NICK im Verlauf des jeweiligen Kapitels kritisiert und hinterfragt, weil es ihr um „die komplette Widerlegung des Eva-Prinzips“ (EGH: 20) geht. Mal werden Statistiken und wissenschaftliche Untersuchungen als Antithesen ins Feld geführt, mal sind es lediglich die von NICK vehement vertretenen Antworten auf HERMANS Aussagen. Dabei ist NICKS Hauptargument, dass Muttersein und Berufstätigkeit bzw. Karriere sich nicht ausschließen, sondern, im Gegensatz zu HERMANS Ansicht, beides sehr wohl vereinbar ist. Diese Ansicht beeinflusst das Frauen- wie auch das Familienbild, das bei HERMAN und NICK ein je unterschiedliches ist.

Einig sind sich NICK und HERMAN darüber, dass zu wenig Kinder in Deutschland geboren werden. Das ist der Ansatzpunkt beider Autorinnen. Bei

---

Herman und der Apfelkuchen-Kompromiss“, in: *Der Tagesspiegel* v. 16.9.2006, online <<http://www.tagesspiegel.de/meinung/kommentare/eva-herman-und-der-apfelkuchen-kompromiss/752368.html>>; 15.8.2016.

<sup>744</sup> Vgl. für Informationen zu Nicks Texten ihre offizielle Homepage: O.A.: „Homepage Désirée Nick“, <<http://www.desiree-nick.de>>; 15.8.2016.

<sup>745</sup> Eintrag: „Désirée Nick“, in: *Wikipedia* v. 21.05.2009, <[http://de.wikipedia.org/wiki/Désirée\\_Nick](http://de.wikipedia.org/wiki/Désirée_Nick)>; 15.8.2016.

<sup>746</sup> O.A.: „Produktbeschreibungen zu *Eva go home*. Kurzbeschreibung“, in: *Amazon.de*, <<http://www.amazon.de/Eva-go-home-D%C3%A9sir%C3%A9e-Nick/dp/3596176697>>; 15.8.2016.

NICK heißt es dazu: „Ich weiß auch, dass es so nicht weitergeht und mit der Geburtenrate was passieren muss.“ (EGH: 138f.) Bei HERMAN heißt es, dass Handeln gefragt sei bei dieser „wichtigen Sache“, damit Deutschland nicht ein ‚Land ohne Leute‘<sup>747</sup> wird:

Aber die Sache ist zu wichtig, um mich einschüchtern zu lassen. Zu wichtig, um einfach so weiterzumachen wie bisher. Denn es geht um unsere Zukunft, um die Zukunft unserer Kinder, um den Fortbestand unserer Gesellschaft. Werden wir aussterben, wird unser Land in wenigen hundert Jahren brachliegen? (EP: 12)

Konkrete Vorschläge, wie man die Situation und Lebensbedingungen von Eltern und ihren Kindern rechtlich, ökonomisch und sozial verbessern könnte und somit für junge Menschen mehr Anreize schaffen könnte, sich für Familie zu entscheiden, fehlen allerdings in beiden Texten. Vielmehr wird der Demographiediskurs zum Anlass genommen, um über Familie und Geschlechterrollen, vornehmlich die weibliche Geschlechterrolle, an der in den Texten alles festgemacht wird, zu diskutieren. Da die Texte HERMANS und NICKS an Frauen adressiert sind, impliziert dieses Faktum schon, dass es die Frauen sind, die für ein harmonisches Familienleben verantwortlich gemacht werden. Männer werden nicht in die Verantwortung genommen. Zwar gibt NICK zu bedenken, dass Männer „noch viel mehr eingebunden werden [müssen]“ (EGH: 142) und sich mithin das zeitgenössische Männerbild noch zu verändern habe, allerdings wird der Mann bzw. die Männlichkeit in *Eva go home* nicht weiter thematisiert. HERMAN hält die Dichotomie zwischen den Geschlechtern und zwischen Privatheit und Öffentlichkeit aufrecht. Bei NICK hingegen existiert zumindest in Ansätzen die Möglichkeit der performativ sich wandelnden Männlichkeit, wobei auch bei ihr, wie bei HERMAN, Männer nur peripher vorkommen.

Beide Autorinnen schreiben über ihre eigenen Erfahrungswelten und stilisieren sich dabei je unterschiedlich: HERMAN würde heute Vieles anders machen, NICK hingegen nicht und gibt sich deshalb auch zufrieden und glücklich als Alleinerziehende. Auffällig ist, dass NICK sich als Karrierefrau und Mutter inszeniert, während HERMAN bemüht ist, ihr altes Leben als Karrierefrau als Fehler auszulegen und ihr neues Leben als Hausfrau und Mutter zu preisen. Solchermaßen divergieren auch die Frauenbilder beider Autorinnen, wobei

---

<sup>747</sup> Vgl. das *Literaturen*-Heft Nr. 6 (2006), das titelt: „Land ohne Leute? Ein deutsches Dilemma“. In der rechten unteren Ecke des Editorials finden sich die schwarz gerahmten Fotos von Alice Schwarzer und Eva Herman.

NICKS Frauenbild komplexer ist als das von HERMAN. Die ideale Frau nach NICK soll nicht nur intelligent, erfolgreich und unabhängig sein, sondern ebenso begehrenswert, sexy und fruchtbar (EGH: 116). Bei HERMAN ist die Frau ‚nur‘ für Kind und Haushalt zuständig, bei NICK managt sie Karriere, Kind und Haushalt:

Ich trage Nylonstrümpfe, habe das Licht der Welt in Stiletto erblickt, lebe im adretten Businesskostüm, schmücke meine Wohnung nach dem ‚My home is my castle‘-Prinzip, mache nebenbei ein Soufflé mit dem Kind auf dem Arm und dem Handy ans Ohr geklemmt und zupfe, während ich meiner Sekretärin meine Genthesen diktiere, mit perfekt manikürten Nägeln die Blumen auf dem Fenstersims zurecht. (EGH: 117)

NICK fordert alles für die moderne Frau von heute ein und führt auch eine Liste prominenter Frauen, unter ihnen HEIDI KLUM und SILVANA KOCH-MEHRIN, als Belege für die erfolgreiche Vereinbarkeit von Karriere und Kind an (EGH: 14). NICK unterstreicht ihre optimistische Auffassung, dass für die Frau von heute alle Türen offen stehen und alles (beruflich, gesellschaftlich, privat) möglich ist, mit dem Satz, dass die Gesellschaft am Anfang eines Matriarchats stehen würde. Ihr Tenor lautet dabei, dass es einen „neuen Feminismus“ (EGH: 103) gibt, der es erlaubt, „individuell sein Leben in Freiheit zu entfalten“ (EGH: 103) und zwar fernab alter Rollendiktate. Besagte Freiheiten führen auch dazu, dass die bürgerliche Kleinfamilie für NICK ein Relikt aus einer vergangenen Zeit und somit veraltet ist und als unlebbar erscheint:

Das Idyll der bürgerlichen Kleinfamilie ist ein ausgedientes deutsches Nachkriegsmodell. Was da im Eva-Prinzip heraufbeschworen werden soll und als ‚Normalität‘ und Ideal verkauft wird, hat es so nie gegeben. Es ist ein Trugschluss, dass die Mütter vormals rund um die Uhr wie eine Glucke ihre Kinder ‚bespaßt‘ haben. Was Frau H. als heile Welt propagiert, ist eine Lüge! (EGH: 130)

Hinsichtlich des jeweils propagierten Familienbildes existiert hier der größte Unterschied zwischen den beiden Autorinnen. HERMAN lässt nichts unversucht, das traditionelle bürgerliche Familienideal als Norm und Normalität zu loben, wohingegen NICK, die sich schon im Matriarchat wähnt, von pluralen Familienkonstellationen auszugehen scheint, diese Konstellationen aber nicht konkretisiert. Sie vermittelt die Botschaft, dass Frauen alles sein können und nimmt dabei weder die staatlichen Unterstützungsmaßnahmen noch generelle ökonomische

mische Voraussetzungen in den Blick. Stillschweigend scheint sie von der gut situierten Mittel- und Oberschichtenfrau auszugehen. Ähnlich verhält es sich mit SILVANA KOCH-MEHRIN, deren liberale Kernaussage ist, dass es jede Frau schaffen kann, Kind und Karriere zu realisieren und wer es nicht schaffen sollte, ist selber schuld. Beide Autorinnen profilieren sich dabei als Rollenmodelle. Mit KOCH-MEHRIN lautet das Credo für die Frau von heute: „Die Freiheit der Moderne besteht darin, dass wir unzählige Möglichkeiten haben, das für uns passende Lebensmodell zu wählen, und jede Entscheidung heißt, dass viele andere Optionen eben nicht wahrgenommen werden.“<sup>748</sup>

## 1.7 DECKENBACH, SCHIRRMACHER und BOLZ

Eine Autorin, die dem bürgerlichen Familienbild eine klare Absage erteilt, ist KARIN DECKENBACH. In ihrem Buch *War was, Eva? Wer sich nicht wehrt, endet am Herd*<sup>749</sup> verteidigt sie die Emanzipation und wehrt sich dagegen, dass die Gesellschaft einen neuen Feminismus braucht. Was gesellschaftspolitisch vonnöten sei, so DECKENBACH, sind „neue Männer!“ (WSNW: 294). D.h. DECKENBACH nimmt die Männer in die Pflicht und fordert ein neues Männerbild. Diese Forderung geht einher mit ihrer Erkenntnis, dass in Politik und Gesellschaft noch viel zu oft ein Familienbild gefördert wird, das moralisch und wirtschaftlich schon längst ausgedient habe. Ebenso wie sie eine Erneuerung von Männlichkeit für unabdingbar hält, so unmissverständlich stellt sie heraus, dass sich an der bürgerlichen Familienkonstellation etwas zu ändern habe:

Sorry, Leute, das deutsche Familienbild hat abgewirtschaftet. Es geht nicht mehr. Rein volkswirtschaftlich lässt sich die antiquierte deutsche Arbeitsteilung nicht mehr bezahlen. Wir haben uns fast schon zu Tode subventioniert. Der Staat kann das Mutterglück zu Hause nicht länger alimentieren. Wir brauchen und wollen die Frauen, auch wenn sie Mütter sind, als Produktivkräfte. (WSNW: 280)

DECKENBACHS Familienbild ist also ein anderes als das von HERMAN, wie folgendes Zitat verdeutlicht, in dem es um die Frage nach der Fertilität im Zusammenhang mit der Vermehrungsfreudigkeit der Deutschen geht:

<sup>748</sup> Koch-Mehrin: *Schwestern*, 14.

<sup>749</sup> Deckenbach: *War was, Eva?* Im Folgenden im fortlaufenden Text unter Angabe der Sigle WSNW in Klammern zitiert.

Denn das ist das altdeutsche Ideal: Der Mann sorgt für das Geld, die Frau für ein trautes Heim – und wenn dabei nicht genug Kinder rauskommen, dann wird in Deutschland so verdrossen wie unverdrossen der Zerfall der traditionellen Werte verantwortlich gemacht. Und zum Rückzug auf das ‚Eva-Prinzip‘ geblasen. (WSNW: 278)

In den Ländern, in denen Gleichberechtigung gelebt wird und auch die Mehrzahl der Mütter im Erwerbsleben steht, werden umso mehr Kinder geboren.<sup>750</sup> In Deutschland hingegen, wo das von DECKENBACH beschriebene Familienideal lange geherrscht hat und abermals von Autorinnen wie HERMAN propagiert wird, werden zunehmend weniger Kinder geboren. Folgerichtig benennt DECKENBACH in ihrem Buch *Die Mutterglück-Falle. Warum wir unser Familienbild ändern müssen* (2006) das vorherrschende Familienbild in Deutschland als das zentrale Problem für das Ausbleiben vieler Kinder, welches nur durch einen Mentalitätswandel gelöst werden könne.<sup>751</sup>

Das Thema, dass in Deutschland zu wenig Kinder geboren werden, hat nicht nur Frauen wie HERMAN, NICK und DECKENBACH zu ihren Büchern über Rollenverteilung und Familie veranlasst, sondern ebenso SCHIRRMACHER in seinen beiden Bestsellern *Das Methusalem-Komplott* und *Minimum*<sup>752</sup> dazu verleitet, über Familie und Gesellschaft nachzudenken. Kreist das *Methusalem-Komplott* thematisch hauptsächlich um den angsteinflößenden Demographiediskurs, d.h. um das Problem einer alternden und kinderlosen Gesellschaft, in der es wenig Junge und viele Alte geben wird, so wird der Themenkomplex in *Minimum* um den drohenden Untergang der bürgerlichen Kleinfamilie respektive familiärer Netzwerke erweitert. Angesichts der demographischen Problematiken und Herausforderungen redet SCHIRRMACHER der bürgerlichen Familienkonstellation das Wort.

Bei seiner Diskussion der „Überlebensfabrik“ (M: 18) Familie macht es sich SCHIRRMACHER ähnlich einfach wie NORBERT BOLZ, der in seinem Buch *Die Helden der Familie* allein die Erwerbstätigkeit der Frauen für den Unter-

---

<sup>750</sup> Vgl. bspw. Vinken: „Jedenfalls haben in Frankreich genau diejenigen Frauen Kinder, die in Deutschland keine Kinder bekommen – die Akademikerinnen. Im Pariser Raum haben die Leute zwei bis drei Kinder, und die Frauen sind alle vollzeitig berufstätig. Genauso in Amerika.“ (In: René Aguigah u.a.: „Wir müssen bei den Männern anfangen.“ Ein *Literaturen*-Gespräch mit Barbara Vinken, Hans Bertram, Norbert Bolz u. Reiner Klingholz, in: *Literaturen* 6 (2006): 16-21, 18.)

<sup>751</sup> Vgl. Karin Deckenbach: *Die Mutterglück-Falle. Warum wir unser Familienbild ändern müssen*, München: dtv 2006.

<sup>752</sup> Schirrmacher: *Minimum*. Im Folgenden im fortlaufenden Text unter Angabe der Sigle M in Klammern zitiert.

gang der Familie verantwortlich macht: „Man kann die Tragödie der modernen Familie durch einen einfachen, sich selbst verstärkenden Kreislauf beschreiben. Frauen arbeiten [...].“<sup>753</sup> Auch SCHIRRMACHER beklagt den gesellschaftlichen Verlust des bürgerlichen Alleinernährermodells, indem er konstatiert, dass „der Grad der Ausbildung einer Frau [...] mittlerweile eine feste Größe für Kinderlosigkeit und die Verschiebung stabiler Partnerschaften [ist]“ (M: 18). Die für die Institution ‚bürgerliche Familie‘ konstitutive Dichotomie zwischen dem außerhäuslichen Erwerbsleben des Mannes und des privaten Hausarbeitens der Frau wird in ihrer zeitgenössischen Abwesenheit beklagt und als Verlust dargestellt. Gemeinsam ist BOLZ und SCHIRRMACHER, dass sie, ebenso wie HERMAN, das bürgerliche Familienbild in ihren Texten idealisieren und das obwohl SCHIRRMACHER paradoxerweise dieses explizit negiert: „Besorgnis über die Bedrohung der Familien und die Schrumpfung der Bevölkerung ist nicht, wie vielfach behauptet, die konservative Sehnsucht nach der heilen Zeit der Familie.“ (M: 162)

Für diese Idealisierung des Familiären, die nach SCHIRRMACHER ja gar keine ist, holt der Autor etwas aus. Er leitet sein Buch mit einer Anekdote über einen amerikanischen Siedlertreck aus dem Jahre 1846 ein. Dieser brach auf, um die Sierra Nevada Richtung Kalifornien zu durchqueren, wurde dann aber unerwartet früh an einem Pass von Schneestürmen heimgesucht und blieb monatelang mitten in der Wüste und ohne ausreichenden Proviant stecken. „Mit jedem Tag, der verging, näherten sie sich dem absoluten Minimum, das zum Überleben notwendig war.“ (M: 8) Es folgte ein Überlebenskampf, bei dem etwa achtzig Menschen, die dem Treck angehörten, verstarben. Unter den Toten – es waren ungefähr die Hälfte, die diese „Tragödie vom Donner-Pass“ (M: 8) nicht überlebte – waren überproportional häufig allein reisende und vermeintlich starke Männer, weniger hingegen Frauen, die mit ihren Familien reisten. SCHIRRMACHER schlussfolgert aus dieser Anekdote unter Bezugnahme auf DONALD GRAYSON, dass für das Überleben der Einzelnen die Familie entscheidend war. D.h., ob die Reisenden alleine oder im Familienverband unterwegs waren, entschied zu einem großen Teil darüber, ob sie überlebten oder nicht. Diese für die Donner-Pass-Geschichte zutreffende Tatsache wird von SCHIRRMACHER im Anschluss an GRAYSON als Naturgesetz ausgelegt. Solchermaßen versucht SCHIRRMACHER die Anekdote als repräsentativ für menschliches Zusammenleben im Allgemeinen auszuweisen. Deshalb rekurriert er in *Minimum*

<sup>753</sup> Bolz: *Die Helden der Familie*, 36.



auch fortwährend auf diese Geschichte. Sie soll den Leserinnen und Lesern zeigen, wie eine Gesellschaft funktioniert, in der Familie als Keimzelle des Staates figuriert wird und was passiert, wenn diese, für die Gesellschaft lebensnotwendigen Familienbande, angesichts neuester Demographieentwicklungen zunehmend weniger werden. Solidarität und Altruismus, d.h. tragfähige Netzwerke innerhalb der Familie, sind fast immer naturgegeben und werden evolutionär-biologisch von SCHIRRMACHER hergeleitet. Um diesen Sachverhalt zu verdeutlichen, webt SCHIRRMACHER neben der Donner-Pass-Tragödie noch eine weitere Geschichte in seinen Text ein, nämlich die von Summerland, einem Freizeit- und Vergnügungspark auf der Isle of Man, der 1973 einem Brand zum Opfer fiel. Summerland wird als das größte Brandunglück Großbritanniens nach Ende des Zweiten Weltkrieges titulierte.

Als der Brand ausbrach, waren Familien weit verstreut auf dem großen Areal des Parks. Dennoch waren sie darum bemüht, geschlossen, d.h. als Familienganzheit aus dem Feuer zu fliehen und kein Familienmitglied zurückzulassen. Im Vergleich zu Freundesgruppen, die einander schnell aus den Augen verloren haben in der Hektik, haben Familien sich solidarisch und altruistisch gezeigt und selbst im Angesicht des drohenden Todes auf Angehörige gewartet bzw. nach ihnen gesucht. Was SCHIRRMACHER anhand dieser zweiten Geschichte darlegt, ist abermals die verlässliche Natur familiärer Beziehungen, die *in puncto* Solidarität und Altruismus von anderer Qualität seien als freundschaftliche Beziehungen. Angesichts des demographischen Wandels würden familiäre Netzwerke in Zukunft noch mehr abnehmen. Das führe dazu, dass es der schrumpfenden Gesellschaft mit wenigen Kernfamilien und viel Kinderlosigkeit an altruistischen Werten fehlen werde. So zumindest erklärt SCHIRRMACHER das gesellschaftliche Problem, das entsteht, wenn es zunehmend weniger bürgerliche Familien gibt.

Analog zu HERMANS Vorstellung von Familie als „Überlebensstrategie“ entwirft SCHIRRMACHER Familie als „Überlebensfabrik“, die Rettung sowohl für die Einzelne/den Einzelnen als auch die Gesellschaft bedeutet. Bei beiden Autoren geht es ums Überleben und damit um die Zukunftsfähigkeit einer Gesellschaft. Familiengründungen sollen den Weg aus dem gesellschaftlichen Dilemma weisen. Deshalb beschreiben die Autoren die bürgerliche Familie sehnsuchtsvoll als Idealbild des menschlichen Zusammenlebens und plädieren für die Renaissance dieser Familienkonstellation. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei die Rolle der Frau: „Frauen sind, um die Trivialität auszusprechen, natür-

lich keine besseren Menschen. Aber diese Großmütter, Mütter und Töchter werden entscheiden, ob und wie unsere Gemeinschaft neu entsteht.“ (M: 157) Frauen in der Diktion SCHIRRMACHERS sind „Überlebensmaschinen“ (M: 132) und „Netzwerkbewahrer[n]“ (M: 132). Ergo sind es die Frauen, die, so scheint es, einzig und allein für den Fortbestand der deutschen Nation zuständig sind. Nicht nur sollen sie die Sorge- und Erziehungsfunktion innerhalb des klassischen bürgerlichen Familienmodells übernehmen, sondern sie sollen ebenso für den Fortbestand der Gesellschaft Verantwortung tragen, wobei nicht erkennbar ist, welche Funktionen bei SCHIRRMACHER eigentlich die Männer zu erfüllen haben. Damit obliegt dem weiblichen Geschlecht eine enorme Last.

## 1.8 War was? – Eine Zwischenbilanz

Wie sich gezeigt hat, steht die Rolle der Frau im Fokus der Betrachtungen über Familie, wie sie sich in den hier vorgestellten Sachbüchern findet. In den meisten Büchern ist die Frau die alleinige Adressatin der Texte und wird zugleich für die fehlenden, idealtypisch gedachten Familienkonstellationen nach dem Muster ‚bürgerliche Familie‘ verantwortlich gemacht, so zumindest bei HERMAN, BOLZ und SCHIRRMACHER. Auch bei NICK und DECKENBACH bleibt die Frau die Adressatin ihrer Texte, jedoch inkorporieren beide Autorinnen zumindest rudimentär (NICK) oder ausgeprägter (DECKENBACH) die Frage nach einer möglicherweise neuen Rolle von Männern und einer neuen Männlichkeit und deren Konsequenzen für eine Neukonzeption von Familie. Es wurde deutlich, dass Familie getreu dem bürgerlichen Modell des 18. Jahrhunderts als ein weiblicher Bereich dargestellt wird, der ganz der Zuständigkeit der Hausfrau und Mutter obliegt. Väter und Kinder werden aus dieser Repräsentation zu größten Teilen ausgespart. Wenn es um die Zukunft der Familie geht, so erweckt es den Eindruck, dann werden immer noch ausnahmslos die Frauen angesprochen. HAUSEN hat mit Rekurs auf FICHTE und KANT für das 18. Jahrhundert resümiert, dass „die Frau durch Ehe und Familie und Ehe und Familie durch die Frau definiert [...] [sind]. Im Unterschied zu früher wird allein die Frau und nicht mehr der Mann durch die Familie definiert“<sup>754</sup>.

<sup>754</sup> Hausen: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“.

HERMANS Bücher sind keine literarischen Meisterwerke; der fragliche Inhalt hat sich nicht einmal eine besonders individuelle Form gesucht, worin mitunter ein Grund für den Mangel an wissenschaftlicher Literatur zu ihren Büchern und an nachhaltiger Wirkung liegen mag. Zum anderen sind andere öffentliche Personen, die sich als Autorinnen/Autoren betätigen und gewagte Thesen aufstellen, in ihre Fußstapfen getreten. Nichtsdestotrotz hat die obige Analyse dieser Texte und der Versuch, die sich an diese Bücher anschließende Debatte nachzuzeichnen, die u.a. in Form von Antwortbüchern geführt wurde, deutlich gemacht, wie stark die Biologie als Argumentationsstruktur in der Geschlechterdebatte heutzutage noch und/oder wieder ist. Ferner wird mit Blick auf das standardisierte Repertoire an evolutionsbiologischen Begründungen für eine Geschlechterdifferenz und die sich daraus ableitenden Wesensunterschiede und Aufgabenverteilungen im Familienleben deutlich, wie eine biologische Rhetorik mit dem Ziel der Renaissance des bürgerlichen Familienmodells in der Mitte der 2000er Jahre strukturiert ist. Hält man sich vor Augen, dass der Comedien MARIO BARTH seit Jahren erfolgreich genau über diese vorgeblich biologischen Wesensunterschiede von Mann und Frau Witze macht, und Deutschland lacht, ist es wichtig, sich diese Argumentationsstrukturen zu verdeutlichen, die letzten Endes zu einer Reproduktion und Stabilisierung von Geschlechtmustern im Kulturellen führen. Neuerdings wird im Rückgriff auf die Entwicklungen in den Neurowissenschaften und den damit einhergehenden, bildgebenden Verfahren des Gehirns, wie der Magnetresonanztomographie (MRT), auf neurobiologische Begründungen zurückgegriffen, indem bestimmte Hirnareale, die für bestimmte Emotionen oder Fähigkeiten zuständig sein sollen, als unterschiedlich ausgeprägt im weiblichen resp. männlichen Gehirn ausgemacht werden. Verweise auf Bücher wie das von LOUANN BRIZENDINE *Das weibliche Gehirn. Warum Frauen anders sind als Männer* [am. Orig. *The female brain*] (2006) finden sich auch im *Eva-Prinzip*, um insgesamt eine biologische Sichtweise auf die Menschheit zu legitimieren.

## 2 Mediendebatte ‚neue Bürgerlichkeit‘

Die Idee für die Struktur zu diesem Unterkapitel ist an einen Aufsatz von ELKE BRÜNS angelehnt, in dem sie die Suche nach dem verzweifelt nach der Wende 1989/90 herbeigewünschten deutsch-deutschen Berlin-Roman in den nationalen Feuilletons verfolgt und rekonstruiert. In ihren Worten folgt sie „den Spuren der Feuilletondebatte um den angemahnten Berlin-Roman“<sup>755</sup>. Mein Vorhaben im Rahmen von diesem Kapitel birgt eine Parallele, die vielleicht schon so selbstverständlich ist, dass man sie gerade deshalb nicht wahrnimmt. In Anlehnung an BRÜNS formuliert, werde ich ‚den Spuren der Mediendebatte‘ und somit den Redeweisen über und Aussageformationen einer sog. ‚neuen Bürgerlichkeit‘ nachgehen, die, je nach Datierung, seit den späten 1980er Jahren (KOCKA) oder „seit den 1990er Jahren“ (BUDE u.a.) „periodisch“ auftreten<sup>756</sup>.

Wurde viel über den einen Berlin-Roman geschrieben und diskutiert und hat er sich letzten Endes nirgendwo materialisiert, außer eben in negativer Form als Rede über einen möglichen Roman dieser ominösen Gattung, von der man gar nicht so recht wusste, wie sie auszusehen hat, so kann man treffend bilanzieren: viel heiße Luft wurde da in den ‚Beiblätchen‘ der Zeitungen fabriziert. In Analogie zu dieser Debatte ist auch die Diskussion um das Phänomen einer ‚neuen Bürgerlichkeit‘ zu lesen. Über einen gewissen Zeitraum haben alle führenden Printmedien das Thema aufgegriffen und eine Debatte initiiert sowie aufrecht erhalten, die nur dadurch existierte, weil sie geführt wurde.<sup>757</sup> Ande-

<sup>755</sup> Elke Brüns: „Dunkelkammer und schwarzes Loch. Die Suche nach dem Berlin-Roman“, in: *Chiffre 2000 – Neue Paradigmen der Gegenwartsliteratur*, hg. v. Ulrike Vedder u. Corina Caduff, München: Fink 2005, 141-149, 141.

<sup>756</sup> Bude u.a.: „Einleitung“, in: *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum*, 7. Hierbei handelt es sich m.E. um den umfassendsten und aktuellsten Einstieg in die öffentliche Debatte um eine neue Bürgerlichkeit.

<sup>757</sup> Nahezu ausnahmslos alle deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften befassen sich seit ca. Ende der 1990er, vermehrt seit der Jahrtausendwende, regelmäßig mit dem Phänomen ‚neue Bürgerlichkeit‘. Vgl. stellvertretend: *Die Zeit* v. 09. März 2006, Nr. 12, deren thematischer Schwerpunkt auf der „Sehnsucht nach dem Bürger“ lag; das Themenheft *Der Spiegel Special* „Sehnsucht nach Familie. Die Neuerfindung der Tradition“, Nr. 4, 2007; die Serie „Feine Unterschiede“ in der *taz* v. 17.01. bis 21.03.2006; aber auch populärkulturelle Bücher zum Thema schreiben an jenem Trend mit, den sie zugleich untersuchen. Im *Philosophischen Quartett* auf ZDF diskutierten Peter Sloterdijk und Rüdiger Safranski zusammen mit ihren Gästen Bernd Kauffmann und Moritz Rinke am 2.5.2010 über das Thema „In den Ruinen der Bürgerlichkeit? Ende oder Auferstehung des rechtschaffenen Kaufmanns?“. Die Sendung liegt in der ZDF-Mediathek vor und kann online angeschaut werden.

rerseits, so argumentieren HEINZ BUDE u.a., ist „die Debatte um Bürgerlichkeit und Bürgertum in Deutschland [...] offensichtlich so hartnäckig, weil sie verschiedene andere Debatten akkumuliert und assoziiert, die ihr immer neuen Zündstoff zuschießen“<sup>758</sup>. Diese anderen Debatten lassen sich im Inhaltsverzeichnis zu CHRISTIAN RICKENS *Die neuen Spießer* nachlesen. Dort zählt der Autor die ‚Lieblingsthemen‘ der neuen Bürgerlichen auf, nach denen jeweils die Kapitel gegliedert sind. Zu diesen Themen zählen der Werteverfall, ein neuer Kulturkampf, die Existenz einer neuen Unterschicht, die zunehmende Xenophobie, der Patriotismus, die Ökologie, aber auch der demographische Wandel sowie der Untergang der bürgerlichen Familie.<sup>759</sup> Familie, so RICKENS, liege dabei an der Schnittstelle von zwei der „beliebtesten Neubürgerlichen Schreckensszenarien: demographische Bedrohung und Werteverfall“<sup>760</sup>. Wie RICKENS mithilfe des Computerprogramms DIGAS eruiert hat, findet sich die erste Verwendung des Begriffs ‚neue Bürgerlichkeit‘ in den Medien in einem *Zeit*-Artikel von GUNTER HOFMANN zum Ende der Kanzlerschaft HELMUT KOHLS.<sup>761</sup> In dem Artikel sieht HOFMANN „die Zeit einer bestimmten Bürgerlichkeit, die Kohl verkörpert, zu Ende [gehen]“<sup>762</sup>. Diese Zeit sei „biedermeierlich“ gewesen, „aber ob aus dem Neuen auch eine neue Bürgerlichkeit wird, die sich den Widersprüchen der Moderne offensiv stellt, [...] das soziale Auseinanderklaffen ignoriert, die Zukunft der Lebenswelt im Auge behält, Selbstbewußtsein auf internationalem Parkett nicht mit Großmüligkeit verwechselt, das alles ist ja noch offen“<sup>763</sup>.

Wie RICKENS herausstellt und wie schon das Zitat HOFMANNs deutlich macht, unterliegt der Begriff ‚neue Bürgerlichkeit‘ einem Bedeutungswandel. Bei HOFMANN ging es um soziale Verantwortung und Internationalisierung, um bewusstes Ressourcenmanagement und Energiesparen. In einem *Spiegel*-Artikel von 2003, „Nobel statt Nabel“ – erschienen im ersten *Spiegel*, der nach

---

<sup>758</sup> Bude u.a.: „Einleitung“, in: *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum*, 8.

<sup>759</sup> Christian Rickens: *Die neuen Spießer. Von der fatalen Sehnsucht nach einer überholten Gesellschaft*, Berlin: Ullstein 2006. Rickens analysiert, dass die neuen Bürgerlichen die ‚Spießerklischees‘ der 1980er bedienen und wirft die Frage auf, ob gerade das revolutionär sei.

<sup>760</sup> Rickens: *Die neuen Spießer*, 103.

<sup>761</sup> Vgl. Rickens: *Die neuen Spießer*, 18-20.

<sup>762</sup> Gunter Hofmann: „Ein Kulturbruch, mit links. Demokratie wie aus dem Lehrbuch: Der dritte Machtwechsel der Republik vollzieht sich heiter und undramatisch“, in: *Die Zeit*, Nr. 41, 1998, <[http://www.zeit.de/1998/41/199841.wechsel\\_.html/komplettansicht](http://www.zeit.de/1998/41/199841.wechsel_.html/komplettansicht)>; 12.9.2014.

<sup>763</sup> Hofmann: „Ein Kulturbruch, mit links.“

RICKENS dem Phänomen eine Titelgeschichte widmete – steht schon die Frage nach Tugenden und Regeln, die bspw. wieder in Benimm-Kursen eingeübt werden, im Zentrum des Begriffs und impliziert ein „vorwärts zurück in ein neues Biedermeier“<sup>764</sup>. Der Begriff verblieb aber nicht lange im Bereich des Privaten. Ab 2003 wurde er mit „politischen Forderungen verknüpft“, für deren Notwendigkeit die „antibürgerliche Haltung der Achtundsechziger“ verantwortlich sei.<sup>765</sup> Für diese Begriffsentwicklung von 1998 über 2003 bis 2006 bilanziert RICKENS: „Vier Jahre hatte es gedauert, um die neue Bürgerlichkeit von einem vorwärts- in einen rückwärtsgewandten Begriff zu verwandeln. Weitere vier Jahre später ist aus einer harmlosen Klassifizierung für einen neuen Lebensstil eine Kampffarole geworden.“<sup>766</sup>

Mit Fokus auf das Thema ‚Familie‘ wird vorliegendes Kapitel die Mediendebatte ‚neue Bürgerlichkeit‘ paradigmatisch darstellen. Ich hoffe zu zeigen, dass ein Zugriff auf soziale Phänomene mit literaturwissenschaftlichen Analyseinstrumenten, wie dem *close reading*, dem Aufzeigen rhetorischer und narrativer Strategien von kulturellen Texten, dem Kompilieren, Archivieren, Vergleichen oder Rubrizieren, ein sinnhaftes Verstehen unserer komplexen Wirklichkeit auf historisch-systematische Weise befördert, indem für die Komplexitäten als sprachliche Gebilde in ihrer Historizität und Diskursivität sensibilisiert wird<sup>767</sup>.

Ausgehend von der Textualität des Kulturellen – im Sinne einer kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft – ist es möglich, nicht nur die sog. ‚Höhenkammliteratur‘, sondern „auch nichtliterarische Texte im Hinblick auf ihre sprachlichen und kulturellen Muster“<sup>768</sup> zu untersuchen. Konkret kann ein Zei-

<sup>764</sup> Susanne Beyer u.a.: „Nobel statt Nabel“, in: *Der Spiegel* 28 (2003): 124-137. Vgl. auch Rickens: *Die neuen Spießer*, 19f.

<sup>765</sup> Rickens: *Die neuen Spießer*, 21.

<sup>766</sup> Rickens: *Die neuen Spießer*, 22.

<sup>767</sup> Damit gehe ich, obschon zunächst ungewollt, mit der derzeitigen ‚Mode‘ in den Philologien, wie ein CfP für die vom 14.-16.9.2014 in Frankfurt abgehaltene Tagung ‚Philologie und Gesellschaft: Imagination – Legitimation – Integration‘ belegen kann. Inhaltlich ähnlich formuliert dort Martin Huber, der seit 2007 der stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Germanistenverbandes ist. Vgl. <<http://h-net.msu.edu/cgi-bin/logbrowse.pl?trx=vx&list=H-Germanistik&month=1307&week=d&msg=TMLVX/jaJSkbf7gioJJU%2Bg>>; 15.8.2016.

<sup>768</sup> Wagner-Egelhaaf: Kap. VIII: „Text, Kultur, Medien“, 222. Vgl. auch Schöblier: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft*. Ausführungen zu meinen theoretischen Vorannahmen, meinem Textverständnis, meiner Verbindung von diskursanalytischen Theoremen mit textanalytischen Parametern und weiteren, dieser Studie zugrunde liegende

tungscover parallel gelesen werden mit Beiträgen von ForscherInnen, die sich wissenschaftlich mit dem Zeitgeistphänomen einer ‚neuen Bürgerlichkeit‘ beschäftigen.<sup>769</sup> Im Folgenden ist die Auffälligkeit und kulturelle Bedeutsamkeit einer ‚neuen Bürgerlichkeit‘ mit dem Versuch ihrer Kontextualisierung zu fokussieren.

## 2.1 Ende des ‚anything goes‘ und der familiären Beliebigkeit?

Nach dem postmodernen Credo des ‚anything goes‘ und der damit einhergehenden Destruktion von verbindlichen Leitbildern und traditionellen Maximen erweckt diese seit einigen Jahren v.a. in den Feuilletons deutscher Zeitungen unter dem Schlagwort ‚neue Bürgerlichkeit‘ geführte Diskussion um eine Revitalisierung und Neuformulierung von Bürgerlichkeit den Eindruck, dass die Suche nach sinnstiftenden und Orientierung versprechenden Werten, Tugenden und Lebensmodellen ein wesentliches Charakteristikum für die zeitgenössische Zeit der ‚Moderne nach der Moderne‘<sup>770</sup> ist. Gerade weil die Postmoderne

---

Prämissen, finden sich in der Einleitung und dann detailliert im zweiten Kapitel dieser Arbeit.

<sup>769</sup> Vgl. das APuZ-Themenheft *Bürger – Bürgertum – Bürgerlichkeit* 9-10 (2008) und darin insb. den Beitrag ‚Bürger und Bürgerlichkeit im Wandel‘ von Jürgen Kocka (3-9). Ferner sei der Beitrag von Paul Kaiser, ‚Bürgerlichkeit ohne Bürgertum?‘ (26-32), hervorgehoben. Vgl. auch den online abrufbaren Konferenzbericht von Marie Christine Pott-hoff zur Tagung ‚Bürgertum und Bürgerlichkeit im 20. Jahrhundert in internationaler Perspektive. 26.10.2007-28.10.2007, Loccum‘, in: *H-Soz-u-Kult* v. 01.03.2008. Auch auf neuere Publikationen zum Thema ‚Bürgerlichkeit‘, die ihren Beitrag zur historischen Genese von Bürgerlichkeit leisten, sei hier verwiesen: *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert; Bürgerlichkeit ohne Bürgertum*. Speziell das Themenheft ‚Neue Bürgerlichkeit‘ der *Frankfurter Hefte*, Nr. 4 (2010) befasst sich eingehend mit dem titelgebenden Phänomen. Vgl. auch folgende Zeitschriftenaufsätze von Hans-Peter Müller: ‚Neue Bürgerlichkeit? Eine gute Idee, wenn man es sich leisten kann‘, in: *Merkur* 716 (2009): 29-42; Werner Plumpe: ‚Stichwort: Neue Bürgerlichkeit? Tragödie und Farce‘, in: *WestEnd* 1 (2009): 101-106; David Salomon: ‚Elemente neuer Bürgerlichkeit. Bourgeois und Cito-yen in der postdemokratischen Elitenherrschaft‘, in: *PROKLA* 160.3 (2010): 311-323. Vgl. auch die Einleitung zu dieser Arbeit.

<sup>770</sup> So lautet der erste Aufsatz von Uwe Wittstock in seinem Band *Nach der Moderne. Essay zur deutschen Gegenwartsliteratur in zwölf Kapiteln über elf Autoren*, Göttingen: Wallstein 2009, 7-24. In seiner Definition der Postmoderne stärkt Wittstock den Gedanken, dass ‚Grundüberlegungen der Moderne‘ pointiert weitergeführt werden, sodass es nicht das Ziel ist, ‚eine neue Epoche einzuläuten, sondern bestimmte Aspekte der Moderne zu betonen und zu ihrer Selbstkritik beizutragen‘ (ebd.: 13).

„Einheitssehnsüchten“<sup>771</sup> „mit verschärftem Misstrauen“<sup>772</sup> begegnet und Pluralität und Differenz betont, tritt der „Mangel offener Gesellschaften an metaphysischen Sinnangeboten“<sup>773</sup> besonders stark hervor, schreibt UWE WITTSTOCK in seinem Buch *Nach der Moderne* (2009)<sup>774</sup>. Diese „Pluralität von Lebenschancen“, so auch die Historiker MANFRED HETTLING und STEFAN-LUDWIG HOFFMANN, wurde bereits im 19. Jahrhundert „als eine bedrohliche Heterogenität wahrgenommen“<sup>775</sup>. Für HETTLING und HOFFMANN bilden „Vielfalt und Offenheit“<sup>776</sup> den Kern „bürgerliche[r] Lebensführung“, wohlgemerkt im 19. Jahrhundert, der aber zeitgleich „um die Illusion einer vermeintlichen Einheit und Geschlossenheit“<sup>777</sup> erweitert wurde. Hier scheint mir das Grundparadoxon der bürgerlichen Wertewelt zu liegen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass die sozialhistorische Forschung vornehmlich die Untersuchung bürgerlicher Lebensweisen im 19. Jahrhundert fokussiert, wohingegen sie das 18. Jahrhundert eher ‚stiefmütterlich‘ berücksichtigt hat. Diesem Forschungsstand verdankt sich der Sammelband *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert* von 2006, der explizit die „Geschichte von Bürgerlichkeit“ verfolgen und die Literatur in den „Mittelpunkt“ der Analysen stellen will, weil – so die Begründung – der Literatur eine „zentrale Funktion bei der Konstituierung von Bürgerlichkeit“ zukam.<sup>778</sup> Gegen Ende des Vorworts schreiben die drei Herausgeber HANS-EDWIN FRIEDRICH, FOTIS JANNIDIS und MARIANNE WILLEMS, dass „sich der Band einem von der Bürgertumsforschung vernachlässigten Zeitraum“<sup>779</sup> widmet: „‚Bürgerlichkeit‘ wird nicht plötzlich um 1790 erfunden, wenn auch die sozialhistorische Forschung zur ‚bürgerlichen Kultur‘, die sich fast ausschließlich mit dem 19. Jahrhundert befaßt, diesen Eindruck erweckt. ‚Bürgerlichkeit‘ hat eine (Vor-)Geschichte.“<sup>780</sup> Dass diese (Vor-)Ge-

<sup>771</sup> Wittstock: *Nach der Moderne*, 12.

<sup>772</sup> Wittstock: *Nach der Moderne*, 12.

<sup>773</sup> Wittstock: *Nach der Moderne*, 13.

<sup>774</sup> Hier klingt offensichtlich Jean-François Lyotards Diktum vom Ende der Einheit stiftenden Metaerzählungen in der Postmoderne mit, wie es sich in *Das postmoderne Wissen* dargelegt findet. Vgl. ders.: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht* [frz. Orig. 1979], aus dem Franz. v. Otto Pfersmann, hg. v. Peter Engelmann, 6., überarb. Aufl., Wien: Passagen Verl. 2009.

<sup>775</sup> Hettling u. Hoffmann: „Einleitung: Zur Historisierung bürgerlicher Werte“, 9.

<sup>776</sup> Hettling u. Hoffmann: „Einleitung: Zur Historisierung bürgerlicher Werte“, 9.

<sup>777</sup> Hettling u. Hoffmann: „Einleitung: Zur Historisierung bürgerlicher Werte“, 9.

<sup>778</sup> Friedrich u.a.: „Einleitung“, in: *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, XXXIX.

<sup>779</sup> Friedrich u.a.: „Einleitung“, in: *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, XXXVIII.

<sup>780</sup> Friedrich u.a.: „Einleitung“, in: *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, XXXVIII. Der Gattung bürgerliches Trauerspiel ist im Band ein ganzes Kapitel zugeordnet, mit Beiträgen



schichte zu großen Teilen in der Literatur erzählt wird, macht auch der Umstand deutlich, dass sozialwissenschaftliche Literatur, wie bspw. jene Forschungstexte von HETTLING und HOFFMANN, oftmals mit literarischen Texten als Quellenmaterial arbeiten.<sup>781</sup>

Für die Jetztzeit ist zu überlegen, ob Bürgerlichkeit erneut debattiert wird, um einen neuen „bürgerliche[n] Wertehimmel“<sup>782</sup> zu konstruieren. HETTLING und HOFFMANN verstehen unter diesem bürgerlichen Wertehimmel „das Spektrum an Sinndeutungen und Verhaltensanleitungen, die den Bürgern des 19. Jahrhunderts als Handhabe dafür dienen sollten, ihr Leben ‚zu ordnen‘ [...] [und] eine Vermittlung der unterschiedlichen Lebensordnungen unter einheitlichen moralischen Vorzeichen“<sup>783</sup> zu gewährleisten. In einem früheren Aufsatz formulieren beide Historiker die zentrale Metapher in der Bürgerlichkeitserzählung so aus:

Wie sich ein Seemann an den Sternen orientiert, um sein Schiff sicher auf das gewünschte Ziel hinzulenken, so bieten Normen und Vorstellungen einen gemeinsamen *Wertehimmel*, an dem sich jeder individuell ausrichten konnte und mußte [kursiviert im Orig.; N.W.].<sup>784</sup>

---

von u.a. Lothar Pikulik zu *Emilia Galotti* oder Teruaki Takahashi sowie Hartmut Reinhardt, die beide *Miss Sara Sampson* analysieren.

<sup>781</sup> Manfred Hettling u. Stefan-Ludwig Hoffmann: „Der bürgerliche Wertehimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert“, in: *Geschichte und Gesellschaft: Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 1997 (23): 333-359, 337. Beide Autoren erläutern viele ihrer Thesen an literarischen Beispielen, was durchaus auf den performativen Aspekt von Literatur und insbesondere auf die Performanz literarischer Familien hindeutet, von der ich ausgehe. Generell muss die Literatur sehr oft als Zitatenschatz erhalten, wenn fachfremde Wissenschaftler den Untersuchungsgegenstand ‚Familie‘, in welcher Form auch immer, perspektivieren. Auffällig beliebt ist hier der erste Satz aus Leo Tolstois realistischem Roman *Anna Karenina* (1878) über die Gleichheit der glücklichen Familien: „Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre eigene Weise.“ (Leo Tolstoi: *Anna Karenina*, Roman in acht Teilen, aus dem Russ. neu übers. u. kommentiert v. Rosemarie Tietze, 4. Aufl., München: dtv 2011, 7) Eine mögliche Begründung für den beliebten Rückgriff auf (bewährte) Familientexte, zumindest für das 19. Jahrhundert, liefern Hettling und Hoffmann (ebd.: 339) in einer Fußnote: Es müsse auf literarische Quellen zurückgegriffen werden, weil für das 19. Jahrhundert kaum historische Studien vorlägen, die Auskunft über das (Alltags-)Kulturelle geben würden.

<sup>782</sup> Vgl. Hettling u. Hoffmann: „Einleitung: Zur Historisierung bürgerlicher Werte“ sowie ferner dies.: „Der bürgerliche Wertehimmel.“

<sup>783</sup> Hettling u. Hoffmann: „Einleitung: Zur Historisierung bürgerlicher Werte“, 9.

<sup>784</sup> Hettling u. Hoffmann: „Der bürgerliche Wertehimmel“, 337.

Diese Argumentation weiterführend ist anzunehmen, dass der bürgerliche Wertehimmel der Einzelnen und dem Einzelnen in einer zunehmend vernetzten Welt seinen Platz und seine Identität in dieser Bürgerlichkeitserzählung<sup>785</sup> zuweist. Diese Annahme lässt sich durch neuere Forschungsansätze aus der Narrativik bestärken, die zum einen „die Narration als anthropologisch ubiquitäres Muster der Formgebung, das für die menschliche Erfahrungsbildung unverzichtbar ist“<sup>786</sup> konturieren und zum anderen „auf die Funktionen der Narration für die Darstellung der Wirklichkeit“<sup>787</sup> hinweisen. Der Mensch, dergestalt als *homo narrator* (BOESCH) verstanden, schafft sich über (Meta-)Narrative Knoten- und Orientierungspunkte für die individuelle Lebensführung. Mit einem Blick zurück auf JOHANN WOLFGANG GOETHE'S *Wilhelm Meister* (1795/96), den deutschsprachigen Bildungsroman, lässt sich diese These abermals bekräftigen, konnten doch „die Darstellung der moralischen Erziehung und gesellschaftlichen Integration eines einzelnen [...] vom Leser verstanden werden als Ratgeber für die Gestaltung der eigenen bürgerlichen Existenz“<sup>788</sup>. Ein wissenschaftlicher Beleg für die Wichtigkeit von Narrativen im Kulturellen sagt noch nichts über die gesellschaftliche Dominanz einer bestimmten Erzählung aus. Gleichwohl ist die Neubürgerlichkeitserzählung m.E. seit Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre, bis zum Heute – mit einem Höhepunkt in den Jahren 2005-2007 – zumindest als ein sehr dominantes Narrativ anzusehen, wie diese Arbeit zeigt.

Demzufolge lautet der Steinbruch, aus dem aktuell (abermals) Elemente zur Orientierung in einer zunehmend undurchsichtiger werdenden Welt geschlagen werden, ‚Bürgertum‘ bzw. ‚Bürgerlichkeit‘. Dabei bezeichnen diese beiden Lemmata weder eine homogene Gruppe noch eine exakt codierte Form bürgerlicher Kultur.<sup>789</sup> Es existieren ebenso innerdeutsche Unterschiede wie es

<sup>785</sup> Unter einem Narrativ verstehe ich hier und im Folgenden ein Erzählmuster, also eine regelgeleitete Zusammenstellung von narrativen Einheiten. Ich beziehe mich hier auf die Begriffsdefinition von ‚Narration‘, wie sie Schöbler im Glossar zu *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft*, 257, darlegt: „Bezeichnung für die erzählerische Verknüpfung von Ereignissen, die bestimmten Regeln der Kombination von Erzähleinheiten folgt und sich hinsichtlich der jeweils spezifischen Perspektivierung und sprachlichen Realisation der Ereignisse beschreiben lässt.“

<sup>786</sup> Birgit Neumann: „Narrativische Ansätze“, in: *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Ansgar Nünning, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2005, 160-163, 160.

<sup>787</sup> Neumann: „Narrativische Ansätze“, 160.

<sup>788</sup> Hettling u. Hoffmann: „Der bürgerliche Wertehimmel“, 334.

<sup>789</sup> Kocka: „Bürger und Bürgerlichkeit im Wandel“, 3.

transnationale Gemeinsamkeiten gibt. Deshalb definieren auch HETTLING und HOFFMANN ganz explizit „die Begriffe ‚Bürger‘, ‚bürgerlich‘ oder ‚Bürgertum‘ im Sinne eines Modells [...], das zwar universalistisch konzipiert [ist], jedoch stets spezifisch sozialgeschlechtlich oder konfessionell eingefärbt und gebrochen wurde“<sup>790</sup>. Das Bürgerliche als Kategorie ist vielschichtig und komplex; es impliziert „Aussagen über Strukturen (‚bürgerliche Gesellschaft‘), Akteure oder Klassen (‚Bürgertum‘) und Mentalitäts- und Habitusformen (‚Bürgerlichkeit‘)“<sup>791</sup>. Diese Ambiguität stellt die spezifische Semantik des deutschen Bürgerbegriffs schon aus, der die politische, die ökonomische, die soziale und die kulturelle Bedeutung denotiert.<sup>792</sup> Wie bereits in Kapitel 3 angeführt, erschwert die fehlende begriffliche Trennung zwischen *citoyen* und *bourgeois* eine eindeutige Verwendung des Begriffs. Der ‚Bürger‘ kann auf ein „Mitglied des öffentlich politischen Bereiches, den *polites*, *civis*, *citizen*, *citoyen*“<sup>793</sup> verweisen, aber ebenso gut auf den „Angehörigen der häuslich-privaten oder ökonomischen Sphäre, *de[m][n] bourgeois*“<sup>794</sup>. Fast schon überflüssig zu sagen: Die Begriffe gehen von einer männlichen Sichtweise aus, worauf auch HETTLING und HOFFMANN mit Verweis auf die Geschlechterforschung aufmerksam machen.<sup>795</sup>

Aus dem gesamteuropäischen Projekt der Aufklärung mit dem Ziel der universellen Menschenbildung entwickelte sich im neuzeitlichen Deutschland ein wirkmächtiges Ideal- und Leitbild bürgerlicher Lebenskultur, in dessen Zentrum eine spezifisch bürgerliche Familienideologie und deren programmatische Inszenierung steht.<sup>796</sup> Für das sich herausbildende Bürgertum, das allererst und dem Wortsinn nach eine sprachliche Fiktion war, fungiert das bürgerliche Familienideal als modellhaftes Identifikationsangebot mit identitätsstiftender Kraft. Diese Funktion scheint dem bürgerlichen Familienideal erneut zuzukommen: von dem ‚Comeback der Familie‘ und der erneuten Trennung zwischen Öffentlichkeit und

---

<sup>790</sup> Hettling u. Hoffmann: „Der bürgerliche Werthimmel“, 334.

<sup>791</sup> Bude u.a.: „Einleitung“, in: *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum*, 14.

<sup>792</sup> Vgl. Pannier: „Bürger“, 87f.

<sup>793</sup> Pannier: „Bürger“, 87.

<sup>794</sup> Pannier: „Bürger“, 87.

<sup>795</sup> Vgl. Hettling u. Hoffmann: „Der bürgerliche Werthimmel“, 338. Mit Hettling und Hoffmann sei an dieser Stelle exemplarisch verwiesen auf Ute Freverts Aufsatz „Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“, in: *Bürgerinnen und Bürger*, hg. v. ders., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988, 17-48.

<sup>796</sup> Kocka: „Bürger und Bürgerlichkeit im Wandel“, 6.

Berufstätigkeit auf der einen, Privatheit und Familie als Rückzugsort auf der anderen Seite ist im Diskurs stets die Rede, wofür der Trendforscher MATTHIAS HORX den Begriff des ‚Cocooning‘<sup>797</sup> im deutschsprachigen Raum popularisiert hat. Diese Diskussion wird zu großen Teilen in den Medien, v.a. dem Feuilleton und in Sachbüchern geführt. Populärwissenschaftlich beschäftigen sich v.a. folgende Bücher mit dem Thema: CLAUDIA PINL: *Das Biedermeier-Komplott* (2007), erschienen im Konkret Verlag; ALBRECHT VON LUCKE: *68 oder neues Biedermeier* (2008) sowie CHRISTIAN RICKENS: *Die neuen Spießer* (2006).<sup>798</sup> RICKENS, jetzt Redakteur beim *Manager Magazin*, hat früher für die *Süddeutsche* und *Die Zeit* geschrieben, VON LUCKE ist Redakteur der Monatszeitschrift *Blätter für deutsche und internationale Politik*.

Für VON LUCKE ist ‚neue Bürgerlichkeit‘ das Schlagwort, unter dem, besonders in bürgerlichen Schichten, ein Wertewandel stattfinden würde, „der zunehmend gegen 68 in Stellung gebracht wird“<sup>799</sup>. Das Zentrum des Wertewandels ist die bürgerliche Familie, wobei das „Private zunehmend entpolitisiert“<sup>800</sup> wird, so VON LUCKE mit Bezug auf MATTHIAS HORX: „My home is my castle‘: Was ich in meiner Kleinfamilie anstelle, hat den politischen Außenraum nicht zu verlassen.“<sup>801</sup> Wurde mit den Forderungen der 68er das Politische auch im Raum des Privaten verortet, so scheinen die Neubürgerlichen diese Annahme zurücknehmen zu wollen. Jedoch sei diese Neubürgerlichkeitsdebatte „ein echtes Politikum“, weil sie die zentrale Frage stelle, „was den Bürger einer westlichen Demokratie wie der Bundesrepublik ausmacht“ und somit zugleich eine „Stellvertreterdebatte“ über „den Stellenwert der Trias Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ sei.<sup>802</sup>

<sup>797</sup> Vgl. Albrecht von Lucke: *68 oder neues Biedermeier. Der Kampf um die Deutungshoheit*, Berlin: Wagenbach 2008, 49: „Je undurchschaubarer, krisenhafter und steuerungsloser wir die Wirklichkeit erleben, so die Horxsche These, umso stärker werde der Bezug zum Kokon Familie.“ Der Begriff, der seit Mitte der 1990er Jahre kursiert, geht ursprünglich zurück auf die amerikanische Soziologin Faith Popcorn. Im Neologismenwörterbuch heißt es: „Die Amerikanerin Faith Popcorn beschreibt diesen Trend als ‚Cocooning‘, Einspinnen in einen sicheren und idyllischen Kokon, Rückzug aus der Öffentlichkeit, in der sich der einzelne machtlos und fremd, ja sogar bedroht fühlt.“ In: *Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen*, hg. v. Dieter Herberg u.a., Berlin u.a.: de Gruyter 2004, 63f. Vgl. hierzu Matthias Horx: *Trendbuch 1. Der erste große deutsche Trendreport*, Düsseldorf u.a.: Econ 1993, 92.

<sup>798</sup> Vgl. Rickens: *Die neuen Spießer*.

<sup>799</sup> Von Lucke: *68 oder neues Biedermeier*, 48.

<sup>800</sup> Von Lucke: *68 oder neues Biedermeier*, 49.

<sup>801</sup> Von Lucke: *68 oder neues Biedermeier*, 49.

<sup>802</sup> Von Lucke: *68 oder neues Biedermeier*, 50-51.

Mit PINL, die sagt, dass „die ‚Werte‘-Diskussion“ in den 1990er Jahren relativ unbeachtet stattfand, lässt sich festhalten, dass diese 2006/2007 im „gesellschaftlichen Mainstream“ angelangt ist.<sup>803</sup> Werte, die durch die neue Bürgerlichkeit wieder salonfähig gemacht werden sollen, sind, neben dem „Nationalgefühl, Glaube, Ehre, Treue“ sowie den Sekundärtugenden „Pünktlichkeit, Sauberkeit, Ehrlichkeit, Disziplin, Loyalität, Fleiß“ vor allem das „Familienglück auf Grundlage der Ehe und der Nichterwerbstätigkeit von Frauen“.<sup>804</sup> Werte, die gemeinhin als ‚bürgerliche Tugenden‘ bezeichnet werden, sollen helfen, dass die Deutschen wieder gebärfreudiger und kinderfreundlicher werden, sodass das demographische Krisennarrativ nicht Realität wird. Zur Erinnerung: dies war in den zuvor analysierten Sachbüchern von HERMAN, NICK, SCHIRRMACHER und Co. (vgl. Kap. 5.1) der Ausgangspunkt für die Neubestimmung von Familie und Bürgerlichkeit. PINL verweist explizit darauf, dass die Familie der Neubürgerlichen, die im Zentrum der Diskussion steht – wer hätte es gedacht – konservativ ist: „[N]ur die traditionelle Kernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter, Kind(ern), [bildet] eine ‚richtige Familie‘“.<sup>805</sup>

Zu den fast ausschließlich männlichen Akteuren der Debatte zählen, neben den im Sachbuchkapitel schon benannten ‚Altbekanntem‘, bspw. noch UDO DI FABIO, PAUL KIRCHHOF oder PAUL NOLTE. Diese Männer sind allesamt Leistungsträger der Gesellschaft, deren Ehefrauen für den familialen Bereich zuständig sind. Folglich stilisieren sie sich auch als Vorbilder für ihre Thesen. Für die Frauen im Diskurs der Neubürgerlichen bedeutet das, dass sie, innerhalb der patriarchalen Familie des Bürgertums, lediglich über die ewig gleichen Rollen verfügen können: „Hure, Nonne und Ehefrau“<sup>806</sup>. Obschon die Mehrheit der Frauen heute in Teilzeit arbeitet, bleibt das Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf ein weibliches. D.h., „das Geschlechterrollenverständnis der meisten Frauen hat sich erweitert, das vieler Männer ist traditionell eng geblieben“<sup>807</sup>, so PINL. Für die Frauen allerdings bedeutet das noch mehr gesellschaftlichen Druck bei Erweiterung des Idealbilds von der ‚perfekten Frau‘.

---

<sup>803</sup> Pinl: *Das Biedermeier-Komplott*, 7.

<sup>804</sup> Pinl: *Das Biedermeier-Komplott*, 7.

<sup>805</sup> Pinl: *Das Biedermeier-Komplott*, 27.

<sup>806</sup> Alexander Osang: Interview mit Philip Longman: „Die gehen Elche jagen.“ Der amerikanische Autor Philip Longman über die Rückkehr des Patriarchats, den wachsenden Einfluss der religiösen Fundamentalisten und das Aussterben der 68er Generation“, in: *Der Spiegel* 18 (2006), online: <<http://www.spiegel.de/spiegel/a-413649-druck.html>>; 15.8.2016.

<sup>807</sup> Pinl: *Das Biedermeier-Komplott*, 63.

In einer Gesellschaft der Selbstoptimierer, in der Perfektion in allen Teilbereichen des Lebens als möglich, wünschenswert und voraussetzbar suggeriert wird, haben Unzulänglichkeiten und Imperfektionen zunehmend weniger Platz. International machen das Frauen und Mütter wie VICTORIA BECKHAM vor und vermitteln die Botschaft, dass jede Frau Vergleichbares leisten kann, insofern sie nur hart genug arbeitet, an der Karriere, dem Körper, der Ehe, den Kindern. BECKHAM ist beruflich in zweiter Karriere als Modedesignerin erfolgreich, zuvor war sie als Mitglied der ‚Girlband‘ *Spice Girls* nicht weniger erfolgreich, hat vier Kinder zur Welt gebracht, trotzdem aber immer weitergearbeitet, nie aufgehört, dem westlichen Schönheitsideal zu entsprechen oder eine Vorzeigehelfrau zu sein („Mutter der Spielerfrauen“<sup>808</sup>), die öffentlich ihrem erfolgreichen Mann den Rücken stärkt. Und sie hat bei all dem nicht aufgehört, zusammen mit ihrem Ehemann und den Kindern das Bild einer idealen Familie zu transportieren.<sup>809</sup> Anhand dieser sehr privilegierten Familie, was die Kategorie ‚Klasse‘ und somit ihr ökonomisches Kapital anbelangt, wird deutlich, dass die traditionellen Gendernormen nicht obsolet geworden, sondern gefestigt und erweitert worden sind. Dieser Umstand erschwert es Frauen nochmals, sich von existierenden (Körper- und Bild-)Normen abzusetzen. Dabei sind die Normierungsvorgaben traditioneller Frauenbilder, wie sie schon im bürgerlichen Trauerspiel vorgeführt und hinterfragt worden sind, noch tagesaktuell, man denke nur an LESSINGS schönen Engel Sara („Nonne/Heilige“) oder die neue Medea Marwood („Hure“), die an der idealen Mutterfigur gemessen wird und die beide zu den derzeit verfügbaren Frauenbildern gehören. Kulturell wird weibliche Schönheit hochgeschätzt. Als Koordinate im ästhetischen Körpergefüge codiert sie Frauenbilder und ist immer noch Garant für eine florierende Schönheitsindustrie. Angesichts der inszenierten *After Baby Bodies* von Hollywoodstars spricht DANIEL HORNUFF von der Applizierung des Leistungsprinzips „auf die Wiederherstellungskräfte des schwangeren Körpers“<sup>810</sup> sowie für die „Beibe-

<sup>808</sup> O.A.: „Victoria Beckham wird 40. Spice Girl, Spielerfrau und Mode-Ikone“, in: *Handelsblatt*-Online v. 17.4.2014, <<http://www.handelsblatt.com/panorama/aus-aller-welt/victoria-beckham-wird-40-spice-girl-spielerfrau-und-mode-ikone/9773402.html>>; 15.8.2016.

<sup>809</sup> Vgl. z.B. O.A.: „Wow! So umwerfend sieht die Familie Beckham aus“, in: *OK! Magazin*, <<http://www.ok-magazin.de/people/news/22630/wow-so-umwerfend-sieht-die-familie-beckham-aus>>; 15.8.2016.

<sup>810</sup> Vgl. Daniel Hornuff: „Gravide Attraktion. Beobachtungen zur gewandelten Ästhetik der Schwangerschaft“, in: *Körper-Ästhetiken. Allegorische Verkörperungen als ästhetisches Prinzip*, hg. v. Cornelia Logemann u.a., Bielefeld: Transcript 2013, 125-142, 134.

haltung einer prä-graviden Schlankheit“<sup>811</sup> bei gleichzeitigem pränatalen Schwangerschaftsbauch. D.h., körperliche Makel darf eine Schwangerschaft nicht mehr hinterlassen. Wer sie dennoch aufweist, hat nicht hart genug am Körper gearbeitet, so der Subtext.

In der medialen Gegenwartskultur zeigt sich sehr deutlich, und dafür sollte das ‚profane‘ Beispiel VICTORIA BECKHAM stehen, dass Muttersein – und Schwangerschaft – an immer höheren Idealen gemessen wird und dass in diesem Zuge das bürgerliche Familienideal erneut zur Disposition gestellt und in dieser Zurschaustellung allerdings auch neu festgeschrieben wird. Dieser Umstand wird in der bildreichen ‚Yellow Press‘ kaum reflektiert, sondern in den Reflexionsraum des Künstlerischen verlegt:

(Multi-)medial verbreitete Bilder lehren uns Sichtweisen, zwingen uns Perspektiven auf den Körper regelrecht auf. Vor allem die bildenden, performativen und literarischen Künste können aber auch Medien der Erkenntnis und der Subversion sein, wenn sie Normen hinterfragen, Stereotype kenntlich machen oder kraft ihrer jeweiligen ästhetischen Möglichkeiten die Macht des Diskurses und seiner epistemischen Struktur offen legen.<sup>812</sup>

Dieser Bruch zwischen den Medien in der Darstellungsweise des Themas macht die Zusammenschau beider Textarten innerhalb vorliegender Arbeit so unentbehrlich, um der Hartnäckigkeit des bürgerlichen Familienideals mitsamt seiner Genderrollen nachzuspüren.

Die gesellschaftlich inszenierte Sehnsucht nach der heilen Kleinfamilie im Rahmen der Bürgerlichkeitsdebatte lässt zweierlei Vermutungen zu: Einerseits können diese Versuche der Re-Traditionalisierung als generelle Reaktion auf den im Zuge der Postmoderne erwachsenen Orientierungsverlust und gesellschaftlichen Druck zur Selbstoptimierung, also zur Aufführung des eigenen Selbst, gelesen werden. Dabei wird dem bürgerlichen Familienmodell Identität und Orientierung stiftende Funktionen zugesprochen. Andererseits weckt und nährt die nachfolgend zu skizzierende Sensibilisierung der Öffentlichkeit für innerfamiliäre Konflikte heile Familienimagines.

---

<sup>811</sup> Hornuff: „Gravide Attraktion“, 135.

<sup>812</sup> Sabine Mehlmann u. Sigrid Ruby: „Einleitung: ‚Für Dein Alter siehst Du gut aus!‘ Körpernormierungen zwischen Temporalität und Medialität“, in: *‚Für Dein Alter siehst Du gut aus!‘. Von der Un/Sichtbarkeit des alternden Körpers im Horizont des demographischen Wandels. Multidisziplinäre Perspektiven*, hg. v. dens., Bielefeld: Transcript 2010, 9-31, 17.

## 2.2 Alltägliche Familientragödien

Mit Blick auf die zeitgenössische Medienlandschaft ist auffällig, dass nahezu täglich – von den Nachrichten in den Printmedien zu denen im öffentlich-rechtlichen sowie privaten Fernsehen – über Familientragödien in den verschiedensten Formen berichtet wird. Es ist eine öffentliche Sensibilität vorhanden für ehemals tabuisierte Phänomene menschlichen Zusammenlebens: innerfamiliäre Gewalt, Missbrauch, oder Misshandlung. Das diskursiv Ausgegrenzte wird selektiv und graduell in den öffentlich-gesellschaftlichen Familiendiskurs integriert. Dabei ist es nur ein scheinbarer Widerspruch, dass zeitgleich zu der medialen Aufmerksamkeit, die familiärer Gewalt und den Alltagsdramatisierungen zukommt, Bilder propagiert werden, die an die Qualitäten einer bürgerlichen Idealfamilie erinnern (vgl. Kap. 5.1 dieser Arbeit).

Weil in gesellschaftspolitischen Umbruchzeiten auf idealisierte Lebensmodelle rekurriert wird, als alles vorgeblich besser war, dient die erneute Inszenierung der bürgerlichen Kleinfamilie und einer sog. ‚neuen Bürgerlichkeit‘ zur Beruhigung und Orientierung der Bürger, so die leitende Annahme. Schon WILHELM HEINRICH RIEHL konstruierte das nostalgisch aufgeladene Sehnsuchtsbild einer „bessere[n] Vergangenheit“<sup>813</sup> und imaginierte in seinem in mittlerweile 17. Auflagen erschienen Standardwerk der Familiensoziologie, *Die Familie* (1855)<sup>814</sup>, die Dreigenerationenfamilie, also die Großfamilie, als ideale Lebensform, wohingegen er die bürgerliche Zweigenerationenfamilie als Verfall der Familie in der Moderne wahrgenommen hatte.

Die Protagonisten/innen der alltäglichen Familientragödien sind Mütter in der Nachfolge Medeas, die ihre Neugeborenen ermorden, was gegen die ‚natürliche Codierung‘ der altruistischen Mutter zu sprechen scheint, oder Elternpaare, die ihre Kinder brutal misshandeln und sie schlichtweg verhungern lassen. Chantal, Lara-Maria, Kevin, so die Namen, die paradigmatisch für unvorstellbares Kinderleiden innerhalb ihrer Familien stehen.<sup>815</sup> Im Gegensatz zur Dar-

<sup>813</sup> Timm: „Von wem man ist“, 12f.

<sup>814</sup> Jüngst ist der Text erneut verlegt worden und zwar im Hamburger Tectum Verlag. Das lässt durchaus auf die Wichtigkeit und zentrale Position dieses Buches im kulturellen Bewusstsein der Deutschen schließen. Riehl begründet seine Idealfamilie mit der Natur und steht für ein patriarchal strukturiertes Familienmodell.

<sup>815</sup> Vgl. auch beispielhaft: O.A.: „Chronologie der Gewalt. Kindstötungen im August schockieren Deutschland“, in: *Focus-Online* v. 22.8.2012, der für die anhaltende Brisanz des Themas im Alltag und den Nachrichten spricht. Online unter <<http://www.focus.de/>



stellung des Themas im Alltagskulturellen und hier v.a. in den Nachrichten, hat die feministische Forschung schon in den 1970er Jahren auf eine Verbindung von Gewalt und Geschlecht bzw. Familie hingewiesen und mit der ‚doppelten Unterdrückung‘ der Frau in der patriarchalen Gesellschaft sowie der patriarchal organisierten Familie einen Erklärungsansatz für die Opferrolle der Frauen geliefert.<sup>816</sup>

Fälle, von denen eine gesamtgesellschaftliche Bedrohung ausgeht, weil sie die Grundfeste der auf Exogamie und dem Inzesttabu beruhenden westlichen Gesellschaftsordnung erschüttern,<sup>817</sup> erfahren besondere Aufmerksamkeit. Nach FREUD entstehen Verbote nur dort, wo der Wunsch existiert, diese zu übertreten. Zu nennen ist hier die Gerichtsverhandlung des Liebes- und Geschwisterpaars Patrick S. und Susan K., in der Presse gerne als die ‚Inzest-Geschwister aus Leipzig‘ bezeichnet, in dessen Zentrum 2008 die Frage nach der Aktualität des Inzestverbots, verankert in § 173 StGB, stand.<sup>818</sup> Dass beide Geschwister vier gemeinsame Kinder gezeugt haben, erweitert die Dimension des Falls zusätzlich.<sup>819</sup> Exemplarisch wurde hier über Moral, Normen und Werte in unserer westlichen Moderne verhandelt, mit dem Ergebnis, dass der Paragraph auch weiterhin Gültigkeit beansprucht.

Bestimmt kein Einzelfall, aber sicherlich einer, der maximale und internationale Medienberichterstattung erfuhr, ist das am 19. April 2008 publik gewordene ‚Inzestdrama von Amstetten‘, so die übliche Headline in den Printmedien.<sup>820</sup> Die Unvorstellbarkeit dieses Szenarios zieht unweigerlich Fragen

---

[panorama/welt/chronologie-der-gewalt-kindstoetungen-im-august-schockieren-deutschland\\_aid\\_803803.html](http://panorama/welt/chronologie-der-gewalt-kindstoetungen-im-august-schockieren-deutschland_aid_803803.html)>; 15.8.2016.

<sup>816</sup> Vgl. Andrea Geier: ‚Gewalt‘ und ‚Geschlecht‘. *Diskurse in deutschsprachiger Prosa der 1980er und 1990er Jahre*, Tübingen: Francke 2005 (Diss. Univ. Tübingen 2003). Geier führt an, dass der „feministische[n] Gewaltdiskurs [...] sich seit den 1970er Jahren vor allem der familialen Gewalt zuwendet“ (ebd.: 1), wie sie ihn in Kap. 2.2, betitelt mit „Alltags-Krieg?: Traumatische Gewalterfahrung und Initiation in die Zeugenschaft“ (101-108) untersucht.

<sup>817</sup> Vgl. Lévi-Strauss: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*.

<sup>818</sup> Vgl. zum Inzest in der Literatur allgemein und zum Geschwisterinzest im Besonderen folgende Publikationen: von Hoff: *Familiengeheimnisse*; Katharina Grabbe: *Geschwisterliebe. Verbotenes Begehren in literarischen Texten der Gegenwartsliteratur*, Bielefeld: Aisthesis 2005.

<sup>819</sup> Vgl. Dietmar Hipp: „Gefährliche Liebe“, in: *Spiegel-Online* v. 10.3.2008, abrufbar unter <<http://www.spiegel.de/spiegel/0,1518.druck-540272,00.html>>; 15.8.2016.

<sup>820</sup> Zu den erschütternden Eckdaten: Ein 73-jähriger Vater baut den Keller seines Mietshauses zu einem Gefängnis für seine zum Zeitpunkt der Einkerkung 18 Jahre alte Tochter aus, um sie die folgenden 24 Jahre zu missbrauchen und 6 Kinder mit ihr zu zeugen.

wie die nach der Verantwortung des Staates und jener der Mitbürger nach sich. Exemplarisch verdeutlichen beide Fälle den Aktualitätsbezug meines Themas: Die Familie wird neu vermessen. Diese Vermessung der familialen Welt geschieht – so mein Leitgedanke – auf der Folie des bürgerlichen Familienideals und seinen Versatzstücken, d.h. seinen Werten und Normen. Die Diskrepanz zwischen der neuerlichen Ausformulierung des bürgerlichen Familienmodells und der offensichtlich konflikthafter und problematischer Lebbarkeit desselben ist klar erkennbar. Wohl wissend, dass diesem familialen Modell seine unlösbaren Konflikte und Dissonanzen schon immer eingeschrieben waren, treten diese – so eine leitende Annahme dieser Arbeit – derzeit vermehrt und drastischer in den Fokus der medialen Berichterstattung.

Es gilt das Verhältnis von Staat und Familie sowie von alter und neuer Bürgerlichkeit kulturell auszuhandeln. Denn: Familie ist ein Zwitter. Ihr Platz ist in den Zwischenräumen, zwischen Natur und Kultur, zwischen Biologie und Politik. Dieser prekäre Status offenbart sich in den Naturrechtsdiskussionen der Aufklärung ebenso wie in den politischen Debatten um das richtige Ausmaß an staatlicher Teilhabe, wenn es um die Erziehung der Kinder geht.

### **2.3 Auf der Berliner Bühne: Familienpolitik und URSULA VON DER LEYEN**

Gerade unter URSULA VON DER LEYEN als Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in einer CDU/SPD geführten Regierung (2005-2009) sind einige familienpolitische Neuerungen in Kraft getreten. In ihrer Amtszeit wurde z.B. zum 1.1.2007 das Elterngeld eingeführt und das Erziehungsgeld suspendiert.<sup>821</sup> Sie hat den Ausbau der Krippenplätze und mithin die bessere Vereinbarkeit von Kind und Beruf – von Müttern, versteht sich – gefordert, wodurch sie explizit das konservative Familienbild der C-Parteien einer Überprüfung unterzogen hat. Obwohl mit der damals geforderten Zahl von zusätzlichen 750 000 Betreuungsplätzen bis zum Jahr 2013 nur für 35% der Kinder, also für jedes dritte Kind unter drei Jahren, ein Krippenplatz zur Verfügung

---

<sup>821</sup> Vgl. die tabellarischen Angaben zu den Ergebnissen der Familienpolitik unter den jeweiligen Ministerinnen und Ministern seit der Gründung des Bundesfamilienministeriums 1953; bes. sei auf die beruflichen Erfolge von Frau von der Leyen verwiesen. Irene Gerlach: „Wichtige Stationen bundesdeutscher Familienpolitik“, in: *Informationen zur politischen Bildung* 4 (2008): 54-63, 62 (= Themenheft *Familie und Familienpolitik*).

steht, ließ die Kritik an dieser Maßnahme nicht auf sich warten. Der damaligen Familienministerin wurde nicht nur von der eigenen Partei und deren Schwesterpartei – v.a. durch MIKE MOHRING (zu dem Zeitpunkt thüringischer CDU-Generalsekretär) und PETER RAMSAUER (damals CSU-Landesgruppenchef im Bundestag) – vorgeworfen, sie entferne sich vom „traditionellen Familienleitbild“<sup>822</sup> und entfremde damit Stammwähler, sondern v.a. auch von dem damaligen Augsburger Bischof WALTER MIXA (Amtszeit 2005-2010), zu der Zeit noch relativ angesehener Repräsentant der katholischen Kirche, öffentlichkeitswirksam kritisiert, sodass es zu regen Diskussionen um das ‚richtige‘, katholische Familienbild in sämtlichen Medien kam. MIXA vertrat die Ansicht, wenn familienpolitische Leistungen dazu führten, dass Frauen ihre Kinder alsbald nach der Geburt in eine Betreuungseinrichtung geben, um ihren Beruf wieder aufzunehmen, dies die Frau zu einer „Gebärmachine“<sup>823</sup> degradiere und gleichzeitig der „ideologische[n] Fetisch“<sup>824</sup> einer Doppelverdiener-Ehe unterstützt werde, was einen schlechten DDR-Beigeschmack habe, so lässt sich MIXAS Tenor paraphrasieren. Der Staat müsse sich auch finanziell dafür einsetzen, dass vermehrt Frauen für eine „zeitlich überwiegende oder ausschließliche häusliche Erziehung ihrer Kinder in den ersten drei Lebensjahren“<sup>825</sup> gewonnen werden.

Politisch führte diese Familienverhandlung dazu, dass am 5.3.2007 im Koalitionsausschuss beschlossen wurde, die Forderung nach einem Ausbau der Kitaplätze vorerst fallen zu lassen.<sup>826</sup> Erst zum 1.8.2013 ist der Rechtsanspruch auf einen Kitaplatz für alle Kinder unter drei Jahren in Kraft getreten, was jedoch mit Verweis auf die zuvor benannten Zahlen nicht bedeutet, dass es für alle Unterdreijährigen faktisch auch einen Platz gibt. Dabei muss man sich die Finanzlage des Ressorts ‚Familie‘ einmal anschauen: verteilt auf 148 familienpolitische Maßnahmen kam 2010 der stolze, in die Familienpolitik investierte

---

<sup>822</sup> Zit. n. Eintrag: „Ursula von der Leyen“, in: *Wikipedia*-Online, abrufbar unter <[http://de.wikipedia.org/wiki/Ursula\\_von\\_der\\_Leyen](http://de.wikipedia.org/wiki/Ursula_von_der_Leyen)>; 15.8.2016.

<sup>823</sup> Walter Mixa zit. n.: O.A.: „Frauen als Gebärmachines – Bischof giftet gegen von der Leyen“, in: *Spiegel*-Online v. 22.2.2007, abrufbar unter: <<http://www.spiegel.de/politik/deutschland/familienpolitik-frauen-als-gebaermachines-bischof-giftet-gegen-von-der-leyen-a-468001.html>>; 15.8.2016.

<sup>824</sup> Mixa zit. n.: O.A.: „Frauen als Gebärmachines – Bischof giftet gegen von der Leyen.“

<sup>825</sup> Mixa zit. n.: O.A.: „Frauen als Gebärmachines – Bischof giftet gegen von der Leyen.“ Vgl. auch o.A.: „Gebärmachines-Streit. Mixa rühmt Hausmütter“, in: *Spiegel*-Online v. 23.2.2007, <<http://www.spiegel.de/politik/deutschland/gebaermachines-streit-mixa-ruemt-hausmuetter-a-468172.html>>; 15.8.2016.

<sup>826</sup> Vgl. Eintrag: „Ursula von der Leyen“, in: *Wikipedia*-Online.

Betrag von 200,3 Milliarden Euro zusammen<sup>827</sup>. In Anbetracht der Ergebnisse der *Gesamtevaluation der ehe- und familienpolitischen Leistungen* aus dem Jahr 2013, die v.a. den weiteren Ausbau der Fremdbetreuung fordert<sup>828</sup>, scheint hier auf staatlicher, parteipolitischer und gesellschaftlich-kultureller Ebene offensichtlich wieder das Ideal der bürgerlichen Familie am Werk, wobei zwischen Ideal und Ideologie nicht mehr trennscharf unterschieden werden kann. Denn mit dieser hohen Geldsumme sollte ein engmaschigerer Ausbau der Kinderbetreuung zu managen sein. Aber schon 2007 betonte VON DER LEYEN in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung*, dass sie „es leid“ sei, „ständig die alten Gräben zu schaufeln“<sup>829</sup> und meinte damit, sie sei müde, immerzu die ideologischen Kämpfe um die Stellung der Frau, ihre Mutterschaft und Berufstätigkeit zu führen. Das macht der letzte Absatz des Interviews besonders deutlich:

Ich bin es leid, in der Familienpolitik ständig die alten Gräben zu schaufeln. Ich orientiere mich an Frankreich und Skandinavien, wo wechselnde Regierungen jahrzehntelang konsequente Familienpolitik betrieben haben. Stets ging es dort um die Frage, wie man den Familien in einer modernen Welt das Leben erleichtert – und nicht um die Frage: Wie bediene ich meine Ideologie?<sup>830</sup>

Nicht zuletzt weil die promovierte Medizinerin VON DER LEYEN selbst zu einem Typus Frau gehört, der mit scheinbarer Leichtigkeit alles im Leben unter einen Hut zu bekommen scheint, Karriere und sieben Kinder, einen Mann und ihren lange pflegebedürftigen Vater, ist ihr 2007 der Preis die ‚Goldene Henne‘ in der Kategorie ‚Politik‘ verliehen worden.<sup>831</sup> Ihre Biographie, persönlich und

<sup>827</sup> Vgl.: *Politischer Bericht zur Gesamtevaluation der ehe- und familienbezogenen Leistungen*, hg. v. BMFSFJ, Berlin 2013, 4.

<sup>828</sup> *Politischer Bericht*, 8.

<sup>829</sup> Felix Berth: „Ich bin es leid, ständig die alten Gräben zu schaufeln“. Interview mit Ursula von der Leyen“, in: *Süddeutsche-Online* v. 17.5.2010, Quelle: *SZ* 9.2.2007, <<http://www.sueddeutsche.de/politik/familienpolitik-ich-bin-es-leid-staendig-die-alten-graeben-zu-schaufeln-1.429276>>; 15.8.2016.

<sup>830</sup> Berth: „Ich bin es leid, ständig die alten Gräben zu schaufeln“. Interview mit Ursula von der Leyen.“

<sup>831</sup> Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim: „Leyen-Feminismus. Kinder, Krippen und Kulturkampf“, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 7 (2007): 856-860. Der Beitrag widmet sich dem parteipolitischen Konflikt zwischen SPD und CDU in puncto Familienpolitik (Vätermonate, Krippenausbau). Die konservative CDU fordert plötzlich das, was die SPD schon lange fordert: „mehr Chancengleichheit im Geschlechterverhältnis“ (ebd.: 858); obschon unter Schröder in sieben Jahren familienpolitisch nicht viel passiert ist. Die Familienpolitik von der Leyens rüttelt zum einen am Familienbild der Konservativen „mit einer mehr bis minder ausgeprägten Rollenverteilung: der Mann der

beruflich, macht sie zu einem Faszinosum, weil sie die Vereinbarkeit von Kindern und Karriere *in persona* veranschaulicht und symbolisiert, obschon in Deutschland immer von der Unmöglichkeit dieser Parameter ausgegangen wird. Selten ist eine Familienministerin so sehr mit ihrer persönlichen Vita als Mutter und Karrierefrau Repräsentantin ihrer beruflichen Ziele gewesen. Sie hat „populistische[n] Schwung [...] in die öffentliche Debatte gebracht“<sup>832</sup>. Als VON DER LEYEN die ‚Goldene Henne‘ verliehen wurde, lautete die Begründung der Jury damals, dass sie „mit ihrem Engagement für ein modernes Frauen- und Mutterbild starke Akzente in der Familienpolitik gesetzt [habe]“<sup>833</sup>. JOCHEN WOLFF, Chefredakteur der Zeitschrift *Super Illu*, die den Medienpreis jährlich vergibt, führt in der Jurybegründung weiter aus, dass VON DER LEYEN „mutig“ „dem Vorwurf entgegen [getreten sei,] sie würde sich mit ihrem Engagement für berufstätige Mütter für ein Frauenbild nach sozialistischem Vorbild stark machen“<sup>834</sup>. Traditionalisten (aus den eigenen Reihen) witterten in der Mütterberufstätigkeit eine Gefahr für das von ihnen favorisierte Familienmodell der Alleinverdienerehe mit der Frau als Hausfrau und Mutter.

VON DER LEYENS Nachfolgerin KRISTINA SCHRÖDER (2009-2013), übrigens die erste Frau, die im Amt Mutter geworden ist<sup>835</sup>, hat das Familienbild der Mutterpartei CDU nicht sonderlich kritisiert oder herausgefordert und das, obwohl man ihr, die mit erst 32 Jahren das Ressort übernommen hat, aufgrund ihres Alters durchaus einen frischen Ansatz in der Familienpolitik zugetraut hätte.<sup>836</sup> Ein Blick in ihr ebenfalls während der Amtszeit verfasstes Buch *Dan-*

---

Ernährer, die Frau zuständig für Küche und Kinder“ (ebd.). Zum anderen bringe es die SPD in Konflikte, weil diese nicht wisse, ob sie „zustimmen [kann], weil die Inhalte passen“ oder sich abgrenzen sollte, „damit der Glanz Ursula von der Leyens [nicht] noch heller“ (ebd.) strahlt.

<sup>832</sup> Jutta Roitsch: „Frauenpower und Populismus“, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 7 (2007): 861-866, 865f.

<sup>833</sup> O.A.: „Medienpreis. Goldene Henne für Ursula von der Leyen“, in: *Der Tagesspiegel* v. 18.9.2007, online abrufbar unter <<http://www.tagesspiegel.de/medien/medienpreis-goldene-henne-fuer-ursula-von-der-leyen/1046236.html>>; 15.8.2016.

<sup>834</sup> O.A.: „Medienpreis. Goldene Henne für Ursula von der Leyen.“

<sup>835</sup> Vgl. Hornuff: „Gravide Attraktion“. Hornuff analysiert die gewandelte Schwangerschaftskultur und konstatiert eine „derzeitige ‚Eventisierung‘ der Schwangerschaft“ (ebd.: 127), die mit dem Inszenieren des schwangeren Körpers einhergehe. Bis in die 1990er Jahre „war keine der bekanntesten und schillerndsten Frauen [...] öffentlich schwanger“ (ebd.), schon gar keine Politikerin.

<sup>836</sup> Vgl. Marc Brost u. Elisabeth Nejahr: „Vater, Mutter, Geld. Die staatliche Familienpolitik kostet viel und hilft dafür zu wenig. Doch Schwarz-Gelb wagt keine Inventur“, in: *Die Zeit* v. 15.3.2012, Nr. 12, 25; Christiane Hoffmann: „Christliche Wahlfreiheit, das B-Wort und die Parteiräson. Mit allen Mitteln verteidigt die CSU das Betreuungsgeld.

ke, *emanzipiert sind wir selber! Abschied vom Diktat der Rollenbilder* (2012)<sup>837</sup> stützt diese Annahme. Frauen, so SCHRÖDER, brauchen keine Rollenbilder mehr, sie sind so emanzipiert, dass sie selbst entscheiden können, wie sie leben wollen, und dies privat und ohne Eingreifen der Politik auch tun sollten: ob mit oder ohne Kind, ob mit oder ohne Karriere, aber immer ganz ohne sich einem Rollenbild zu unterwerfen. Autonom entscheiden kann nur, und das scheint die Autorin samt ihrer Koautorin CAROLINE WALDECK vergessen zu haben, wer die Wahl und wer die Alternativen besitzt. Die Tatsache, dass Frau SCHRÖDER ein Ministerium geleitet, ein Kind während der Amtszeit bekommen und nebenbei noch ein Buch geschrieben hat, suggeriert, dass es sich hier um eine sehr viel beschäftigte Mutter handelt. Was dabei aber leicht vergessen wird, ist die Tatsache, dass sie all diese Tätigkeiten von einer sehr privilegierten Position ausübte, die es ihr ermöglichte, Kind und Karriere zu vereinbaren – trotz der existierenden gesellschaftlichen Vorbehalte dieser Vereinbarung gegenüber<sup>838</sup>. Dass SCHRÖDER trotz ihrer Privilegien in Bezug auf eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie dennoch nicht in der nachfolgenden Regierung für ein Ministeramt zur Verfügung stehen wollte, begründete sie damit, dass sie in Zukunft mehr Zeit für ihr Kind und ihre Familie haben wollte. Dieses Argument hat die Öffentlichkeit verstanden. Parallel zum Rückgang des (Aus-)Lebens von Familie im klassisch-bürgerlichen Sinn nimmt das Begehren und sehnsuchtsvolle Herbeiwünschen dieses familialen Leitbildes zu, so scheint SCHRÖDERS Begründung zu unterstreichen.

Man muss an dieser Stelle klar sagen, dass die mediale Inszenierung eines ganz spezifischen Modells von Familie v.a. machtpolitischen Aspekten unterliegt, wie anhand der deutschen Familienpolitik ersichtlich wird. Denn, was für Diskurse im Allgemeinen gilt, beansprucht ebenso für den Familiendiskurs

---

Auch gegen CDU-Frauen. Die mussten mit anderweitigen Zugeständnissen ruhiggestellt werden“, in: *Faz am Sonntag* v. 4.12.2011, Nr. 48, 8.

<sup>837</sup> Kristina Schröder mit Caroline Waldeck: *Danke, emanzipiert sind wir selbst! Abschied vom Diktat der Rollenbilder*, München: Piper 2012. In der Kurzbeschreibung zum Buch auf Amazon heißt es, dass „Feministinnen wie Alice Schwarzer und Strukturkonservative wie Eva Herman [...] eines gemeinsam [haben]: Sie wissen genau, wie das richtige Familienleben auszusehen hat. ‚Hört auf damit!‘ sagt Kristina Schröder“. Weder Politik noch Gesellschaft sollen ein ideales Frauenleben vorschreiben dürfen; es müsse endlich echte Wahlfreiheit bestehen für Frauen, so Schröders Tenor.

<sup>838</sup> Spricht Jürgen Kocka in Bezug auf das Bürgertum und die Bürgerlichkeit in Deutschland von einem deutschen Sonderweg, so benutzt Barbara Vinken in *Die deutsche Mutter* (2011) das Bild vom deutschen Sonderweg für die typisch deutsche Sichtweise, dass Mütter nicht imstande seien, Kind und berufliche Karriere zu vereinbaren.

Gültigkeit: Diskurse „entstehen und regeln sich nicht aus sich selbst heraus. Vielmehr sind sie Bestandteil von sozialen Kräfteverhältnissen, von Praktiken der *Macht* [kursiviert im Orig., N.W.]“<sup>839</sup>. Solchermaßen wird ‚Macht‘, ohne an dieser Stelle näher auf den Machtbegriff FOUCAULTS eingehen zu können, zu einer „ordnungsstiftende[n] Kraft“<sup>840</sup>, die sich „in denjenigen Ausschlußverfahren, mit denen ein Diskurs ‚nach außen‘ abgegrenzt wird, und in den Kontrollmechanismen, die ihn regulieren [manifestiert]“<sup>841</sup>. Es ist leicht nachvollziehbar, dass familienpolitische Entscheidungen machtvoll sind, indem sie für die gesamte Gesellschaft normativ wünschenswerte Redeweisen und soziale Praktiken von Familie vorgeben. Schwerlich ist ‚das Private‘ von ‚der Politik‘ zu trennen. Vielmehr bleiben beide Größen aufeinander bezogen und bedingen sich gegenseitig. Reale Lebensformen haben Einfluss auf Änderungen von familienpolitischen Leistungen und letztere wiederum prägen diskursive Vorstellungen von Familie, weil die Leistungen ja gerade jene Familienformen unterstützen und fördern, die gemeinhin als förderwürdig erachtet werden.

## 2.4 Zeitungscovers: Exemplarische Bildlektüren

Gerade in Zeitschriften wird eine Sehnsucht nach einer als ideal gedachten, angeblich historisch so gelebten Familienform diskursiv inszeniert und bildlich visualisiert. Ein Blick auf ausgewählte Headlines der letzten Jahre sowie auf ausgewählte Titelbilder macht dies deutlich. Exemplarisch sollen an dieser Stelle einige paradigmatische Bildlektüren angeführt werden, die Aufschluss über die Macht der Bilder im öffentlichen Diskurs und im kollektiven Imaginären geben<sup>842</sup>. Die Lektüren zeigen, in welcher Weise Familie als Inszenierung die Bruchstellen auf der einen Seite wahrnehmbar macht, auf der anderen Seite aber dem Ideal integriert.

---

<sup>839</sup> Winko: „Diskursanalyse“, 468.

<sup>840</sup> Winko: „Diskursanalyse“, 468.

<sup>841</sup> Winko: „Diskursanalyse“, 468.

<sup>842</sup> Wie zentral Bilder bei der Verbreitung und Festschreibung von kulturellen Denkgewohnheiten, Schemata und Klischees sind, hat der Sammelband *Das Imaginäre der Nation. Zur Persistenz einer politischen Kategorie in Literatur und Film*, hg. v. Katharina Grabbe u.a., Bielefeld: Transcript 2012, anhand einer Vielzahl an unterschiedlich ausgerichteten Beiträgen einstimmig herausgearbeitet.

Familienvergangenheit und Familiengegenwart zugleich setzt ein Titelblatt des *Spiegels* aus dem Jahr 2001 in Szene. Obwohl GOTTHOLD EPHRAIM LESSING in seiner berühmten *Laokoon*-Diskussion generell der Poesie gegenüber den bildenden Künsten den Vorzug erteilt hat, so lässt sich in der Möglichkeit der Malerei, Zeichen nebeneinander im Raum anordnen zu können – und nicht nur linear nacheinander – ein positives Charakteristikum dieser Kunst sehen, wodurch die Gleichzeitigkeit verschiedener historischer Bilder von Familie gut zum Ausdruck gebracht werden kann, wie anhand des unten abgebildeten Covers ersichtlich wird.<sup>843</sup> Die Schlagzeile dieses Covers lautet „Zurück zur Familie“, wobei das Wort „Familie“ durch seine leuchtend roten Buchstaben den Blick des Betrachters bzw. der Betrachterin zuerst einfängt. Exakt in der graphemischen Wortmitte, im Graphem „m“, befindet sich ein Nagel, an dem ein goldener Bilderrahmen mit einem schwarz-weißen Familienfoto hängt. Auf dem Foto ist ein Elternpaar – Mutter und Vater – mit seinen drei Kindern zu sehen. Erst nach der Betrachtung des Bildes im Bild, so scheint es, nimmt der Rezipient den Vordergrund des Covers detaillierter zur Kenntnis. Auch im vorderen Teil ist eine Familie zu erkennen.<sup>844</sup> Besieht man die Bildkomposition, so fällt auf, dass die Anordnung der Familienmitglieder, Vater, Mutter und drei Kinder, einem statischen Dreieck ähnelt, das in traditionellen Gemälden als ein Zeichen für Stabilität fungiert. Obwohl die Frau vor dem Mann steht, ist es hier der Mann, der aufgrund seiner Körpergröße die Spitze des Dreiecks bildet, wohingegen auf dem gerahmten Familienfoto beide Elternteile sitzen und beider Nasenspitzen – also die jeweilige Mitte des Gesichts – auf einer Horizontalen liegen, die das Foto imaginär in der Waagerechten halbieren könnte, was Egalität in der Partnerschaft symbolisiert:

<sup>843</sup> Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: *Laokoon oder Über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte* [1766], mit einem Nachwort v. Ingrid Kreuzer, Stuttgart: Reclam 2006.

<sup>844</sup> Auf der Hintergrundfolie von Familiengemälden lässt sich die Figurenanordnung als Familie lesen, gerade weil sie denjenigen Mustern von Familienporträts und Familienfotographien entspricht, die bekannt sind. D.h., vor dem Rahmen des Bekannten machen Betrachterin und Betrachter ‚Sinn‘ aus den Gruppierungen von Menschen unterschiedlichen Geschlechts und Alters.





Abbildung 1: DER SPIEGEL 15/2001

Was das Titelbild impliziert ist, dass Familie eine Geschichte hat: die individuelle Generationenabfolge ist ebenso gemeint wie der Begriff und das Konzept der bürgerlichen Familie. Die Rückbindung an eine nostalgisch aufgeladene Vergangenheit macht dies offensichtlich. Diese Vergangenheit, so suggeriert das Cover sehr deutlich, attestiert der Lebensform ‚bürgerliche Familie‘ ein historisches Glücksversprechen, das auch heutzutage das Zusammenleben der Menschen und das Verhältnis zwischen Individuum und Staat positiv beeinflussen könnte, wenn ein „Zurück zur Familie“ realisiert würde.

Diese Geschichte wird oftmals nostalgisch verklärt und idealisiert und schon schnappt die ‚Nostalgiefalle‘<sup>845</sup> zu. In ihrem Buch *The way we never were. American families and the nostalgia trap* (2000) analysiert STEPHANIE COONTZ die Persistenz von Familienmythen und -stereotypen, die das Ideal der

<sup>845</sup> So der übersetzte Untertitel folgender Studie von Coontz: *The way we never were. American families and the nostalgia trap*.

„nuclear family“ in den United States immer noch begleiten. M.E. lässt sich folgende Aussage ebenso treffend auf deutsche Verhältnisse übertragen:

Despite ever mounting evidence that families of the past were not as idyllic and families of the present not as dysfunctional as they are often portrayed, many political leaders and opinion makers in the United States continue to filter our changing family experiences and trends through the distorted lens of historical mythologizing about past family life.<sup>846</sup>

Die von COONTZ als Nostalgiefalle bezeichnete sehnsuchtsvolle, idealisierte Zurückschau in der Geschichte der Familienmodelle wird auch in den zwei folgenden Titelblättern in Szene gesetzt bzw. ironisch gebrochen.

Zunächst sei auf die Inszenierung der „Sehnsucht nach Familie“, so der Titel des *Spiegel*-Specials aus dem Jahr 2007, verwiesen. Es soll, laut Untertitel, um „die Neuerfindung der Tradition“ gehen:



Abbildung 2: DER SPIEGEL SPECIAL 4/2007

<sup>846</sup> Coontz: „Introduction to the 2000 edition“, in: dies.: *The way we never were*, x-xxxix, xi.

Finden sich auf diesem Titelblatt v.a. Anklänge an den größeren Familienverband mit mehreren Kindern sowie den Bediensteten, dessen Zerfall RIEHL in *Die Familie* (1855)<sup>847</sup> beklagt, so sind zugleich Gemeinsamkeiten mit dem bürgerlichen Kleinfamilienideal festzustellen. Zum einen ist auch in dem im Bild dargestellten Verbund des ‚ganzen Hauses‘ der Vater und Hausherr die größte Figur, die, wenn man die populäre Psychoanalyse bemüht, einem machtvollen Phallus gleich auf seine sitzende, also empfangende Ehefrau hinabschaut, zeitgleich aber auch mit seiner pubertierenden Tochter, die sich zärtlich von hinten an ihren Vater anschmiegt und sich bei ihm aufs Engste unterhakt, eine diadische Einheit bildet. Solchermaßen wird die stets virulente, zumeist jedoch latent im Subtext verhandelte inzestuöse Begehrensstruktur der bürgerlichen Trauerspiele anzitiert. Das moderne Setting für die ‚alten Figuren‘ macht die vorgebliche Modernisierung deutlich, die gerade nicht die Rollenmodelle betrifft, sondern den Weg zurück weist.

Eine weitere Zitation, die in dem Versuch der Revitalisierung des bürgerlichen Familiendiskurses nicht fehlen darf, ist die Aufrufung biblischer Familiennarrative, derer es eine Vielzahl gibt. Über die kulturelle Verankerung der heiligen (Kern-)Familie im kulturellen Gedächtnis der Deutschen hat KOSCHORKE einen Essay geschrieben, in dem er auf die schwierige Splittung der Vaterpositionen mit zwei bzw. drei Instanzen hinweist.<sup>848</sup> Womöglich hat die Redaktion der *Cicero*-Ausgabe „Sehnsucht Familie“ von 2011 diesen Text gelesen, was zumindest der Untertitel des im Inhaltsverzeichnis abgedruckten Bildes einer Kleinfamilie nahelegen würde. Dort steht: „Die Angst der Väter vor den Müttern.“ Vielleicht hat der Vater, nennen wir ihn Josef, Angst, dass er nicht der leibliche Vater des in der Krippe liegenden und mit Heiligenschein versehenen Säuglings ist. Womöglich ist die tough die Arme vor der Brust verschränkende Maria vom heiligen Geist schwanger geworden und Josef ist fort-

---

<sup>847</sup> Vgl. Rosemarie Nave-Herz: „Wilhelm Heinrich Riehl“, in: *Die Geschichte der Familiensoziologie in Porträts*, hg. v. ders., Würzburg: Ergon 2010, 15-34. Riehl, wenn vielleicht nicht von allen als „Begründer der Familiensoziologie“ (ebd.: 15) anerkannt, hat „zum ersten Mal die Familie als eigenständige Gruppe untersucht[e] und die Herauslösung der Familienforschung aus der Philosophie und der Staatslehre“ (ebd.) gefordert.

<sup>848</sup> Vgl. Albrecht Koschorke: *Die Heilige Familie und ihre Folgen. Ein Versuch*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 2000, 20: „Das Mysterium der jungfräulichen Empfängnis, das im Christentum eine so herausragende Rolle spielt, hat Rückwirkungen auf die Vaterposition. Sie zerteilt sich in zwei oder sogar drei Instanzen: Erstens den menschlichen Nährvater Joseph; zweitens Gott als Vater im Himmel; drittens den Heiligen Geist als Abkömmling Gottes, von dem Maria, wie es bei Matthäus heißt, ‚schwanger war‘ (Mt 1, 18).“

an Ziehvater. Aber vielleicht hatte auch Gottvater, wenn nicht seine Hände, so doch vielleicht seine guten Absichten mit im Spiel. Auch circa 150 Jahre nach JOHANN JAKOB BACHOFENS *Mutterrecht* (1861)<sup>849</sup> und trotz modernster DNS-Tests gilt zunächst: ‚pater semper incertus est‘. Das zeigt sich auch an BGH-Urteilen zum Recht von Müttern, den biologischen Erzeuger des Kindes zu verheimlichen oder dem Nicht-Recht potentieller biologischer Erzeuger auf heimliche Vaterschaftstests und somit der eindeutigen Nachweisbarkeit einer genetischen Vaterschaft. Auch wenn der Götterbote Hermes im *Cicero*-Magazin noch die Vermittlung zwischen Gott und Menschen, sakralem Himmel und profaner Welt versucht, indem er den LeserInnen einen Spiegel vorhält, sieht es bis auf den hellen Stern von Betlehem düster aus:

---

<sup>849</sup> Bachofen hat auf ursprünglich über 1200 Seiten die Geschichte und damit potentielle Wandelbarkeit der Familie dargelegt und sich somit gegen jede vorgeblich natürliche Familienform ausgesprochen. Das Patriarchat gründet, so Bachofen, auf der unsicheren biologischen Vaterschaft. Eine gekürzte Mutterrechts-Version ist bei Suhrkamp erschienen: Johann Jakob Bachofen: *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur* [1861]. Eine Auswahl, hg. v. Hans-Jürgen Heinrichs, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1975, 462 Seiten. Vgl. auch das Kap. I.2.1 „Mutterrecht, Vaterrecht, Männlichkeit“ in: Erhart: *Familienmänner*, 67-92. Erhart liest Bachofens Text als „„Familienroman““, der „fast sämtliche epochenspezifische Fiktionen über Männlichkeit und Weiblichkeit bereithält“ (ebd.: 17).

## SEHNSUCHT FAMILIE



26

**DIE ANGST DER VÄTER VOR DEN MÜTTERN**  
Warum die Geburtenrate in Deutschland sinkt  
VON JAKOB HEIN

32

**IN 3000 JAHREN NICHT UMGEZOGEN**  
Eine Familie in Niedersachsen ist die älteste der Welt:  
Eine archäologische Sensation  
VON STEFAN PRINZ

38

**FAMILIENBANDE IM PATCHWORK-ZEITALTER**  
Von den Nibbelungen bis zur modernen Literatur:  
Immer noch geht es um Vater, Mutter und die Kinder  
VON ULRICH GREINER

34

**„ICH WILL DEN ELTERN WAHLFREIHEIT LASSEN“**  
Die Kommunen haben versammelt: Bundesgeld für  
Kitaplätze abzurufen  
EIN GESPRÄCH MIT FAMILIENMINISTERIN KRISTINA SCHRÖDER

44

**KEINE ZEIT FÜR KINDERGLÜCK**  
Der Leistungsdruck für die Frauen wird zu groß:  
„Wir müssen die Lebensläufe anders organisieren“  
DER SOZIOLOGE HANS BERTRAM IM GESPRÄCH

Abbildung 3: CICERO 12/2011, S. 6, © Illustration P.M. Hoffmann

Diese ikonographischen wie auch schriftlichen Wiederbelebungsversuche der vorgeblich ‚besseren Familienkonstellation‘ in der Vergangenheit vergegenwärtigen, dass Familie ein dynamisches Lebensmodell ist, das stets gesellschaftlicher Aushandlungen bedarf, ansonsten würden die immer wiederkehrenden medialen Inszenierungen der bürgerlichen Familie nicht jedes Mal aufs Neue so regen Anklang finden und zu mitunter hitzigen Diskussionen führen. Vielleicht sind diese Debatten gerade deshalb so emotional, weil die bürgerliche Familie ein schön geredetes Lebensmodell ist, das in seiner traditionell-dichotomischen Ausprägung in Wirklichkeit gar nicht so schön ist – eben weil sie mit hierarchischen, klar zugewiesenen Rollenerwartungen und -mustern operiert – aber von der Familienpolitik als Familienleitbild forciert wird (Stichworte ‚Ehegattensplitting‘ und ‚Herdprämie‘). Dadurch sind alternative Familienmodelle für bestimmte gesellschaftliche Gruppen aus ökonomischen Gründen nicht realisierbar (Stichwort ‚Kitaplatz‘).

Die normierende Macht familienpolitischer Förderungen und der Familienpolitik auf das Private, den familiären Binnenraum und die damit einhergehenden, gelebten Genderrollen, ist nicht zu unterschätzen. Diese Aussage lässt sich pointiert durch ein weiteres Titelbild des Magazins *Der Spiegel* aus dem Jahr 2007 unterstreichen. Obwohl die Frau, offensichtlich Mutter von zwei Kindern, das Businesskostüm trägt, steht sie dennoch in einem vergoldeten Laufgitter, dessen Gitterstäbe so hoch sind, dass sie ohne fremde Hilfe ihr ‚häusliches Gefängnis‘ nicht verlassen kann. Ihre Arbeitsutensilien wie ein Notebook und Akten liegen für sie unerreichbar vor dem Laufgitter, das auf der einen Seite durch das Lemma ‚Käfig‘ negativ konnotiert ist, auf der anderen Seite aber mit dem auch farblich in goldenen Lettern abgesetztes Adjektiv ‚vergoldet[e]‘ als kulturell hochwertigem und geschätzten Ort der berufstätigen Mutter in Deutschland evoziert wird. Dieser Ort ist bei den Kindern, allein, daheim, am besten als Vollzeitmutter, ansonsten als Teilzeit arbeitende Mutter. Die ganztags berufstätige Mutter, die einen Betreuungsplatz für ihre Kinder organisiert hat, ist gesellschaftlich nämlich immer noch eine ‚Rabenmutter‘, obschon eine Rabenmutter im Tierreich eine fürsorgliche Mutter ist, die ihre Jungen aus dem Nest stupst, damit sie selbständig werden, nicht etwa, weil sie böswillige Absichten hegt oder egozentrisch ist.<sup>850</sup> SILVANA KOCH-MEHRIN hat mit ihrem Buch *Streitschrift. Für einen neuen Feminismus* 2007 versucht, das ‚Schimpfwort‘ für berufstätige Mütter, übrigens nur in Deutschland üblich, in ein positives Licht zu rücken. Ebenso kritisch hat sich BARBARA VINKEN in ihrem Buch *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*, mit der typisch deutschen Mutterideologie auseinandergesetzt, und verweist auch noch in der Neuauflage von 2011 auf die kulturell undenkbare Möglichkeit für Mütter in Deutschland, beides zufriedenstellend zu organisieren und zu leben: Karriere und Kinder. VINKEN spricht in diesem Zusammenhang von der ‚Ideologie der Vollzeitmutter‘<sup>851</sup>. Bei der Zementierung dieser gesellschaftlich immer noch aktiv vorhandenen Denkbilder spielt die Familienpolitik eine große Rolle. Dass die Denkbilder ihren festen, gesellschaftlichen Platz haben, besagen Studien, die das Verhältnis der Lebens- wie auch Ehepartner nach dem ersten Kind un-

<sup>850</sup> Vgl. auch Martina Meister: ‚Rabenmutter ist die Beste‘, in: *Literaturen* 6 (2006): 24-27.

<sup>851</sup> Vinken: *Die deutsche Mutter*, 26. Vgl. auch Elisabeth Badinter: *Der Konflikt. Die Frau und die Mutter* [frz. Orig. 2010], aus dem Franz. v. Ursula Held u. Stephanie Singh, München: dtv 2012. Badinter de-naturalisiert Mütterlichkeit. Diese sei weniger ‚natürlich‘ ‚als man glauben will, und weitgehend von Ideologien und unserem gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Umfeld‘ (ebd.: 11) abhängig.

tersucht haben und *unisono* bilanzieren – egal wie egalitär die Partnerschaft zuvor gelebt worden ist –, dass mit der Familiengründung die klassisch-traditionellen Rollenverteilungen an der Tagesordnung sind.<sup>852</sup> VINKEN formuliert diesen Sachverhalt so:

Kinder bedeuten deswegen in Deutschland vor allem: Rückfall in ein Rollenmodell, das man für überwunden hält, Rückfall in eine Paarstruktur, die als überholt gilt, Rückfall in wirtschaftliche Abhängigkeit, die mit unseren Normen eines gelungenen Lebens nicht zu verbinden ist, und das freiwillige Sich-Begeben in die Abhängigkeit der Institution Ehe, deren Zerbrechlichkeit jeden Tag vor Augen steht.<sup>853</sup>

Bezeichnend ist, dass man einerseits stets das Gefühl hat, Deutschland sei modern, liberal, emanzipiert und aufgeschlossen, wohingegen andererseits die im Zitat benannten ‚Rückfälle‘, die wie VINKEN hervorhebt, nicht mit den Vorstellungen eines „gelungenen Lebens“ einhergehen, vom Gegenteil zeugen. Diese reaktionären Genderrollen befinden sich im Zentrum der Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die zuvor beschriebenes Cover kritisch versinnbildlicht:

---

<sup>852</sup> Vgl. Florian Schulz u. Hans-Peter Blossfeld: „Was erklärt die Traditionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: soziale Normen oder ökonomische Ressourcen?“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 3 (2007): 162-181. Vgl. auch Pinl: *Das Biedermeier-Komplott*, 28: „Die Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse nach der Eheschließung, vor allem nach der Geburt eines Kindes, ist ein bekanntes Muster, das in Zeitbudgetstudien immer wieder empirisch nachgewiesen wird.“

<sup>853</sup> Vinken: *Die deutsche Mutter*, 23.



**Abbildung 4: DER SPIEGEL 9/2007**

Auch fünf Jahre später, im Februar 2013, das Familienministerium ist zwar immer noch in weiblicher, aber mittlerweile in einer anderen weiblichen Hand, werden die Versäumnisse der Familienpolitik ins Bild gesetzt. Anhand eines kaum mehr fahrbaren Kinderwagens wird symbolisch die Familienpolitik kritisiert, die offenkundig als desolat für ganz Deutschland, die Nationalfarben des Kinderwagens implizieren dies, gewertet wird. So wird deutlich, wie eng Familie und Nation zusammengehören und wie die Angst vom ‚Aussterben einer Nation‘ oder einem ‚Land ohne Leute‘ im Hintergrund schwelt. Ein Kinderwagen mit nur drei funktionstüchtigen und einem fehlenden vierten Reifen, an dessen statt zwei rote Klinkersteine liegen, suggeriert natürlich, dass dem reibungslosen Lauf Einhalt geboten wird. Wenn ein Vorwärtskommen mit diesen drei Reifen möglich sein sollte, dann ist es schleppend und mühsam, holprig und steinig. So ließe sich folgendes Bild lesen:





**Abbildung 5: DER SPIEGEL 6/2013**

Analog zu den Printmedien dominiert dieser neokonservative Trend (vgl. Abb. 1-3), der, wie veranschaulicht, ebenso von offensichtlich kritischen Stimmen begleitet wird (vgl. Abb. 4-5), auch die (Fernseh-)Werbung. Der Satz, den Klein-Anna im Kontext einer Wohnwagensiedlung zu ihrem Vater sagt, ist schon zu einem Bonmot avanciert: „Du Papa – wenn ich groß bin, möchte ich auch mal Spießer werden!“<sup>854</sup> Dass es sich hierbei um einen (prämierten) Werbespot der Landesbausparkassen aus dem Jahr 2005 handelt, ist von sekundärer Bedeutung. Wichtig ist die positive (Neu-)Besetzung des Begriffs ‚Spießer‘.

<sup>854</sup> Landesbausparkassen (LBS): „Werbespot Spießer“.

## 2.5 Literaturmarkt

Neben den paradigmatischen Verweisen auf publizistische, außerliterarische Redeweisen und die ‚Berliner Bühne‘, vermag insbesondere ein Blick auf den Literaturmarkt zu zeigen, dass Familie in der Gesellschaft, in den Medien, der Politik, der Wissenschaft, in der Literatur, zu Hause, ja allerorten inszeniert wird und das im steten Wechselspiel von Familie und Geschlecht.

Zu fragen bleibt, wer hier was zu welchem Zweck inszeniert? Bevor hierzulande Bücher auf den einschlägigen Buchmessen in Leipzig und Frankfurt vorgestellt und in den Feuilletons der *Zeit*, der *Faz*, der *Süddeutschen*, der *Neuen Zürcher* und anderer namhafter Zeitungen rezensiert werden, haben sie schon einen langen Selektionsprozess hinter sich, hält man sich vor Augen, dass in Deutschland jährlich „94000 Titel [...] auf dem deutschen Buchmarkt“<sup>855</sup> erscheinen, wovon „jedes sechste Buch [...] zur Belletristik“<sup>856</sup> zählt. D.h., es werden Themen gesetzt. Unter diesen Themen firmiert ‚Familie‘ seit der innerdeutschen Wende 1989, wie FRIEDRIKE EIGLER meint, bzw. „seit den späten 1990er Jahren“<sup>857</sup>, wie FRIEDHELM MARX die einsetzende „Konjunktur literarischer Familientexte“<sup>858</sup> im „deutschsprachigen Raum“<sup>859</sup> datiert, als „ein[em] alte[n][r] und neue[n][r] thematische[n][r] Dauerbrenner“<sup>860</sup>. Besonders offensichtlich wird dieser Boom von Familientexten seit Mitte der 2000er Jahre. Eine der einflussreichsten deutschen Literaturkritikerinnen, SIGRID LÖFFLER, sah zwar die Gattungsästhetik des Familienromans dem Schrumpfen und Zerstückeltwerden anheimfallen<sup>861</sup>, attestierte ihr aber im Jahr 2005 die Heiligsprechung und damit Unantastbarkeit und BERNHARD JAHN sah das Jahr 2005 als das der Familienromane<sup>862</sup>.

<sup>855</sup> Braun: *Die deutsche Gegenwartsliteratur*, 7.

<sup>856</sup> Braun: *Die deutsche Gegenwartsliteratur*, 7.

<sup>857</sup> Friedhelm Marx: „Familienkatastrophen. Über die Erzählfügar des Familienfests in der Gegenwartsliteratur“, in: *Deutsche Familienromane*, 131-141, 131.

<sup>858</sup> Marx: „Familienkatastrophen“, 131.

<sup>859</sup> Marx: „Familienkatastrophen“, 131.

<sup>860</sup> Norbert Otto Eke u. Stefan Eilt: „Zur Einführung“, in: *Deutschsprachige Literatur(en) seit 1989*, hg. v. dens., Berlin: Erich Schmidt 2012 (= Sonderheft zur *ZfdPh*, Bd. 131), 1-11, 11. In ihrer Einleitung verweisen Eke und Eilt mit diesen Worten auf den Beitrag von Toni Tholen, der mit „Familie und Geschlecht in der Gegenwartsprosa“ betitelt ist.

<sup>861</sup> Sigrid Löffler: „Die Familie. Ein Roman. Geschrumpft, gestückelt, aber heilig“, in: *Literaturen* 6 (2005): 17-26.

<sup>862</sup> Bernhard Jahn: „Familienkonstruktionen 2005. Zum Problem des Zusammenhangs der Generationen im aktuellen Familienroman“, in: *Zeitschrift für Germanistik* 16.3 (2006): 581-596.

Die einsetzende Konjunktur von literarischen Texten, die das Thema ‚Familie‘ verhandeln, korreliert also mit den Eckdaten der gesellschaftlichen Diskussion einer ‚neuen Bürgerlichkeit‘ aufs Engste. „Dass die Debatte um eine Rückkehr von Bürgerlichkeit und Bürgertum aber erst nach 1989 in ganzer Breite auftaucht und an Fahrt gewinnt – immer auch mit Rückbezug auf 33-45 –, ist auch ein Indiz, dass es sich zunächst und zumeist um eine *deutsche* Debatte handelt“<sup>863</sup>, so konstatieren BUDE u.a. Das Interesse an sog. ‚Familienromanen‘ hingegen scheint m.E. ein globales zu sein und über den hier analysierten Zeitraum hinauszugehen. Passend zur Buchmesse im Oktober 2011 titelte *Die Zeit* (41/2011) noch: „Bücher gegen die Kälte. Warum Schriftsteller die Familie neu entdecken [...]“. D.h., auch nach dem vorläufigen Höhepunkt der ‚neuen Bürgerlichkeit‘ um 2006/2007 werden fleißig weitere Familientexte geschrieben.

## 2.6 Nicht-literarischer versus/und literarischer Diskurs

Die diesem Kapitel zugrunde liegende Annahme ist, dass es möglich ist, über die Rekonstruktion des öffentlichen medialen Diskurses von Familie, gesellschaftliche Trends der Gegenwart und Zukunft auszumachen.<sup>864</sup> Eine ganz ähnliche Analyse von populären Medien hat MEIKE SOPHIA BAADER 2006 mit ihrem Beitrag zur Vaterschaft in aktuellen Print-Medien vorgelegt, für den sie Artikel aus Zeitschriften und Zeitungen zwischen 2001 und 2006 untersucht hat.<sup>865</sup> Eingangs hält BAADER fest, dass „seit den 1990er Jahren Vaterschaft zunächst von der historischen und sozialwissenschaftlichen Forschung verstärkt thematisiert worden [ist]“<sup>866</sup>. Seit 2000 lässt sich „von einer Popularisierung des Themas in den Medien“<sup>867</sup> sprechen, so BAADER, die sich auch dadurch

---

<sup>863</sup> Bude u.a.: „Einleitung“, in: *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum*, 10.

<sup>864</sup> Weigel spricht vom „Feuilleton, [als] dem seismographischen Aufzeichnungsapparat auch geringfügiger Verschiebungen kollektiver Befindlichkeiten“ (dies.: *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*, München: Fink 2006, 87).

<sup>865</sup> Meike Sophie Baader: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis zwischen alter Ernährerrolle, neuen Erwartungen und Männlichkeitsstereotype. Die Thematisierung von Vaterschaft in aktuellen Print-Medien“, in: *Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht*, hg. v. Mechthild Bereswill, Kirsten Scheiwe u. Anja Wolde, Weinheim u. München: Juventa 2006, 117-136.

<sup>866</sup> Baader: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis“, 120.

<sup>867</sup> Baader: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis“, 120.

bemerkbar mache, dass die Beiträge zunächst in wissenschaftlichen Kontexten, dann vermehrt im populären Bereich erschienen sind, was für das öffentliche Interesse des Themas spricht.

BAADER hat resümiert, dass „sich das mediale Interesse derzeit stärker auf den Vater als auf die Mutter“<sup>868</sup> richtet. Mit Blick auf meine Forschung kann ich für den Zeitraum bis 2014 hinzufügen, dass die Väter sogar noch mehr in den Fokus gerückt sind, und zwar in der Literaturwissenschaft und dem alltagskulturellen Bereich gleichermaßen, was nicht zuletzt an familienpolitischen Neuerungen wie den ‚Vätermonaten‘ und den gestärkten Rechten für geschiedene Väter und der damit nachgewiesenen, gesellschaftlichen Virulenz des Themas liegt. *Die Zeit* widmete (39/2011) eine Titelgeschichte der „Anleitung zum Vatersein“, was impliziert, dass es einer Art Verhaltensanweisung für die ‚neuen Väter‘ bedarf. Das bedeutet aber nicht, dass der ‚reale‘ Vereinbarkeitsdruck von Beruf und Familie für die Frauen nicht größer geworden ist.<sup>869</sup>

Hatte die Forschung zum bürgerlichen Trauerspiel, angeregt durch die Frauenbildforschung, zunächst die Frauenfiguren und dann die Männerfiguren analysiert, so sind die Instrumente, welche die aktuelle Männlichkeitsforschung in Bezug auf das Thema ‚Vaterschaft‘ bietet – trotz den hervorragenden Arbeiten von ERHART und FRÖMMERS – im bürgerlichen Trauerspiel noch nicht hinreichend zum Einsatz gekommen. Die quantitative Ungleichheit zwischen gendersensibler Forschung zu den Müttern bzw. Frauenfiguren und den Männern bzw. Väterfiguren im bürgerlichen Trauerspiel jedoch ist offensichtlich. Springt man vom 18. Jahrhundert und dieser forschungsgeschichtlichen Bestandaufnahme weiter in die 1990er Jahre, zu der Zeit, für die BAADER im wissenschaftlichen Sektor eine Verschiebung der Interessen weg vom Thema ‚Mutterschaft‘ zum Thema ‚Vaterschaft‘ ausmacht, dann wird man mit Blick auf die literarischen Texte in meinem Korpus zunächst festhalten müssen, dass die Literatur um 1990 und um die 2000er Jahre, wofür symptomatisch VANDERBEKES und SCHMIDTS Texte stehen, die Väter radikal ausblendet. Erst mit

<sup>868</sup> Baader: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis“, 121.

<sup>869</sup> Vgl. bspw. *Familienleitbilder in Deutschland. Ihre Wirkung auf Familiengründung und Familienentwicklung*, hg. v. Christine Henry-Huthmacher, Konrad-Adenauer-Stiftung 2014, online <[http://www.kas.de/wf/doc/kas\\_38060-544-1-30.pdf?140612151941](http://www.kas.de/wf/doc/kas_38060-544-1-30.pdf?140612151941)>; 24.10.2014 und die medialen Reaktionen, hier z.B. folgenden Artikel: O.A.: „Konservative CDU-Stiftung fordert tolerantere Familienpolitik“, in: *Handelsblatt-Online* v. 30.6.2014, online <<http://www.handelsblatt.com/politik/deutschland/konrad-adenauer-stiftung-konservative-cdu-stiftung-fordert-tolerantere-familienpolitik/10127682.html>>; 15.8.2016.

SCHMIDTS zweitem Roman, *Koenigs Kinder*, scheint eine Abkehr von den Müttern und somit eine Wende einzutreten. Der Text liest sich wie ein männliches Pendant zur *Gunnar-Lennefsen-Expedition*, jedoch weitaus weniger fröhlich, utopisch, sprachmächtig und sinnlich, was ein geschlechtlich codiertes Erzählen nahelegt. Mit *Ostersonntag* und *Beste Jahre*, beide 2007 erschienen, scheinen die Themen ‚Vaterschaft‘ und ‚Vatersein‘ in der literarischen Diskussion angekommen. Von da aus wirken sie zurück auf die wissenschaftliche Verhandlung von Vaterschaft, wie die Beiträge von THOLEN oder ERHART zu den sog. ‚neuen Vätern‘ zeigen.<sup>870</sup>

In diesem Zusammenhang auffallend ist im Rahmen der Diskussion um Feminismus und Postfeminismus die Existenz einer antifeministischen Debatte. Diese manifestiert sich u.a. in (populär-)wissenschaftlichen Studien und weist Feministinnen als bedrohlich und nicht mehr ‚nur‘ als lächerlich aus.<sup>871</sup> Folgerichtig fragte HEIKE FALLER schon 2006 in *Die Zeit* (17/2006: 61f.): „Haben wir die Emanzipation verspielt?“ Sehr ähnlich argumentiert nun BAADER, wenn sie mit Blick auf das Modell der bürgerlichen Familie festhält, „dass historisch erst heute die Verlustseite in den Blick gerät, die das bürgerliche Normalfamilienmodell für die Männer mit sich brachte. Die Verlustseite für Frauen ist schon länger offensichtlich“<sup>872</sup>. Damit gemeint ist das Ausfüllen der Ernährerrolle, also des außerhäuslich berufstätigen Vaters, der kaum Zeit mit seinen Kindern verbringen kann.

BAADER hält fest, dass das Vaterbild im Gegensatz zum Mutterbild „noch weniger durch Normierungen, sondern eher durch Suchbewegungen [...], wie ein verändertes Vaterbild jenseits der traditionellen Ernährerrolle aussehen könnte“<sup>873</sup>, gekennzeichnet sei. Allerdings lasse „sich eine veränderte Erwartungshaltung beobachten und neue Normierungen beginnen sich abzuzeichnen“<sup>874</sup>. Mit Verweis auf FHTENAKIS' Arbeiten konstatiert BAADER, dass jene

---

<sup>870</sup> Vgl. stellvertretend Walter Erhart: „Alte Väter, neue Väter – Zur Kulturgeschichte der Männlichkeit“ sowie Toni Tholen: „Männerbilder im Wandel? Beobachtungen zur Literatur des beginnenden 21. Jahrhunderts“, in: *Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?*, 282-308.

<sup>871</sup> Vgl. Renate Hof: „Geschlechter(in)differenz: Einige Bemerkungen zur sozialen Konstruktion der ‚Geschlechtervielfalt‘“, in: *Geschlechter-Revisionen. Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften*, hg. v. Sabine Lucia Müller u. Sabine Schülting, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verl. 2006, 101-115, 104.

<sup>872</sup> Baader: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis“, 131.

<sup>873</sup> Baader: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis“, 123.

<sup>874</sup> Baader: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis“, 123.

Väter, die langsam, aber kontinuierlich schon mehr Fürsorgeaufgaben wahrnehmen, aus der akademischen Mittelschicht stammen. Dadurch, und das suggeriert auch das Zeitgeistphänomen einer ‚neuen Bürgerlichkeit‘, ist die Verhandlung von Vaterschaft und neuen Vätern und mithin die Neubestimmung des bürgerlichen Familienideals eine im Kern bürgerliche Angelegenheit. Die Organisationsstruktur, die gesellschaftliche Machtverhältnisse hier mitorganisiert und neu legitimiert, heißt ‚Klasse‘. In ihr fließen quasi das Bildungs- und das Wirtschaftsbürgertum zusammen, weil beides sich in Deutschland bedingt, einem Land, das u.a. durch sämtliche PISA-Studien bescheinigt bekommen hat, wie international einmalig die enge Verknüpfung von Herkunft und Bildung ist. Das Familienbild, das im ‚Neokonservatismus‘, der ‚neuen Bürgerlichkeit‘ bzw. dem ‚neuen Biedermeier‘ entworfen wird, konstruiert den Typus des ‚engagierten Vaters‘, der seine berufliche Karriere kritisch reflektiert und „Sicherheit im Familienleben mit Kindern“<sup>875</sup> sucht, weil Familie wieder ‚in‘ ist (Stichwort ‚Cocooning‘). Die Dominantsetzung der Familie, die Sicherheit und Geborgenheit verheißt, ist grundsätzlich in allen, oft synonym gebrauchten Etikettierungen schon angelegt. Und, wie in dieser Arbeit bereits dargelegt, ist diese Idealisierung von Familie eine ‚Kopfgeburt‘ der bürgerlichen Mittelschicht und hängt offensichtlich seit ihren Anfängen aufs Engste mit der Kategorie ‚Klasse‘ zusammen.<sup>876</sup>

Die Relationalität von Vater- und Mutterschaft annehmend, und mit Blick auf VINKENS Buch *Die deutsche Mutter*, welches das in Deutschland extrem persistente traditionelle Mutterbild herausarbeitet, ist ebenso von der Traditionalität des Vaterbilds auszugehen. BAADER spricht von der Fragilität der engagierten Vaterschaft und wie wenig selbstverständlich diese sei, was sich an den konservativen Versuchen zeige, die patriarchale Familie erneut festschreiben zu wollen.<sup>877</sup>

<sup>875</sup> Baader: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis“, 125.

<sup>876</sup> Vgl. auch Baader: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis“, 131: „Zur Disposition steht derzeit das gesamte tradierte Modell familialer geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Neu ausgehandelt wird es jedoch vor allem in der akademischen Mittelschicht.“

<sup>877</sup> Vgl. Baader: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis“, 132f.

## 2.7 Neue Bürgerlichkeit, alte Mythen

SIGRID WEIGEL restümiert die Rückkehr von Generationserzählungen folgendermaßen:

Die Tatsache, daß der Begriff der Generation überhaupt diese dominante Rolle spielt, muß auch als Antwort auf die Verschiebungen in den elementaren ‚Strukturen der Verwandtschaft‘ gedeutet werden, die bis dato als Grundlage unserer Kultur und als Agentur ihrer Reproduktion und Entwicklung betrachtet wurden und die nun durch die Errungenschaften von Reproduktionsmedizin und Gentechnologie (wie In vitro-Fertilisation, Leihmutterchaft, Klonen etc.) in Frage gestellt sind. [...] Die biowissenschaftlichen Interventionen in eine vormals als natürlich angenommene Generationenfolge aktivieren offenbar alte Mythen ebenso wie neue Herkunftssehnsüchte.<sup>878</sup>

Diese Argumentationsstruktur lässt sich ebenso auf die Wiederentdeckung bürgerlicher Werte im Rahmen der Neubürgerlichkeitsdebatte und damit auf das bürgerliche Ideal der familialen Gefühlsgemeinschaft übertragen, obschon die neue Bürgerlichkeit die Generationenerzählungen abgelöst hat.<sup>879</sup> Die Dominanz und Rekurrenz eines Familienideals resultiert aus der Divergenz desselben mit der Lebenspraxis. Jedoch bedeutet die Existenz vielfältiger Familienmodelle und die Tatsache, dass modernste Technologien Einzug in den vormals als natürlich deklarierten Bereich der Familie gehalten haben nicht, dass die Geschlechterrollen, auf denen das traditionelle Kernfamilienideal basiert, gänzlich durch neue Begriffe und Konzepte ersetzt worden wären. Was CORNELIA KOPPETSCH und GÜNTER BURKHART 1999 im Anschluss an ihre Studie *Die Illusion der Emanzipation* nur „befürchten“<sup>880</sup>, nämlich dass „Geschlechterasymmetrien wieder an Bedeutung gewinnen und daß die Akteure wieder stärker auf essentialistische Semantiken zurückgreifen, die das Geschlechterverhältnis aus der individuellen Verantwortung befreien“<sup>881</sup>, wofür „die gegenwärtige Konjunktur

---

<sup>878</sup> Weigel: *Genea-Logik*, 103.

<sup>879</sup> Vgl. von Lucke: *68 oder neues Biedermeier*, 44: „Unterschwellig beginnt sich bereits seit längerem eine neue Diskurskonfiguration durchzusetzen, jenseits der Generationssemantik.“ Den Höhepunkt der Generationsdebatte verortet von Lucke „Ende der neunziger Jahre“ (ebd.: 44). Das Ende, die Rede von der ‚ausgefallenen Generation‘, kann als Beginn der neuen Bürgerlichkeit gelesen werden, meine ich.

<sup>880</sup> Cornelia Koppetsch u. Günter Burkhart: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich*, unter Mitarbeit v. Maja S. Maier, Konstanz: UVK 1999, 320.

<sup>881</sup> Koppetsch u. Burkhart: *Die Illusion der Emanzipation*, 320.

soziobiologischer Theorien<sup>882</sup> sprechen würde, findet sich mit Blick auf öffentliche Diskurse und Feuilletondebatten für die Jetztzeit bestätigt (vgl. dieses fünfte Kapitel). In diesen Kontext passen auch die relativ einheitlichen Ergebnisse von Studien, die das Familienleben von gleichgeschlechtlichen Paaren untersuchen, deren Familiengründung mitunter auf eine künstliche Befruchtung zurückzuführen ist. Sie zeigen, dass diese unbürgerlichen Familien das klassische bürgerliche Familienideal mit seinen Gendervorgaben geradezu übererfüllen. Es erweckt den Eindruck als zähle das bürgerliche Familienideal zu jenen von WEIGEL mit dem *umbrella term* benannten ‚alten Mythen‘, das durch neue technische Möglichkeiten, aber auch neue bezeichnungspraktische und performative Unsicherheiten aktiviert wird, wie sich an öffentlichen Diskussionen um den Stellenwert von Familie im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit zeigt.<sup>883</sup>

---

<sup>882</sup> Koppetsch u. Burkhart: *Die Illusion der Emanzipation*, 320.

<sup>883</sup> Zu denken ist hier bspw. an Sibylle Lewitscharoffs ‚Dresdner Rede‘, auf die im Zusammenhang mit Kap. VI dieser Arbeit eingegangen wird.





## VI Literarische Familienbilder der Gegenwart

Gerade an diesem Tag wollten wir Muscheln essen, ausgerechnet an diesem Abend, haben wir gesagt, aber so ist es wiederum auch nicht gewesen, keinesfalls kann man von Zufall sprechen, wir haben nachträglich nur versucht, dieses Muschelessen als Zeichen oder als Zufall zu nehmen, weil das, was auf dieses ausgefallene Muschelessen dann folgte, tatsächlich von solcher Ungeheuerlichkeit gewesen ist, dass sich am Ende keiner von uns mehr davon erholt hat, und schließlich haben wir immer Muscheln gegessen, wenn es etwas Besonderes sein sollte, und dies ist etwas Besonderes gewesen, allerdings in einem ganz anderen Sinne, als wir uns vorgestellt hatten.<sup>884</sup>

### 1 BIRGIT VANDERBEKE: *Das Muschelessen* (1990). Die Tochterperspektive

BIRGIT VANDERBEKE wurde 1956 in Dahme geboren und übersiedelte 1961 mit ihren Eltern in die damalige BRD. Sie gilt als eine der renommiertesten deutschen Gegenwartsautorinnen. Gleich für ihre Debüterzählung *Das Muschelessen* (1990) wurde sie mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet.<sup>885</sup> Ihr Erstling gehört fast schon zum Kanon der deutschsprachigen Schullektüre.<sup>886</sup> Das, was *Emilia Galotti* ist, wird VANDERBEKES *Muschelessen* aller Wahrscheinlichkeit nach bald werden: ein Bestandteil des kulturellen Kanons und damit auch des kulturellen Gedächtnisses der Deutschen. Gemeinsam ist beiden

---

<sup>884</sup> Birgit Vanderbeke: *Das Muschelessen. Erzählung* [1990], limitierte Sonderausgabe, Frankfurt a.M.: Fischer 2008, 7. Nach dieser Ausgabe wird im Folgenden unter Angabe der Sigle ME im laufenden Text in Klammern zitiert.

<sup>885</sup> Vgl. außerdem: Thedel von Wallmoden u. Katrin Blumenkamp: „Birgit Vanderbeke“, in: *Munzinger Online. KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, <<http://www.munzinger.de/document/16000000572>>; 15.8.2016.

<sup>886</sup> Vgl. auch folgende unterrichtsdidaktisch ausgerichtete Aufsätze von Anja Saupe: „Birgit Vanderbekes *Das Muschelessen*: Vorschläge für die Einbeziehung der Gender Studies in den Deutschunterricht“, in: *Der Deutschunterricht* 2 (2000): 89-93, Monika Gross: „Diese ewige Ergebenheit ist doch widerlich!‘ Streit thematisieren anhand Birgit Vanderbekes Erzählung *Das Muschelessen*“, in: *Praxis Deutsch* 29.174 (2002): 42-45 und Reinhard Wilczek: „Familienkonflikte als Thema der Gegenwartsliteratur. Prosatexte von Hans-Ulrich Treichel, Birgit Vanderbeke und Zoë Jenny, 11.-13. Jahrgangsstufe“, in: *Deutschunterricht* 1 (2003): 21-15. Bei Cornelsen und Stark sind die entsprechenden Lektürematerialien für SchülerInnen erschienen, vgl. Brigitte Noll: *Birgit Vanderbeke Das Muschelessen. Unterrichtsmodelle mit Kopiervorlagen*, Berlin: Cornelsen 2004 und Bertold Heizmann: *Birgit Vanderbeke: Das Muschelessen. Interpretationshilfe Deutsch*, 2. Aufl., Freising: Stark 2008.

Texten zum einen die öffentliche und (beinahe) kanonisierte Wertschätzung sowie die Akzeptanz beider Texte als literarisch anspruchsvoll. Zum zweiten spielen beide Texte mit dem Thema ‚bürgerliche Familie‘. Im Unterschied zu *Emilia Galotti* konzentriert sich *Das Muschelessen* allerdings beinahe ausschließlich auf den innerfamiliären Schauplatz des Privaten. Es ist die narrative Reduktion auf das bürgerliche Familienideal und seine Inszenierung, aus der sich der Text speist. Im Ergebnis ähnlich formuliert URS BUGMANN: „*Das Muschelessen* und *Friedliche Zeiten*, auch noch *Gut genug* sind Erzählungen, die ihr Binnensystem nicht durchbrechen. Sie handeln im geschlossenen Kosmos einer Familie, einer Mutter-und-Kind-Gemeinschaft (*Gut genug*), die zwar ihre Außenbezüge haben, aber ausschließlich aus der Innenperspektive wahrgenommen sind.“<sup>887</sup>

Auf welche Weise VANDERBEKE eine Familiengeschichte um ein nicht stattfindendes Ereignis erzählt und zentriert, soll ebenso Gegenstand des vorliegenden Analysekapitels sein, wie die Frage nach den Auswirkungen dieser Erzählweise auf die Darstellung der Familienwelt, heißt es doch verheißungsvoll im Klappentext, dass BIRGIT VANDERBEKE „das Labor Familie in die Luft fliegen“ lässt, dass sie „den Stöpsel“ zieht, „und durch eine kleine Veränderung in der Versuchsordnung“ den „repressiven Mief“ und den „kleinbürgerlichen Ehrgeiz“ (ME: 2) zutage fördert. Es ist zu fragen, wie Familie aus der Sicht der Tochter verhandelt wird. Ein besonderes Augenmerk ist auf den performativen Aspekt von Familie zu lenken. Das Vokabular des Schau- und Theaterspielens, das sich im Text findet, ist offensichtlich. Alle Familienmitglieder werden vom Vater gezwungen, das bürgerliche Familienideal zur Darstellung zu bringen. Der Zwang indiziert die Künstlichkeit der Geschlechtscharaktere, der familialen Genderrollen und mithin des bürgerlichen Familienideals, weil kein Familienmitglied tatsächlich den normierenden Vorgaben entspricht. Dennoch regeln diese Idealbilder das Familienleben. Durch das Erzählverfahren wird das Familienideal noch einmal anders zur Aufführung gebracht, sodass von einem veritablen Zusammenspiel von Form und Inhalt gesprochen werden kann. In gewisser Weise ist, und das gilt es herauszuarbeiten, *Das Muschelessen* ein bürgerliches Trauerspiel, allerdings mit einem signifikanten Rollentausch: am Ende steht der symbolische Tod des Vaters. Die Vater-Tochter-Achse prägt auch

---

<sup>887</sup> Urs Bugmann: „Ironie der Wahrnehmung“, in: *Ich hatte ein bißchen Kraft drüber. Zum Werk von Birgit Vanderbeke*, hg. v. Richard Wagner, Frankfurt a.M.: Fischer 2001, 118-134, 132.

*Das Muschelessen*, mit dem Unterschied, dass es die Tochter ist, die erzählt. Die Macht des bürgerlichen Familienideals als kulturelle Norm, an der sich beide Familien ausrichten, wird in beiden Texten drastisch herausgestellt.

Die Annahme, dass VANDERBEKE immer „auch eine Geschichte der Bundesrepublik und ihrer Mentalitätsgeschichte“<sup>888</sup> in ihrer (Kurz-)Prosa schreibt, wie RICHARD WAGNER es in seiner Laudatio auf die Autorin formuliert hat, hat dazu geführt, ihre Texte als repräsentativ für „Entwicklungen der deutschen Gesellschaft seit den fünfziger Jahren“<sup>889</sup> und die damaligen Familienmodelle zu lesen und sie gleichermaßen vorschnell als literarisch einfache Texte, die leicht zu konsumieren seien<sup>890</sup>, abzuwerten. Das spiegelt sich z.T. auch in der Forschung zu *Das Muschelessen*. Ein Beispiel ist hier der Artikel „The agonies of choice“<sup>891</sup> von ALISON LEWIS. Sie argumentiert thematisch und ohne detaillierte Textangaben, wobei der ‚Kontext‘ der deutschen Wiedervereinigung, jener Zeit, zu der *Das Muschelessen* entstanden ist, stark ihre mimetische Lesart lenkt. Auf die spezifische Art der Darstellung geht sie ebenso wenig ein wie, und das ist bemerkenswert, auf die Thematisierung der offensichtlichen Brutalität des Vaters im *Muschelessen*. Mithilfe der BECK’SCHEN ‚Individualisierungsthese‘ und den BOURDIEU’SCHEN Begriffen von ‚Kapital‘ und ‚Distinktion‘ wird der Vater als Opfer des Kapitalismus und dem „race to acquire capi-

<sup>888</sup> Richard Wagner: „Laudatio auf Birgit Vanderbeke“, in: *Ich hatte ein bißchen Kraft drüber*, 304-313, 312.

<sup>889</sup> Matthias Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds: Kommunikation und Bewusstsein im Werk Birgit Vanderbeke“, in: *German Life and Letters* 55.3 (2002): 312-327, 312. Uecker weist generell auf die stereotype Rezeption Vanderbekes hin, die insbesondere von der Repräsentativität ihrer Texte für gesellschaftliche Entwicklungen ausgehe (vgl. ebd.: 313). Dieser Umstand hat Vanderbeke auch die Bezeichnungen einer „Seismographin des Alltags“ sowie einer „Soziologin unter den Autorinnen ihrer Generation“ eingebracht (Marlies Gerhardt: „Lila ist eine andere“, in: *Ich hatte ein bißchen Kraft drüber*, 96-104, 97).

<sup>890</sup> Vgl. exemplarisch Wagner: „Laudatio auf Birgit Vanderbeke“, 304: „[Ü]ber die Erzählungen von Birgit Vanderbeke zu sprechen, könnte einem einfach erscheinen, aber nichts wäre verfehlter als diese Annahme. Nur ein Übermütiger würde nicht merken, wie er unversehens zum Gefangenen dieser seiner Annahme wird. Denn die Erzählerin Birgit Vanderbeke ist eine große Verführerin und eine gefährliche dazu, denn sie verführt beiläufig.“ Für Wagner ist Vanderbekes Erzählverfahren „nicht einfach Literarisierung des Realen, sondern stets auch die Verhandlung der Mittel“ (ebd.: 308). Diese Konstruktion sei bei Vanderbeke ein „selbstverständlicher Teil der Erzählung“ (ebd.), sodass zumeist auch „die Erzählung als Erzählung deutlich gemacht“ (ebd.: 309) werde. Dennoch, und das mache den Reiz von Vanderbekes Texten aus, sei ihr Schreiben weder „angestregt“, noch „aufdringlich“ oder „aufgesetzt“ (Ebd.: 308)

<sup>891</sup> Alison Lewis: „The agonies of choice: Gender, the family, and individualization in Birgit Vanderbeke’s *Das Muschelessen*“, in: *seminar* 40.3 (2004): 221-235.

tal<sup>892</sup> ausgewiesen. Somit lasse die Erzählung sich als repräsentativ für verschiedene Typen von *parvenues* lesen, wie z.B. Ein- und Aussiedler.<sup>893</sup> Was die innerfamiliäre Gewalt mit den einzelnen Familienmitgliedern (auf thematisch-formaler Ebene) macht, bleibt ungesagt. *Das Muschelessen* „illustrates the crippling effects of ‚sudden surges of individualization‘“<sup>894</sup> und „explores the negative implications of transition from socialist to capitalist society for gender“<sup>895</sup>, so LEWIS. Das Ergebnis ihrer Analyse ist, recht allgemeingültig formuliert: „[T]he nuclear family is the rocky terrain on which social relations and social classes are constituted and reproduced.“<sup>896</sup> Insgesamt sind LEWIS' Aussagen recht statisch, so auch ihre Annahme, dass die Brüche des bürgerlichen Familienmodells in der „individualized society“ auf die Antagonismen der individuellen Freiheit des einzelnen Familienmitglieds und dem Eingebundensein des/der Einzelne/n in die familiäre Ganzheit zurückzuführen seien.<sup>897</sup>

Anders, d.h. textanalytischer, verfährt dagegen der Forschungsbeitrag von CHRISTINE KEBLER und BRIGITTE KRÜGER.<sup>898</sup> In ihrem literatur- und sprachwissenschaftlich argumentierenden Aufsatz wird anhand der Kategorie der ‚Doppelstimme‘ das Erzählverfahren im *Muschelessen* detailliert zum einen als Operation von Schweigen und Verschweigen herausgearbeitet, und zum anderen als die Darstellung von gestörter Kommunikation. Die Begriffe ‚Ritual‘ und ‚Theatermetaphorik‘, in Bezug auf die Darstellung von Familie, führen die Autorinnen in ihrer Analyse kursorisch ein.<sup>899</sup> Wie noch profunder zu belegen ist, erfolgt diese Hinführung kongenial zu meinem Verständnis der Begriffe. Für KEBLER und KRÜGER wird „die Theatermetaphorik zum strukturierenden Prinzip des Erzählgeschehens“<sup>900</sup>. Sie konstatieren treffend:

---

<sup>892</sup> Lewis: „The agonies of choice“, 221.

<sup>893</sup> Vgl. Lewis: „The agonies of choice“, 234.

<sup>894</sup> Lewis: „The agonies of choice“, 222.

<sup>895</sup> Lewis: „The agonies of choice“, 222.

<sup>896</sup> Lewis: „The agonies of choice“, 232. Vgl. auch: „The family ideal to which Vanderbeke's father aspires is the bourgeois family that is in the throes of being grafted onto the more egalitarian model of the socialist family.“ (ebd.)

<sup>897</sup> Vgl. Lewis: „The agonies of choice“, 233.

<sup>898</sup> Christine Keßler u. Brigitte Krüger: „Erzählen und (Ver-)Schweigen: Inszenierungen gestörter Kommunikation in Erzählungen von Brigit Vanderbeke. Linguistische und literaturwissenschaftliche Erklärungsansätze“, in: *Berührungsbeziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft*, hg. v. Michael Hoffmann u. Christine Keßler, Frankfurt a.M.: Lang 2003, 201-230.

<sup>899</sup> Vgl. Keßler u. Krüger: „Erzählen und (Ver-)Schweigen“, 214f., 217f.

<sup>900</sup> Keßler u. Krüger: „Erzählen und (Ver-)Schweigen“, 214.

Die gute Stube der Familie wird zur Bühne, gespielt wird ein Kammerspiel, das ‚Richtige Familie‘ heißt – als Spiel mit verteilten Rollen. Die Erzählerin begleitet das Spiel als Beobachterin, Regisseurin und Mitspielerin. Die Ich-Erzählerin spricht vom Vater als ‚Spielverderber‘ und ‚Stimmungsverderber‘ (21), als sein Ausbleiben thematisiert wird. Die Mutter schlüpft, je nach Wechsel des Tätigkeitsfeldes, in unterschiedliche Rollen und legt passende Masken auf. In der Sprache der Erzählerin wird dieser Vorgang euphemistisch als ‚umstellen‘ bezeichnet [...].<sup>901</sup>

Der Spiel- und Konstruktcharakter dieser ‚richtigen Familie‘ wird nachfolgend eingehender zu fokussieren sein. Die spezifische Kommunikationsstruktur innerhalb dieser Familie, die auf „Unsicherheiten und Missverständnissen“<sup>902</sup> basiere, hat dagegen MATTHIAS UECKER näher analysiert. Er sagt mit Bezug auf VANDERBEKES Erzählung *Gut genug*: „Stil und Perspektivierung des Textes erzeugen den Eindruck, dass zwar ununterbrochen geredet wird, dass aber dabei gar keine Kommunikation stattfindet.“<sup>903</sup> Dieses Ergebnis lässt sich ebenso ganz explizit auf *Das Muschelessen* beziehen. UECKER hält fest, dass „die Struktur der Erzählungen durchweg vom reflektierenden Bewusstsein der Erzählerin vorgegeben [ist] und nicht von erzählbaren Handlungen“<sup>904</sup>. Im Fall des *Muschelessens* – UECKER behandelt diverse Texte VANDERBEKES – spricht der Autor neologistisch von einem „Rede-Denken“<sup>905</sup>, das gerade „keine Handlungsfolgen“<sup>906</sup> erzähle, sondern Ereignisse als „Anlässe zu Reflexion und Rationieren“<sup>907</sup> begreife.

Ein früher Forschungsbeitrag zu *Das Muschelessen* ist ein Kapitel aus RENATE DERNEDDES Dissertation, die Mutterfiguren und Mutter-Tochter-Beziehungen in der deutschsprachigen Literatur untersucht.<sup>908</sup> Mithilfe der Begriffsinventare von Psychoanalyse und Soziologie erarbeitet DERNEDDE die Geschlechtscharaktere innerhalb der Familie, überflüssig zu sagen, mit dem

<sup>901</sup> Keßler u. Krüger: „Erzählen und (Ver-)Schweigen“, 214.

<sup>902</sup> Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 316: „Die Unsicherheiten und Missverständnisse, die alle Kommunikationsverhältnisse in der Familie durchziehen, werden – wenigstens für die Erwachsenen – abgedefert durch eine feste Rollenverteilung, in der jedes Familienmitglied einen genau festgelegten Part zu spielen hat, um zumindest im Verhalten jene Ordnung zu garantieren, die die Kommunikation nicht herstellen kann.“

<sup>903</sup> Vgl. Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 320.

<sup>904</sup> Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 322.

<sup>905</sup> Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 321.

<sup>906</sup> Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 321.

<sup>907</sup> Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 321.

<sup>908</sup> Renate Darnedde: Kap. E: „*Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, in: dies.: *Mutterschatten – Schattenmütter*, 158-193.

Fokus auf die Mutterfigur. Ihre These lautet, dass es das Konzept der Geschlechtscharaktere ist, welches das Erzählverfahren strukturiert und leitet. Dabei verfähre die Erzählerin so, dass sie einerseits das Gefangensein in den Familienrollen vorführt, sich andererseits aber zugleich vom Erzählten distanzieret.<sup>909</sup> Um die Entfremdung<sup>910</sup> der Familienmitglieder untereinander begrifflich zu fassen, entlehnt DERNEDDE das Konzept der ‚Logos-Familie‘ von CHRISTINA VON BRAUN und verwendet es im Sinne einer nicht natürlichen, sondern „den Individuen entfremdete[n] Familie“<sup>911</sup>. Für die Mutterfigur bilanziert DERNEDDE, dass diese eine stumme Figur sei: „Sie ist ohne eigene Sprache, ohne eigene Vorstellungen, ohne ich.“<sup>912</sup>

Auch CHRIS WEEDON setzt sich mit der Mutter in *Das Muschelessen* auseinander, allerdings im Rahmen eines Beitrags, der insgesamt acht Texte mit Bezug auf die Zweite Frauenbewegung (*second-wave feminism*) untersucht.<sup>913</sup> Insofern verbleibt die Untersuchung an der Oberfläche und vermag textanalytisch keine neuen Akzente zu setzen. Insgesamt aber ist die Einordnung des *Muschelessens* in eine größere Riege von Vergleichstexten deutschsprachiger Autorinnen, welche die Mutter-Tochter-Beziehungen literarisieren, hilfreich. Auch NELE HEMPEL-LAMER fragt summarisch nach den unterschiedlich ausgestalteten Mutterfiguren in vier Texten VANDERBEKES, darunter auch *Das Muschelessen*.<sup>914</sup> Für HEMPEL-LAMER sind VANDERBEKES Texte Beiträge zur Debatte um Mutterschaft in Deutschland<sup>915</sup>, die helfen würden, den Mythos der deutschen Mutterschaft zu dekonstruieren, indem sie ihn als „einen gesell-

---

<sup>909</sup> Dervedde: Kap. E: „*Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, 160f.

<sup>910</sup> Dervedde: Kap. E: „*Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, 167: „Eine Konsequenz der Zuweisung von Geschlechtererwartungen ist für beide Geschlechter Entfremdung. Auch der Vater selbst ist von äußeren Regeln und allgemein vorherrschenden Werten und Verhaltensnormen bestimmt und er ist selbst auch Opfer der Entfremdung. Er spielt im Entfremdungsprozeß aber eine vergleichsweise aktive Rolle.“

<sup>911</sup> Dervedde: Kap. E: „*Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, 162.

<sup>912</sup> Dervedde: Kap. E: „*Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, 182.

<sup>913</sup> Chris Weedon: „Power and powerlessness: Mothers and daughters in postwar German and Austrian literature“, in: *Writing mothers and daughters. Renegotiating the mother in Western European narratives by women*, hg. v. Adalgisa Giorgio, New York u. Oxford: Berghahn Books 2002, 215-250, vgl. bes. die Seiten, auf denen *Das Muschelessen* thematisiert wird, 243-247.

<sup>914</sup> Nele Hempel-Lamer: „Die Frau als Mutter und die Mutter als Frau im Erzählwerk von Birgit Vanderbeke“, in: *Über Gegenwartsliteratur. Interpretationen und Interventionen, Festschrift für Paul Michael Lützeler zum 65. Geburtstag von ehemaligen StudentInnen*, hg. v. Mark W. Rectanus, Bielefeld: Aisthesis 2008, 209-225.

<sup>915</sup> Vgl. Hempel-Lamer: „Die Frau als Mutter und die Mutter als Frau im Erzählwerk von Birgit Vanderbeke“, 210.

schaftlichen Konsens kultureller Normen<sup>916</sup> herausstellten. Mit dieser Grundannahme stimme ich überein.

Mit TERESA MARTINS DE OLIVEIRAS Beitrag liegt eine Analyse der Vaterfigur in *Das Muschelessen* mit Rekurs auf die Männlichkeitsforschung vor.<sup>917</sup> Eingangs hält sie fest, dass im *Muschelessen* „der überzeitliche Erklärungsansatz – Kritik am Patriarchat – mit einer schichtspezifisch orientierten Demaskierung des aufsteigenden Bürgertums in der BRD [verschmelze]“<sup>918</sup>. Sie verweist auf die Kontinuität des bürgerlichen Vatermodells vom 18. Jahrhundert bis in die 1960er Jahre.<sup>919</sup> Beide Modelle seien durch die traditionelle patriarchalische Ordnung und die Geschlechtscharaktere geprägt gewesen. Diesen Beweis hatte DERNEDDE implizit schon erbracht, MARTINS DE OLIVEIRA hat ihn jedoch auf die Vaterfigur zugeschnitten und näher ausgeführt.

Instruktiv sind auch folgende Publikationen: Zum einen die Materialsammlung ‚*Ich hatte ein bißchen Kraft drüber.*‘ Zum Werk von Birgit Vanderbeke, die Rezensionen, unveröffentlichte Texte der Autorin und Forschungsbeiträge enthält<sup>920</sup> und zum anderen der methodisch an die Theoreme der *écriture féminine* anschließende Aufsatz von JUSTYNA MAGDALENA KRAUZE zum titelgebenden Symbol der Erzählung, den Muscheln,<sup>921</sup> in dem die Autorin den Bedeutungswandel, den das Symbol in VANDERBEKES Erzählung erfährt, nachzeichnet.

Last not least sei hier ANDREA GEIERS ausführliches Dissertationskapitel zu *Das Muschelessen* erwähnt, das theoretisch und methodisch sehr profiliert die Relation von Geschlecht und Gewaltstrukturen herausarbeitet und sich für

<sup>916</sup> Hempel-Lamer: „Die Frau als Mutter und die Mutter als Frau im Erzählwerk von Birgit Vanderbeke“, 213.

<sup>917</sup> Teresa Martins de Oliveira: „Das Bild des Vaters in *Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, in: *Gender und Macht in der deutschsprachigen Literatur*, hg. v. Montserrat Bascoy u.a., Frankfurt a.M.: Lang 2007, 107-116.

<sup>918</sup> Martins de Oliveira: „Das Bild des Vaters in *Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, 110.

<sup>919</sup> Martins de Oliveira: „Das Bild des Vaters in *Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, 111f.: „Interessant ist festzustellen, dass das als für die kleinbürgerliche Mentalität spezifisch dargestellte Männerbild in der BRD der 60er Jahre stark von der traditionellen patriarchalischen Ordnung geprägt ist, wie sie ab dem 18. Jahrhundert und der Aufklärung ausgesprochen wird.“ Dieses „von Vernunft und Moral geleitete Rollenbild [ist aber] nur als Maskerade präsent“ (ebd.: 116) bilanziert die Autorin.

<sup>920</sup> Vgl. ‚*Ich hatte ein bißchen Kraft drüber.*‘

<sup>921</sup> Vgl. Justyna Magdalena Krauze: „Muschel als Symbol der Suche nach der weiblichen Identität. Zu Zoë Jennys *Der Ruf des Muschelhorns*, Birgit Vanderbekes *Das Muschelessen* und Margrit Schribers *Muschelgarten*“, in: *Studia niemcoznawcze* 39 (2008): 65-85.



meine Analyse als sehr anschlussfähig erwiesen hat.<sup>922</sup> Die übergreifende Forschungsfrage ihrer Studie ist, wie Gewalt literarisch verhandelt wird und inwieweit diese Darstellungen mit geschlechtsspezifischen Zuschreibungen verbunden sind. GEIERS Prämisse ist, dass die Kategorie ‚Geschlecht‘ nicht von vornherein bedeutsam ist, sondern aktualisiert werden muss, indem sie auf besondere Weise ‚thematisiert‘ wird. Diese Aktualisierung fasst GEIER in Anlehnung an das Oppositionspaar thematisieren/dethematisieren, das URSULA PASERO ursprünglich für die Sozialwissenschaften formuliert hatte. GEIER liest *Das Muschelessen* vor der Folie der Väterbücher. Nach GEIER schreibt VANDERBEKE das Genre innovativ fort, weil die „Loslösung aus patriarchalen Verhältnissen als Veränderung der Sprach-Macht“<sup>923</sup> dargestellt werde. Das Ineinandergreifen verschiedener Machtmechanismen<sup>924</sup> und die stets vorhandene ‚latente Gewalt‘<sup>925</sup> stabilisierten die Vormacht des Vaters, dessen eigentliche Macht in seiner Sprachmacht liege<sup>926</sup>, mit der er ‚Wirklichkeit‘ in seiner Familie definiere<sup>927</sup>. Es gehe nicht um die Kritik am Patriarchat als System, wie bspw. MARTINS DE OLIVEIRA in ihrem Aufsatz jüngerer Datums behauptet, sondern um die „Individualisierung des ‚väterlichen Gesetzes‘“<sup>928</sup> durch Alltagspraxen.

GEIER argumentiert – unter Einbezug kulturwissenschaftlicher Kategorien wie ‚Gender‘ und ‚Performanz‘ – ganz im Sinne der nachfolgende Analyse.<sup>929</sup> Ich jedoch möchte den performativen Aspekt des Familiendramas vor der Folie eines Idealbildes noch stärker gewichten und detaillierter herausarbeiten. Das wird, der Anlage meiner Studie entsprechend, in Auseinandersetzung mit der Galotti-Familie erfolgen. Wenn, wie DERNEDDE behauptet, „[d]ie Erzählung [...] eine Auseinandersetzung mit der Familienstruktur [ist]“<sup>930</sup>, gilt es zu fra-

<sup>922</sup> Andrea Geier: Kap. V.1: „Die Macht der Sprache: Gegengewalt und Sprachmagie in *Das Muschelessen* (1990) von Birgit Vanderbeke“, in: dies.: ‚Gewalt‘ und ‚Geschlecht‘, 364-403. Zu der „methodische[n] Ausrichtung“ ihrer Studie formuliert die Autorin, dass sie „kulturwissenschaftliches Interesse mit philologischer Kompetenz“ verbinde (ebd.: 4).

<sup>923</sup> Geier: Kap. V.1: „Die Macht der Sprache“, 365.

<sup>924</sup> Vgl. bes. Geier: Kap. V.1: „Die Macht der Sprache“, 378.

<sup>925</sup> Vgl. bes. Geier: Kap. V.1: „Die Macht der Sprache“, 376.

<sup>926</sup> Vgl. bes. Geier: Kap. V.1: „Die Macht der Sprache“, 368.

<sup>927</sup> Vgl. bes. Geier: Kap. V.1: „Die Macht der Sprache“, 368f.

<sup>928</sup> Geier: Kap. V.1: „Die Macht der Sprache“, 391.

<sup>929</sup> Geier (Kap. V.1: „Die Macht der Sprache“, 383f.) konstatiert überzeugend: „In *Das Muschelessen* versinnbildlicht das ‚Feierabendgesicht‘ die performative Herstellung von ‚Geschlecht‘. Diese ‚Maskerade‘, die immer wieder erneut erzeugt wird, aber stets das Wunschbild verfehlt, steht für das alltäglich inszenierte Rollenspiel, das die Familie für den Vater ‚aufführt‘.“

<sup>930</sup> Dervedde: Kap. E: „*Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, 181.

gen, wie das Textverfahren in *Das Muschelessen* beschaffen ist, das die bürgerliche Familie als ein ‚künstliches‘ Konstrukt erzeugt und darstellt. HEMPEL-LAMERS Annahme erweiternd, würde ich sagen, dass VANDERBEKE den Mythos ‚bürgerliche Familie in Deutschland‘ als ein kulturell und sprachlich verfasstes Ideal regelrecht vorführt.

## 1.1 Leere Mitte

VANDERBEKE zentriert die Familiengeschichte um eine leere Mitte. Auf der extradiegetischen Ebene erzählt die Ich-Erzählerin rückblickend die Geschichte eines nicht stattfindenden Muschelessens. Diese Rahmenerzählung wird durch eine Binnengeschichte auf der intradiegetischen Ebene komplettiert, in der Szenen aus dem Familienalltag der Erzählerin sowie ihre Reflexionen und Kommentare dargestellt werden. Dass es sich allerdings um einen fiktionalen Text handelt, verdeutlicht ein Fiktionalitätsmarker: Gleich auf der ersten Seite steht, dass „jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen“ „zufällig“ ist „und von der Autorin nicht beabsichtigt“ (ME: 6). D.h. der Text spielt mit seiner Literarizität und seiner Fiktionalität, ja stellt diese explizit aus. Mit dieser Zurschaustellung korrespondiert die Eigenart des Textes, auf jegliche Namens- und Ortsbezeichnungen zu verzichten – es wird schlichtweg von ‚Mutter‘, ‚Vater‘ und den Kindern ‚Sohn‘ und ‚Tochter‘ gesprochen – sodass die fiktive Welt zur typisierten Erfahrungswelt der Figuren wird. Nur durch partiell in den Text eingestreute Daten und Verweise auf das Zeitgeschehen wird deutlich, dass die Geschichte von einer Familie handelt, die in den 1960er Jahren von der DDR in die BRD geflüchtet ist. Diese Familie steht aufgrund von oben Gesagtem für eine generationelle und typische Familienstruktur der Nachkriegszeit und zu Zeiten des Wirtschaftswunders.

Um achtzehn Uhr sitzen die Mutter und ihre beiden Kinder, Tochter und Sohn, wie jeden Abend um diese Uhrzeit am Abendbrottisch und erwarten den von der Arbeit heimkehrenden Vater. Die Mutter hat die Lieblings Speisen des Vaters zubereitet, die es nur zu besonderen Anlässen gibt. Gefeiert werden soll die Beförderung des Vaters: „Die diesmalige Dienstreise meines Vaters [sollte] der letzte Meilenstein auf dem Weg zur Beförderung gewesen sein“ (ME: 11). Dieser Abend weicht aber von einem normalen Familienabend ab, weil er ungeheuerlich und außergewöhnlich ist, wie es in der Geschichte durchweg heißt –

wahrscheinlich auch um den Spannungsbogen der ansonsten kargen Handlung von wenigen Stunden an einem einzigen Abend aufrecht zu erhalten (vgl. ME: 26). Somit markiert er eine Devianz von der Norm der rituellen Familienwelt. Mit der ungekannten Unpünktlichkeit des Vaters nimmt das Geschehen, dessen Mitauslöser ein zubereiteter, aber niemals verköstigter Berg Muscheln ist, um „drei nach sechs“ (ME: 13) seinen Lauf: „[W]ir sind immer aufgeregt gewesen, wenn wir auf meinen Vater gewartet haben, es ist immer eine Spannung dabei gewesen“ (ME: 13). Innerhalb dieses Spannungsbogens verliert die Dreierkonstellation zunehmend ihre Ängste vor dem patriarchalen Familienoberhaupt, und spricht über familiäre, psychische wie physische Gewalt, die vom Vater ausgeht. Die ersten, wenn auch zaghaften Versuche der Befreiung aus diesem Zwangssystem lassen sich vermuten, weil das Klingeln des Telefons am Ende der Narration unbeantwortet bleibt. Es liegt nahe, dass der Vater angerufen hat, wobei nicht gesagt wird, dass er tot ist, was allerdings DERNEDDE annimmt.<sup>931</sup> Dieses offene Ende macht deutlich, dass fortan nicht mehr der Vater die Hauptrolle spielt. Vielmehr wird er – auf dem Weg zur vaterlosen Familie – aus der familiären Einheit ausgegrenzt. Symbolisch für eine Veränderung der Familienstruktur landen die Muscheln, mit denen die Tochter zuvor Ergebenheit assoziiert hatte, im Mülleimer. Mit KRAUZE stehen die Muscheln in VANDERBEKES Erzählung auch für einen Aufbruch und den Beginn von etwas Neuem.<sup>932</sup> KRAUZE arbeitet den Bedeutungswandel der Muschel, verstanden als Symbol „der weiblichen Identitätsfindung in einer patriarchalischen Weltordnung“<sup>933</sup> in methodischer Anlehnung an LUCE IRIGARAY und HÉLÈNE CIXOUS am Beispiel von drei gegenwartsliterarischen Texten heraus und konstatiert für *Das Muschelessen*: „Sie [d.h. die Muschel; N.W.] tritt am Anfang und am Ende des Textes auf, zunächst als Sinnbild für Weiblichkeit und Sexualität, zuletzt steht die Muschel für die Erneuerung des Lebens.“<sup>934</sup> Im Text zeige sich dieser Wandel an dem gewandelten Verhältnis der Ehepartner zueinander, von einem „Ansatz von Partnerschaft in der Ehe [...] [zu] Unterordnung und Hierarchie, wenn die Mutter die Muscheln [...] zubereiten muss“<sup>935</sup>.

---

<sup>931</sup> Vgl. Dervedde: Kap. E: „*Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, 158.

<sup>932</sup> Vgl. Krauze: „Muschel als Symbol der Suche nach der weiblichen Identität“.

<sup>933</sup> Krauze: „Muschel als Symbol der Suche nach der weiblichen Identität“, 66.

<sup>934</sup> Krauze: „Muschel als Symbol der Suche nach der weiblichen Identität“, 73.

<sup>935</sup> Krauze: „Muschel als Symbol der Suche nach der weiblichen Identität“, 73. Vgl. auch *Das Muschelessen*: Hatten die Mutter und der Vater zunächst immer gemeinschaftlich die Muscheln im Badezimmer über der Badewanne geputzt (vgl. ME: 9) und mit „Schä-

Soweit die äußere Handlung. Obwohl die Vaterfigur kein einziges Mal auf der Plotebene (*histoire*) auftaucht, ist sie dennoch auf der Ebene der sprachlichen Ausgestaltung der Geschichte, dem *discours*, omnipräsent: Die homodiegetische Erzählerin, die Tochter, ist gleichzeitig eine Figur in ihrer eigenen Geschichte. Sie berichtet in einer Art Bewusstseinsstrom über das vierstündige Warten auf den Vater. CHRISTIAN HUTHER spricht in seiner Rezension von einem „Endlosmonolog“<sup>936</sup>. Charakteristisch für einen Monolog ist, dass er Bewusstseinsinhalte, in diesem Fall von der Tochter, scheinbar direkt, ungefiltert und authentisch in ihrer Inkohärenz mitteilen kann. UECKER hingegen weist sehr plausibel darauf hin, dass es sich in *Das Muschelessen* weder um einen klassischen Bewusstseinsstrom noch einen inneren Monolog handeln würde und, dass beide Formen das Erzählverfahren nur unzureichend charakterisieren.<sup>937</sup> Der Glaube an einen direkten, unverstellten und mithin authentischen Zugriff auf das Bewusstsein sei längst überholt und der innere Monolog somit eine altmodische Vorstellung, die gerade durch das Wissen um die Unhintergebarkeit von Sprache ‚künstlich‘ und gerade nicht ‚natürlich‘ wirke.<sup>938</sup> UECKER redet stattdessen von „monologische[n] oder indirekt-referierende[n] Sprecharten“<sup>939</sup>, die deshalb indirekt seien, weil sie „immer schon im Wissen um die notwendige Übersetzung in ein anderes Medium“<sup>940</sup> getragen seien. Im Anschluss an UECKERS Ausführung wird das Erzählverfahren als ein monologisches Sprechen benannt.

Die Tochter füllt das eine klar chronologisch rekonstruierbare Ereignis auf der Ebene der Erzählung mit etlichen deskriptiven Pausen, die zu einem extrem Zeit dehnenden Erzählen auf der Ebene des Geschehens (erzählte Zeit) führen. In dieser Zeitdehnung des über die Tochter perspektivierten Textes haben Erzählkommentare und Reflexionen ihren Platz. Es handelt sich durchgängig um einen Fokalisierungstyp, die feste interne Fokalisierung. D.h. die Erzählung ist deutlich erkennbar an den Standpunkt der Tochter gebunden und die Leserin/der Leser weiß nur so viel wie die Erzählerfigur weiß. Die Informationsver-

---

kern“ und „Herumgealbere“ (ME: 10) verbunden, so wird aus diesem partnerschaftlichen (Liebes-)Ritual ein Zwang für die Mutter und die Muscheln bekommen eine negative Bedeutung.

<sup>936</sup> Christian Huther: „Besichtigung einer Familie“, in: *Tagesspiegel* v. 17.10.1990, zit. n.: *Ich hatte ein bißchen Kraft drüber*, 200-202, 200 [Reprint].

<sup>937</sup> Vgl. Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 320f.

<sup>938</sup> Vgl. Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 321.

<sup>939</sup> Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 321.

<sup>940</sup> Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 321.

gabe im Text ist durch den einschränkenden Blickwinkel bzw. ‚Fokus‘ – das meint Fokalisierung – der wahrnehmenden Tochter reguliert. In steter Variation und Wiederholung greift die Ich-Erzählerin auf Erinnerungspartikel und Assoziationen aus ihrem Familienleben zurück. Sie setzt so die „Problematik einer bürgerlich-patriarchalen Familie“<sup>941</sup> in Szene, die wiederum auch im bürgerlichen Trauerspiel das Zentrum bildet. Insofern haben wir es erneut mit einer dominant inszenierten Vater-Tochter-Beziehung zu tun. Im Klappentext heißt es:

Die wenigen Stunden, die der Familienvater sich verspätet und während derer die Frau und die beiden jugendlichen Kinder wartend am Abendessentisch sitzen, genügen, um aus der sorgfältig ausbalancierten Kleinfamilie einen Haufen zersprengter Einzelteile zu machen. (ME: 2)

Das (paratextuelle) Titelbild, ein Holztisch, auf dem ein Berg Muscheln ausgeschüttet liegen, evoziert schon das Ende der Erzählung. Das Bild, zusammen mit dem Verweis auf die Auflösung der Kleinfamilie zu einem „Haufen zersprengter Einzelteile“ (ME: 2), lässt erahnen, dass es um die sich vom väterlichen Zwangssystem ‚bürgerliche Familie‘ befreienden und sich emanzipierenden Individuen geht. In diesem Spannungsfeld zwischen forcierter familiärer Einheit einerseits und persönlicher Individualität andererseits ist die Thematik im *Muschelessen* ebenso anzusiedeln wie jene in *Emilia Galotti*. In beiden Texten wird das spannungsreiche und diffizil-prekäre Verhältnis zwischen Vaterfigur und Tochter hervorgehoben, wobei es im *Muschelessen* die Tochterfigur selbst ist, die über ihren Vater und ihre Verbindung zu ihm erzählt (*telling*) und in *Emilia Galotti*, wo dem dramatischen Modus entsprechend der Erzähler als Vermittlungsinstanz entfällt, wird die Beziehung zwischen Odoardo und Emilia vornehmlich in Dialogen, und hier v.a. im V. Akt, gezeigt (*showing*).

---

<sup>941</sup> Schöblier: *Einführung in die Dramenanalyse*, 32.

## 1.2 Performanz, Familie und Gender

Hatten wir es in der Textsorte ‚bürgerliches Trauerspiel‘ also mit einer korporalen Aufführung der *dramatis personae* zutun, so ist die Grundsituation in der Erzählung *Das Muschelessen* eine eminent theatralische, obwohl auf der Handlungsebene kaum etwas geschieht. D.h., die Vergleichbarkeit beider Texte – trotz Genredifferenzen – liegt, neben der thematischen Verbindung, in dem Begriff des ‚Performativen‘. Zwar spricht UECKER in seiner Untersuchung der Kommunikationsformen in *Das Muschelessen* noch nicht explizit von ‚Performanz‘ oder ‚Performativität‘, allerdings verweist schon er auf die diskursprägende Kraft sprachlicher Wiederholungen:

Vanderbekes erste Erzählung, *Das Muschelessen*, etablierte paradigmatisch eine der Kommunikationsformen, um die ihre Bücher immer wieder zentriert sind: [...] Charakteristisch für die Kommunikationsverhältnisse in der Familie sind die starre Rollenverteilung und die Verfestigung von Verhaltensmustern, die unablässig und zwanghaft wiederholt werden. Vor allem die Kontrolle des autoritären Vaters wird täglich neu bekräftigt durch demütigende Verhör-, Geständnis- und Bestrafungsrituale.<sup>942</sup>

Dieses täglich neu aufgeführte Familientheater, das „[d]as falsche Bild der ‚richtigen Familie‘“<sup>943</sup> fortwährend aktualisiert, basiert auf wiederholten Sprachhandlungen. Deshalb sind die Kategorien ‚Sprache‘, ‚Performanz‘ und ‚Kommunikation‘ so zentral in *Das Muschelessen*. HEINZ LUDWIG ARNOLD wertet die Handlung sogar als „banal“ und auf „Banalitäten“ basierend ab, lobt aber den komplexen hypotaktischen Erzählstil.<sup>944</sup> Bereits der Titel der Erzählung stellt – so lässt sich kongruent zu UECKER und ARNOLD die These aufstellen – die Dominanz eines Rituals aus, das üblicherweise aus Iterationen besteht und somit die Wichtigkeit von Sprachhandlungen und Formaspekten impliziert.<sup>945</sup> Nicht Figuren finden sich im Titel der Erzählung, sondern das Essen

<sup>942</sup> Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 315.

<sup>943</sup> Gross: „Diese ewige Ergebnisheit ist doch widerlich!“, 42.

<sup>944</sup> Heinz Ludwig Arnold: „Birgit Vanderbekes Erzählen“, in: *Ich hatte ein bißchen Kraft drüber*, 81-95, 83f.: Arnold betont, dass es schwer sei, „die Geschichte [d.h. *Das Muschelessen*; N.W.] nachzuerzählen; denn jede Nacherzählung wäre banal, weil sie nur jene Banalitäten vermitteln könnte, die die Grundsubstanz dieses Buches ausmachen – gerade aber Vanderbekes Hypotaxen machen ihr Erzählverfahren komplex.“

<sup>945</sup> Vgl. auch Birgit Vanderbeke: *Friedliche Zeiten* [1996], Frankfurt a.M.: Fischer 2000. Wie schon im *Muschelessen* wird aus der Perspektive der Tochter erzählt. Die Schreibverfahren sind sehr ähnlich; auch hier arbeitet der Text mit etlichen Wiederholungen,

von Meeresfrüchten. Waren es im bürgerlichen Trauerspiel v.a. die Namen der Töchter, die im Titel standen und die Töchtertragödie antizipierten, so wird im Titel der Erzählung *Das Muschelessen* ein Familienritual benannt. Das Zubereiten der Muscheln als Ritual nimmt seinen Anfang auf der verspäteten Hochzeitsreise der Eltern (vgl. bes. ME: 9f.).

Bezeichnenderweise hält RICHARD WAGNER fest, dass wir, der/die Leser/in des *Muschelessens*, sich „beim Lesen immer weiter in die Rituale dieser Kleinfamilie ein[fädeln], und gerade daß wir diese Rituale alle sofort erkennen, sollte uns zu denken geben“<sup>946</sup>. Ich möchte zum Ausdruck bringen, dass durch die Verschiebung im Titel von einer Figur hin zur Benennung eines gemeinsamen Familienrituals<sup>947</sup>, der Nahrungsaufnahme, der performative Charakter von Familie schon auf der paratextuellen Ebene<sup>948</sup> kenntlich gemacht wird.<sup>949</sup>

---

Hypotaxen und Variationen, aber ebenso mit alltäglichen Redewendungen. Der Hauptunterschied besteht darin, dass es dieses Mal die Mutterfigur der bürgerlichen Familie im Deutschland der 1960er Jahre ist, die fokussiert wird. Allerdings geht es auch bei dieser Familiendarstellung nicht friedlicher als im patriarchalen Familienkosmos (vgl. ME) zu. Pointiert heißt es auf der Rückseite des Einbands: „Es herrscht Krieg in einer kleinen Vorstadtwohnung. Die Mutter hat immer Angst und tyrannisiert die Familie.“

<sup>946</sup> Wagner: „Laudatio auf Birgit Vanderbeke“, 305.

<sup>947</sup> Zum Vergleich: In Thomas Manns *Die Buddenbrooks* oder John von Düffels *Houwe-land* markiert der jeweils titelgebende Familienname die identifikatorische Bedeutsamkeit desselben für das patrilineare Verständnis von Familie. Mit Berufung auf die männliche Genealogie wird der Familienname an die nachfolgende Generation vererbt. Diese Wichtigkeit des Mannes in der patriarchalisch gedachten, familiären Rangfolge findet sich in beiden Texten auch durch die jeweils männliche Erzählstimme gespiegelt. Das hat sicherlich auch damit zu tun, dass viele (zeitgenössische) Texte, die Familie verhandeln, autobiographisch sind. D.h., wenn Uwe Timm oder Arno Geiger über den Zweiten Weltkrieg, die Nachkriegszeit sowie die ‚Schuldfrage‘ schreiben, v.a. dargestellt am Beispiel ihrer Väter und Brüder (vgl. Uwe Timm: *Am Beispiel meines Bruders* [2003], München: dtv 2007; Geiger: *Es geht uns gut*), dann führt das, nicht zwangsläufig, aber aus nachvollziehbaren Gründen, oft zum Einsatz einer männlichen Erzählerfigur. Um Missverständnissen vorzubeugen: Damit ist nicht gesagt, dass das Geschlecht des Autors/der Autorin an sich ein Indikator für eine ‚natürliche‘ männliche resp. weibliche Sicht auf das jeweils Dargestellte ist. Im *Muschelessen* hingegen, ebenso in der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* oder in *Ostersonntag*, finden sich Erzählerinnen. Auffällig an diesen drei Beispielen, allesamt geschrieben von Frauen, ist, dass sie sich im Titel schon von traditionellen Familienerzählungen und deren Konnotationen absetzen, was sich dann in der Implementierung einer weiblichen Stimme fortsetzt. Die Autorinnen in meinem Textkorpus, Vanderbeke, Schmidt und Köhler, aber auch weitere zeitgenössische Schriftstellerinnen, die Familie literarisieren, wie etwa Zoë Jenny oder Tanja Dückers, inszenieren die weibliche Sicht auf Familie. Wie im bürgerlichen Trauerspiel auch, bleibt dabei die Vater-Tochter-Achse zentral.

<sup>948</sup> Die Wichtigkeit dieses ‚Beiwerks‘ bzw. Paratexts für die Rezeption eines Texts hat Gérard Genette herausgestellt. Vgl. Gérard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk*

Dennoch reiht sich *Das Muschelessen* explizit in eine lange Tradition von Familiengeschichten in der Literatur ein, indem es intertextuell auf zentrale Familientexte verweist, bspw. auf den deutschen Familienroman, *Die Buddenbrooks*, aber auch auf THEODOR FONTANES *Effi Briest* oder die antike Mutterfigur und Kindermörderin Medea, die schon in der sog. ‚Frauenliteratur‘ der 1970er Jahre ein beliebtes Motiv war.<sup>950</sup>

Thematisch wird im *Muschelessen ex negativo* durchgespielt, wie eine ‚richtige Familie‘, also eine bürgerliche Idealfamilie nach dem Modell des Vaters, das klar patriarchalisch und geschlechtsspezifisch organisiert ist, zu sein hat. Diese Vorstellung zieht sich leitmotivisch durch die gesamte Erzählung und wird graduell als wenig ideales Gegenbild zu dem, was sie idealiter und eigentlich darstellen sollte, nämlich eine liebevolle Gefühlsgemeinschaft, entwickelt. Zu diesem Zweck werden familiäre Stereotype und Klischees eines westdeutschen Familienbildes aus den 1960er Jahren aufgerufen, vor allem, weil der aus Ostdeutschland kommende Vater sich an dem kulturell dominierenden, westdeutschen Familienideal in der damaligen BRD orientiert. Durch ihre wiederholte Nennung im Text finden sich ‚westdeutsche‘ Familienrituale überzeichnet wieder: Um sechs Uhr gibt es das Abendbrot, um acht Uhr die Tagesschau, danach wird Skat gespielt und dann gibt es insbesondere den Sonntag, den obligaten Familien- und Ausflugstag, der durch gemeinsame Aktivitäten und Unternehmungen strukturiert ist, die allein vom Vater festgelegt werden: „[M]ein Vater [hat] seine Vorstellungen von einer richtigen Familie natürlich besonders am Sonntag entfaltet“ (ME: 65). Die starre Ritualgläubigkeit des Vaters ist in gewisser Weise mit dem Tugendrigorismus von Odoardo Galotti vergleichbar. Es lässt sich auch von einer Erweiterung des Tugendkatalogs, wie er sich in *Emilia* findet, sprechen. Die Rituale und Tugenden, nach denen beide Väter sich richten, sind zu starren Verhaltensnormen geworden,

---

*des Buches* [frz. Orig. 1987], mit einem Vorwort v. Harald Weinrich, aus dem Franz. v. Dieter Hornig, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001.

<sup>949</sup> Vor allem im außerliterarischen Sektor werden Rituale als konstitutiv für die Herstellung von Familie betrachtet, wie mit Blick auf neuere sozialwissenschaftliche Forschungen zum Herstellungscharakter von Familie und dem ‚doing family‘, das v.a. über Rituale funktioniert, deutlich wird. Vgl. exemplarisch Michaela Schier u. Karin Jurczyk: „‚Familie als Herstellungsleistung‘ in Zeiten der Entgrenzung“, in: *APuZ* 34 (2007): 10-17 (= Themenheft *Entgrenzung von Arbeit und Leben*).

<sup>950</sup> Vgl. auch Inge Stephan: *Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur*, Köln u.a.: Böhlau 2006, bes. die Einleitung „Der schwierige Umgang mit dem antiken Erbe“, 1-6.



die ein individuell spezifisches, am Wohle der Familie ausgerichtetes Agieren unmöglich machen.

Mutter und Vater sind auf den ersten Blick als komplementäre Geschlechtscharaktere mit den traditionellen dichotomischen Zuschreibungen angelegt, wobei der zweite und negativ besetzte Term der Ehefrau und Mutter zugewiesen wird, „weil meine Mutter nicht als sehr intelligent gegolten hat in der Familie“ (ME: 47). Bezeichnenderweise ist es aber so, dass Mutter und Vater sich selbst den polaren Geschlechtscharakteren zuordnen, wie den Mutter- und „Vater-Zitaten“<sup>951</sup> in der Erzählung der Tochter zu entnehmen ist. D.h. der Vater betrachtet sich als den „Logiker“ (ME: 29), „Naturwissenschaftler“ (ME: 32), ja den „Verstandesmenschen“ (ME: 34) schlechthin, wohingegen seine musisch begabte Ehefrau sich hauptsächlich als altruistische Mutter wahrnimmt, welche die Vermittlerrolle zwischen dem Vater und den Kindern übernimmt. Diese Mutterfigur repräsentiert alles Schöngeistige an einem „Gefühlsmensch[en]“ (ME: 34), wie bspw. ihre Vorliebe für melancholische Schubertlieder bezeugen soll. Deshalb stehen die Musik (Gefühl) für die Mutter und die Mathematik (Verstand) für den Vater: „Mein Vater hat das nicht gern gehabt, das Verweinte und Sentimentale an meiner Mutter [...]“ (ME: 33). Durch die Eigenzuschreibungen versuchen beide, dem bürgerlichen Familienideal mit seinen Gendernormen zu entsprechen, obschon beide, wie durch die Beobachtungen der Tochter deutlich wird, von diesen idealen Familienidentitäten abweichen: So kann die Mutter bspw. gut mit Geld, Zahlen und Bilanzen umgehen, der Vater aber verschwendet das Geld regelrecht; die Mutter hat aktiv die Flucht in den Westen organisiert, der Vater hingegen war dahingehend passiv; die Mutter hat für die Kleinfamilie die Ernährerrolle übernommen, als der Vater noch studiert hat. Ihr Beruf als Lehrerin ist zwar ein klassischer Frauenberuf, jedoch ist er gesellschaftlich respektiert und steht dem Beruf des Vaters als Ingenieur in keiner Weise nach.

Die Tatsache, dass die Mutter eine geheime Seite hat – vordergründig mag sie Effi Briest, aber heimlich verehrt sie Medea – zeigt, dass sie sich für das Familienleben verstellt, sind es doch vor allem die klassischen, oppositionell angelegten Geschlechtsmerkmale, nach denen die Geschlechtsidentitäten von Mutter und Vater nach außen hin konstruiert sind. Sie steht im ‚bürgerlichen

---

<sup>951</sup> Den Begriff der „Vater-Zitate“ hat Dernelde für die Redeweisen des Vaters, die von der Tochter übernommen werden, geprägt. Vgl. Dernelde: Kap. E: „*Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, 161.

Fassadenspiel' für Passivität, Musik, Gefühl und das Naturhafte, er steht für Aktivität, Mathematik, Verstand und Kultur-/schaffendes. Die Verteilung der Geschlechtsattribute verläuft analog zu den stereotypen Geschlechtscharakteren, was z.T. auch auf eine Verinnerlichung der patriarchalischen Familienstrukturen deutet.<sup>952</sup> Damit handelt es sich in dieser Familienaufstellung der sechziger Jahre um eine typische Konfiguration von männlicher *ratio*, die auf weibliche *emotio* trifft. Mutter und Vater funktionieren als bürgerliches Ehepaar, weil sie bewusst den Rollenvorgaben folgen.

Ihre Kinder möchten sich jedoch nicht dem Diktat von (künstlichen) Gendernormen unterwerfen, sondern versuchen, wo immer möglich, ohne Rollenzwang, Schauspielern und Verstellen zu leben. Dieser Umstand wird im Verlauf dieses Kapitels noch detaillierter zu beschreiben sein. Hier ist festzuhalten, dass die Performanz von Geschlechtsidentität bei der zweiten Generation nicht ganz so vereinfacht verläuft: Vielmehr werden die Idealvorstellungen des Gender, wie sie der Vater hegt, subversiv unterlaufen und neu zusammengesetzt, sodass die binären Geschlechtereigenschaften bestätigt und zugleich widerlegt werden. Dieses führt seitens des Vaters zur Ablehnung seiner Kinder, die ihm sein ganzes Dasein durchkreuzt haben, weil die Familie „eine einzige Enttäuschung“ (ME: 43) für ihn gewesen sei. Obwohl die im 18. Jahrhundert festgeschriebenen Binaritäten anhand der Figuren von Tochter und Sohn offensichtlich durchkreuzt und dekonstruiert werden, behalten sie jedoch für die Eltern Gültigkeit und belegen das wirkmächtige Fortdauern der polarisierten Geschlechtscharaktere. Dass es sich bei den Genderentwürfen um keine ‚natürlichen‘ Größen handelt, sondern um performative Konstrukte, bezeugt der Zwang, mit dem v.a. die Eltern versuchen, sich den normativen Rollen des bürgerlichen Familienideals anzupassen.

### 1.3 Theatralische Grundsituation

Die Parallelität, die zwischen *Emilia Galotti* und *Das Muschelessen* in der Hervorhebung des Vater-Tochter-Verhältnisses zu verzeichnen ist, kulminiert in

<sup>952</sup> Vgl. auch hierzu Darneddes Lektüre des *Muschelessens*, Kap. E: „*Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, bes. 160-169 zu den Geschlechtscharakteren der ersten und zweiten Generation. Darnedde bilanziert recht pauschal, dass die „Zuordnung der Eigenschaften [...] der Herrschaftssicherung des Vaters über die Mutter und mit ihr über die ganze Familie“ (ebd.: 160) diene.

der Auseinandersetzung mit dem patriarchalischen Familienmodell und, ganz explizit, mit dem *pater familias*. Bedeutsam für die Väter-Töchter-Konstellationen im bürgerlichen Trauerspiel ist, dass gerade die Trauerspiel-töchter als Protagonistinnen der Stücke zentral sind. Sie sterben als Opfer einer zunehmend radikaler werdenden bürgerlichen Wertewelt, in der die Ehre der Tochter für die Familienehre einstecken muss. Diese Familienideale werden im bürgerlichen Trauerspiel ausagiert. Bis kurz vor ihrem Tod hat Emilia kaum Redeanteile im Drama, was ihre Passivität indiziert, weil hauptsächlich über sie gesprochen und verhandelt wird. Dadurch wird sie zu einer Projektionsfläche für männliche Wünsche.

Im *Muschelessen* hingegen ist es der abwesende Vater, über den gesprochen wird, der selber hingegen nicht zu Wort kommt und am Ende symbolisch stirbt. Es ist gerade die Tochter, die in ihrer Funktion als Erzählerin wortmächtig aufbegehrt. Weil die Erzählung jedoch aus einem einzigen monologischen Reden besteht, also ‚Kopftheater‘ ist, steht hier nicht die leibliche Aufführung von familialen Werten im Fokus. Allerdings wird durch die leitmotivische Wiederholung der Aufführungen von einer ‚richtigen Familie‘ auf der lexematischen Ebene auch im *Muschelessen* Familie aufgeführt, d.h., es gibt eine theatralische Grundsituation im Text. Wurden die bürgerlichen Werte in *Emilia Galotti* veräußert und zur Schau gestellt, indem eine private Wertewelt einer öffentlich-höfischen kontrastiv gegenübergestellt und der Binnenraum des Privaten als Ort der Tugend etabliert wurde, so zeigt sich im *Muschelessen* deutlich die Internalisierung dieser Tugenden, die sich in *Emilia Galotti* schon angekündigt hat. Dieser Mechanismus lässt sich mit FOUCAULTS Begriff der ‚Disziplinarmacht‘ umschreiben, mit dem FOUCAULT im Grunde nichts anderes als die Internalisierung von Regulierungsmechanismen bezeichnet hat.<sup>953</sup> Wie weit die Internalisierung der bürgerlichen Familienwerte schon vorgedrungen ist, indiziert die Erzählweise. Es bedarf keiner Gegenüberstellung zweier Wertewelten auf der Bühne mehr, sondern nur noch eines ritualisierten Standbilds von einem Familienessen auf der Handlungsebene. Insofern liegt der Privatbereich der Familie hier noch einen Schritt weiter zurück als im privaten Rückzugsort des bürgerlichen Trauerspiels. Durch die Erzählweise der Introspektion

---

<sup>953</sup> Vgl. ausführlicher zur Entwicklung der Disziplinarmacht Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* [frz. Orig. 1975], übers. v. Walter Seitter, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, bes. 279: „Wir sind nicht auf der Bühne und nicht auf den Rängen. Sondern eingeschlossen in das Räderwerk der panoptischen Maschine, das wir selber in Gang halten – jeder ein Rädchen.“

erhalten die LeserInnen den größtmöglichen Einblick in die Privatsphäre der Tochter. Näher kann man den Gedanken einer Figur nicht kommen!

Folglich liegt eine Verschiebung der Familienpositionen vor, die allerdings immer vor der Folie der im bürgerlichen Trauerspiel aufgestellten Rollenverteilungen und mithin als Zitation der Norm zu sehen ist; nur eben mit einer Verschiebung und im Sinne eines „[c]iting the heterosexual norm differently“<sup>954</sup>. Offensichtlich wird dieses anhand des Vaters. Die Figur des Vaters ist ein autoritärer Familienvater der 1960er Jahre, die prototypisch dargestellt wird: In ärmlichen Verhältnissen bei seiner Mutter aufgewachsen, will er gesellschaftlich in das Bürgertum aufsteigen und braucht dazu eine ‚richtige Familie‘, weil auf dieser – das hat vorliegende Dissertation schon herausgearbeitet – das bürgerliche Selbstwertgefühl basiert. Ferner wurde bereits herausgestellt, dass die bürgerliche Familie (zumeist) ein Fassadenspiel ist (vgl. Kap. 3 dieser Arbeit). Das trifft auch auf die Familie im *Muschelessen* zu. Um eine bürgerliche Familie auf dem gesellschaftlichen Parkett zu geben, ist dem Vater auch Gewaltausübung recht.

„Eine richtige Familie‘ – drei Worte, die wiederkehren wie die Heullaute eines Sirenenalarms“<sup>955</sup> heißt es in der *Spiegel*-Rezension „Im Kerker der Harmonie“. Erstmals ist die Rede im Text von dieser idealen Scheinvorstellung im Zusammenhang mit der ‚Umstellerei‘, also dem maskenhaften Anlegen eines spezifischen und künstlich erzeugten Gesichtsausdrucks, die den Zusammenhang zwischen ‚Familie‘ und ‚Performanz‘ deutlich hervorhebt:

[...] [D]as Umstellen ist mir unangenehm gewesen und peinlich, ihres und unseres auch, es mussten sich ja alle umstellen, wenn mein Vater nach Hause kam, damit das Ganze eine richtige Familie war, wie mein Vater das nannte, weil er keine Familie gehabt hat, dafür hat er die genauesten Vorstellungen davon entwickelt, was eine richtige Familie ist, und er hat ausgesprochen empfindlich werden können, wenn man dagegen verstieß. (ME: 25)

Dieser Textauszug liefert gleich zweierlei: Zum einen die Begründung, warum der Vater unbedingt eine ‚richtige Familie‘ haben möchte – aus dem Mangel heraus, als Kind keine gehabt zu haben – und zum anderen wird schon hier deutlich, dass es sich allein um Wunschbilder des Vaters handelt, nach denen er seine ideale Familienstruktur konzipiert, und nicht um innerfamiliär anerkannte

<sup>954</sup> Vgl. den gleichlautenden Aufsatz von Gaby Pailer: „Citing the heterosexual norm differently.“

<sup>955</sup> O.A.: „Im Kerker der Harmonie“, in: *Der Spiegel* 5 (1990): 200a.

Vorstellungen einer Idealfamilie. Diese väterlichen Vorstellungen sind in Regeln und Gesetze des Vaters transformiert worden, welche die autoritäre Herrschaft stabilisieren sollen, wie sich aus der letzten Zeile der eben zitierten Passage schließen lässt: Euphemistisch heißt es dort, dass der Vater ‚empfindlich‘ reagieren könne, sollte jemand ‚dagegen‘, also gegen seine Familiengesetze, verstoßen. Auffällig ist, dass die Euphemismen immer dann im Text auftreten, wenn die innerfamiliäre Gewalt und Brutalität, die vom Vater ausgehen, unter den Teppich der ‚richtigen Familie‘ gekehrt werden sollen: Gewalt und ideales Familienbild passen nicht zusammen. Auf diese Weise kommt es innerhalb der Familie bzw. bei der dreiköpfigen Restfamilie zu einem die gesamte Familienbiographie andauernden Verdrängungsprozess, der durch die Existenz der Tochter-Erzählung allmählich ins Bewusste verlagert wird. Durch die dominante Setzung des Personalpronomens ‚wir‘<sup>956</sup> in der ersten Person Plural am Ende der Erzählung wird signalisiert, dass sich Familie nicht erzwingen lässt, sehr wohl aber glücken kann, wenn die Freiwilligkeit der einzelnen Mitglieder im Vordergrund steht. Insofern indiziert die Pluralform das Zusammengehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl. Zuvor ist in der Erzählung deutlich geworden, wie sehr die Familienmitglieder den Zwang, eine familiale Ganzheit nach außen darstellen zu müssen, auch sprachlich internalisiert hatten. Das bezeugt die Übernahme von etlichen, für den Vater typischen Sprachmustern, die als väterliche Rede markiert sind und von der Erzählerin durch *verba discendi* und Inquitformeln als eine ihr fremde und aufoktroyierte Sprache ausgestellt werden.

Es macht für den Vater also keinen Unterschied, wie das gemeinsame Zusammengehörigkeitsgefühl zustande kommt. Das Wesentliche ist, dass man eine Familie darstellt und zwar so, wie sie nach allgemeiner Auffassung zu sein hat. Diese normativen Auffassungen spiegeln sich in den Alltags- bzw. Zwangsritualen und familialen Aktivitäten der Familie wider, die allesamt Performanzen der unterschiedlichen Familienpositionen sind. Es sind besonders diese gewohnheitsmäßigen Handlungen innerhalb des Familienverbandes, von denen die Tochter berichtet. Deshalb wird in unterschiedlichen Vergangenheitsformen (Präteritum, Perfekt, Plusquamperfekt) erzählt. Das „penetrante[n]

---

<sup>956</sup> Auf der abschließenden Seite der Erzählung operiert die Ich-Erzählerin ausschließlich mit dem Personalpronomen im Plural. Vgl. „[...] *wir* haben nur noch gehört, wie die Schalen geklappert haben, das Telefon haben *wir* gar nicht gehört [...]“ (ME: 128) (meine Hervorhebung; N.W.).

Perfekt<sup>957</sup> jedoch, wie BABLER die Wahl des Tempus in *Das Muschelessen* benennt, dominiert das Erzählen. Man kann in diesem Fall auch mit GENETTES Kategorie der ‚Frequenz‘ von einem anaphorischen Erzähltypus sprechen<sup>958</sup>, bei dem die Wiederholungen der Erzählung mit denen der Geschichte identisch sind – es wird also x-mal erzählt, was x-mal passiert ist – und es solchermaßen zu einer rekurrenten Darstellung familiärer Rituale kommt. Dies kann folgende Textstelle verdeutlichen, in der erstmalig Bezug genommen wird auf das daraufhin wiederholt zitierte ‚gemeinsame Abendbrotessen‘:

Wir sind schon spät dran gewesen mit dem Abendbrot, bei uns wurde immer um sechs gegessen, weil mein Vater um halb sechs nach Hause kam vom Büro, und dann hat er erstmal die Zeitung gelesen und in Ruhe sein Bier getrunken, während die Mutter das Abendbrot fertig machte, und Punkt sechs, wie gesagt, wurde bei uns gegessen, außer wenn er auf Dienstreise war, dann kippte der ganze Tagesplan um, und alles war anders als sonst [...]. (ME: 21)

Als Konsequenz ergibt sich ein recht monotoner Text. Für URS JENNY ist es gerade der für VANDERBEKE typische Schreibstil – der offensichtlich an THOMAS BERNHARDS Stil erinnert und diesen in gewisser Weise auch wiederholt<sup>959</sup> – sowie die Affinität zu familialen Themen, der VANDERBEKE so popu-

<sup>957</sup> Vgl. Babler: *Der deutsche Pop-Roman*, 32f., 32. Für Babler bleibt das Perfekt „funktionslos“ (ebd.: 32) und mündet in eine „obsolete Textur“ (ebd.: 33), weil es eigentlich „einen Erzähl-Zeitpunkt nach der erzählten Gegenwart“ (ebd.: 32) impliziere. Babler widmet dem Text auch nur den Raum, den eine knappe Buchseite für eine Analyse bietet.

<sup>958</sup> Vgl. Gérard Genette: *Die Erzählung*, 3., durchges. u. korrigierte Auflage, übers. v. Andreas Knop, mit einem Nachwort v. Jochen Vogt, überprüft u. berichtigt v. Isabel Kranz, Paderborn: Fink 2010, bes. 73f. Die narrative Frequenz meint mit Genette „die Wiederholungsbeziehungen zwischen Erzählung und Diegese“ (ebd.: 73) oder die „Frequenzbeziehungen zwischen Erzählung und Geschichte“ (ebd.: 74). Im Wissen um die Fiktion der Kategorie ‚Wiederholung‘ expliziert Genette, dass er mit Wiederholungen vielmehr „eine Reihe ähnlicher Ereignisse“ (ebd.: 73) meint, nicht aber identischer Ereignisse.

<sup>959</sup> Beide Autoren arbeiten mit Hypotaxen, Reihungen und Wiederholungen. In der Wiederholung von Bernhards Schreibstil, so lässt sich sagen, liegt die erste Wiederholungsstruktur in *Das Muschelessen*. Textimmanent folgen dann weitere. Mit Samuel Weber wird klar, dass erst durch die Wiederholung das Original zu einem vorgängigen Objekt wird. Vgl. Samuel Weber: „Einmal ist keinmal.“ Die Wiederholung und das Singuläre“, in: *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*, hg. v. Gerhard Neumann, Stuttgart u. Weimar: Metzler 1997, 434-448, 439: „Einmal ist keinmal, wenn das erste Mal erst durch Wiederholung zu dem wird, was es ‚eigentlich‘ sein soll: etwas, das mit sich identisch ist und als solches erkennbar.“ Kritisiert wurde *Das Muschelessen* vor allem dafür, dass der Text, inhaltlich und thematisch, eine ‚bloße‘ Wiederholung von Bernhards Prosa sei: „Die Kritik hat der Autorin vorgehalten, dass solch raue Kindheitserfahrungen schon bei Thomas Bernhard meisterhaft und beklemmend dargestellt

lär mache<sup>960</sup>. Einige Kritiker haben aufgrund dieser Wiederholungsstrukturen in VANDERBEKES Texten von einem „Sprach-Eintopf“<sup>961</sup> oder dem „Vanderbeke-Sound“<sup>962</sup> gesprochen. Und genau in diesem Konzept der Wiederholung liegt auch der performative Aspekt ihrer Sprache.

Im 18. Jahrhundert kam dem Theater eine nicht zu unterschätzende diskursprägende Kraft zu: Dadurch, dass immer wieder Familienstücke aufgeführt wurden, half das Theater als moralische Anstalt und Diskussionsort mit, die neuen Familienrollen gesellschaftlich zu implementieren und das neue Aussagesystem ‚bürgerliche Familie‘ zu diskursivieren. Die neu zu erlernenden Werte und Tugenden wurden inszeniert. Damit einher ging die neue, von LESSING formulierte Mitleidspoetik, die, um ihre Wirkung beim Publikum zu erzielen, mit Neuerungen in der Schauspieltechnik einher ging. Wurden im bürgerlichen Trauerspiel die Diskurse der Aufklärung, der Empfindsamkeit, der Tugend und Liebe in der Familie ausagiert, so zeigt sich mit Blick auf *Das Muschelessen*, wie stark auch gegenwartsliterarisch die Genderrollen an die Diskurse der Aufklärung rückgebunden sind. So stark, dass sich eine diskursgeschichtliche Kon-

---

worden sind. Und auch die insistierenden Wiederholungen und schier endlos sich windenden Satzspiralen erinnern an die bernhardsche Suada.“ (Von Wallmoden u. Blumenkamp: „Birgit Vanderbeke“, 1) Dass Sprache an sich schon eine Wiederholungsstruktur ist, darauf verweist Dietrich Mathy: „Vorab ergänzend“, in: *Dasselbe noch einmal: Die Ästhetik der Wiederholung*, hg. v. Carola Hilmes u. ders., Opladen u. Wiesbaden: Westdt. Verl. 1998, 7-11, 7: „Sprache selber, als Rede, Text und Lektüre in dreifach potenziertes Zeitigung zusammengeslossen, ist Redundanzphänomen schlechthin und als solches allpräsenzt, wirkungsmächtige Wiederholungsagentur.“ Dieser Tatsache eingedenk, formulieren von Wallmoden u. Blumenkamp: „Aber Vanderbeke gelingt mehr als nur die Schilderung einer Kindheit im autoritären Spießermilieu. Auf engstem Raum führt sie mit sprachlichen Mitteln eine Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik in den 1960er Jahren vor.“ (Ebd. 1f.)

<sup>960</sup> Urs Jenny: „Guten Morgen, liebe Sorgen! Ein Frauenleben im Schnelldurchgang. Birgit Vanderbeke versucht mit ihrem neuen Buch einen erzählerischen Rundumschlag“, in: *Der Spiegel* 38 (2003): 137: „Birgit Vanderbeke wird für die anmutige Musik ihres Parlandos geliebt, für die Grazie im allmählichen Verfertigen der Gedanken beim Erzählen und für die Komik, die sie typisch bundesrepublikanischen Beziehungs- und Kleinfamilientragikömodien abgewinnt.“

<sup>961</sup> Rolf Michaeli: „Altneudeutsche Wörtersuppe. Birgit Vanderbekes erste Erzählung *Das Muschelessen*“, in: *Die Zeit*, Nr. 46, 09.11.1990, zit. n. ‚*Ich hatte ein bißchen Kraft drüber*‘, 207-210, 207 [Reprint].

<sup>962</sup> Richard Wagner: „Vorwort“, in: ‚*Ich hatte ein bißchen Kraft drüber*‘, 9-11, 10. Vgl. auch Uecker: „Missverständnisse, Rollenspiele, double binds“, 313: „Ein präziser, zwischen Leichtigkeit, Lakonie und Sarkasmus wechselnder Stil etablierte einen wiedererkennbaren und durchaus eingängigen ‚Vanderbeke-Sound‘.“

tinuität konstatieren lässt.<sup>963</sup> Ein genauer Blick auf den Analysetext zeigt, dass hier ebenfalls schauspielerische Gesten thematisiert sowie auch generell Familie als etwas ausgewiesen wird, was man tut und darstellt.

Während die drei Familienmitglieder auf die Rückkehr des Vaters warten, fangen sie an, sich darüber Gedanken zu machen, was passierte, würde er nicht mehr wieder kommen. Tochter und Sohn sind sich einig, dass sie es besser als alles andere fänden, wenn er „überhaupt nicht mehr käme“ (ME: 28). Die Begründung ist simpel: Sie wollen nicht mehr eine richtige Familie darstellen müssen, die sie in Wirklichkeit gar nicht sind:

[...] weil es uns keinen Spaß mehr machte, eine richtige Familie, wie er es nannte, zu sein, in Wirklichkeit, haben wir gefunden, waren wir keine richtige Familie, alles in dieser Familie drehte sich nur darum, dass wir so tun mussten, als ob wir eine richtige Familie wären, wie mein Vater sich eine Familie vorgestellt hat, weil er keine gehabt hat und also nicht wusste, was eine richtige Familie ist, wovon er jedoch die genauesten Vorstellungen entwickelt hatte, und die setzten wir um, während er im Büro saß, dabei wären wir gern verwildert, statt eine richtige Familie zu sein. (ME: 28f.)

Womit die Idee einer richtigen Familie hier gekoppelt ist, ist das Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse hinter denen der familialen Einheit, das einem Zwangssystem gleich Anpassung und Umstellung fordert. Die Negation der eigenen Individualität und der Wunsch, dass dieses Negieren nicht nötig sei, finden sich schon in *Emilia Galotti*, sind aber ebenso im *Muschelessen* unter den Stichworten ‚umstellen‘ und ‚verwildern‘ präsent, wobei die Verben die Konnotationen ‚künstlich‘ und ‚gespielt‘ bzw. ‚natürlich‘ und ‚naturwüchsig‘ implizieren. Das wird besonders deutlich an der Mutter, die je nach Wunsch des Vaters mit ihrer Mimik spielt und einer Schauspielerin gleich ihre Gesichter ‚umstellt‘, von „Schulgesicht“ (ME: 22), auf „Haushaltsgesicht“ (ME: 23)

<sup>963</sup> In der Empfindsamkeit, deren Diskurs seit seiner Ausprägung um 1770 zum „kulturellen Arsenal gehört“ (Berthold u. Greis: „Endlich lieben. Eine moderne Obsession“, 205), sollte das Gefühl „zu einer sozialen Ordnungsfunktion werden und die traditionellen Formen der Vergesellschaftung – wie Hierarchie und Macht – ersetzen. In diesem neuen Verhältnis der Menschen zueinander sollten Freiwilligkeit, Reziprozität (eine kontinuierliche Gegenseitigkeit) und Verbindlichkeit (Authentizität) vorherrschen. Die Bedeutung der Empfindsamkeit als einer solchen neuen Sozialform kann kaum überschätzt werden. Denn ihre Geltung erlosch nicht in den 1770er Jahren, wo man die literarische Epoche dieses Namens meistens enden läßt. Empfindsamkeit ist in der gesamten Moderne zu einer der wichtigsten Optionen sozialen Umgangs geworden.“ (Berthold u. Greis: „Endlich lieben. Eine moderne Obsession“, 205.)



und „Feierabendgesicht“ (ME: 22). D.h., die Mutter nimmt sich zugunsten eines harmonischen Familienlebens ganz zurück, ordnet sich den Wünschen ihres Mannes unter, wozu jedes Mal „ein neues Gesicht“ (ME: 22) gehört. Insofern ist die Oppositionsbildung künstlich-natürlich, höfisch-bürgerlich auch hier, wie schon im bürgerlichen Trauerspiel, existent. Auch die „Umstellerei“ (ME: 22) bzw. Verstellerei, die in *Emilia Galotti* anhand der Rhetorik der Mutterfigur sehr deutlich wird – sie spricht sogar die „Sprache der Galanterie“ (EG: II. 6: 31), heißt es bei LESSING – ist ein Thema in beiden Texten. Mit dem Unterschied allerdings, dass gar nicht mehr versucht wird, Familie als die natürlichere Sozialform auszustellen, sondern sie dezidiert in ihrer Künstlichkeit beschrieben wird. Somit haben wir es explizit mit einem Familien-Schauspiel zu tun, das nicht zuletzt auch, wie im bürgerlichen Trauerspiel, die Diskurse über Schauspielkunst im 18. Jahrhundert anklingen lässt. Die Verben verstellen, spielen, performen, bilden das semantische Begriffsfeld beider Texte, deren Thematisierung die bürgerliche Familie ist.

Dass es sich bei all den immer gleichen Versuchen, eine ‚richtige Familie‘ aufzuführen, um Wiederholungen handelt, um die soziale Fiktion einer Familieneinheit und eines wesenhaften Kerns von Familie auszustellen, macht eine Verschiebung in der Zitation der Norm deutlich. Diese „kleine Verschiebung weg vom Normalen“ (ME: 40), ist jener Tag des ausgefallenen Festessens und des sich verspätenden Vaters. Konjunktivistisch heißt es im Text, dass insofern es diesen Tag nicht gegeben hätte, wahrscheinlich alle zusammengehalten hätten „wie diese richtige Familie, die wir von Tag zu Tag immer spielten, wenn die Verschiebung nicht gewesen wäre“ (ME: 40). Ganz explizit heißt es hier, dass alle vier Familienmitglieder die Selbstdarstellung im Alltag *in extenso* betreiben, um das Bühnenstück einer richtigen westdeutschen Familie zu geben. Wenn der Vater auf Dienstreise ist, kommt die Restfamilie sehr wohl dem Ideal einer emotionalisierten Familie im ‚unbürgerlichen‘ Sinn nahe, was u.a. an der temporär einsetzenden, egalitären Rollenverteilung ersichtlich wird:

Wir haben natürlich nicht alles gemeinsam gemacht wie in einer richtigen Familie, nur das Einkaufen, Abwaschen, Aufräumen und dergleichen haben wir ziemlich gemeinsam gemacht, was sonst nur meine Mutter alleine gemacht hat, wenn mein Vater daheim war, weil er niedrigere Arbeit verachtet hat [...]. (ME: 75)

Ist der Vater außer Haus, so bildet die Restfamilie eine Gemeinschaft, die sich die anstrengende und ‚niedere Arbeit‘ gerecht teilt und sich dann sogar so viel

Emotionalität und Zuwendung aufbaut, dass sie sich dabei „stundenlang Geschichten erzähl[t][en]“ (ME: 75). Dann fragen sie sich, warum sie sich das alles bieten lassen, „das ist doch Tyrannei“ (ME: 75). Diese Tyrannei ist ein auf Äußerlichkeit und Öffentlichkeit angelegtes Familienleben, das durch ein System der physischen und psychischen Bestrafung zusammengehalten wird. Kommunikation erscheint unter den Vorzeichen des gegenseitigen Verrats und Misstrauens gestört. Was über allem steht, ist die Allmacht des Vaters und die Brutalität, mit der er diese Rolle innerhalb der Familie ausfüllt.

#### 1.4 Innerfamiliäre Gewalt

Wie deutlich geworden ist, herrscht im *Muschelessen* eine klare Arbeitsteilung der Geschlechter, wonach die Frau auf die Sphäre der Hausfrau festgelegt wird und der Mann sich als Oberhaupt der Familie bedienen lässt. Dabei ist diese Familie auf zwei Gehälter angewiesen; vor allem, weil der Vater offensichtlich nicht wirtschaften kann (ME: 101), weshalb sich formulieren lässt, dass es sich nicht um einen Einverdienerhaushalt bzw. eine Hausfrauenehe im klassischen Sinne handelt. Die Ehefrau arbeitet als Lehrerin und macht zusätzlich den Haushalt. Diese Doppelbelastung erkennt niemand in der Familie an: „[W]ir sind aber nie auf den Gedanken gekommen, vor unserer Mutter Respekt zu haben“ (ME: 23). Generell, so bilanziert DERNEDDE in ihrer Untersuchung für die Figur der Mutter im *Muschelessen*, sei diese „fast ausschließlich im Familienkontext existent“<sup>964</sup>. Wie es für die Fiktion von der bürgerlichen Idealfamilie typisch ist, ist sie „auf die Familie beschränkt und aus der Öffentlichkeit ausgegrenzt“<sup>965</sup>. Ihr berufliches Tun wird durch die Respektlosigkeit aller Familienmitglieder entwertet. Obwohl die Mutter berufstätig ist, obliegt ihr die gesamte Last der Haushaltsführung und der Kindererziehung, sodass man sagen kann, dass sie einerseits aus der Sphäre ausgegrenzt wird, für die sie andererseits die Verantwortliche ist, wenn es um die Erziehung der Kinder zu gesellschaftlich mündigen Individuen geht. Gerade der Vater macht die Mutter für die seiner Meinung nach missglückte Erziehung der Kinder verantwortlich. Seinem Berufsleben gemäß wird das Familienleben strukturiert; ihr Berufsleben wird kaum zur Kenntnis genommen. Er berichtet abends von seinem Berufsalltag,

<sup>964</sup> Dervedde: Kap. E: „*Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, 169.

<sup>965</sup> Dervedde: *Mutterschatten – Schattenmütter*, 51.

ihr Beruf wird nicht thematisiert. Auf diese Weise wird die Mutter und ihre Funktionen fast ausschließlich auf den Familienkosmos reduziert.

In diesem Familienkosmos herrscht der Vater als strafender und zürnender *pater familias*, der nicht ohne Weiteres mit einem zärtlich-autoritären Vater Sampson oder einem ambivalenten Übervater Galotti verglichen werden kann. Zu den alltäglichen Familienritualen, welche die dargestellte Alltagswelt im *Muschelessen* strukturieren, zählt das brutale Bestrafungssystem des Vaters. Es findet immer dann Anwendung, sobald etwas nicht seinen Vorstellungen von einer ‚richtigen Familie‘ gemäß verläuft. Dann hat er, „abends sehr wichtig“ (ME: 30), „aufgeräumt“ in seiner Familie. VANDERBEKE stellt die Vaterfigur als despotischen Tyrannen dar, der regelmäßig viel Alkohol trinkt und ebenso regelmäßig seine Kinder verprügelt. Die Kinder kommen mit Nasenbluten und Kopfverletzungen aus dem Wohnzimmer, weil sie „ein paar Mal mit dem Kopf“ (ME: 51) gegen den Wohnzimmerschrank „[...] geflogen“ (ME: 51) sind. Die Tochter hinkt auf einem Bein, weil ihr Vater sie kurz nach der Geburt gegen die Wand „geworfen“ (ME: 85) und so ihre Hüfte beschädigt hat (ME: 85). Rituell bevor „es“ (ME: 50) losgeht – „es“ meint die ungeheure Brutalität des Vaters und die Art, wie er diesen körperlichen Missbrauch zelebriert – holt sich der Vater einen Cognac aus der Bar:

Dabei hat er Bier und Kognac getrunken und uns Fragen gestellt, weil er hat herausfinden müssen, was vorgefallen war, und jeder hat seine Aussage gemacht, während die anderen draußen gewartet haben. Am Schluß hat er logische Schlüsse gezogen und danach die Strafen festgesetzt und ausgeführt, und in Wirklichkeit haben wir alle ziemliche Angst gehabt, weil die Strafen nach logischen Schlussfolgerungen festgesetzt worden sind, die keiner so richtig begreifen hat können. (ME: 30)

Deutlich wird diese innerfamiliäre Angst vor dem übermächtigen Vater auch an dem Faktum, dass Mutter, Tochter und Sohn – beim vierstündigen Warten auf den Vater – sich zunächst nicht trauen, etwas Negatives über den Vater und seine Verspätung zu sagen, weil alle drei immerzu denken mussten: „[U]nd er steht da und hat uns erwischt, wie wir über ihn reden, und das ist nun wirklich ungehörig“ (ME: 28). Was der Vater in seiner Familie etabliert hat, ist ein System der Angst, dem sich alle Familienmitglieder fügen müssen. Dass sie dieses tun, zeigt ihre Teilhabe am ‚Petzen‘ (vgl. ME: 30), dem kindlichen wie auch erwachsenen Bloßstellen eines anderen, das Parallelen zum Bespitzelungswesen der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik aufweist und die Au-

torität des Vaters aufrecht erhält: Es gibt das ‚Petzen‘ und die allabendlichen Verhöre, wonach der Vater dann die Bestrafungen festsetzt. Worum es dem Vater geht, ist „Strafenfestsetzen und Ordnungschaffen in seiner Familie“ (ME: 42). „Jeder hat gedacht, er weiß alles und hört alles und sieht alles“ (ME: 36). Der Vater und Vater Staat sind in der ehemaligen DDR als Synonyma zu lesen: Beide erfüllen dieselben Funktionen mit dem Unterschied, dass der Vater im Privaten herrscht, wohingegen Vater Staat öffentlich agiert, vorausgesetzt eine klare Trennung ist überhaupt möglich. Allerdings sorgt der Vater dafür, dass kein Außenstehender oder Nachbar etwas von seiner Gewalt und Brutalität mitbekommt: Er schließt die Fenster und die Balkontür des Wohnzimmers. Schon GOFFMAN hat darauf aufmerksam gemacht, dass „häufig eine Trennung in einen Hintergrund, auf dem die Darstellung einer Rolle vorbereitet wird, und einen Vordergrund, auf dem die Aufführung stattfindet“<sup>966</sup>, existiert. Diese Separation begründet er folgendermaßen: „Der Zugang zu diesen Regionen wird unter Kontrolle gehalten, um das Publikum daran zu hindern, hinter die Bühne zu schauen, und um Außenseiter davon fernzuhalten, eine Aufführung zu besuchen, die nicht für sie bestimmt ist.“<sup>967</sup> Der Kindesmissbrauch dient dem Vater zur Vorbereitung auf eine störungsfreie Performanz, in der alle Mitspieler sich dem *script* gemäß – auch narratologisch verstanden als „[m]entale, nichtsprachliche Repräsentation einer typischen Ereignisfolge“<sup>968</sup> – verhalten. Im Wohnzimmer, dem Herzstück des bürgerlichen Familienlebens, wird kein harmonisches Miteinander gepflegt, sondern es wird pervertiert zum Ort der Gewalt. Räumlich gesehen ließe sich abstrahierend für die Familienstruktur im *Muschelessen* sagen, dass ihr Zentralorgan zerstört und nicht lebensfähig ist.

Es zieht sich ein Bruch durch das ideale Modell von Familie, wie es der Vater perspektiviert und durchsetzt und wie die restlichen Familienmitglieder dazu stehen. Diese Diskrepanz der unterschiedlichen Auffassungen von einem Familienideal wird lediglich durch die Herrschaft des Vaters und sein Angstsystem überbrückt, weil so, ähnlich der Machtausübung der Einheitspartei SED, nur eine Meinung zählt und anerkannt wird. Die Mutter hat immer gesagt, „wir müssen alle fest zusammenhalten, dann ist es eine richtige Familie“ (ME: 36), wobei ihr Familiencredo eher nach dem des Vaters klingt als nach

<sup>966</sup> Goffman: *Wir alle spielen Theater*, 217.

<sup>967</sup> Goffman: *Wir alle spielen Theater*, 217.

<sup>968</sup> Matias Martínez u. Michael Scheffel: „Lexikon und Register erzähltheoretischer Begriffe“, in: *Einführung in die Erzähltheorie*, 8. Aufl., München: Beck 2009, 186-192, 191.

ihren Vorstellungen, weil es abermals um die erzwungene Familieneinheit geht.<sup>969</sup> Sie versucht, ein harmonisches Familienleben zu führen, wozu sie sich selbst als eigenständige Person fernab ihrer Funktion und Rolle als Mutter und Erzieherin fast aufgibt, was damit korreliert, dass sie größtenteils in den Worten des Vaters redet und auf diese Weise seine Ansichten transportiert, ihre jedoch zurückhält. Auch ihre Ehe, die als Allianzhehe ausgewiesen wird, wegen der baldigen Geburt der Tochter und dem nicht Infragekommen einer Abtreibung (ME: 37), ist für sie ein einziges „Zusammenhalten“ (ME: 38), das auf der Annahme basiert, dass es „weitergehen muss“ (ME: 38).

## 1.5 Mütter

Im Kern ist es die Mutter, die mit ihrem Bedürfnis nach Harmonie und Ausgewogenheit die Familie in *Das Muschelessen* zusammenhält; nach außen ist es der Vater, der die Familie repräsentiert. Sie ist es, die dafür Sorge trägt, dass alle vier dem bürgerlichen Familienideal entsprechend eine ‚richtige Familie‘ darstellen:

Aber vielleicht ist es für meine Mutter sogar am schlechtesten gewesen, weil sie dafür zu sorgen hatte, dass wir eine richtige Familie sind, und das ist gewiß nicht leicht gewesen, weil die Vorstellungen, die mein Vater von einer richtigen Familie gehabt hat, zwar höchst präzise waren, aber zugleich auf undurchschaubare Weise nicht vorherzuberechnen. (ME: 31)

Der Tag, der so ungeheuerlich ist, weil es fortan kein weiteres Zusammenhalten wie normalerweise mehr geben wird, ist jener Tag des ausgefallenen Muschelessens. Der Verweis auf die ambivalente Figur Medea gegen Ende der Erzählung indiziert die Relationalität der Mutterrolle im Familien- und Geschlechterdiskurs. Medea hat zwar ihren Bruder und ihre Kinder ermordet, liebt diese zugleich aber zärtlich als Schwester und Mutter, wie STEPHAN betont.<sup>970</sup> Somit verkörpere Medea das „Schreckbild einer aus den Fugen geratenen Familien- und Gesellschaftsordnung und [sei] zugleich Mahnbild [...] [für] einen liebevol-

---

<sup>969</sup> „[...] weil zu den Vorstellungen, die mein Vater von einer richtigen Familie gehabt hat, gehört hat, dass immer alle etwas gemeinsam machen [...]“ (ME: 67). Er ist erbozt, „weil wir keinen Familiensinn fürs Gemeinsame hatten“ (ME: 68).

<sup>970</sup> Inge Stephan: Kap. II: „Genealogie und Generation. Medea im Schnittpunkt zwischen alter und neuer Familienordnung“, in: dies.: *Medea*, 28-47, 47.

len Umgang der Geschlechter<sup>971</sup>. Allerdings habe die *Medea*-Version des Euripides, welche der Rezeptionsgeschichte des antiken Stoffs als Prätext vorstehe, die Mutterfigur auf die Kindermörderin verkürzt und mithin dekontextualisiert:

Das euripideische *Medea*-Drama bietet mit seiner Konzentration auf den Kindermord nur einen schmalen Ausschnitt aus einem umfangreichen mythischen Komplex, in dem die Frage der ‚Mütterlichkeit‘ Teil eines übergreifenden Diskurses über das Verhältnis der Geschlechter und die Neuordnung von Verwandtschaftsbeziehungen ist.<sup>972</sup>

Zwar gibt die Mutter in *Das Muschelessen* vor, die bürgerliche Mutterposition zu besetzen und sich dabei an ihrer Lieblingsfigur Effi Briest zu orientieren, die sich den rigiden Genderrollen fügt, jedoch rebellierte sie innerlich gegen diese Ordnung von Familie. Ein Beispiel dafür ist ihre öffentliche Bewunderung und Rezitation von Effi Briest, insbesondere ihrem Liebessatz aus dem gleichnamigen Roman<sup>973</sup>, wobei sie heimlich von Medea phantasiert, wie sie ihren Kindern leicht angetrunken und zugleich erschrocken über ihre Redseligkeit verrät (vgl. ME: 121f.). Die Mutter separiert hier eindeutig in die Vor- und Hinterbühne ihrer Darstellung. Vordergründig nimmt sie in ihrer Rolle als Frau im Patriarchat jegliche Schuld auf sich. Ganz so, wie Mutter Claudia in *Emilia Galotti* sagt, dass sie und ihre Tochter für Odoardo als Vertreter der gesellschaftlichen Norm und deren Frauenbildern immer „schuldig“ sein werden, weil in einer patriarchalischen Ordnung das Weibliche immer nachgeordnet ist, ließe sich hinzufügen. Ebenso verhält es sich auch mit VANDERBEKES namenloser Mutterfigur. „[A]lles ist meine Schuld, das hat sie immer gesagt, sie hat die Schuld immer vollständig auf sich genommen und gesagt, alles habe ich falsch

<sup>971</sup> Stephan: Kap. II: „Genealogie und Generation“, in: dies.: *Medea*, 47.

<sup>972</sup> Stephan: Kap. II: „Genealogie und Generation“, in: dies.: *Medea*, 36.

<sup>973</sup> Bei dem Liebessatz handelt es sich um jenen letzten Satz vor Effis Tod, der, mit verzeihendem Gestus und Pathos ausgestattet, Baron von Instetten von seiner eventuellen Schuld am Schicksal seiner Ehefrau freispricht: „Denn er hatte viel Gutes in seiner Natur und war so edel, wie jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist.“ In: Theodor Fontane: *Effi Briest* [1895], mit einem Nachwort v. Kurt Wölfel, Stuttgart: Reclam 2002, 331. Bei Vanderbeke wird zwar aus Plusquamperfekt das Präteritum, jedoch bleibt die Intention dieses Satzes identisch: Effi bzw. die Mutter verzeihen ihren Ehemännern. Sie bringen analog zur klassischen Rollenverteilung Verständnis auf für ihre Männer. So wird andererseits die Idee transportiert, dass Männer ebenso als Opfer des jeweiligen gesellschaftlichen Systems anzusehen sind. Dieser Gedanke findet nicht zuletzt in *Emilia Galotti* Beachtung, wie gezeigt werden konnte.

gemacht [...].“ (ME: 100) KRAUZE hat darauf verwiesen, dass *Das Muschelessen* die „Urschuld der Frau“<sup>974</sup> aufruft, die Frauen im „herrschenden Diskurs zugewiesen“<sup>975</sup> werde. Das lässt sich auch für *Emilia Galotti* festhalten. In Anlehnung an HÉLÈNE CIXOUS sagt KRAUZE pointiert: „Die Schuld der Frau kann in diesem Lichte als eine patriarchalische Konstruktion gesehen werden, die auf die Frau projiziert wird.“<sup>976</sup> CIXOUS hatte aufgelistet, dass die Frauen im Prinzip für alles schuldig erklärt werden können, wie „for having desires, for not having any; for being frigid, for being ‚too hot‘; for not being both at once; for being too motherly and not enough; for having children and not having any; for nursing and for not nursing...“<sup>977</sup>.

Claudia Galotti und die Mutter im *Muschelessen* sagen beide von sich, dass sie immer schuldig seien. Beide akzeptieren die ihnen zugewiesene Rolle. Dadurch, dass es jeweils die Figuren selbst sind, die dieses Frauenbild benennen, kann ein gewisser Grad an Reflexion über die gesellschaftliche Rollenverteilung vorausgesetzt werden. Es lassen sich auch erste emanzipatorische Bewegungen ausmachen. Wie für Claudia herausgearbeitet, finden sich bei ihr Ansätze für eine Störung der väterlichen Ordnung, sei es, dass sie bewusst vor ihrem Ehemann mit den weiblichen Stereotypen operiert und diese für ihre Zwecke nutzt, sei es, dass sie Emilia Ratschläge gibt, von denen sie weiß, dass sie konträr zu den Ansichten ihres Ehemannes stehen, wie bspw. der Ratschlag, Emilia solle ihrem Vater nichts von der Begegnung mit dem Prinzen in der Kirche mitteilen.

Die Mutter im *Muschelessen* steht in der Nachfolge Claudia Galottis. Allerdings haben ihre Momente der Emanzipation nahezu keinen Einfluss auf das Familienleben, im Gegensatz zu Mutter Galottis subversiven Momenten. Die Mutter im *Muschelessen* flüchtet sich in die Gedankenwelt der Phantasie. Bezeichnenderweise sind es zwei literarische Frauenbilder, die ihr Gefangensein in gesellschaftlichen Rollenvorgaben symbolisieren. Effi Briest verzeiht ihrem Ehemann noch auf dem Totenbett und fügt sich damit kurz vor ihrem Tod bekräftigend in die von ihr geforderte Frauenrolle. Zwar zitiert die Mutter im *Muschelessen* Effi Briest immer dann, wenn sie die gute bürgerliche Hausfrau und Mutter spielt und öffentlich ausstellt, aber eigentlich übt sie in der Phantasie

---

<sup>974</sup> Krauze: „Muschel als Symbol der Suche nach der weiblichen Identität“, 76.

<sup>975</sup> Krauze: „Muschel als Symbol der Suche nach der weiblichen Identität“, 76.

<sup>976</sup> Krauze: „Muschel als Symbol der Suche nach der weiblichen Identität“, 76.

<sup>977</sup> Hélène Cixous: „The laugh of the medusa“, in: *Signs* 1.4 (1976): 875-893, 880. Vgl. hierzu auch Krauze: „Muschel als Symbol der Suche nach der weiblichen Identität“, 76.

schon Rache an ‚ihrem‘ Jason, der sie in die genormte Rolle innerhalb der bürgerlichen Familienordnung zwingt. Diese Rache jedoch würde bedeuten, der antiken Mythologie entsprechend, ihre Kinder zu töten. In dieser Funktion der Kindermörderin ruft *Das Muschelessen* auch die Medeafigur auf:

[W]ir haben es meiner Mutter aber nicht übelgenommen, daß sie uns alle vergiften wollte, sondern haben uns nur gefreut, daß das Versöhnliche, worunter wir sehr gelitten hatten, endlich einmal verschwunden war, aber für meine Mutter ist es doch sehr schlimm gewesen, weil ihre ganze Harmonie und das Gute im Menschen natürlich zusammenbrach; es ist etwas anderes, ob man Medea im stillen verehrt und bewundert, während man Effi Briest zitiert, oder ob man es auch noch laut sagt, und jetzt hatte sie es gesagt. (ME: 123)

Es heißt, die Mutter verehere Medea. Das ist ein bisschen, als ob Sara Sampson die Marwood verehrt, was diese in gewisser Weise auch tut. Das bringt die Ausschließlichkeit der statischen Frauenbilder zum Ausdruck. Die für ihre Gefühle einstehende Medea, die kein Gesetz anerkennt, fügt sich nicht in die für sie vorgesehene Rolle. Sie stört die Ordnung. Das wiederum tut die Mutter im *Muschelessen* nicht. Ihre Störung des Systems, so lässt sich sagen, verläuft allein in ihren Gedanken und der Fiktion: „[A]ber meine Mutter hat gesagt, das sind eben Phantasien, alle vergiften, und dann ist Ruhe.“ (ME: 122) Hatte sie zunächst noch das Musizieren als den ihr eigenen Entfaltungsbereich reklamiert, so hat sie graduell das vernichtende Urteil ihres Mannes ihrer Musik und ihres Musikgeschmacks gegenüber akzeptiert und das Musizieren unterlassen. Bezeichnenderweise spielte die Mutter zuvor Schubertlieder am Klavier (vgl. ME: 33), besonders die „ganze Winterreise“ (ME: 33). Schon die oberflächlichen Gemeinsamkeiten zwischen der Mutter und dem lyrischen Ich indizieren die traurige Situation der Mutter, die in gewisser Weise mit der Kreisbewegung des Gedichtzyklus von WILHELM MÜLLER, vertont durch FRANZ SCHUBERT, korreliert, weil es zunächst auch für die Mutter keinen Ausweg – aus dem Kreislauf des Familientheaters – zu geben scheint, außer sich in eine alternativ strukturierte Gedankenwelt zu flüchten. Dass die Mutter eine berühmte mordende Mutter verehrt, oder ihre Gefühle am Klavier ausdrückt, bezeugt ihren Versuch, der Mutterposition im bürgerlichen Familienideal zu entkommen. Man könnte sagen, die Ehe verhindert die Individuation der Mutter und die Familie verhindert aufgrund der geforderten Geschlechterrollenerwartungen die Autonomie und Selbständigkeit aller Familienmitglieder.



## 1.6 Sohn und Tochter: Dekonstruktion von Gendernormen

Der Text ist eine einzige Auseinandersetzung mit dem patriarchalischen Familienmodell der bürgerlichen Kleinfamilie. Deshalb verwundert es nicht, dass er mit vereinfachten Vorstellungen von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ sowie mit vermeintlich geschlechtsspezifischen Charakteristika spielt. Dieses Spiel wird besonders anhand der zweiten Generation deutlich. Intertextuell reiht sich diese zweite Generation nicht zuletzt in die antiken Mythengeschichten ein und verweist assoziativ auf ein ganz klassisches Geschwisterpaar der Mythologie: Ödipus und Elektra. „Ich bin Vaters Tochter und mein Bruder ist Mutters Sohn“ (ME: 29). So leitet die Ich-Erzählerin die ersten Reflexionen über ihr Geschwisterdasein und ihre Geschlechtsidentität ein. Die Begründung für diese Aussage ist, dass der Bruder so anschmiegsam war, „ein Schmuskind, und immer die Mutter geküsst hat, mich nicht, weil ich es mir heftig verboten habe, ich bin nach meinem Vater geschlagen, habe ich gedacht, der ein Logiker war, und meine Mutter und mein Bruder waren alles andere als Logiker“ (ME: 29). Es zeigt sich die hierarchisierende Ordnung der Binaritäten: Der Logiker und Naturwissenschaftler „ist mehr wert als [ein] Schöngest“ (ME: 32) und die logisch denkende Tochter mehr als der gefühlsbetonte und sensible Sohn. Unschwer zu erahnen, dass es im Text explizit heißt, dass der Vater sich die Verteilung bestimmter, kulturell konstruierter Geschlechtsparameter anders gedacht hat und zwar klar nach den vereinfachten, schematischen Vorstellungen von weiblich und männlich, mädchen- und jungenhaft:

Es wäre meinem Vater natürlich andersherum lieber gewesen, dass mein Bruder logisch und ich und die Mutter unlogisch gewesen wären, es war nicht so verteilt, wie er gedacht hat, dass es in einer richtigen Familie verteilt sein müsste. (ME: 31)

Zur Enttäuschung des Vaters spielt der Sohn kein Fußball, sondern ist gut im Volleyball, was dem Vater jedoch gleichgültig ist, weil Fußball der Sport des Mannes und der Söhne ist. Was der Vater an seinem Sohn nicht leiden kann, ist das „Weiche“ (ME: 45) oder das „Weichliche, das mein Bruder und meine Mutter gehabt haben, geblühte Existenzen, hat er [d.h. der Vater; N.W.] gesagt“ (ME: 45). Deshalb ist der Vater auch nicht auf seinen Sohn stolz, wobei dieses in ‚richtigen Familien‘ eigentlich so ist, dass „Väter auf ihre Söhne stolz“ (ME: 48) sind. An dieser Stelle wird deutlich, wie eng Geschlechtsidenti-

täten und die Vorstellungen von einer ‚richtigen Familie‘ zusammenhängen: Die Imago der heilen Familie gibt die traditionellen Rollenidentitäten vor, die von den einzelnen Familienmitgliedern lediglich noch ausgefüllt werden können. Dass weder Sohn noch Tochter den vorgegebenen Rollenstereotypen entsprechen, erscheint für die Mutter unproblematisch, für den Vater jedoch als Urgrund seiner Probleme: „Ich wünschte, ihr wäret nicht auf der Welt, hat er einmal gesagt und erklärt, dass er zutiefst bereute, zuerst versehentlich mich und hernach planmäßig meinen Bruder gezeugt zu haben.“ (ME: 80) Von seinem Sohn redet der Vater nur als einem vollständigen und kompletten Versager (ME: 81), der aufgrund der mütterlichen und schulischen Erziehung so geworden sei. Der Tochter hingegen fehlt, was der Bruder in den Augen des Vaters zu viel hat: die niedliche und mädchenhafte Art. Wegen ihres Haarwuchses wird sie von Kindesbeinen an mit einem Affen verglichen (ME: 81). Ihre „unhübsche Art“ suggeriert, dass sie nicht den landläufigen Vorstellungen von einem kleinen Mädchen nach dem sogenannten Kleinmädchenschema entspricht, was die Gender-Vorstellungen des Vaters erheblich ins Schwanken bringt: „Als er mich zum erstenmal gesehen hat, soll er entsetzt ausgerufen haben, das ist ja ein Affe, und sich die Haare gerauft haben, weil dieses hässliche Wesen keinesfalls seine Tochter hat sein können.“ (ME: 81) Wäre die Körperbehaarung bei ihrem Bruder aufgetreten, so lässt sich mutmaßen, wäre alles in den geregelten Bahnen der traditionellen Geschlechtsidentitäten verlaufen und der Vater hätte sich nicht über das Zuviel an Haar beschwert, sondern, im Gegenteil, wäre wahrscheinlich noch voll des Lobes gewesen. Was von einem Baby weiblichen Geschlechts erwartet wird, ist niedlich und hübsch auszusehen und zwar nach den Kriterien der kulturell jeweils vorherrschenden Vorstellung von Schönheit; es sollte all das nicht tun, was die Tochter tut: in der Öffentlichkeit spucken, schreien und aufgrund der guten Ernährung dick aussehen. „Die Hässlichkeit seiner Tochter“ (ME: 82) hat den Vater so tief in seiner Ehre und seinem Ehrgefühl gekränkt, war er doch immer ein „bestaussehender“ (ME: 82) Mann, sodass er sie kurz nach ihrem Anblick als Tochter abgelehnt und nie wieder einen Versuch der Annäherung unternommen hat. „Man muß sich ja schämen für so einen Affenbalg, soll mein Vater gesagt haben und untröstlich gewesen sein, dass einem so schönen Menschen ein derartig hässliches Kind widerfahren muss [...]“ (ME: 83)

Besonders schwerwiegend für den Vater ist, dass er mit einer derartig behaarten Tochter nicht sein Ideal von einer ‚richtigen Familie‘ inszenieren kann,

da die Position der niedlichen und gefälligen Tochter unbesetzt bleiben muss. Ihm fehlt das Aufführen seiner Familie und vor allem die Zuwendung des Publikums bzw. die bewundernden Blicke der Zuschauer-Öffentlichkeit. So heißt es auch im Text, dass die Tochter sich als Baby „im Lichte der Öffentlichkeit“ (ME: 84) voll gespuckt hat und nicht, wie die anderen Kinder ihr Bäuerchen „oben gemacht hat [hätte] hinter verschlossener Tür und gleich nach der Fütterung“ (ME: 84). Hätte sich „das Vollspucken“ (ME: 84) auf der Hinterbühne ereignet, wäre das Publikum nicht anwesend gewesen bei dieser Vorstellung des Babys, wodurch es für den Vater als alleinigem Regisseur leichter gewesen wäre, sein Stück von der ‚richtigen Familie‘ auf der Vorderbühne aufzuführen. Gerade weil ihm die Tochter einen Strich durch die gespielte heile Familienwelt macht, vergleicht er sie nicht nur mit einem Affen, sondern auch mit dem „Teufel leibhaftig“ (ME: 85). Spucken und brüllen passt „allenfalls noch zu Jungen“ (ME: 86), nicht aber zu Mädchen. Ohne das passende Ensemble kann der Vater seine Vorstellung von familiärer Eintracht nicht darstellen. Bedenkt man, dass die Eltern nur aufgrund der Geburt der Tochter geheiratet haben und zusammen geblieben sind, so lässt sich die Tochter nochmals anders lesen: Zum einen durchkreuzt sie seine Idealvorstellungen von Familienrollen, zum anderen ist sie überhaupt der Grund, warum der Vater seine familialen Ideen hegt: weil er eine Familie hat.

Ebenso wie dem Vater seine Tochter von Geburt an verdächtig, affenartig und teuflisch vorkommt, so erscheint ihm auch sein Sohn verdächtig. „So mädchenhaft, wie mein Bruder ist, der auch als Kind manchmal Kleidchen hat tragen wollen, das ist alles andere als normal, mein Bruder ist meinem Vater verdächtig gewesen von Anfang an, hat meine Mutter gesagt, weil er blond war und rosig und immer gelächelt hat.“ (ME: 86) Nach Meinung des Vaters sind die Geschlechtsmerkmale bei seinen Kindern vertauscht. Das wiederum liegt beim Sohn daran, dass er nicht dem zur Norm erhobenen heterosexuellen Idealbild eines Jungen entspricht, trägt er gerne Kleider und bevorzugt eine Form des *cross-dressing* und der Maskerade. *Cross-dressing*, Maskerade oder Travestie passen nicht in des Vaters Familienbild. D.h., Sohn und Tochter werden vom Vater aufgrund verschiedener Merkmale abgewiesen, deren übergeordneter Grund immer die Nonkonformität mit den klassischen Geschlechtscharakteren, wie sie im 18. Jahrhundert formuliert wurden, ist:

Und mein Vater hat immer gesagt, das soll mein Sohn sein, dabei habe ich sein Sohn sein sollen, und mein Vater hat kein Verständnis dafür gehabt, dass ich nicht sein Sohn gewesen bin, für seine Tochter hingegen bin ich zu hässlich und ungefällig gewesen, ich bin der Affe von meinem Vater gewesen, während mein Bruder das Goldkind von meiner Mutter gewesen ist. (ME: 86f.)

Der Text suggeriert, dass es allein der Vater ist, der seinen Groll gegenüber den Charaktereigenschaften seiner Kinder hegt. Die Mutter, so heißt es, habe „immer für alles Verständnis gehabt“ (ME: 87), was die Ich-Erzählerin eher vorwurfsvoll als befürwortend darlegt, sind es doch auch klare Vergehen der Mutter, nämlich ihre unterlassene Hilfeleistung bei den täglichen, väterlichen Prügelattacken, die sie sich vorwerfen lassen muss. Ohne die mütterliche Anpasstheit an den Vater, ohne die Idee, sein Ideal der Familienganzheit leben und ausführen zu müssen, wären der dreiköpfigen Restfamilie viele Misshandlungen durch den Vater erspart geblieben. Was der Text immer wieder als Begründung für die Gewalttätigkeit des Vaters und seine Rigidität *in puncto* Familieninszenierung anführt, ist seine Genealogie: „[S]eine Mutter und seine Herkunft sind für ihn die schwerste Hypothek gewesen“ (ME: 89). Bei dieser genealogischen Begründung handelt es sich allerdings nicht um Gewalterlebnisse aus seiner Kindheit, die der Vater nicht adäquat hat aufarbeiten können, sondern es geht vielmehr um die Tatsache der Armut und Herkunft *eo ipso*. Ihm fehlt die traditionsreiche, ‚gutbürgerliche‘ Geburtsstätte, weswegen er zeitweilig aus seinen kleinbürgerlichen Verhältnissen aufsteigen wollte. Zu diesem Mangel an Tradition kommt, dass er nicht in einer Idealfamilie aufgewachsen ist: Seine Mutter war alleinerziehend. Beides, so legt der Text nahe, führt bei der Figur des Vaters zu der zwanghaften Vorstellung, Familie gehöre einfach dazu, insofern man „von unten nach oben“ (ME: 90) kommen will. Demnach sind die Familiendarstellungen immer an ein öffentliches Publikum adressiert, das von den genealogischen Mäkeln uninformiert bleiben soll. „Man muss sich aus diesen Verhältnissen lostreten mit Gewalt, man kann seine Herkunft nicht an sich klammern und kleben lassen“ (ME: 90). Man könnte salopp und etwas zynisch formulieren, dass der Vater versucht, seine Kinder mit Gewalt in eine bestimmte Form zu prügeln. „Mit Gewalt“ (ME: 97) möchte er seiner Tochter die „Verstocktheit“ (ebd.) ausprügeln sowie er „mit Gewalt“ (ebd.) seinem Sohn die „Weichlichkeit austreiben“ (ebd.) will. Die Tochter resümiert, dass sie und ihr Bruder ihren Vater „viele Jahre lang sehr kennengelernt“ (ME: 98) haben. Diese Misshandlungen sind derart brutal gewesen, dass beide Kinder sich

stets überlegt haben, „was man sich bricht, wenn man vom ersten Stock aus dem Fenster springt“ (ME: 100).

Die Tochter erkennt, dass es sich bei den angeblichen persönlichen Defiziten von ihr und ihrem Bruder um ein Konstrukt des Vaters handelt, das sich durch ihrer beider Individualität und Nichtangepasstheit an traditionelle Rollenverteilungen ergibt; er ist es, der durch seine Ablehnung von bestimmten Verhaltensweisen seiner Kinder diese als ‚falsch‘ und ‚schlecht‘ diskreditiert und seinen Kindern solchermaßen die Vorstellungen von dem, was ‚schlecht‘ und ‚weich‘ ist, erst anerzieht:

Mein Vater hat meine Schlechtigkeit immer gewusst und abgelehnt, wo ich sie noch gar nicht gewusst habe, er hat mir die Schlechtigkeit, die an mir gewesen ist, erst beigebracht und deutlich gemacht, wie er meinem Bruder die Weichlichkeit erst beigebracht und deutlich gemacht hat. (ME: 100)

Obwohl der Tochter die Konstruiertheit und Willkürlichkeit, mit denen ihr Vater über die Identitäten seiner Kinder urteilt, bewusst ist, und das wiederum zeigt, dass Vorstellungen von ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ nicht an das biologische Geschlecht gebunden sind, will sie sich bewusst nicht verstellen bzw. ändern, um dem Vater zu gefallen. Sie entflieht den Anfeindungen des Vaters durch ihre geheimen Refugien, zu denen langes Lesen, Kaffeehausbesuche oder auch das Rauchen zählen. Ihrem Bruder hingegen fehlt eine Gegenwelt, weshalb er den Launen des Vaters weniger emanzipatorisch entgegentreten kann. Auch deshalb gilt er „als Christian Buddenbrook“ (ME: 115). Der Vergleich mit der Figur des exzentrischen Theaterliebhabers aus MANNs Roman unterstreicht abermals die Subversion von stereotypen Geschlechtscharakteren und das Spiel mit Identitäten. Im *Muschelessen* führt es zu der Aussage der Ich-Erzählerin, dass weder der Vater einen Christian Buddenbrook in der Familie haben möchte, noch der Sohn einer sein will (ME: 116). MANNs Figur fungiert hier als Negativbild von einem Sohn, gerade weil sie sich kulturell dominanten Männlichkeitsbildern und ihren Männlichkeitsattributen entzieht. Es ist die väterliche Erziehung, die den Sohn lehrt, die Romanfigur als einen „Sonderling“ (ME: 116) bzw. als Paradiesvogel jenseits der kulturellen, heterosexuellen Norm zu verurteilen.

## 1.7 Zwischenfazit

Exemplarisch wurde *Das Muschelessen* im Dialog mit *Emilia Galotti* gelesen, um Konstanten, Entwicklungslinien und Brüche hinsichtlich der Performativität der bürgerlichen Familie sichtbar zu machen. Denn, so lautete die übergreifende These in Anlehnung an aktuelle Gendertheorien, Familie muss performiert werden, sie muss zur Aufführung gelangen, um zu existieren – oder mit Rekurs auf aktuelle Verwandtschaftstheorien formuliert: Familie ist, was man tut! Dass die Performanz von literarischen Familien aus dem Zusammenspiel von Inhalt und Verfahren resultiert, ist klar geworden. Die Rede von einem bürgerlichen Familienideal hat eine Geschichte und diese, so wurde gezeigt, beginnt im bürgerlichen Trauerspiel, in dem die Inszenierung des Ideals zugleich unterlaufen und in seiner nicht Lebbarkeit ausgestellt wurde und das, obwohl das Theater des 18. Jahrhunderts mit SCHILLER ein ‚Wegweiser durch das bürgerliche Leben‘ sein sollte.

Hinter der Fassade der vom Vater ersehnten ‚richtigen Familie‘ in *Das Muschelessen* gibt es verschiedene Formen von Gewalt. Das Familienideal und die brutale fiktive Wirklichkeit stehen sich diametral gegenüber. Doch die Norm einer ‚richtigen Familie‘ wird kontinuierlich aufrecht erhalten, weil der Vater alles und jeden an seiner familialen Norm misst. Die Revolution im Kleinen bedeutet das Ende der stets nur inszenierten und gespielten ‚heilen Welt‘. Mit dem Sturz der oftmals in religiöser Metaphorik beschworenen und gottähnlich dargestellten Autorität ‚Vaterfigur‘, so legt es der Text nahe, wird das ‚Verwildern‘ seinen Platz finden und Mutter, Tochter und Sohn können nach dieser Emanzipation und Befreiung ohne künstliche Anpassung an Normen, sondern ‚natürlich‘ weiterleben. Auf diese Weise wird das bürgerliche Familienideal abermals als künstlich erzeugtes Konstrukt ausgewiesen.

Auch wenn durch die Existenz des Texts – und wie es im Text heißt auch nur zufällig – die homodiegetische Erzählinstanz zu ihrer Stimme gefunden hat, so lässt sich deduzieren, dass die übrigen Familienmitglieder lernfähig sind, sich aus tradierten Familienstrukturen befreien und ebenfalls zu ihrer eigenen Stimme finden können, nachdem die Abwesenheit des Vaters den Raum für eigene Ansprüche geschaffen hat.

Literatur, so lässt sich resümieren, verhandelt die historisch je spezifische öffentliche Diskussion von Familie mit den ihr eigenen Mitteln der Literarizität und Rhetorizität. Dadurch hat sie das Potential, Wissen vom Leben bereitzu-

stellen, es narrativ und symbolisch zu bearbeiten und den RezipientInnen einen Spielraum an möglichen Familienwelten zu eröffnen. Diese fiktiven Familienwelten, so hat das Erzählspiel der Tochtererzählerin gezeigt, werden auf der Folie des bürgerlichen Trauerspiels geschrieben – auch noch im 20. Jahrhundert.

## 2 KATHRIN SCHMIDTS Familienaufstellungen

In den Romanen der Autorin KATHRIN SCHMIDT (\*1958) tritt der Aspekt der Experimentierfreudigkeit in Bezug auf dargestellte Familienkonstellationen besonders prägnant hervor. SCHMIDT negiert die Vielfalt existierender familialer Lebensformen nicht, sondern fikionalisiert diese produktiv. In ihren vier Romanen – *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* (1998), *Koenigs Kinder* (2002), *Seebachs schwarze Katzen* (2005) und *Du stirbst nicht* (2009)<sup>978</sup> – bildet das Thema und Motiv ‚Familie‘ eine Konstante. In der stets ungewöhnlichen ästhetischen Verhandlung dieses Themenkomplexes wird die heterosexuelle Matrix der bürgerlichen Kleinfamilie unterlaufen und tabuisierte Themen wie ‚innerfamiliäre Gewalt‘, ‚Inzest‘ oder ‚Pädophilie‘ dargestellt. Dabei werden binäre Einteilungen kritisch reflektiert und vielfach weisen hybride und dritte Zuordnungsmöglichkeiten einen Ausweg aus bestehenden, machtvollen Normalisierungen entlang der polaren Ausschlusskriterien, nach denen der hegemoniale Diskurs die Codierungen von Gender und Ethnizität/Rasse vornimmt. Der kulturelle Konstrukt- und Setzungscharakter sprachlicher Zuschreibungen, wie von Mutter, Vater, Kind, Mutterschaft/Vaterschaft, Frau/Mann, aber auch von Natur/Kultur, wird ausgestellt. Für den kleinen Avraham Bodofranz in der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* existieren bspw. drei Väter: gleichberechtigt steht der Fühl- neben dem Zeugungs- bzw. dem Zahlvater (vgl. GLE: 64), sodass fest gefügte Verwandtschaftsbezeichnungen wie die des Vaters ihrer Eindeutigkeit beraubt werden. Solchermaßen werden nicht traditionelle Narrationen von Familie repräsentiert, die allerdings, so die Annahme, immer im Ver-

---

<sup>978</sup> Kathrin Schmidt: *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* [1998], 2. Aufl., Köln: Kiepenheuer & Witsch 1998. Im Folgenden im fortlaufenden Text unter Angabe der Sigle GLE in Klammern zitiert. Dies.: *Koenigs Kinder* [2002], München: btb 2005. Im Folgenden im laufenden Text unter Angabe der Sigle KK in Klammern zitiert. Dies.: *Seebachs schwarze Katzen* [2005], Köln: Kiepenheuer & Witsch 2005 sowie dies.: *Du stirbst nicht* [2009], 2. Aufl., Köln: Kiepenheuer & Witsch 2009.

gleich mit einem hegemonialen Familienbild existieren, das als Leitbild und mithin Bestandteil der symbolischen Ordnung figuriert. Denn, so formuliert SABINE TOPPE ganz generell: Es ist immer die „Koppelung des Verständnisses von Familie mit diesem spezifischen Familienmodell, das bis heute Debatten und Distanz zur Familie bestimmt“<sup>979</sup>. Das wird im Folgenden für die zwei Analysetexte, *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* und *Koenigs Kinder*, nachzuweisen sein.

Obwohl gesellschaftliche Veränderungen im 21. Jahrhundert zu einer Pluralisierung des Begriffs und der Institution ‚Familie‘ geführt haben<sup>980</sup>, existiert konträr zur Realität ein kulturelles Idealbild von Familie.<sup>981</sup> Dabei werden bestimmte familiäre Konstellationen, wie bspw. gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen mit Kindern, zugunsten des bürgerlichen Idealbildes marginalisiert.<sup>982</sup> Noch stärker als im 21. war dies in der Mitte des 20. Jahrhunderts der Fall.<sup>983</sup> Ideal und Realität divergierten schon zu ihren Anfängen, was in den dramatischen Inszenierungen dieser Familienform im bürgerlichen Trauerspiel beson-

<sup>979</sup> Sabine Toppe: „Rabenmütter, Supermutter, abwesende Väter? – Familien(leit)bilder und Geschlechtertypisierungen im Kinderarmutsdiskurs in Deutschland“, in: *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*, hg. v. Paula Villa u. Barbara Thiessen, Münster: Westfälisches Dampfboot 2009, 107- 123, 111.

<sup>980</sup> Vgl. BMFSFJ (Hg.): *Memorandum Familie leben. Impulse für eine familienbewusste Zeitpolitik*, Berlin 2009, 12: „In den vergangenen Jahrzehnten haben sich die Lebensverläufe von Frauen und Männern deutlich verändert. Zugleich sind auch Familienkonzepte und Lebensformen vielfältiger geworden.“ Jutta Klaeren resümiert diese Pluralisierung von Familienkonstellationen wie folgt: „Neben dem traditionellen Modell der ‚bürgerlichen Familie‘ (Ehepaar mit Kind bzw. Kindern) etablieren sich alternative Formen (Alleinerziehende und Lebensgemeinschaften mit Kindern): Ihr Anteil betrug 2007 gut ein Viertel aller Familien.“ In: Jutta Klaeren: „Editorial“, in: *Informationen zur politischen Bildung* 4 (2008): 3 (= Themenheft *Familie und Familienpolitik*). Diese Zahl bezeugt, dass die Lebensform ‚bürgerliche Familie‘ tatsächlich zu drei Vierteln von der deutschen Population gelebt wird, obwohl – und das mutmaßlich seit Anbeginn des Ideals ‚bürgerliche Kleinfamilie‘ – eine Diversifizierung in verschiedene Familienmodelle besteht und wahrscheinlich auch fortschreiten wird.

<sup>981</sup> Vgl. Ute Frevert: „Bürgerliche Familie und Geschlechterrollen. Modell und Wirklichkeit“, in: *Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland*, hg. v. Lutz Niethammer u.a., Frankfurt a.M.: Fischer 1990, 90-98, 95: „Andererseits zeigte sich gerade an diesem Punkt, wie stark Norm und Realität bürgerlicher Familien im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert auseinanderfielen. ‚Romantische Liebe‘ und Leidenschaft, wie sie in Goethes *Werther* und Schlegels *Lucinde* beschrieben wurden, gaben kaum jemals zu einer Ehe Anlaß.“

<sup>982</sup> Vgl. Bender: *It's just like we made this family for ourselves*.

<sup>983</sup> Vgl. Dieter Thomä: „Statt einer Einleitung: Stationen einer Geschichte der Vaterlosigkeit von 1700 bis heute“, in: *Vaterlosigkeit. Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee*, hg. v. dems., Berlin: Suhrkamp 2010, 11-64, 36.



ders deutlich wird. Diese Ambivalenz zwischen der Affirmation eines Idealbilds von Familie und seiner Destruktion findet sich auch in den hier zu analysierenden Texten SCHMIDTS. Diese literarischen Familienkonstruktionen sollen hier aufgrund ihres Inszenierungscharakters und ihres dramaturgischen Moments ‚Familienaufstellungen‘ genannt werden. Im Gegensatz zum systemischen ‚Familienaufstellen‘ nach HELLINGER geht es in den Romanen SCHMIDTS jedoch um das Austarieren von normativ gesetzten Grenzen, die gesellschaftliche Vorstellungen dessen, was Familie ist und zu sein hat bestimmen. Es lässt sich also von einer Doppeltheit gerade auch in der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* sprechen: Der bürgerliche Familiendiskurs existiert insoweit, als er rhetorisch gesprengt wird. Gleichwohl die Haupthandlungen beider Romane in Ostdeutschland spielen, im Jahr 1976 in der DDR und in *Koenigs Kinder* in den späten 1990er Jahren, dient das bürgerliche Familienideal als Referenzmodell, so meine These. Die vom bürgerlichen Familienideal deutlich abweichenden Familienkonstellationen und Verwandtschaftsbezeichnungen in beiden Romanen hinterfragen das bürgerliche Idealbild von Familie.

Beide Romane SCHMIDTS arbeiten mit unterschiedlichen Erzählverfahren. *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* ist von der Kritik für seine „Sprachgewalt“, den „Fantasie-reichtum“ und die „Geschichtenfülle“ gelobt worden.<sup>984</sup> In *Koenigs Kinder* hingegen ist das Erzählen weniger magisch und viel realistischer. Im ersten Roman ist das Thema ‚Mutterschaft‘ zentral und führt letztlich zu einer weiblichen Familiengeschichte. Im zweiten Roman hingegen steht ‚Vaterschaft‘ in unterschiedlichen Facetten, ob gefühlt, sozial, biologisch oder unwissend – zusammen mit dem Thema ‚Kindheit‘ – im Zentrum. Die titelgebende Vaterschaft von Herrn Koenig etabliert eine familienähnliche Sozietät, die weder einer männlichen noch einer weiblichen Genealogie bedarf. Dadurch sind auch im zweiten Roman sämtliche Figuren miteinander verwandt, wobei die verwandtschaftliche Terminologie resemantisiert wird. Das führt dazu, dass Kategorien von Verwandtschaft, v.a. Vaterschaft, zur Disposition gestellt werden. Insofern sich also beide Texte inhaltlich und formal ergänzen – der eine zentriert Mutterschaft, der andere Vaterschaft, der eine stellt erzählerisch die fröhliche Seite von Familie aus, der andere reflektiert die bedrückende und auch gewalttätige Seite derselben offensiver – werden beide Texte in diesem

---

<sup>984</sup> Kathrin Krause: „Kathrin Schmidt“, in: *Munzinger Online. KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, 1-12, 1, online unter <<http://www.munzinger.de/document/16000000689>>; 15.8.2016.

Kapitel im Verbund und im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit dem bürgerlichen Familienideal analysiert.

GUNNAR KAISER schreibt in seiner Rezension zu *Koenigs Kinder*, dass SCHMIDT, wie in ihrem ersten Roman, „auch hier alle Beziehungen des traditionellen Familienbildes [demontiert]“.<sup>985</sup> In SCHMIDTS Texten wird das Konfliktpotential dieser menschlichen Sozialität deutlich, weil die Antinomie von Gemeinschaft und Individuum nicht geleugnet wird. Geschlecht wird mit BUTLER als Performanz lesbar.<sup>986</sup> SCHMIDT reflektiert in den Geschlechter-Inszenierungen ihrer Figuren immer auch Fragen nach Raum und Zeitbegebenheiten<sup>987</sup>, nach anderen Differenzmarkern wie ‚Ethnizität‘ oder ‚Rasse‘ und hinterfragt damit generell Konstruktionen von (Wissens-)Ordnungen und Normen.<sup>988</sup> Nicht zuletzt denkt die Darstellung von Körpern und Körperlichkeit in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* die Kritikpunkte an BUTLERS Konzept der Performativität weiter, sodass den Frauen besonders in diesem Roman, in Anspielung an BARBARA DUDEN formuliert, sehr explizit ihr Unterleib zurückgegeben wird, wie bspw. das erfüllte Sexualleben der 80-jährigen Therese mit Richard Rund bezeugt.<sup>989</sup>

<sup>985</sup> Gunnar Kaiser: „Auf der Suche nach der verlorenen Kindheit. Kathrin Schmidts Roman *Koenigs Kinder*“, in: *Literaturkritik.de* 1 (2003): 1, online unter <[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=5520&ausgabe=200301](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=5520&ausgabe=200301)>; 3.2.2015.

<sup>986</sup> Vgl. weiterführend Claudia Breger: „Postmoderne Inszenierungen von Gender in der Literatur: Meinecke, Schmidt, Roes“, in: *Räume der literarischen Postmoderne: Gender, Performativität, Globalisierung*, hg. v. Paul Michael Lützeler, Tübingen: Stauffenberg 2000, 97-125. Breger bezieht sich auf die postkoloniale Theoriebildung und verbindet diese mit gendertheoretischen Annahmen, um der „Historizität und Veränderbarkeit von Machtrelationen“ gleichermaßen gerecht zu werden wie der „relative[n] Effektivität der andauernden Wiederholung hegemonialer, mehr oder minder institutionell verfestigter Performanzen von Geschlecht“ (ebd.: 100). Die Analyse zu Schmidt arbeitet v. a. mit Luce Irigarays Konzept der ‚Mimikry‘ und stellt die Körper-/lichkeit der Frauenfiguren in den Fokus (ebd.: 109f.). Als zentrale Bilder des Romans arbeitet sie Figuren der Hybridität und „Motiv[e] der Spaltung und Dopplung von Identität“ (ebd.: 110) heraus.

<sup>987</sup> Vgl. Nina Peter: „Expedition in eine ‚mehrdimensionale Zeit‘. Raumzeitliche Grenzüberschreitungen in Kathrin Schmidts Roman *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*“, in: *Mauerschau* 1 (2010): 97-109. Peter liest den Roman mit Michail Bachtins Konzept des ‚Chronotopos‘ und unter Einbezug von Jurij Lotmans Modell der Grenzüberschreitung. Die Analyse fokussiert die Kategorien ‚Raum‘ und ‚Zeit‘.

<sup>988</sup> Vgl. auch Sonja Klocke: „Die frohe Botschaft der Kathrin Schmidt? Transsexualität, racism, and feminist Historiography in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*“, in: *Germanistik in Ireland* 5 (2010): 143-158.

<sup>989</sup> Vgl. Miriam Seidler: Kap. IV.3: „Eine andere weibliche Genealogie: Kathrin Schmidt *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*“, in: dies.: *Figurenmodelle des Alters in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Tübingen: Narr 2010, 264-286 (Diss. Univ. Düsseldorf)

Für die nachfolgende Untersuchung aufschlussreich ist, dass durch das mehrgenerationelle Erzählen in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*, das sich in gewisser Weise auch in *Koenigs Kinder* findet – wenn man Herrn Koenig metaphorisch als ‚Stammvater‘ denkt – nicht nur eine Familie, sondern eine Vielzahl von Familienentwürfen präsentiert wird. Das ist der Unterschied zu den anderen Texten in meinem Korpus, die sich auf je eine Familie konzentrieren. Zusätzlich zu den Paradigmen von ‚Performanz‘ und ‚Theatralität‘ – zu denen sich alle meine Analysetexte produktiv verhalten – fällt das Moment des sprachspielerischen Hinterfragens von gesellschaftlichen Normen noch deutlicher als bei den anderen Texten auf. Auffällig ist auch, dass Forschungsbeiträge zum ersten Roman SCHMIDTS, mit Ausnahmen, v.a. aus der Auslandsgermanistik stammen. Für *Koenigs Kinder* hingegen stehen Forschungsbeiträge, so weit mir bekannt, noch aus. Die Fragen dieses Analysekapitels lauten: Wie wird Familie in beiden Romanen entworfen? Wo liegen Unterschiede im Erzählen? Wie modifiziert SCHMIDT mit ihren familialen Konstellationen den bürgerlichen Familiendiskurs, der sich vom bürgerlichen Trauerspiel her schreibt? Es wird angenommen, dass die Texte von SCHMIDT analytisches Potential besitzen, d.h., dass sie registrieren, welche zeitgenössischen gesellschaftliche Prozesse vonstatten gehen. Diese Annahme fußt auf der Beobachtung, dass die Autorin ‚Familie‘ immer über Zeitgeschichte erzählt, die sie gesellschaftskritisch reflektiert. Mitnichten sind die Texte nur referenzlose Sprachspiele.

---

2009). Seidler analysiert mit Bezug zum Konzept der ‚Neuen alten Frau‘ die älteren und alten Frauen des Romans und stellt die These auf, dass der Roman „ein positives Alterskonzept für älter werdende Frauen“ (ebd.: 268) entwirft.

## 2.1 Fröhliche Produktivität: Mutterschaft zwischen Biologismus und Konstruktivismus in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* (1998)

Der erste Roman SCHMIDTS, der 1998 erschienen ist und u.a. mit dem Heimito-von-Doderer-Preis sowie beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 1998 prämiert wurde, „ist Vieles in Einem: Familiengeschichte, Zeitgeschichte, Körpergeschichte, Frauenroman, politisches Buch, Phantasmagorie, Sprachkunstwerk, DDR-Alltags-Dokument, feministisches Manifest“<sup>990</sup>. Die Autorin hat dem 431 Seiten umfassenden Roman einen für das Genre eher untypischen Paratext vorangestellt. Eingeleitet wird die *Gunnar-Lennefsen-Expedition* mit einem Personenverzeichnis, das den Raum von fast zwei vollständig gefüllten Romanseiten einnimmt. Es verweist auf das komplexe Beziehungsgeflecht der Figuren, in dessen Zentrum die schwangere Josepha und ihre Urgroßmutter Therese stehen, die 1976 in einer ostdeutschen Stadt W. in Thüringen eine Erinnerungsreise unternehmen und weibliche Familiengeschichte schreiben. Diese Rahmehandlung wird durch einen zeitgleich stattfindenden Erzählstrang um Otilie, 60-jährige Tochter von Therese und Großmutter von Josepha, die in Bayern lebt und dort als Spätgebärende Berühmtheit erlangt, ergänzt. Die Binnenerzählung setzt sich aus re-/konstruierten Erinnerungen und Rückblenden zusammen. Das Personenverzeichnis führt bspw. Otilie mit den Worten ein: „Otilie Wilczinski geb. Schlupfburg, spätere Reveslueh, häufig Glasbruch verursachende Tochter der Therese Schlupfburg, Großmutter der Hauptperson, Mutter Rudolph Schlupfburgs und, sensationell spätgebärend, des kleinen Avraham Bodofranz“ (GLE: 7). Obschon, wie just exemplarisch vorgeführt, der Erzählton heiter ist, verbindet der Roman die Diskurse um (Familien-)Identität und Gender mit Gewaltakten innerhalb von Familien und in der deutschen Geschichte und fragt nach Möglichkeiten und Funktionen von Hybriditätskonzepten<sup>991</sup>.

Paratextuell hybridisiert die Auflistung der *dramatis personae* das Genre, weil so die Form eines Dramentextes zitiert wird, obschon das Buch die Gattungsbezeichnung ‚Roman‘ trägt. Der Text verweigert sich einer Einordnung in bestehende Gattungskonventionen. Das legt auch ein Blick auf den strukturel-

---

<sup>990</sup> Krause: „Kathrin Schmidt“, 2.

<sup>991</sup> Vgl. zum Konzept der ‚Hybridität‘ Breger: „Postmoderne Inszenierungen von Gender in der Literatur“, 99-101.

len Aufbau des Textes nahe. In Anlehnung an den Titel – den von Therese und Josepha erdachten Namen ‚Gunnar Lennefsen‘ als namengebenden Forscher für ihre Erinnerungsexpedition – erinnert die Struktur des Romans an ein Expeditionstagebuch, das nach kalendarischen Vorgaben eingeteilt ist: Der Roman beginnt im März und endet nach elf Etappen und neun konsekutiven Monaten. Diese Chronologie ist auf der Inhaltsebene an das Tagebuchschreiben Thereses gebunden, weckt aber auch Assoziationen zu tatsächlichen naturwissenschaftlichen Expeditionen, die den Kriterien der Objektivität und Wahrheitsfindung unterliegen sollen. Was das Erzählverfahren anbelangt, so macht der Text eingangs sehr deutlich, dass er sich alle Möglichkeiten der Erzählens offen hält: ob er dramatisch inszeniert oder narrativ erzählt oder die verschiedenen Modi der Narration in den ‚zwei Wissenskulturen‘, den Geistes- und den Naturwissenschaften, mit ihren unterschiedlichen Grundannahmen und Analyseparametern aufruft, zeigt, dass Gattungskonventionen da sind, um mit ihnen zu spielen.

Bezeichnenderweise endet die letzte der elf Etappen im November 1976, fast exakt an jenem Datum der Ausbürgerung des Liedermachers WOLF BIERMANN aus der DDR, auf die weltweite Solidaritätsbekundungen und eine regelrechte Ausreisewelle in den Westen folgten, die in Josephas Republikflucht mit dem Luftschiff am Ende des Romans anklingt. Aber auch die Literaturlandschaft der DDR veränderte sich nachhaltig durch diese „kulturpoetische[n] Fehlentscheidung“<sup>992</sup>, wie ERICH HONECKER die Ausbürgerung später bezeichnete. Insofern markiert der 16.11.1976 eine „Zäsur sowohl in Biermanns Leben als auch in der kulturellen Entwicklung der DDR“<sup>993</sup>. Der sich anschließenden, fortschreitenden Beschränkung von Literatur und ihren Möglichkeiten im Sozialismus setzt die *Gunnar-Lennefsen-Expedition* quasi nachträglich die phantastische Vielfalt an normensprengenden Ästhetisierungen und Imaginationen entgegen. Beim Lesen des Romans glaubt man zu erkennen, dass die ostdeutsche Autorin SCHMIDT Mitte der 1980er Jahre in der DDR „mehr ‚Buch‘“<sup>994</sup> als

---

<sup>992</sup> Gerrit-Jan Berendse: „Biermann-Ausbürgerung“, in: *Metzler Lexikon DDR-Literatur. Autoren – Institutionen – Debatten*, hg. v. Michael Opitz u. Michael Hofmann, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2009, 38f., 39.

<sup>993</sup> Gerrit-Jan Berendse: „Biermann, Wolf“, in: *Metzler Lexikon DDR-Literatur*, 40f., 41.

<sup>994</sup> Kathrin Schmidt: „Im Wattenmeer der Utopie. Autor nachlaufender Bedeutung. Wie zufällig mir Günter Grass begegnete“, in: *der Freitag*, 7.7.2000, 1-4, 2, online unter <[www.freitag.de/autoren/der-freitag/im-wattenmeer-der-utopie](http://www.freitag.de/autoren/der-freitag/im-wattenmeer-der-utopie)>; 15.8.2016. Im Artikel benennt Schmidt explizit Günter Grass, Gabriel García Márquez und Irtraud Morgner,

*Hundert Jahre Einsamkeit* (1986), den Prototyp für magisch-realistisches Erzählen, nicht brauchte, um der realen Wirklichkeit eine magischere entgegenzuhalten. Auch in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* wird auf magisch-realistische Weise erzählt. Obschon keine einheitliche Definition für den ‚Magischen Realismus‘ existiert, lässt sich konstatieren, dass er mit realistischen und nicht-realistischen Erzählelementen operiert. So kommt es zu zwei unterschiedlichen „Ordnungs- und Repräsentationssystemen“, die „zu einem dritten, neuen Realitäts- und Darstellungsmodus“ verschmelzen.<sup>995</sup> Dabei wird das ‚Magische, ‚Wunderbare‘ oder ‚Phantastische‘ als etwas Realistisches und Selbstverständliches konturiert, was dazu führt, dass neue Sichtweisen auf festgefügte Ordnungen und Verhaltensmuster möglich werden.

Dieses Erzählverfahren ist speziell im Hinblick auf die Familienaufstellungen in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* bedeutsam. Nicht zuletzt gerät dadurch der Akt des Erzählens an sich in den Vordergrund.<sup>996</sup> Der formbewusste und sprachspielerische Text macht seinen Spielcharakter explizit. Auf diese Weise präsupponiert er auch die Performanz und Inszenierung von Familie, Gender und Familienerzählungen.

Wirft man einen näheren Blick auf das Personenregister, so fällt auf, dass die Nennung der Figuren und der dazugehörige Kommentar nicht alphabetisch angelegt sind, sondern, mutmaßlich, nach der Wichtigkeit der Figuren für den Fortgang der Erzählung geordnet sind. KRISTINA MAIDT-ZINKE kritisiert gerade diese Vielzahl an „angestrengt bodenständigen, vollmundigen, vor Hirnschmalz triefenden Figurennamen und knarrend ineinander verschraubten Kurzbiografien“<sup>997</sup>, die den Lesefluss zugegebenermaßen zumindest hemmen. Es ist auffällig, dass nahezu jeder mit jedem verwandt zu sein scheint, sodass der gesamte Figurenkosmos genealogisch zusammenhängt und alle Figuren auf einen

---

also zwei Autoren und eine Autorin, die dem Magischen Realismus zugerechnet werden, als ihre Lieblingsautoren und -autorinnen.

<sup>995</sup> Doris Feldmann u. Hannah Jakobmeyer: „Magischer Realismus“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, hg. v. Ansgar Nünning, 5., aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 479f., 479.

<sup>996</sup> Vgl. Roy Sommer: „Erzählliteratur der Gegenwart“, in: *Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte*, hg. v. Matías Martínez, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2011, 272-284, 280: „Die Ästhetik der Sprache, die Selbstbezüglichkeit des narrativen Diskurses und die Inkongruenz zwischen der fiktionalen Welt und der Lebenswelt des Rezipienten lenken die Aufmerksamkeit auf den Erzählvorgang und die Fiktionalität des Erzählten.“

<sup>997</sup> Kristina Maidt-Zinke: „Sehnen aus rotem Feuchtmund“, in: *Faz*, Nr. 248, 26.10.1998, 50.

gemeinsamen Familienstammbaum rekurrieren. Diese Tatsache stiftet bei der Lektüre etliche Unübersichtlichkeiten, werden doch die Prinzipien des Konzepts ‚Genealogie‘ *ad absurdum* geführt, indem Verwandtschaftsbezeichnungen als Neologismen eingeführt werden, die das traditionelle Begriffsinventar unterlaufen. Im Roman haben wir es mit der Subversion einer linearen Genealogie zu tun, wie schon FRIEDERIKE EIGLER<sup>998</sup> und LILY TONGER-ERK<sup>999</sup> gezeigt haben.

Erkennbar wird die besondere Stellung der Genealogie auch daran, dass „Genealogia, die Göttin der Sippenbildung“, die Fäden in der Hand führt, welche die drei Familien innerhalb der Geschichte miteinander verbinden.<sup>1000</sup> MARTINA WAGNER-EGELHAAF hat darauf hingewiesen, dass „Genealogia [...] mehr [ist] als die zuständige Sachbearbeiterin für Familienzusammenführung und Zeugungstechnik, sie ist auch und in allererster Linie ein literarisches Prinzip“<sup>1001</sup>. Daher ist es zunächst einmal die rhetorische Verfasstheit und Geburt der Sprache, die SCHMIDT in ihrem ersten Roman inszeniert. WAGNER-EGELHAAF spricht in diesem Zusammenhang von „einer sprachlich-poetischen Zeugungslust“<sup>1002</sup>. Dieser Zeugungslust entspringt eine Familiengeschichte, „die das Jahrhundert umfasst, von Ostpreußen bis Nürnberg reicht und aus einer endlosen Reihe strotzender Mütter, unehelicher Kinder, erregter und anschließend abwesender Väter besteht“<sup>1003</sup>.

Die zwei mit „magische[n] und Zeitverschiebungs-Kräfte[n]“ (GLE: 10) ausgestatteten Protagonistinnen Therese Schlupfburg und ihre Urenkelin Jose-

---

<sup>998</sup> Vgl. Friederike Eigler: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*, Berlin: Erich Schmidt 2005. Vgl. bes. das Kapitel zu Kathrin Schmidt: „Körpergedächtnis und subversive Genealogie in Kathrin Schmidts *Gunnar-Lennefsen-Expedition*“, 103-143. Vgl. auch dies.: „(Familien-)Geschichte als subversive Genealogie: Kathrin Schmidts *Gunnar-Lennefsen-Expedition*“, in: *Gegenwartsliteratur 2* (2003): 262-282.

<sup>999</sup> Vgl. Lily Tonger-Erk: „Rückwärtstanten, Zahlväter, Spermamunition. Vom Ende der linearen Genealogie bei Kathrin Schmidt und Nicole Eisenmann“, in: *Familienbande – Familienschande*, 95-117.

<sup>1000</sup> „Sie muß an Genealogia, die Göttin der Sippenbildung, denken, die offenbar seit Jahrzehnten versucht, eine Verbindung zwischen den Familien Amelang, Schlupfburg, Thalerthal und Hebenstreit-Wilczinski herbeizuführen.“ (GLE: 139)

<sup>1001</sup> Martina Wagner-Egelhaaf: „Und Genealogia lacht... Laudatio für Kathrin Schmidt zur Verleihung des Droste-Preises der Stadt Meersburg 2003“, in: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung 7*, hg. v. Walter Gödden, Bielefeld: Aisthesis 2004, 297-303, 301.

<sup>1002</sup> Klappentext zu Schmidt: *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*.

<sup>1003</sup> Klappentext zu Schmidt: *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*.

pha, „Druckerin im VEB Kalender und Büroartikel Max Papp der thüringischen Kleinstadt W.“ (GLE: 7), deren Erlebnisse narrativ in die Rahmenhandlung eingebettet sind, unternehmen im Jahr 1976 die Gunnar-Lennefsen-Expedition, eine Reise in die Erinnerung mit fiktivem Namen<sup>1004</sup>, um dem noch ungeborenen schwarzweißen Kind Josephas eine (Familien-)Geschichte zu geben (vgl. GLE: 19), welche dann wiederum die Narration erster Ordnung ausmacht:

Mit einem Glas Kognak eröffnen die beiden Frauen die Gunnar-Lennefsen-Expedition, mit der sie in den äußersten Norden ihrer weiblichen Gedächtnisse vorzudringen hoffen, dorthin, wo die Vereisungen am dicksten sind, wo das Packeis treibt und vereinzelt auftauchende Visionen rasch zum Untertauchen zwingen. (GLE: 18)

Neun Monate, so lange wie eine durchschnittliche Schwangerschaft, dauert die Gunnar-Lennefsen-Expedition, die in elf Etappen unterteilt ist und die Josephas „Sehnsucht nach Biografien, nach Geschichtsbüchern“ (GLE: 18) stillen soll. Zu Beginn einer jeden Etappe suchen die beiden Frauen jeweils das geeignete Codewort<sup>1005</sup>, auf dessen Geheiß sich die imaginäre Leinwand, die nur die beiden Frauen sehen können, im abgedunkelten Raum aufspannt und über vergangene Zeiten berichtet (vgl. GLE: 47) bzw. über „das letzte Jahrhundert aus dezidiert weiblicher und ostdeutscher Perspektive“<sup>1006</sup>. Dabei ist die enge Anbindung an die FREUDSCHE Psychoanalyse deutlich, die mithilfe von Stichworten die Geschichte des Unbewussten zu erzählen versucht, also auch dorthin geht, „wo die Vereisungen am dicksten sind“ (vgl. GLE: 47). Im Text wird auch explizit auf FREUD verwiesen. Hier ist an Josephas Suche nach den geeigneten psychoanalytischen Schriften FREUDS zu denken, die zunächst Anregungen und Maßstab für die Expedition sein sollten, allerdings im Verlauf der Erzählung ungelesen und unerwähnt bleiben müssen. So heißt es im Roman, dass Josepha

---

<sup>1004</sup> Der Name der Expedition ist eine Fiktion, die genutzt wird, um die weibliche Erzähltradition der Schlupfburgfrauen zu legitimieren, vgl. GLE: 18f.: „Den Namen des Unternehmens hatten Josepha und Therese einander von den Augen ablesen können. Er erscheint ihnen als geeignetes Codewort, weil er mit nördlichem Klang daherkommt, weil Männer wie Scott, Amundsen, Barents und Zeppelin zwischen den Vokalen hocken, die immerhin enorme Vorstöße gewagt hatten. Wenn Gunnar Lennefsen auch zu keiner Zeit existiert haben mochte, so erhebt er doch als Legitimation eines weiblichen Aufbruchs, der vorhat, dem in Josephas Bauch wachsenden Kinde eine Geschichte zu schaffen.“

<sup>1005</sup> Vgl. GLE: 17: „Stichworte, die Therese in ein kleines, schwarz eingebundenes Buch schreibt, dienen als Schlüssel.“

<sup>1006</sup> Eigler: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*, 103.



ganze fünfzehn Mal versucht habe, FREUDS Texte zu besorgen und sich schließlich gegen FREUD und für eine Flasche Kognak als Reiseproviant entscheidet (vgl. GLE: 18). Es scheint zu deutlich, dass die Zensur in der DDR für die erfolglose Textsuche verantwortlich ist, so dass der Text bewusst eine Leerstelle setzt und die Machtverhältnisse nicht expliziert.

Auf der imaginären Leinwand findet auf magische Weise jeweils eine Zeitreise in die Vergangenheit statt. Dabei spricht diese filmische Inszenierung der Familiengeschichte auf der Leinwand sämtliche Sinne an. So wirkt Therese nach den Reisen „erschöpft und verjüngt“ (GLE: 31) zugleich. Ihre Erinnerungen haben körperliche Auswirkungen. Dass die Körperlichkeit und Sinnlichkeit eine herausragende Stellung im Verlauf der Gedächtnisarbeits einnimmt, zeigt auch der Umstand, dass beide Frauen Expeditionsproviant wie Butterkäse, geröstete Brotwürfel oder Kognak bereitstellen (vgl. GLE: 18), um für das leibliche Wohlergehen während der Kräfte zehrenden Reise gewappnet zu sein. Essen als Sinnbild für Genuß und Lebensfreude spielt somit eine große Rolle im Roman und das sowohl in der Rahmenhandlung als auch in der Binnenerzählung.

Die Erzählweise wechselt von Beschreibungen und Geschichten rund um Schauplätze der (ost-)deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, die auf der Leinwand in Thereses Wohnzimmer zur Anschauung gelangen, zu alltäglichen Beschreibungen im Leben von Therese und ihrer Urenkelin im thüringischen W. sowie im Leben von Thereses Tochter Otilie, die durch die späte Geburt des kleinen Avraham Bodofranz bekannt wurde. Somit trifft auf magisch-realistische Erzählweise Vergangenheit auf die Gegenwart des Romans, trifft kollektive Jahrhundertgeschichte auf individuelle Familiengeschichte. Beide Frauen müssen mithilfe der Gedächtnismedien, das sind die imaginäre Leinwand, das Expeditionstagebuch und ihre Körper, in den Prozess der Konstruktion von Erinnerung eintreten, der wiederum angeregt wird durch die Leinwand.<sup>1007</sup> So wird deutlich, dass Erinnerungen immer etwas Prozesshaftes, zu Konstruierendes und Unabschließbares sind, deren Fortgang kontinuierlich beeinflussbar ist. Das zeigt sich besonders an Thereses Wurf eines Bierglases auf die Leinwand. Dieses Glas wird tatsächlich von dem in die USA ausgewanderten Sohn Thereses, Fritz, und seiner Familie in deren Lebensgeschichte inte-

---

<sup>1007</sup> Vgl. hierzu bes. Eigler: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*, bes. 103-143 sowie dies.: „Jenseits von Ostalgie: Phantastische Züge in ‚DDR-Romanen‘ der neunziger Jahre“, in: *seminar* 40.3 (2004): 191-206.

griert und führt letztlich auch zu einer Wendung im Leben von Fritz. Es heißt, dass Therese erstmalig eingreifen wollte ins Geschehen auf der Leinwand (vgl. GLE: 263). Sie wirft ihren Bempel „mehr als zwei Jahrzehnte hinter sich ins Zentrum des Bildes“ (GLE: 264). Folglich hat Therese das Leben ihres Sohnes in der Rückschau verändert. Dieser Umstand indiziert, dass Erinnern immer ein konstruktiver Akt ist.

Ebenso verhält es sich auch mit dem Konstruieren von ‚Familie‘. Familie existiert im Text nur, weil sie in Form einer Familiengeschichte erzählt und zugleich bildlich zur Anschauung gebracht wird. Mit PETER J. GRAVES übereinstimmend, ist es prioritär eine Familie und ihre Geschichte, „die Schlupfburg-Sippe“ (GLE: 13), um die es in der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* geht. Er formuliert dies pointiert:

In Josepha's story, on the other hand, although the events of the twentieth century are a constant backdrop, the main focus is not upon German history but upon the extraordinary phylogeny of this scattered family and their friends, involving an array of wondrous manifestations from parthenogenesis to hermaphroditism.<sup>1008</sup>

Urgroßmutter und Urenkelin weben einen „buntgemusterte[n] Familientepich[e]“<sup>1009</sup>, wie man in Anlehnung an das ‚quilt‘-Motiv in der afroamerikanischen Literatur sagen könnte. Dieses Motiv konnotiert die Patchwork-Arbeit des Erinnerns, die mündliche Weitergabe von Wissen, die Bewältigung der Vergangenheit und das Einschreiben in die dominante Geschichtsschreibung als Subjekt dieser Geschichte. Therese und Josepha hingegen schreiben sich in die männliche, patriarchal strukturierte Genealogie ein, um dem schwarzweißen Kind Josephas eine Geschichte zu geben. Die gefleckte Hautfarbe des Kindes indiziert, dass eine afrodeutsche Identität nicht in einem gleichmäßigen Farbverhältnis aufgeht, sondern beide Anteile sichtbar auf dem Körper ihre Spuren hinterlassen, ohne ineinander aufzugehen. Bezeichnenderweise legt der Roman nahe, dass es einfacher ist, hybride Vorstellungen einer weißen Geschlechtsidentität zu leben als einer Geschlechtsidentität, die zusätzlich noch durch *race* oder *ethnicity* codiert ist und vom hegemonialen Diskurs abweicht (vgl. GLE: 154).

---

<sup>1008</sup> Peter J. Graves: „Karen Duve, Kathrin Schmidt, Judith Hermann: ‚Ein literarisches Fräuleinwunder?‘“, in: *German Life and Letters* 55.2 (2002): 196-207, 202.

<sup>1009</sup> Die Formulierung stammt von Wagner-Egelhaaf: „Und Genealogia lacht...“, 299.

Die Familiengeschichte, die sich Urgroßmutter Therese und Urenkelin Josepha konstruieren, ist eine Geschichte voll von starken und stets fruchtbaren Frauen, die mitunter mit ihrer Muttermilch, die sogar so ausreichend vorhanden ist, dass man Käse aus ihr fertigen kann, Männer ernähren können (vgl. GLE: 81). Da „peitscht“ (GLE: 79) die Muttermilch aus zwei Strahlen auf die Anwesenden nieder, die durchnässt werden und laut nach Eimern rufen, die dieses Naturschauspiel auffangen sollen. Die Wangen des „knöcherne[n] Amtsmenschen“ (GLE: 81), der sich beide Brustwarzen der jungen Zwillingmutter Carola Hebenstreit gleichzeitig in den Mund steckt, „füllen sich auf mit Milchfett und Mutterzucker, machen sich rund“ (GLE: 82). Auch die Kinder, die gestillt werden, wie bspw. die beiden Zwillinge von Carola Hebenstreit im Jahre 1925, „haben ihre Größe während einmaligen Trinkens nahezu verdoppelt“ (GLE: 82). Frauen und mithin die weibliche Sicht auf (Familien-)Geschichte stehen im Vordergrund; die Männer befinden sich – auch als vermeintliche Repräsentanten von Familie – am Rande des genealogischen Narrativs: „With rare exceptions the men, if not simply absent like the father of Josepha’s child, who never appears in the novel, are weak or self-deluded individuals, their only significant rôle being to service women, a task accomplished with often mixed success [...]“.<sup>1010</sup> Mit Blick auf das bürgerliche Trauerspiel ist eine Verkehrung der Rollen auszumachen. Es sind nicht mehr die Töchter und Mütter über die verhandelt wird, sondern die Frauen im Roman schreiben sich aktiv in die patriarchale Geschichte ein und überlassen den Männern dabei lediglich Randpositionen.

Zum Frausein in der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* gehört nicht nur ganz selbstverständlich die weibliche Sexualität dazu, sondern ebenfalls der Themenkomplex Reproduktion, Schwangerschaft und Erziehung des Kindes, was insgesamt ein sehr traditionelles Bild von der empfangenden und gebärenden Frau widerspiegelt, sodass folgender Kritikpunkt, angeführt von HANS-GEORG SOLDAT, seine Berechtigung hat: „Noch schwerer wiegt, dass die – bewußte oder unbewußte – Reduzierung der Frau auf ein zwar handelndes, dennoch in erster Linie sexuell agierendes und vor allem ununterbrochen Kinder erwartendes Wesen unangemessen traditionalistisch ist.“<sup>1011</sup> Die Frau bei SCHMIDT ist

---

<sup>1010</sup> Graves: „Karen Duve, Kathrin Schmidt, Judith Hermann“, 202.

<sup>1011</sup> Hans-Georg Soldat: „Reisen in die Erinnerung. Übermütig: Kathrin Schmidts Debüt-Roman lebt von der Lust am Fabulieren“, in: *Berliner Morgenpost* v. 23.08.1998, 3, online <<http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/14241>>; 3.2.2015.

vordergründig Mutter. Dieses Muttersein wird aber selten im Rahmen des Familienmodells ‚bürgerliche Familie‘ gelebt, sondern die Rolle der Hausfrau und Mutter, wie sie in erwähntem Modell zu finden ist, wird vielfach gebrochen – SOLDAT attestiert SCHMIDT ebenfalls, dass sie ihre Frauenfiguren ‚mit einer gehörigen Portion Ironie zu brechen‘<sup>1012</sup> weiß – weshalb m.E. die folgende Kritik von GRAVES unangebracht ist:

The result is an undeniably lively romp (if overlong and at times manneristic), but it is one that reduces the battle of the sexes to mere biology. Despite its superficial feminist credentials, therefore, *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* cannot disguise an essentialistic view of women that is curiously old-fashioned.<sup>1013</sup>

Ähnlich wie GRAVES argumentiert ALEXANDRA MERLEY HILL, die bilanziert: „[U]ltimately this novel does not move beyond essentialist (although empowering) notions of motherhood and femininity.“<sup>1014</sup> Für HILL wird Mutterschaft in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* nicht als performative Identität gedacht, sondern vielmehr als „in some way inherent or biologically determined“<sup>1015</sup>. Gegen GRAVES’ und HILLS Vorwurf des Essentialismus ist einzuwenden, dass die Frauen im Debütroman von SCHMIDT trotz ihrer traditionellen Mutterrollen fast ausnahmslos in nicht-traditionellen familiären Konstellationen leben. Sie stehen im alltäglichen Leben ihren Mann – wie man umgangssprachlich sagt und damit meint, dass die Frau zugleich auch die Position des Mannes einnimmt – sodass von einer biologistischen Darstellung der Frauenfiguren nicht die Rede sein kann. Deshalb lautet meine These, dass der Roman Mutterschaft zwischen Biologismus und Konstruktivismus inszeniert und solchermaßen die begrenzte Erklärungskraft kursierender Denkmodelle ausstellt. Forscherinnen wie BREGER, WAGNER-EGELHAAF, TONGER-ERK und SONJA KLOCKE haben bereits herausgearbeitet, warum sie das Schreibverfahren als anti-essentialistisch

<sup>1012</sup> Soldat: „Reisen in die Erinnerung“, 3.

<sup>1013</sup> Graves: „Karen Duve, Kathrin Schmidt, Judith Hermann“, 203.

<sup>1014</sup> Alexandra Merley Hill: „Motherhood as performance: (Re)negotiations of motherhood in contemporary German literature“, in: *Studies in twentieth & twenty-first century literature* 35.1 (2011): 74-94, 75. Hill formuliert in Anlehnung an Butler das Konzept ‚maternal drag‘, wodurch zum einen die soziale Konstruiertheit von Mutterschaft betont wird, aber auch die Annahme, dass diese offen für Resignifikationen und mithin Bedeutungsverschiebungen ist (vgl. ebd.: 76). In *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* kann Hill das Konzept der ‚maternal drag‘ nicht nachweisen.

<sup>1015</sup> Hill: „Motherhood as performance“, 77.

lesen.<sup>1016</sup> Ich jedoch verorte die Geschlechterinszenierungen im Dazwischen und verstehe sie weder als ausschließlich essentialistisch und biologistisch noch als rein performativ. Letzteres würde, so meine ich, ein Denken in binären Kategorien zugrunde legen. M.E. folgen diese Inszenierungen einem geheimen Programm, das sich leitmotivisch durch die Form, das Schreibverfahren, die Figuren, sowie den Inhalt des Romans zieht. Es geht immer um die Darstellung des Dazwischen, verstanden als ein dritter Raum. Die realistische und magische Erzählweise fusionieren zu einer dritten Repräsentationsform; der dramentypische Paratext hybridisiert die Gattung ‚Roman‘; Lutz/Lucia als Vatermutter hybridisiert nicht nur Gender als Performanz, sondern auch das biologische Geschlecht, wie nachfolgend zu zeigen ist, und das schwarzweiß gefleckte Kind hybridisiert den Differenzmarker *race*, um nur einige Beispiele zu nennen.

Auf diese Weise werden Kategorien, die nach poststrukturalistischen Annahmen das Ergebnis sozialer, kultureller und sprachlicher Konstruktionen sind und nur durch iterative Performanzen überhaupt existieren, an einen biologischen Körper rückgebunden. Selbst der Hermaphrodit Lutz/Lucia besitzt zwei gleichwertig große Genitalien, eine Vagina und einen Penis, kann Kinder zeugen und gebären, und ist dennoch in den konstruktivistischen Diskurs der Genderperformanzen eingebunden. Er/sie spielt das gesellschaftliche Spiel also mit, obschon er/sie biologisch eine „Vatermutter“ ist, die/der den hegemonialen Diskurs stört und dessen Instabilität ausstellt, weil Abweichungen vom dichotomischen Denken kein Raum gegeben wird. Nach außen wird er/sie zugeordnet, aber letztlich besitzt er/sie den nicht der Norm entsprechenden Körper. Auch dass biologische Mutterschaft zunächst etwas Körperliches ist, bevor das Konzept ‚Mutterschaft‘ als soziales Konstrukt greift, indiziert die 9-monatige Erzählzeit der Haupthandlung: am Ende wird ein (Text-)Kind geboren.

Männer sind für die sich anschließende Erziehung der Kinder und für Elternschaft *per se* nicht mehr erforderlich. „Vater und Mutter“, so resümiert TONGER-ERK, müssen „als nicht essentielle, von Frauen gleichermaßen einnehmbare Positionen gedacht werden“<sup>1017</sup>. Die Pluralisierung der Verwandtschaftsbezeichnungen äußert sich in den dargestellten Familienkonstellationen: So ist bspw. die Mutterfigur für Josepha ihre Urgroßmutter, bei der sie bereits

---

<sup>1016</sup> Vgl. Breger: „Postmoderne Inszenierungen von Gender in der Literatur“, 109; Wagner-Egelhaaf: „Und Genealogia lacht...“, 303; vgl. auch Tonger-Erk: „Vom Ende der linearen Genealogie“, 112; vgl. ferner Klocke: „Die frohe Botschaft der Kathrin Schmidt?“, 148-151.

<sup>1017</sup> Tonger-Erk: „Vom Ende der linearen Genealogie“, 112.

lebt, seit sie 6 Jahre alt ist (vgl. GLE: 9). Josephas leibliche Mutter ist früh verstorben (vgl. GLE: 11) und ihr Vater lebt mit einer anderen Frau und Josephas Halbgeschwistern zusammen, nachdem das Ministerium für Staatssicherheit Therese überzeugt hatte, dass ihr Enkel Rudolph, Josephas Vater, sich von seiner Tochter fernhalten müsse. Das Eingreifen der Staatssicherheit in den privaten Bereich der Familie zeigt die normierende Macht der DDR-Politik auf Familienkonstruktionen. Es wird deutlich, dass die Rolle des Vaters in Josephas Kindheit von der DDR-Politik und ostdeutschen Gesellschaft im Allgemeinen nicht als essentiell wichtig oder unersetzbar angesehen wird. Ein wichtigeres Konstituens im Familienleben im Sozialismus ist die Gesinnungstreue zur führenden Partei. Der metaphorische Vater Staat ersetzt die Rolle des leiblichen Vaters. Auf diese Weise existiert „das Wort Vater seit langem nur in [ihrem] [Josephas] passivem Wortschatz“ (GLE: 10). Die Brutalität des staatlichen Vorgehens, durch das die Beziehungen innerhalb der Familie letztlich gestört und zerstört werden, steht zwischen den Zeilen. Davon legt auch die zehnte Etappe „Vaterlos“ (vgl. GLE: 316-378) ein Zeugnis ab. Josepha hat ihren Vater vermisst. Damit sie ihrem Kind eine Geschichte und also Herkunft geben kann, muss sie selbst sich als Tochter im Familiennarrativ verorten können. Dazu gehört das Wissen um ihren Vater und den Grund seiner Abwesenheit. Wo keine bürgerliche Familie existiert, muss sie erzählt werden, könnte man hieraus schließen. Mitnichten wird das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie somit obsolet.

### **2.1.1 Abwesende Väter**

Dass die Väter in der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* eher abwesend sind, bezeugt auch der Umstand, dass die Institution Ehe, die generell als Basis der bürgerlichen Familie fungiert, in der Familie Schlupfburg keinen herausragenden Stellenwert genießt, gebären die Schlupfburgfrauen doch vornehmlich ohne den Bund der Ehe eingegangen zu sein: „Seit Generationen waren die Kinder der Schlupfburgfrauen unehelich zur Welt gekommen.“ (GLE: 27) Für Therese, die eine von ihren Eltern arrangierte Allianzhe mit Adolf Erbs eingehen musste, bedeutet Brautsein „sich fügen, sich bücken“ (GLE: 48). Geliebt hatte sie einen Adligen, von dem sie zwei Mal schwanger wurde, der sie aber aufgrund der Standesunterschiede nicht heiraten wollte bzw. konnte. Damit There-

se nicht, wie FRIEDRICH HEBBELS Klara in *Maria Magdalena* Suizid begeht, weil sie als unehelich Schwangere von der Familie und Gesellschaft verstoßen werden wird, arrangieren Thereses Eltern eine Ehe mit dem alten ledigen Erbs. Klara hingegen will gerade nicht, dass ihr Vater von der Schwangerschaft erfährt, wie nachfolgende Sequenz bezeugt: Leonhard: „Du kannst gottlob nicht Selbstmörderin werden, ohne zugleich Kindsmörderin zu werden!“ Klara: „Beides lieber, als Vatermörderin! [...] Geb ich meinem Vater das Messer in die Hand, so trifft's ihn, wie mich! Mich trifft's immer!“<sup>1018</sup> Tragen die Töchter und Mütter im bürgerlichen Trauerspiel immer die Schuld, so gibt es für Therese als Tochter zumindest einen anderen Ausweg als (Selbst-)Mord. Nach der kurzen Ehe mit Erbs – Therese hat ihre magischen Kräfte eingesetzt, um ihn in die Demenz zu treiben – bleibt sie ledig und lässt die Ehe annullieren.

Nicht notwendigerweise bedeutet Ehelosigkeit auch Vaterlosigkeit, in der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* jedoch sind beide Begriffe nahezu synonym. Deshalb ist auch „das Schicksal der Schlupfburgfrauen seit Generationen“ (GLE: 29) bekannt: alleinerziehende Mütter zu sein. Die Vaterlosigkeit zieht sich durch die gesamte Familiengeschichte, wie auch MAGRID BIRCKEN festhält.<sup>1019</sup>

Allerdings existieren Ausnahmen in der Familie Schlupfburg, wie z.B. der kleine Avraham Bodofranz, zweiter und jüngster Sohn von Thereses Tochter Otilie, bezeugt. Er hat sogar „die Kraft der Drei Väter“ (GLE: 96): „Rautenkrantz als Fühlvater, Wilczinski als Zeugungsvater und Reveslueh als Zahlvater.“ (GLE: 64) Vor seinem Tod hatten Otilie und ihr Ehemann Bodo Wilczinski etliche erfolglose Versuche unternommen, ein Kind zu zeugen, bis zu vierunddreißig sagenumwobenen nächtlichen Ejakulationen zum Trotz (vgl. GLE: 22). Durch den Geschlechtsverkehr mit dem „Fernsehmechanikermeister Franz Reveslueh“ (GLE: 21) einige Jahre nach Wilczinskis Tod, „erinnert[e] sich das begonnene Kind seiner selbst“ (GLE: 62). Auf magische Weise fließt das Sperma Revesluehs auf die Nabelmulde Otilies und sendet „seine Energie durch die Bauchdecke Otilies in die Uterusregion“ (GLE: 62). Die zum Zeitpunkt der Geburt 60-jährige Otilie hatte „das befruchtete Ei [aber] über die Jahre in ihrem Eileiter“ (GLE: 62). Vielleicht ist dieses auch der Grund, warum

---

<sup>1018</sup> Vgl. Hebbel: *Maria Magdalena*, III, 5: 85.

<sup>1019</sup> Vgl. Margrid Bircken: „Von der Bedeutung eingeholter Körper. Über Kathrin Schmidts Roman *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* (1998)“, in: *Selbstfindung – Selbstkonfrontation. Frauen in gesellschaftlichen Umbrüchen*, hg. v. Marion George u. Andrea Rudolph, Dettelbach: J.H. Röll 2002, 215-231, 224.

die Schwangerschaft im Zeitraffertempo von nur drei Monaten und „jenseits der Regeln menschlicher Ontogenese“ (GLE: 61) vonstatten geht. Denn: Otilie war bei Eintritt ihrer Schwangerschaft schon jenseits ihrer Menopause (vgl. GLE: 61) und der Samen ihres Partners Franz Reveslueh ist nicht über die Region um den Bauchnabel herausgekommen. Wie sollte da eine Empfängnis aussehen?

In der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* erfährt man, dass Otilie zunächst das „Abbild eines männlichen Neugeborenen“ (GLE: 35) empfangen hat und die „Teilung der befruchteten Zelle zur Morula mit eigenem inneren Auge gesehen hat“ (GLE: 61). Das Bild des Kindes erreicht durch „die Pupillen hindurch ihren Körper“ (GLE: 35) und „das Chiasma opticum passiert“ (ebd.). Diese visuelle Form der Reproduktion sperrt sich allen gängigen Erklärungsversuchen. Konsequenterweise bleibt die Frage der Vaterschaft ebenso sperrig, aber von sehr großem Interesse seitens der behandelnden Ärzte, die wiederum die Staatsmacht und Disziplinarrecht verkörpern (vgl. GLE: 62). Obwohl ihr Kind drei Väter hat, will Otilie „lieber bei Reveslueh [als Vater] bleiben. Unwahr zwar, aber wenigstens denkbar, die Geschichte der Vaterschaft“ (GLE: 64). Vaterschaft ist hier keine biologische und vermeintlich natürliche Größe mehr, sondern eine in mehrere Funktionen geteilte Position, die das traditionelle Verwandtschaftssystem und dessen symbolische Ordnung unterminiert. Mit BUTLER ist „Verwandtschaft [...] hier nicht eine Situation, [...] [sondern] vielmehr ein Bündel von Praktiken [...], es handelt sich um Beziehungen, die jeweils durch die Praxis ihrer Wiederholung neu eingesetzt werden“<sup>1020</sup>. Selbst wenn Franz Reveslueh der biologische Vater gewesen wäre, hätte er diese Position nicht einnehmen können, weil ihm als unehelichem Vater – sind er und Otilie doch zum Zeitpunkt der Geburt noch nicht verheiratet – vor dem Gesetz keine Rechte auf sein Kind zukommen.

Dieser Umstand der väterlichen Rechtlosigkeit hat sich erst mit dem Grundsatzurteil des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe im Sommer 2010 geändert, das zu einer Verbesserung der Sorgerechtslage lediger Väter führen soll und die Umsetzung eines Urteils des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte vom Dezember 2009 ist. Vor diesem Sorgerechtsurteil konnten nicht verheiratete Väter nur mit Zustimmung der Mutter ein gemeinsames Sorgerecht erhalten. Diese Regelung gilt nun als verfassungswidrig. Seit 2013 tritt

---

<sup>1020</sup> Butler: *Antigones Verlangen*, 94.



das neue Sorgerecht in Kraft und ist am Kindeswohl ausgerichtet. Auch wenn KATHRIN SCHMIDT diesem Thema nicht wie THOMAS HETTICHE es mit *Die Liebe der Väter*<sup>1021</sup> über 10 Jahre nach dem Erscheinen von *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* getan hat, einen ganzen Roman widmet, so wird diese prekäre Rechtslage, die so viele Konsequenzen und Probleme für Familien mit sich gebracht hat, angesprochen, was auf das analytische Potential der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* verweist. Das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Familie und Staat wird inszeniert. Zur Situation Revesluehs heißt es:

Franz Reveslueh wird daraufhin auf die Rechtlosigkeit seiner Lage hingewiesen. Nur auf ausdrücklichen Wunsch des Dr. Edwin Huckenhuber sei ihm überhaupt der Zutritt zum Kreißsaal gestattet worden, dem er ansonsten als unehelicher Vater auf jeden Fall hätte fernbleiben müssen. Also solle er sich auch verhalten, als sei er ein gebetener Gast, nach den Regeln des Anstands. Und nicht die Wöchnerin ärgern oder das Kind zu grob anfassen, das seines erst werden müsse durch eine amtliche Beurkundung! (GLE: 140f.)

Ob biologischer oder sozialer Vater, mit oder ohne Rechte, eine dreimonatige Schwangerschaft beim Menschen ist und bleibt eine Fiktion. Die Inszenierung einer späten Mutterschaft jedoch, ist ein Element der heutigen Lebenswirklichkeit, das der Text aufgegriffen und literarisch produktiv gemacht hat. Knapp siebzehn Jahre nach dem Erscheinen der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* scheint dieses Thema allerdings noch präsenter zu sein als 1998. Im Internet findet sich eine Vielzahl an Einträgen, die auf sehr alte Mütter verweisen. Eine der ältesten, auf natürlichem Weg der Empfängnis schwanger gewordenen Frauen ist „Carmen T.“, wie sie in der *Bild*-Zeitung genannt wird. Sie ist mit 55 Jahren schwanger geworden und wähnte sich eigentlich schon in den Wechseljahren.<sup>1022</sup>

Mit der natürlichen Empfängnis konkurriert zunehmend und gerade im Zeitalter medizinisch-technischer Errungenschaften die künstliche Befruchtung, sodass Frauen, insofern die jeweils behandelnden Ärzte keine moralisch-ethischen Bedenken kennen, auch noch im Alter von 70 Jahren, wie im Fall der indischen Bäuerin Rajo Devi<sup>1023</sup> oder mit 67 Jahren, wie die Spanierin Maria

---

<sup>1021</sup> Thomas Hettche: *Die Liebe der Väter*, Kiepenheuer & Witsch: Köln 2010.

<sup>1022</sup> Antje Windmann: „Ich dachte, es wären die Wechseljahre. 1. Baby mit 55“, in: *Bild*-Online v. 06.01.2008, <<http://www.bild.de/news/vermishtes/schwangerschaft-im-alter-3414296.bild.html>>; 15.8.2016.

<sup>1023</sup> Philipp Hedemann: „Indische Bäuerin (70) bekommt Baby. Die älteste Mutter der Welt“, in: *Bild*-Online v. 09.12.2008, abrufbar unter <<http://www.bild.de/BILD/news/ver>

del Carmen Bousada<sup>1024</sup>, Mutter werden können. Ebenso wie Ottilie in der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* sind in diesen Fällen ältere Frauen, wenn nicht sogar schon Rentnerinnen, Mütter geworden und stellen die Menschheit vor ganz neue Diskussionen hinsichtlich Fragen der ‚Ethik‘ und ‚Moral‘. Diese Sensationsschwangerschaften werden gerne von der Boulevardpresse und besonders der *Bild*-Zeitung aufgegriffen. Diesen Umstand literarisiert SCHMIDT, sodass in diesem Punkt – aller Groteske, Ironie und Fantasiefülle zum Trotz – eine sehr reale Alltagsbeschreibung erkennbar wird.

Ottilie ist jene Figur im Roman, welche die Diskursfäden um unbürgerliche Verwandtschaftsbezeichnungen, alte Mütter und künstliche Befruchtung liefert. Außerliterarisch dominieren in der Auseinandersetzung um das Thema ‚künstliche Befruchtung‘ zwei Fragen. Welche Mittel und Kriterien dürfen angewandt werden, um Embryonen zu selektieren und wie viel Schutz benötigt der Embryo? Wenn, wie im Juli 2010 vom BGH erlaubt, Präimplantationsdiagnostik (PID) bei Risikogruppen grundsätzlich möglich ist und Embryonen mit schweren Erbkrankheiten ausselektiert werden dürfen, stellt sich die Frage, welche Krankheiten als zu einer Risikogruppe zugehörig eingestuft werden. Eine weitere Frage, allerdings mit anderer und für das Thema der vorliegenden Untersuchung viel wichtigeren Stoßrichtung, stellt sich angesichts alter Mütter. Ist es ratsam, auch wenn es medizinisch möglich ist, alt und allein erziehend sein zu wollen? Oder, um ein anderes Beispiel zu zitieren, das zumindest Befremden bezüglich familiärer Ordnungen auslösen dürfte: Ist es ratsam, Eizellen, befruchtet mit dem Samen eines toten Mannes auszutragen, wie das Oberlandesgericht Rostock einer 29-Jährigen im Mai 2010 gerichtlich erlaubt hat?<sup>1025</sup> Sind diese neuen, reproduktionstechnischen Möglichkeiten für späte Mütter vielleicht ein Grund, warum die neuen Spießer zurückkehren, wie RICKENS die Protagonisten der Bewegung ‚neue Bürgerlichkeit‘ mit ihrem Leitbild der bürgerlichen Kleinfamilie genannt hat? Wird aufgrund dieser Störungen im System der Verwandtschaftsbezeichnungen und -beziehungen abermals

---

[misכותes/2008/12/09/neue-aelteste-mutter-der-welt/inderin-bekommt-maedchen.html###](http://www.zeit.de/misכותes/2008/12/09/neue-aelteste-mutter-der-welt/inderin-bekommt-maedchen.html###); 15.8.2016.

<sup>1024</sup> O.A.: „Ihre Zwillinge (2) sind jetzt allein. Älteste Mutter der Welt (69) tot!“, in: *Bild*-Online v. 15.07.2009, <<http://www.bild.de/BILD/news/2009/07/16/aelteste-mutter-der-welt-maria-bousada/tot-zwei-jaehrige-zwillinge-alleine.html###>>; 15.8.2016.

<sup>1025</sup> Vgl. O.A.: „Embryonenschutzgesetz: Frau darf von totem Mann schwanger werden“, in: *Die Zeit*-Online v. 07.05.2010, online <<http://www.zeit.de/gesellschaft/familie/2010-05/eizellen-rechtsstreit>>; 15.8.2016.

das Bild der bürgerlichen Familie rhetorisch verhandelt und durch alternative Familienentwürfe in seiner Persistenz herausgefordert?

Allerdings, das dürfte bis hierin schon deutlich geworden sein, betreten die neuen Spießer, die RICKENS thematisiert, in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* nicht die Bühne. Der Roman setzt sich jedoch sehr wohl mit Versatzstücken des Diskurses um Bürgerlichkeit und das bürgerliche Familienideal auseinander; sie dienen als Hintergrundfolie. Ungewöhnlich unbürgerlich erscheint oftmals schon die Zeugung und Empfängnis, also die Familiengründung, wie die visuelle Empfängnis Otilies zeigt. So ungewöhnlich geht dann das Familienleben weiter: Im Roman gibt es Spätegebärende, Sturzgeburten und Kinder mit drei Vätern, einen Hermaphroditen, der eine Vatermutter ist, einen Bauern, der seinen Traktor heiratet oder z.B. Adam Rippe, der von seiner Mutter geschnitzt wurde. Nicht zuletzt ist das schwarzweiß gefleckte Kind Josephas von dem Afrikaner „Mokwambi Solulere“ (GLE: 37), der von Rebellen nach Europa geschickt worden ist (vgl. GLE: 72) und während der Schwangerschaft schon wieder in Afrika ist, der Grund für die Expedition. Wie in WOLFRAM VON ESCHENBACHS mittelalterlichem Artusroman *Parzival*, gibt es auch am Ende der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* eine schwarzweiße Figur wie Feirefiz: „Dunkle Flecken überziehen in unregelmäßigem Muster die helle, gerötete Haut des Jungen.“ (GLE: 421) Das afrodeutsche Kind hybridisiert den hegemonialen, rassistischen Diskurs. Am Ende des Romans flieht Josepha mit ihm in einem Luftschiff über die algerische Wüste (vgl. GLE: 426). Bezeichnenderweise flieht Josepha nicht in den Westen Deutschlands, sondern weiter südlich über Landesgrenzen hinweg. Das suggeriert den vorhandenen Rassismus in der ehemaligen DDR, aber auch im Westen Deutschlands, und das, obwohl der Roman magisch-realistisch erzählt. Selbst in diesem magischen Raum haben Figuren des Dritten keinen Platz.

Andererseits ermöglicht dieses Schreibverfahren allererst Figuren wie das schwarzweiße Kind oder die Vatermutter Lutz-Lucia und regt somit das Hinterfragen der Normierungen von Körpern an.<sup>1026</sup> Denn, so ist mit KLOCKE treffend

---

<sup>1026</sup> Vgl. Klocke: „Die frohe Botschaft der Kathrin Schmidt?“ Klocke untersucht v.a. diese beiden Figuren und veranschaulicht an ihnen, dass der Roman gerade keine essentialistische Sicht auf Weiblichkeiten und Männlichkeiten bietet (vgl. ebd.: 150), sondern diese hybriden, mehrfach codierten Figuren nutzt, um Kritik am westlichen Hegemoniediskurs der weißen Heteronormativität zu äußern (vgl. ebd.: 151). Beide Figuren, so Klocke, „demonstrate ways in which power is generated and implemented at the multiple intersections of bodies and sexualities of all kinds“ (ebd.: 157).

zu konstatieren, „the fantastic is predestined to address topics considered taboo“<sup>1027</sup>. Diesen Gedanken fortführend, stellen sämtliche, vom bürgerlichen Familienideal abweichende Familienkonstellationen im Roman ein Tabu im bürgerlichen Familiendiskurs dar.

### 2.1.2 Queere Familie

In der *Gunnar-Lennefsen-Expedition* treffen wir nicht nur auf außergewöhnliche Mutterfiguren, sondern ebenso auf eine Familienform, die, gemessen am hegemonialen Bild der heteronormativen Kleinfamilie, außergewöhnlich, weil nicht den Normen entsprechend, ist. Am besten ist sie als ‚queere Familie‘ zu bezeichnen. Mit dem Phänomen ‚queere Familie‘ ist eine Familienkonstellation gemeint, die nicht der heterosexuellen, traditionellen Familie entspricht, weil die Elternteile entweder schwul, lesbisch, bisexuell oder transgender leben. Im Roman wird der Hermaphrodit Lutz-Lucia und sein Familienleben zwar *in nuce*, aber dafür nachhaltig positiv dargestellt.

Lutz ist einer der 37 Halbbrüder und Halbschwestern von Carmen Salzwedel, Arbeitskollegin und Freundin von Josepha. Seit Lutz sich für „ein Dasein als Frau entschied“ (GLE: 153), arbeitet er als Lucia im „größten Kaufhaus der Kreisstadt“ (GLE: 153). Ganz bewusst möchte Lutz-Lucia nicht in das dichotomische Ordnungsmodell von Männlichkeit und Weiblichkeit eingeteilt werden, entscheidet er/sie sich doch nicht für eine Geschlechtsumwandlung und mithin nicht für eine eindeutig binär angelegte Identitätskonstruktion:

(Tatsächlich fand sich hinter seinem ausgeprägt männlichen Geschlecht bei der Musterungsuntersuchung eine weite weibliche Scheide, in der er nun Glied und Hoden trägt, von denen er sich auch als Verkäuferin nicht trennen mochte.) (GLE: 153) [Klammern im Original; N.W.]

Lutz-Lucia möchte sich folglich nicht von ihrem/seinem geschlechtlich markierten Anderssein trennen und ist jene Figur im Roman, die bestrebt ist, Geschlechtsidentität und mithin Gendergrenzen zu unterminieren, wobei Gender hier im Sinne BUTLERS als diskursive Konstruktion zu verstehen ist.<sup>1028</sup> Lutz-Lucia ist eine „Vatermutter“ (GLE: 175): Sie/er füllt biologisch beide Positio-

---

<sup>1027</sup> Klocke: „Die frohe Botschaft der Kathrin Schmidt?“, 144.

<sup>1028</sup> Vgl. Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*.

nen von Elternschaft aus, die Mutter- und die Vaterschaft. Weil er/sie mit einem Ehepaar zusammenlebt, existieren für die Kinder „drei Eltern“ (GLE: 153): „Sein Leben teilt er mit einem Ehepaar, das er zu anscheinend gleichen Teilen liebt, und fünf Kindern, von denen er eins gezeugt und zwei geboren hat nach jeweils neun Monaten unauffälliger Tragzeit.“ (GLE: 153) Elternschaft wird hier biologisch und sozial zugleich gedacht. Darüber hinaus ist der Körper, der biologisch weiblich und männlich zu gleichen Teilen ist – er/sie kann reproduzieren und zeugen – ein Zeichen, die Vereinbarkeit von Polaritäten in einem Körper zu denken. Er/sie ist Erzeuger/in und Gebärende sowie sozialer Elternteil der nicht durch ihr/sein biologisches Zutun zur Welt gekommenen Kinder, die aber ebenfalls zu seiner/ihrer Familie zählen. Trotz dieser konstruktivistischen Darstellung von Elternschaft, überschreitet er/sie das Modell der Zweigeschlechtlichkeit offiziell nicht, wird er/sie doch durch Binaritäten bezeichnet und wird durch diesen Akt der Anrufung seine Geschlechtsidentität allererst performativ konstruiert. Nur durch diese Eingliederung in das vorhandene System ist es ihm erlaubt, bei seiner Familie zu leben. Dieser Umstand lässt auch die gesellschaftlichen Schwierigkeiten in der Frage der Bezeichnung bzw. Definition erkennen, die normative Instabilitäten mit sich bringen.

Wie TILL BENDER in seiner Dissertation *„It's just like we made this family ourselves.“* *Der Queer Family Claim im zeitgenössischen amerikanischen Film und Fernsehen* herausstellt, werden queere Familien im öffentlichen Familiendiskurs – er bezieht sich vornehmlich auf die USA, Gleiches lässt sich allerdings ebenso von Deutschland behaupten – marginalisiert zugunsten des traditionellen bürgerlichen Leitbildes. „Familie kann im öffentlichen Diskurs fast alles sein, nur eines nicht: nicht-heterosexuell oder queer (d.h. schwul / lesbisch / bisexuell / transgender).“<sup>1029</sup> Am Beispiel von Lutz-Lucia wird deutlich, dass alternative Lebenskonzepte, die öffentlich tabuisiert werden, literarisch verhandelt werden, und von da aus wieder rückwirken können auf öffentlich geführte Diskussionen in Politik und Gesellschaft, wie bspw. auf die Anpassung der familienrechtlichen Regelungen an die gesellschaftliche Realität. Zu denken ist bspw. an eine Gleichstellung der eingetragenen Lebenspartnerschaft mit der traditionellen Ehe bzw. Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare. Obwohl es medizinisch-biologisch eine Unmöglichkeit ist, Erzeuger und Gebärende eines menschlichen Kindes in einer Person zu sein, ist die Situation, die

---

<sup>1029</sup> Bender: *„It's just like we made this family for ourselves“*, 2.

durch die Figur des Hermaphroditen und seine/ihre Familie angesprochen wird, eine allzu reale. Denn:

„Queer Families‘ sind Teil unserer sozialen Wirklichkeit. Der Blick auf diesen Teil sozialer Lebenswirklichkeit wird aber durch die Annahme der Inkompatibilität von Familie und Homosexualität / Transsexualität verdeckt. Trotz einer langsamen Verschiebung der Parameter des Familiendiskurses ist der Blick noch immer von heteronormativen Annahmen geprägt, was sich im Bereich der Gesetzgebung (Ehe, Adoption) oder auch im kulturellen Bereich herstellt.<sup>1030</sup>

Diese Prägung des Alltags durch heteronormative Annahmen wird auch in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* zur Sprache gebracht, wenn die Eintragung in die Geburtsurkunde der Kinder von Lutz-Lucia thematisiert wird: „Nur das Personalstandswesen tut sich schwer mit dieser Abweichung von der geförderten Norm“ (GLE: 154). Der DDR-Staat, der schon normierend in das Familienleben von Josephas Vater eingegriffen hat, versucht auch mit Macht die hegemoniale Ordnung von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität in der Familie des Hermaphroditen herzustellen. Allerdings lebt er/sie trotz fingierter Normierung ‚Familie‘ genauso, wie es ihn/sie zufrieden stellt und glücklich macht. Es heißt, dass die Kinder sich so positiv entwickelt haben, dass das Jugendamt keine Veranlassung sah, weitere Nachforschungen bezüglich der Vaterschaft zu machen (vgl. GLE: 154). Insofern nutzt Lutz-Lucia auch das System der Zweigeschlechtlichkeit und den herrschenden Diskurs, um diesen von innen heraus zu unterwandern. Insgesamt kann sich die Leserin/der Leser eine durchaus positive, harmonische Atmosphäre in der Familie Lutz-Lucias vorstellen, wird doch im Roman gesagt, dass die drei Eltern „ihr gemeinsames Glück offensichtlich zu schätzen [wissen]: Man sieht die große Familie oft gemeinsam eng umschlungen und albernd durch die Stadt ziehen“ (GLE: 153f.).

---

<sup>1030</sup> Bender: ‚*It's just like we made this family for ourselves*‘, 2f.

## 2.2 Vaterschaft in *Koenigs Kinder* (2002): sozial, biologisch, heimlich, ersehnt

Wie für *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* belegt werden konnte, oszilliert ‚Familie‘ bei SCHMIDT zwischen Biologismus und Konstruktivismus, zwischen Essentialismus und Performativität. Sie ist weder das eine noch das andere ganz, sondern vielmehr ein *tertium datur*, etwas Drittes. Damit wird auch das Programm der Texte ausgestellt: Sie stellen unbequeme Fragen nach Figuren und Orten des Dritten. Realpolitisch lässt sich dieses Dritte auch etwas abstrakt als ‚alternative Familienformen‘ bezeichnen, in denen heutzutage vermehrt Kinder aufwachsen. Dieses Faktum führt zu dem Umstand, dass „die klassische Familie [...] seltener [wird]“<sup>1031</sup>; obwohl aktuell – und das sollte nicht unerwähnt bleiben – immerhin noch drei Viertel der Kinder und Jugendlichen in Deutschland in traditionellen Familienformen aufgewachsen sind.<sup>1032</sup>

Dennoch wird gemeinhin von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen gesprochen, die sich anhand des Wandels und Wechsels von Familienformen, von Mütter- und Väterleitbildern zeigten. SCHMIDTS Texte<sup>1033</sup> zeugen von diesen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen, indem sie unterschiedlichste Sozialformen nebeneinander stellen und scheinbar neutral reflektieren: „Es gibt den Single, das schwule Paar und das Mitglied einer größeren Familie. Welche Sozialform erstrebenswerter ist, ist nicht auszumachen.“<sup>1034</sup> Dabei ist augenfällig, dass das weiße Mittelklasseideal der bürgerlichen Familie als Kategorie mitgedacht wird und es ergo nicht obsolet wird, vielleicht sogar im Gegenteil. Nur über diesen Bezugspunkt werden Ausgrenzungs- und Eingrenzungsmechanismen sichtbar.

Inwieweit die ästhetische Verarbeitung von Familie in *Koenigs Kinder* zur Subversion und mithin Modifikation des bürgerlichen Familiendiskurses führt,

---

<sup>1031</sup> O.A.: „Die klassische Familie wird seltener. Die meisten Jugendlichen leben noch immer bei ihren verheirateten Eltern. Doch immer mehr werden von alleinerziehenden Müttern oder Vätern erzogen,“ in: *Die Zeit*-Online v. 04.02.2010, online unter <<http://www.zeit.de/gesellschaft/generationen/2010-02/jugendliche-familie-deutschland-2?page=all&print=true>>; 15.8.2016.

<sup>1032</sup> Vgl. O.A.: „Die klassische Familie wird seltener“. Vgl. auch: O.A.: „Editorial“, in: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 173.4 (2013): 508-511, 507f.

<sup>1033</sup> Diese Aussage besitzt für alle der insgesamt vier Romane Schmidts Gültigkeit.

<sup>1034</sup> Mario Scalla: „Begegnungen und Kreuzwege. In Kathrin Schmidts neuem Roman *Koenigs Kinder* wandelt sich das Bild der Familie“, in: *der Freitag* v. 11.10.2002, online unter <<https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/begegnungen-und-kreuzwege>>; 15.8.2016.

soll die nachstehende Analyse zeigen. Dabei wird das ‚heterosexistische Konstrukt‘, wie BUTLER die bürgerliche Familie nennt, stets mitzudenken sein, weil es immer auch um die ontologischen Identitätskategorien und symbolischen Positionen wie ‚Mutter‘, ‚Vater‘ und ‚Kind‘ geht, wenn das Konstrukt ‚Familie‘ verhandelt wird. DOROTHEA VON TÖRNE resümiert in ihrer Rezension zu *Koenigs Kinder* sehr passend: „Voller menschlicher Wärme und Mutterwitz spielt Kathrin Schmidt Familienvarianten jenseits des schönen Scheins durch. Vater-Mutter-Kind erweist sich als ein Rollenspiel, in dem sämtliche Figuren ihren Part anders spielen als gedacht.“<sup>1035</sup>

Ein Fokus der Analyse liegt auf dem Sagbaren und dem Unsagbaren innerhalb des Familiendiskurses und der Frage, wie ehemals unsagbare und tabuisierte Themen wie ‚Missbrauch in der Familie‘ oder ‚Pädophilie‘ zur Darstellung gelangen. Die Verschiebungen in der öffentlichen Debatte in Richtung einer zunehmenden Thematisierung der Väter-Rolle und des lange tabuisierten Themas ‚innerfamiliäre Gewalt‘ werden im Sinne des New Historicism als Reflexionsfolie in das Kapitel hineingezogen. Auf diese Weise zeigt sich, wie seismographisch und vielschichtig zugleich der literarische Text gesellschaftliche Realitäten perspektiviert. Zunächst aber steht das schwule Paar Marl und Frieling und ihre Ausrichtung am bürgerlichen Familienideal im Fokus.

### 2.2.1 Marl, Frieling und die Heteronormativität

Die Grundlage der jeweils herrschenden sozialen und gesellschaftlichen Wert- und Moralvorstellungen lassen sich an der Familienpolitik eines Landes und dem familienpolitischen Diskurs ablesen. Beispielsweise führt das sogenannte ‚Ehegattensplitting‘ zu einer Aufrechterhaltung des traditionellen Alleinverdienermodells bzw. zu der Hausfrauenehe, weil die finanziellen staatlichen Leistungen es bei einem gut verdienenden Ehemann unrentabel machen, dass die Ehefrau ebenso wie ihr Mann vollzeitig arbeiten geht. Nur selten verdient die Frau mehr, sodass eine Verkehrung der Rollen kaum eintritt. Es ist evident, dass solchermaßen überholt geglaubte konservativ-traditionelle Familien- und Genderbilder stabilisiert werden. Insofern ist dieses familienpolitische Instru-

<sup>1035</sup> Dorothea von Törne: „Realismus und Magie. Kathrin Schmidt gibt den Dingen ihre Kehrseite zurück“, in: *ndl – Zeitschrift für deutschsprachige Literatur* 51.2 (2003): 166-168, 167f.



ment ein Mittel staatlicher Macht, mit dem der Familiendiskurs respektive das Familienrecht und die real-existierenden Familien im Sinne eines bürgerlichen Idealbilds normiert und normalisiert werden.

Welche weitreichenden Konsequenzen im kulturellen Gedächtnis diese einmal konstruierten familialen Leitbilder haben, lässt sich sehr gut an dem homosexuellen Paar Marl und Frieling in *Koenigs Kinder* ablesen: beide leben, wie es im Buch mehrfach heißt, in eheähnlichen Verhältnissen (vgl. KK: 197), was in ihrem Fall eine Imitation von bürgerlich-heterosexuellen Rollenvorbildern mit sich bringt. Marl ist der gut verdienende Anwalt mit eigener Kanzlei, der als alleiniger Ernährer in der Partnerschaft das Geld verdient und Frieling ist der perfekte Hausmann, der gemäß der Sphärenteilung in der bürgerlichen Familie auf den Kreis des Privaten beschränkt bleibt und stereotyperweise gerne kocht, backt und dekoriert (vgl. KK: 78); Marl wünscht sich Kinder. Die Lebensweise einer idealen bürgerlichen Familie mit Vater, Mutter und Kind ist ganz klar als Vorbild für die Beziehung der beiden Männer zu lesen: „Es war eine Ehe, was er mit Frieling lebte. Er fühlte sich verantwortlich. [...] Sogar ein Kind wünschten sie sich.“ (KK: 197)

Bezeichnenderweise vergleicht Frieling sein Dasein und seine Rolle als Hausmann auch mit der Rolle einer Hausfrau, wenn er sich wundert, „dass er sich so gar nicht als Frau fühlte in dieser Rolle [...]“ (KK: 35). Es wird suggeriert, dass es traditionell die Hausfrau ist, die ihrem Mann den Rücken frei hält, indem sie den Haushalt führt, für einen schönen häuslichen Rückzugsort sorgt und die Kindererziehung übernimmt. In der Beziehung zwischen Marl und Frieling übernimmt Frieling den Part der umsorgenden Hausfrau (vgl. KK: 11). Um dem Partner zu gefallen und ihn kulinarisch zu verwöhnen, lässt sich Frieling sogar Kochrezepte von Marls Mutter zeigen (vgl. KK: 339). Es erweckt den Eindruck, als wolle Frieling sich komplett seinem Partner und dessen Vorlieben und Interessen unterordnen bzw. bis zur Aufopferung alles für seinen Partner tun, ganz so, wie es von der altruistisch liebenden Hausfrau und Mutter erwartet wird. Im Text heißt es sogar, dass Frieling noch über die Grenzen der traditionellen Rollenvorgaben hinaus gehen möchte (vgl. KK: 36): „Frieling wollte weiter gehen, über die Hausfrauengrenze hinweg, die schlichte Selbstaufgabe“ (KK: 36). In dieser Resignifikation der weiblichen Hausfrauenrolle liegt emanzipatorisches Potential. Allerdings – so könnte man formulieren – möchte Frieling noch weiblicher als weiblich agieren und ist bereit, sich für

seinen Lebenspartner aufzugeben, wobei Altruismus traditionell weiblich codiert ist.

Diese Selbstaufgabe thematisiert der Text anhand der Integration der fehlenden Berufstätigkeit von Frieling. Zunächst fühlte sich Frieling noch ‚gezwungen‘, die Stellenangebote in der Tageszeitung zu sichten, obwohl er dazu keine Lust verspürte, jedoch ahnte, „dass er sich einen Platz außerhalb von Marls Tiefsee suchen sollte“ (KK: 319). Es ist anzunehmen, dass die Gesellschaft – hier verstanden als *pars pro toto* für alle Einzelstimmen, die Einwände gegen eine ausschließliche Tätigkeit als Hausfrau bzw. Hausmann hervorbringen – Frieling dazu drängt, einer gesellschaftlich anerkannten Berufstätigkeit nachzugehen.

Anstatt individuell die einzelnen Familien entscheiden zu lassen, ob die sich ausschließlich auf Haushalt und Kindererziehung erstreckende Rolle einer Frau und Mutter bzw. eines Vaters sinnvoll und ehrenwert ist, versucht die Gesellschaft Frauen mit staatlichen Angeboten wie dem 2006 unter URSULA VON DER LEYEN eingeführten sogenannten ‚Elterngeld‘, einen Wiedereinstieg in ihren Beruf zu erleichtern. Im Gegensatz zum ‚Erziehungsgeld‘ wird das seit dem 01.01.2007 beziehbare ‚Elterngeld‘ „als Lohnersatzleistung gezahlt und nicht als sozial- bzw. familienpolitische Transferleistung. Dahinter steht die Zielsetzung, den Eltern einen erheblichen Teil der Einkommensverluste zu ersetzen, die mit der Betreuung eines Kindes entstehen“<sup>1036</sup>. Das Elterngeld soll dazu führen, dass Mütter nach einer einjährigen Berufspause wieder in den Beruf einsteigen.<sup>1037</sup> Lange berufliche Pausen bereiten große Schwierigkeiten beim

<sup>1036</sup> Irene Gerlach: *Familienpolitik*, 2., aktual. u. überarb. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag 2010, 272.

<sup>1037</sup> Vgl. Gerlach: *Familienpolitik*, 273: „Die Reduzierung der Bezugsdauer von zuvor zwei auf heute ein Jahr soll v.a. den schnellen Wiedereinstieg in die Erwerbstätigkeit fördern.“ Der Staat hofft, indem den Eltern ein erheblicher Teil ihrer ‚Verzichtskosten‘ erstattet wird, dass es generell zu einer erhöhten Geburtenrate und einer „erhöhte[n] Mütter- bzw. Elternerwerbstätigkeit“ (ebd.) kommt. Für das Jahr 2007 lässt sich statistisch belegen, dass das Elterngeld gute Ergebnisse erzielt hat im Hinblick auf seine Intention. Es gelang, so Irene Gerlach, „die Umkehrung beim negativen Entwicklungstrend der Geburten“ (ebd.: 274). Des Weiteren gelang es durch die Einführung des Elterngeldes, dass Väter sich vermehrt an der Erziehung des Nachwuchses beteiligen. Die „erhöhte Väterbeteiligung“ (ebd.) – im ersten Jahr des Elterngeldes hatte sich die Zahl der Antrag stellenden Väter verdreifacht (vgl. ebd.: 274) – ist ein wichtiges Signal für eine familiäre Rollenverteilung, die sich allmählich von dem Leitbild der bürgerlichen Familie distanzieren will. Mit Blick auf bspw. das ‚Ehegattensplitting‘ im Vergleich zum ‚Elterngeld‘ wird deutlich, dass familienpolitische Maßnahmen neueren Datums ein Modell von Familie unterstützen, dass sich vom Alleinverdienermodell und den dazugehörigen Rol-

Wiedereinstieg in die Berufswelt, ob es sich dabei um Mutterschaftsurlaub und sich daran anschließende Unterbrechungen zum Zweck der Kindererziehung handelt oder um berufliche Pausen, die anderweitig motiviert sind. Lange Fehlzeiten machen eine/n Arbeitssuchende/n für mögliche Arbeitgeber nicht attraktiver, das muss auch Frieling feststellen. Seine „langjährige berufliche Abstinenz“ (KK: 319) führt bei ihm zu Zweifeln und Unmut, die nicht unberechtigt sind. Auf dem Arbeitsmarkt hätte er ebenso wie ‚jede andere Hausfrau‘ auch, die lange Zeit ihres potenziellen Berufslebens exklusiv für den Haushalt da war und ihr Leben dem Familienleben untergeordnet hat, Schwierigkeiten bei der Jobsuche gehabt.

Entweder zeigt sich in Frielings endgültigem Entschluss, sich zu seinem Hausmanndasein zu bekennen, Zufriedenheit und Identifikation mit dem, was er tut oder aber es ist Resignation angesichts der fast aussichtslosen Lage, wieder in seinen ehemaligen Beruf einsteigen zu können: „Frieling fühlte sich nicht länger genötigt, sich nach einer passenden Beschäftigung umzuschauen. Seine Rolle als Hausmann gab ihm den Rahmen, in dem er sich am liebsten zeigte.“ (KK: 339) Dieser Rahmen ist, kongenial zum ‚Cocooning‘ in der ‚neuen Bürgerlichkeit‘, das Heim und jene Sphäre, die im bürgerlichen Familienmodell der Ehefrau und Mutter zugeordnet ist. Ob Resignation oder Identifikation: deutlich wird, dass SCHMIDT anhand der Paarbeziehung Marl-Frieling traditionelle Themen verhandelt, die für geschlechtsstereotype Paar- bzw. Familienkonstellationen tagesaktuell sind. Novum an ihrer Verhandlung des Themenbereichs ist, dass der Fokus auf einem homosexuellen Paar liegt. Allerdings offeriert das Unterminieren der heterosexuellen Matrix kein wirklich neues Rollenverhalten. Dieser Umstand überrascht.

Das Beispiel zeigt, dass beide Männer Rollenmuster perpetuieren, die auf den stereotypisierten heterosexuellen Geschlechtscharakteren basieren, jedoch nicht ohne diese parodistisch zu brechen. Frieling ‚spielt‘ die Rolle der Hausfrau und es wird evident, dass das Hausfrauendasein nicht genetisch festgeschrieben ist. Seine Stilisierung parodiert „die Vorstellung[en] von einer ursprünglichen oder primären geschlechtlich bestimmten Identität“<sup>1038</sup>. Parodie wird hier im Sinne BUTLERS verstanden.<sup>1039</sup> ANDREAS RECKWITZ formuliert

---

lenverteilungen emanzipiert, welches allerdings noch von älteren Regelungen gefördert wird.

<sup>1038</sup> Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, 201.

<sup>1039</sup> Vgl. hierzu bes. die Unterkapitel „Leibliche Einschreibungen, performative Subversionen“ und „Von der Parodie zur Politik“ in Butler: *Das Unbehagen*, 190-218.

pointiert: „[...] [S]chließlich weist Butler auf die ‚Parodie‘ als elaborierteste Form der Subversion von Subjektivität hin. Mit der Parodie ist eine Inszenierung der Imitationsstruktur des Subjekts selber gemeint, in der deren scheinbare Natürlichkeit durch forcierte Artifizialisierung der Subjektauführung demonstriert wird.“<sup>1040</sup>

Weil aber jede Darstellung von Geschlechtsidentität zitathaft performiert werden muss, existiert zwar eine hegemoniale Geschlechterordnung, im Rückgriff auf die zitiert wird, gleichzeitig jedoch wird diese im Sinne der Iterabilität unterminiert und verschoben. Folglich geht es mit BUTLER immer auch um „die Parodie *des* Begriffs des Originals als solchem“<sup>1041</sup>, der neue Handlungsspielräume ermöglicht. Erst durch die nicht-identische Wiederholung und die parodistische Re-Kontextualisierung von Geschlechtsidentitäten, werden diese „entnaturalisiert und in Bewegung gebracht“<sup>1042</sup>. Solchermaßen verschiebt sich die ‚Bedeutung des Originals‘, indem der ‚Mythos der Ursprünglichkeit‘ imitiert wird.<sup>1043</sup> Dabei ist das Augenmerk insbesondere auf Brüche und Inkohärenzen in der Performance zu legen, die „einer bisher institutionalisierten Geschlechterordnung nicht entsprechen“<sup>1044</sup>. Das ‚Original‘, auf welches Frieling zitathaft rekurriert – das selbst ja nur eine Imitation ohne Original ist – hat unterschiedliche Re-Signifizierungen und Re-Kontextualisierungen durchlaufen. Vor allem die Zweite Frauenbewegung in den 1960er und 1970er Jahren hat für eine Weiterentwicklung des Frauen- und Mutterbildes und die Unabhängigkeit von der traditionellen Hausfrauenrolle und mithin eine Verschiebung der Geschlechterordnung gekämpft. Auffällig an der Figur Frieling ist nun, dass er diese Emanzipation gar nicht wahrgenommen hat und das macht seine Inszenierung traditionell und spießig. Da seine Geschlechter-Parodie so wenig erwartet wird – würde man doch annehmen, dass ein homosexuelles Paar liberaler, aufgeschlossener und unbürgerlicher denkt und handelt – wirkt seine Performance besonders irritierend. Nach BUTLER sind es gerade „Kontext und [...] Rezeption“<sup>1045</sup>, von der die parodistische Verschiebung abhängt und die beson-

<sup>1040</sup> Andreas Reckwitz: *Subjekt*, Bielefeld: Transcript 2008, 91.

<sup>1041</sup> Butler: *Das Unbehagen*, 203.

<sup>1042</sup> Butler: *Das Unbehagen*, 203.

<sup>1043</sup> Butler: *Das Unbehagen*, 203.

<sup>1044</sup> Reckwitz: *Subjekt*, 90.

<sup>1045</sup> Butler: *Das Unbehagen*, 204.

ders die „parodistische Verwirrung zu fördern vermögen“<sup>1046</sup>. Gerade weil Frielings Imitation so wenig antizipier- und erwartbar ist, wirkt sie verstörend. KLOCKE hat für die Figur Lutz-Lucia aus *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* bilanziert, dass an ihr das universale Ausrichten an bürgerlichen Genderrollen deutlich werde. Das ist auf die homosexuelle Rollenverteilung von Marl und Frieling übertragbar:

Lutz-Lucia's body functions as a site of resistance to state power as well as to hegemonic notions of sex and kinship. In fact, both her/his body and life choices not only challenge the heteronormative model for gender and sex, but they also question same-sex desire that functions along the binary equation since it might be considered the homonormative version of the heteronormative model for gender and sex.<sup>1047</sup>

Die Paarbeziehung zwischen Marl und Frieling, so lässt sich im Anschluss an KLOCKE formulieren, ist als homonormative Version des heteronormativen Gendermodells aufzufassen. Dahinter steht die Omnipräsenz der bürgerlichen Genderrollen und des bürgerlichen Familienideals und die Frage, wieso sogar nicht heterosexuelle Paare dieses Ideal imitieren und zitieren. Diese Frage wird auch im zeitgenössischen deutschen Film und prominent im Hollywoodkino gestellt. Das mögen zwei Beispiele skizzenhaft belegen.

### 2.2.2 *Are the families all right?*

Zu ähnlichen Ergebnissen wie KLOCKE und die vorliegende Analyse zu *Koenigs Kinder*, kommt auch der amerikanische Film *The Kids Are All Right* (2010) der Regisseurin LISA CHOLODENKO, der in den USA überaus erfolgreich war – eine der Hauptdarstellerinnen, ANNETTE BENING, war sogar für einen Oscar 2011 nominiert.<sup>1048</sup> Er ist nur ein Beispiel für die derzeitige Aktualität und das Interesse eines Massenpublikums an nicht traditionellen Familiengeschichten.<sup>1049</sup>

---

<sup>1046</sup> Butler: *Das Unbehagen*, 204. Auf dieser Seite unterteilt Butler auch die Parodien je nach ‚Kontext und Rezeption‘ in „wirklich störend bzw. wahrhaftig verstörend“ wirkende Wiederholungen und solche, die „dagegen gezähmt sind und erneut als Instrumente der kulturellen Hegemonie in Umlauf gebracht werden“.

<sup>1047</sup> Klocke: „Die frohe Botschaft der Kathrin Schmidt?“, 143f.

<sup>1048</sup> *The kids are all right*. Reg. Lisa Cholodenko. Darst. Annette Bening, Julianne Moore, Mark Ruffalo, 2010.

<sup>1049</sup> Vgl. bspw. auch den Hollywoodfilm *So spielt das Leben* [am. Orig. *Life as we know it*]. Reg. Greg Berlanti. Darst. Katherine Heigl, Josh Duhamel, 2010. Die beiden Hauptdar-

Zwei lesbische Frauen gründen mithilfe eines anonymen Spermaspenders und mithilfe der Inseminationstechnik eine Familie mit zwei Kindern. Dabei wird jede Frau einmal Mutter, sodass die Kinder Halbgeschwister sind. Als das älteste Kind, eine Tochter, volljährig wird, drängt sie ihr Bruder, sich auf die Suche nach ihrem biologischen Vater zu machen. Nach anfänglichem Zögern findet auch die Tochter Interesse an einer Vaterfigur, die mithilfe einer Spenderkartei schnell ausfindig gemacht werden kann.

Die zuvor heile Welt der Kleinfamilie bekommt mit dem Auftreten des Samenspenders Risse und Brüche; die eine Mutter, jene die sich ob ihrer fast ausschließlichen Beschäftigung mit dem Haushalt von der anderen Mutter, die außer Haus als Ärztin arbeitet, vernachlässigt fühlt, beginnt sogar eine Affäre mit dem biologischen Vater. Auffällig ist, dass auch in diesem Film, der ja explizit das Thema ‚queere Familie‘ inszeniert und visualisiert, Geschlechterrollen und -bilder tradiert und zementiert werden, die originär dem Konstrukt der bürgerlichen Kleinfamilie entspringen. „Eine bequeme bürgerliche Arbeitsteilung [hat] [sich] [schnell] eingeschliffen“<sup>1050</sup>, wie auch die Rezensentin des Films für *Die Zeit* konstatiert. In der Rezension von SVEN VON REDEN für die *taz* heißt es noch ein wenig expliziter: „Annett Benings Rolle der kontrollstüchtigen Familienernährerin Nic ließe sich problemlos durch einen Mann ersetzen“.<sup>1051</sup> Und die *Süddeutsche* hat in ihrer Berichterstattung zum Film festgestellt: „Auch Lesben können Spießer sein.“<sup>1052</sup> Wie es dazu kommt, dass auch homosexuell lebende Paare das heterosexuelle Modell der bürgerlichen Familie imitieren und performen, reflektiert der Film nicht.

---

steller sind kein Paar, haben aber eine gemeinsame Patentochter, die durch den Unfall ihrer Eltern verwaist ist. Holly und Messer sollen, so will es das Testament, das Kind gemeinsam im Haus der Verstorbenen großziehen. Der Film inszeniert, wie die beiden Protagonisten mit dem kleinen Kind zu einer harmonischen Kleinfamilie nach dem Muster ‚Vater, Mutter, Kind‘ werden mit dem Clou, dass ‚Familie‘ als nicht biologisch zu definierende Kategorie gedacht wird. Familie wird hier zu einer Wahlverwandtschaft.

<sup>1050</sup> Sabine Horst: „Pornos und Vanillekerzen. Wunderbares Schauspielerinnenkino: In der Tragikomödie *The Kids Are All Right* spielen Annette Bening und Julianne Moore ein lesbisches Paar in der Kleinfamilienkrise“, in: *Die Zeit*-Online v. 18.11.2010, online unter <<http://www.zeit.de/2010/47/Film-The-Kids-are-allright>>; 15.8.2016.

<sup>1051</sup> Sven von Reden: „Eine Familie zum Verlieben. Korrektes Kompostieren, Schuldgefühle gegenüber Obdachlosen: Lisa Cholodenkos tragikomischer Film *The Kids Are All Right*“, in: *taz*-Online v. 18.02.2010, online unter <<http://www.taz.de/1/leben/film/artikel/1/eine-familie-zum-verlieben/>>; 15.8.2016.

<sup>1052</sup> Rainer Gansera: „Voll normale Familie“, in: *Süddeutsche*-Online v. 16.11.2010, online unter <<http://www.sueddeutsche.de/kultur/2.220/im-kino-the-kids-are-all-right-voll-normale-familie-1.1024703>>; 15.8.2016.

Ein Beispiel aus Deutschland ist TOM TYKWERS Film *Drei* (2010), der die Themen ‚Partnerschaft und Familie‘ auf unkonventionelle Weise in Szene setzt.<sup>1053</sup> Ein heterosexuelles Ehepaar verliebt sich getrennt voneinander in denselben Mann und beginnt jeweils eine Beziehung mit diesem. Am Ende der Narration steht ein visuell starkes Schlussstableau: die drei Protagonisten, zwei Männer und eine Frau, knien nackt und sich umarmend im Kreis auf einem Bett. Dann legen sich die drei ins Bett und umarmen sich erneut. Langsam blendet sich der Film aus und die Musik setzt ein. Das Bild suggeriert die Intimität und Liebe der Figuren zueinander. TYKWER inszeniert den Beginn einer Dreiecksbeziehung, dessen alltägliche Lebbarkeit sich erst noch herausstellen muss und jenseits des faktischen Endes der filmischen Narration liegt, d.h. somit der Imagination der ZuschauerInnen überlassen bleibt. Allerdings verheißt die Zwillingsschwangerschaft der Frau symbolisch einen positiven Verlauf dieser unkonventionellen Form menschlichen Zusammenlebens und indiziert zumindest die Möglichkeit der Lebbarkeit dieses Entwurfs von Beziehung: jeder Mann darf sich als Vater fühlen. Ist vielleicht den Männern ein kleines medizinisches Wunder geglückt und haben sie jeder eine Eizelle befruchtet? Und ist dieses Wunder dann analog zu denken zu dem ‚Wunder‘, dass das Modell der Paarbeziehung aufgebrochen wurde und eine glückliche Partnerschaft zu dritt vorgelebt wird?

Besonders anhand von *Koenigs Kinder* und *The Kids* lässt sich schon an dieser Stelle nach den skizzierten, prägnanten Szenen schlussfolgern, dass das Leitbild der bürgerlichen Familie in allen Medien rhetorisch verhandelt wird, sogar im Hollywoodfilm, der zunächst einmal Geld durch hohe Zuschauerzahlen einspielen soll. Generell ist der Begriff ‚Familie‘ ein Platzhalter für ein diskursives Feld. Diese ungeschriebenen Gesetze und Vorstellungen über das Sein der Familie stecken den Rahmen ab für die öffentliche Kommunikation über diese Institution, die im realpolitischen Leben durch Leitvorgaben der Heteronormativität geprägt ist und geregelt bzw. diskursiv gebändigt wird. Heteronormativität ist, insofern sie nicht nur ‚Familie‘ und ‚Ehe‘ durchzieht, sondern ebenfalls so identitätsstiftende Kategorien wie ‚Nation‘ oder ‚Ethnie‘ beherrscht, ubiquitär und durchdringt folglich alle elementaren Gesellschaftskon-

---

<sup>1053</sup> *Drei*. Reg. Tom Tykwer. Darst. Sophie Rois, Sebastian Schipper, Devid Striesow, 2010. Vgl. auch: *Drei. Tom Tykwer. Das Buch, mit Bildern v. Frank Griebe*, hg. v. Michael Töteberg, Berlin: Berlin Verl. 2010.

zepte, obwohl es zunächst einmal nicht den Eindruck erweckt.<sup>1054</sup> „Normalisierung [ist] als Herrschaftsprinzip zu begreifen“, so VOLKER WOLTERS DORF in seinem Artikel „Queer Theory und Queer Politics“<sup>1055</sup>. Heteronormativität ist auch die Erklärung dafür, dass selbst bei homosexuellen Paaren eine Sehnsucht nach dem Ideal der bürgerlichen Familie existiert. Dabei – und das stellt BUTLER heraus – wird die naheliegende Unterscheidung zwischen heterosexuellem ‚Original‘ und der homosexuellen ‚Kopie‘ von Familie schnell *ad absurdum* geführt mit dem Fazit, dass es kein Original gibt:

Die Wiederholung heterosexueller Konstrukte in den Sexualkulturen – seien diese schwul oder ‚normal‘ heterosexuell – stellt eher den unumgänglichen Schauplatz für die Denaturalisierung und Mobilisierung der Kategorien der Geschlechtsidentität dar. Die Reproduktion heterosexueller Konstrukte in nicht-heterosexuellen Zusammenhängen hebt den durch und durch konstruierten Status des sogenannten heterosexuellen ‚Originals‘ hervor. Denn Schwulsein verhält sich zum Normalen *nicht* wie die Kopie zum Original, sondern eher wie die Kopie zur Kopie.<sup>1056</sup>

Für BUTLER ist das Original also „nichts anderes als eine Parodie der Idee des Natürlichen und Ursprünglichen“<sup>1057</sup>. Obwohl sie annimmt, dass „heterosexistische Konstrukte“<sup>1058</sup>, wie bspw. die bürgerliche Familie, jede Geschlechtsidentität bedingen, indem sie als „verfügbare Schauplätze von Macht und Diskurs zirkulieren“<sup>1059</sup>, gilt ihr Interesse den performativen, wiederholten Inszenierungen der Geschlechtsidentität und damit der Resignifikation bzw. Rezirkulation von dominanten Gendervorstellungen, die dadurch entstehen, dass Wiederholungen immer auch Möglichkeiten der Verschiebung, der Übertreibung und der Vervielfältigung gerade jener Konstrukte beinhalten, „durch die sie mobilisiert werden“<sup>1060</sup>.

Am Beispiel der Paarbeziehung Marl-Frieling lässt sich illustrieren, dass geschlechtliche, aber auch familiäre Positionen konstruiert und kontingent sind. Obwohl sich die Positionen an hegemonialen kulturellen Fantasien orientieren, werden diese im Spiel relativiert, wie sich bspw. anhand von Marls Kinder-

<sup>1054</sup> Vgl. Volker Woltersdorf alias Lore Logorrhöe: „Queer Theory und Queer Politics“, in: *UTOPIE kreativ* 156 (2003): 914-923, 922.

<sup>1055</sup> Woltersdorf alias Lore Logorrhöe: „Queer Theory und Queer Politics“, 918.

<sup>1056</sup> Butler: *Das Unbehagen*, 58.

<sup>1057</sup> Butler: *Das Unbehagen*, 58.

<sup>1058</sup> Butler: *Das Unbehagen*, 58.

<sup>1059</sup> Butler: *Das Unbehagen*, 58.

<sup>1060</sup> Butler: *Das Unbehagen*, 58.



wunsch verdeutlichen lässt. Marl nimmt die symbolische Position ein, die im bürgerlichen Familiengefüge dem Alleinverdiener, dem Vater zugedacht ist. Frieling hingegen imitiert die Hausfrauenrolle. Indem Marl seinen Kinderwunsch äußert, wird eine psychoanalytische Rollenzuweisung aufgerufen und zugleich unterwandert. In Anlehnung an FREUDS Vorstellungen vom ‚Penisneid‘ der Frau versteht LACAN diesen als ‚Kinderwunsch‘ der Frau. Mit LACAN wünscht sich die Frau ein Kind, um das zu haben, was der Mann schon hat und nicht notwendigerweise nochmals braucht: den Phallus.<sup>1061</sup> Übertragen auf Marl und Frieling ist es auffällig, dass nicht der Hausmann Frieling den Wunsch nach einem Kind hegt, sondern Marl, der die Rolle des Mannes in der bürgerlichen Rollenverteilung eingenommen hat. Deutlicher kann SCHMIDT die Kontingenz und Performanz von Geschlechteridentitäten und mithin von familiären Positionen nicht darstellen.

### 2.2.3 Gewalt am Kind

*Koenigs Kinder* beginnt *in medias res* mit der Schilderung des Resultats einer brutalen Kindesmisshandlung. Der Anwalt Marl findet an einem ansonsten schönen und warmen Sommertag – das idyllische Juliwetter kontrastiert mit der Brutalität des Delikts – ein kindliches Opfer massiver Gewalteinwirkung an einer Tankstelle, oder wie es im Klappentext heißt „ein halb totes Mädchen“ (KK: 2). Fast hätte er das Mädchen übersehen. Es heißt, er wäre „im Eifer achtlosen Vorbeifahrens“ (KK: 5) dabei gewesen, die Präsenz des Mädchens nicht wahrzunehmen. Nur ein Zurücklaufen und ein zweiter, bewusster Blick nach dem Parken seines Autos an der Zapfsäule, bringt ihn dazu, die Situation wahrzunehmen. Er sieht das Kind mit „nassen Strümpfen in der Sommerhitze“ (KK: 5) stehen und weinen. Das Weinen allerdings geschieht „vollkommen lautlos“ (KK: 5). Diese Lautlosigkeit erklärt sich ein paar Zeilen weiter: „Seine [des Kindes‘; Anm. N.W.] Kehle war offenbar durchschnitten und mit hoher Kunstfertigkeit wieder in eins genäht worden.“ (KK: 5).

---

<sup>1061</sup> Vgl. hierzu auch Irigaray: *Das Geschlecht das nicht eins ist* [frz. Orig. 1977], 60: „Auf diese Weise wird das Funktionieren der symbolischen Ordnung möglich, deren Garant der Vater sein muß. In dieser Eigenschaft wird er sowohl der Mutter als auch dem Kind verbieten, daß ihr Wunsch vollauf erfüllt wird, daß nämlich die Mutter das Kind mit dem Phallus identifiziert, der ihr fehlt, oder daß dem Kind versichert wird, Träger des Phallus zu sein, als welcher es den Wunsch der Mutter inzestuös befriedigt.“

Was der Roman auf der Eröffnungsseite mit einer nüchternen, knappen Zustandsbeschreibung in Szene setzt, ist das Sprechen über kindlichen Missbrauch und Gewalt am Kind. Symbolisch wurde dem Kind die Kehle durchgeschnitten. Das legt nahe, dass es gesellschaftlich unmöglich ist, über Themen wie ‚Gewalt‘, ‚Misshandlung‘ und ‚Missbrauch‘ zu sprechen. Die zerschnittene Kehle als Ort der dysfunktional gewordenen Produktion von Sprache steht für den Umstand, dass die Opfer nicht sprechen dürfen. Lediglich ein implizites Sprechen über und Kommunizieren dieser Phänomene scheint möglich, was sich auch an der tendenziell inexpliciten Darstellung dieser Themen in *Koenigs Kinder* ablesen lässt. Des Weiteren wird deutlich, dass ein Kind alleine sich kein gesellschaftliches und öffentliches Gehör verschaffen kann; zwar enthält die wieder in eins genähte Kehle die Möglichkeit, dass das Kind faktisch noch sprechen und somit über sein Leid berichten kann, aber angehört wird das Kind nicht. Zu diesem Zweck der Anhörung und des Gehört-Werdens bedarf es einer erwachsenen Person, wie sich am Ende dieser knapp eine Seite langen, den Roman einleitenden Sequenz zeigt. Marl, der schon Anwalt von Beruf ist, soll nun auch als Anwalt des misshandelten Kindes fungieren: als faktischer Ankläger und symbolischer Sprecher an Kindes Statt (vgl. KK: 6).

Das misshandelte Kind zieht sich leitmotivisch durch den gesamten Roman und kann in seiner Omnipräsens als Verweis auf die Omnipräsens von Gewalttaten an Kindern, vielfach auch innerhalb von Familien, gelesen werden, die viel zu selten zur Sprache gebracht werden, weil den Kindern kein Gehör geschenkt wird oder weil sie nicht über ihre Erlebnisse berichten können. Im Roman wird an der Beschreibung der Berichterstattung über den Fall des kleinen Mädchens deutlich, dass zwar ein zunehmendes Interesse an der Ächtung und Aufdeckung von innerfamiliärer Gewalt existiert, eine wirkliche Sensibilisierung jenseits der voyeuristischen Boulevardpresse über einen kurzen Zeitraum, bis das Interesse der Bevölkerung auf eine neue Sensation gelenkt wird, aber noch aussteht. Die Presse tauft das Opfer „die kleine Janina“ (vgl. KK: 6) und sorgt mit ihren Berichten dafür, dass sich alle Figuren im Roman je unterschiedlich mit dem Schicksal des Kindes auseinandersetzen. Vor allem wird Janina bei einigen Figuren, wie Marl und Lioba, Auslöser für eine Reise in die eigene Kindheit.

Die Thematisierung der Berichterstattung, also die Schilderung einer ubiquitären Sensationslust hin zu einem abrupten Abebben des Berichtens über den Vorfall, entspricht durchaus auch einige Jahre nach Erscheinen von *Ko-*

*enigs Kinder* dem Verfahren in deutschen (Print-)Medien. In regelmäßigen Abständen ist vor allem die Lokalpresse voll von Kinderschicksalen. „Nach jenem gigantischen medialen Aufgebot während der Zeit der Entführung und der ersten ein, zwei Wochen nach dem Wiederauftauchen des Mädchens hatte man in den Zeitungen nie wieder etwas über den Fall lesen können.“ (KK: 339) Die Präzision dieser literarischen Beschreibung ist offenkundig. Mittlerweile wird dieser in der Literatur oder auch Presse kommunizierte Umstand des temporären Interesses an Missbrauchsfällen ohne nachhaltige Wirkung auch mit Nachdruck in der Familienpolitik debattiert. Die Vielzahl an Opfern vor allem elterlicher Gewalt im eigenen Zuhause hat die Öffentlichkeit alarmiert, sodass sich auch die Familienministerin KRISTINA SCHRÖDER in der schwarz-gelben Bundesregierung von 2009-2013 für den Kinderschutz im Besonderen einsetzte. Sie hat den Entwurf für ein Bundeskinderschutzgesetz vorgelegt, das am 16. März 2011 vom Bundeskabinett beschlossen worden ist. Diese Maßnahmen bzw. strengeren Auflagen für die zuletzt in die Kritik geratenen Jugendämter sowie das gesamte Gesetz zum Kinderschutz<sup>1062</sup> sind Indizien dafür, dass die Gesellschaft aufmerksamer für möglicherweise misshandelte Kinder geworden ist. Im Umkehrschluss müsste das bedeuten, dass das zuvor aus dem Familiendiskurs ausgeschlossene, weil tabuisierte Thema ‚Kindesmisshandlung‘ graduell vom Status des Unsagbaren in den Familiendiskurs aufgenommen wird, wobei ein öffentliches Sprechen über dieses Problemfeld zu einer Modifizierung des Diskurses führt.

Mit Blick auf *Koenigs Kinder* lässt sich annehmen, dass die implizite Darstellung von ‚Kindesmissbrauch‘ und auch ‚Pädophilie‘, die während der Lektüre ein konstantes Inferieren verlangen, darauf hindeuten, dass ein gesellschaftlich-öffentliches Thematisieren der Gewalt innerhalb von Familien, also von Misshandlungen im absoluten verwandtschaftlichen Nahbereich des Menschens, noch nicht möglich gewesen ist zum Zeitpunkt der Romanveröffentlichung im Jahr 2002. Hier werden die Texte SCHMIDTS als Seismograph gelesen

---

<sup>1062</sup> Nähere Informationen zum Gesetz und Thema ‚Kinderschutz‘ finden sich auf den Internetseiten des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend unter [www.bmfsfj.de](http://www.bmfsfj.de). Insbesondere sei an dieser Stelle auf die Pressemitteilung zum Kinderschutzgesetz verwiesen, in der stichwortartig die wichtigsten Punkte des Gesetzes erklärt werden. Vgl. O.A.: „Kristina Schröder: ‚Mit dem neuen Bundeskinderschutzgesetz erreichen wir eine neue Qualität im Kinderschutz‘“, 16.03.2011, in: BMFSFJ, <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Presse/pressemitteilungen.did=168384.render=renderPrint.html>>; 15.8.2016.

und ihnen wird so eine wichtige sozial-gesellschaftliche Funktion zugesprochen: Sie liefern Zeitbilder und poetische Entwürfe. Ich unterstelle Romanen wie dem vorliegenden, dass sie zu einer wechselseitigen Beeinflussung von Literatur und Realität bzw. von literarischen und realpolitischen ‚Kontexten‘ führen. Deshalb kann man auch davon ausgehen, dass Romane wie dieser ihren Anteil an Novellierungen von familienpolitischen Gesetzen haben. Das zumindest macht u.a. den kulturellen Stellenwert zeitgenössischer Texte aus, dass sie tagesaktuelle Themen aufgreifen und literarisch verhandeln. Und, dass sie dies oftmals sehr vorausschauend tun. Mit Blick auf die Themen ‚Diversifizierung‘ und ‚Pluralisierung von Familie‘ sowie ‚innerfamiliäre Gewalt‘ wird die Aktualität von Literatur und die Verhandlung mit der Lebenswirklichkeit deutlich. Von den unterschiedlichen Sozialformen, die im Roman präsentiert werden, gibt es insgesamt drei Konstellationen, in denen innerfamiliäre Gewalt implizit dargestellt oder sogar explizit zur Sprache gebracht wird. In einer weiteren Konstellation wird das Thema ‚Pädophilie‘ formuliert. Diese Aussagen bedürfen einer näheren Betrachtung.

In der Erzählung existieren unterschiedliche Familienkonstellationen: das homosexuelle Paar mit Kinderwunsch (Marl und Frieling); die geschiedene Mutter Lioba, deren Kind von der neuen Frau ihres Exmannes adoptiert wurde; der verwitwete Herr Koenig und seine angenommene Tochter, die wiederum ledig und nicht liiert ist. Herr Koenig setzt die unterschiedlichen Erzählfäden und die Figuren zueinander in Bezug, indem er unterschiedliche Vaterfunktionen für nahezu alle Figuren annimmt: Er ist biologischer, sozialer, Adoptiv- und Wunschvater und bildet folglich ein (familiäres) Zentrum für die Figuren. Diese Aufspaltung der Vaterfunktionen wurde auch schon in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* sprachlich umgesetzt. Neben Herrn Koenig, der als Einzelfigur schon das gängige Konzept von einer bürgerlichen Familie mit festgefügter Rollenverteilung unterläuft, gibt es noch die anderen Figuren und deren familiäre Lebensmodelle, die traditionellen Konzepten ganz klar eine Absage erteilen, so bspw. Ida, die russische Aussiedlerin, die mit ihrer Enkelin Walja und deren deutschem Ehemann Edward zusammen wohnt. Der Roman erzählt aus den unterschiedlichen Perspektiven dieser Figuren. Diese Multiperspektivität und Nicht-Linearität der Narration mündet in Bezug auf das Thema ‚innerfamiliäre Gewalt‘ in einer zumeist nicht eindeutigen Darstellung.

Ziemlich deutlich allerdings wird Gewalt innerhalb der Familie von Lioba, der in der Gegenwart des Romans mittlerweile geschiedenen Lehrerin, be-

schrieben. Ihr Ehemann „schlug zu“ (KK: 22) und das regelmäßig (vgl. KK 22) heißt es relativ zu Beginn des Romans. Liobas Familie wird – ähnlich der Familie in VANDERBEKES *Muschelessen* – von einem gewalttätigen und brutalen Familienoberhaupt regiert, vor dem sich die Ehefrau sowie die Tochter fürchten müssen. Die Gewalt bestimmt das Familienleben. Solange, bis sich die Mutter entschließt, ihre Tochter und ihren Mann zu verlassen und versucht, nicht mehr an beide zu denken, was ihr über Jahre – bis zum Auftauchen der kleinen Janina in der Presse – auch gelingt: „Sie [Lioba] hatte lange nicht an das Kind denken müssen, das später bei seinem Vater aufgewachsen war. Wo es hingehörte. Wo es Lioba nicht jeden Tag sehen musste, zum Glück.“ (KK: 23) Eine Mutter verlässt ihre Familie, um neu anzufangen. Allerdings, so legt der Text nahe, wird Lioba ohne ihre Familie auch nicht glücklich. Am offensichtlichsten wird ihr Ungenügen an der Welt in ihrem Suizid. Erst als sie sich vom Balkon ihrer Wohnung stürzt, begreift sie, was Glück bedeuten kann (vgl. KK: 335).

Gegen Ende des Romans und zeitlich noch vor Liobas Tod, beschreibt die Erzählinstanz das Verhalten des geschiedenen Ehemanns Lioba gegenüber als verändert, weil er emotional mit ihr, der gemeinsamen Partnerschaft und Familie abgeschlossen habe. „Er war über die Zeit, in der er sie voller Wut beschimpft und manchmal geschlagen hatte, längst schon hinweg.“ (KK: 204) Markant ist, dass Lioba sich und ihre Tochter nicht vor dem gewalttätigen Mann und Vater geschützt hat. „Sie hatte Verständnis für seine Wut, hatte ihm das aber nie mitteilen können, stattdessen die Opferrolle auszufüllen versucht. Das hatte ihr gut gefallen. So war sie langsam alles losgeworden, was sie störte.“ (KK: 204) Gleichzeitig entschuldigt sie sein Verhalten mit dem ihrigen.<sup>1063</sup> „Lioba wußte, daß es immer Verzweiflung gewesen war, die ihn zur Raserei getrieben hatte.“ (KK: 204)

Lioba führt die Gewaltausbrüche ihres Ehemannes während ihrer Ehe auf eine Ursache zurück, die mit ihrer Tochter bzw. ihrem Muttersein zu tun hat. „Sie hatte das Kind nicht lieben können, und daß sie es zugegeben hatte, konnte er nicht verwinden. Es war ja sein Kind, das sie ablehnte. Wer hätte das aushalten können.“ (KK: 204) Offensichtlich besteht zwischen Lioba und ihrer Tochter nicht die Art emotionale Beziehung, wie sie allgemein und normativ von der Gesellschaft gefordert wird und unter der Bezeichnung ‚Mutterliebe‘ firmiert. Lioba empfindet keine Liebe für ihr Kind. Der Text erklärt dieses emotionslose

---

<sup>1063</sup> An einer Stelle im Text heißt es, dass sie ihn zu seinen regelmäßigen Gewaltausbrüchen getrieben hat. Vgl. (KK: 204): „Sie hatte an seiner Verzagtheit gestrickt [...]“

Verhalten dem Kind gegenüber nicht. Es wird allerdings untermauert, dass Lioba sich und das Kind nicht als eine durch Gefühle verbundene Einheit denken kann. So merkt sie auch die Angst und Hilflosigkeit ihres Kindes nicht, wehrt eventuell sogar bewusst die Hilfeschreie ihrer Tochter ab. Folgendes Zitat macht die Schutzlosigkeit des Kindes innerhalb der Familie deutlich:

Der Mann nahm ihr [Lioba, seiner Ehefrau; Anm. N.W.] dann immer die Kopfhörer ab und schlug zu, sie brachte später das Kind ins Bett und wunderte sich, daß es so gar nichts in ihr auslöste, wenn es die Ärmchen um ihren Hals, die knisternden, trockenen, ängstlich gespannten Lippen an ihrem Ohr vorbei auf den Hals schob. Zwar spürte sie, wie der Mund sich festsog an ihrer Haut, konnte auch später die zarten, blauroten Male erkennen, brachte es aber nicht zusammen – das Kind und sich selbst. (KK: 22)

Das ängstliche Kind ist offensichtlich nicht in der Lage, seine Angst zu verbalisieren und sprachlich so zu kommunizieren, dass es gehört wird. Hier wird eine Parallele zwischen der ‚kleinen Janina‘ in der Presse und Liobas Tochter deutlich. Um nonverbal und lautlos dennoch auf seine Not aufmerksam zu machen, saugt sich Liobas Tochter mit den Lippen am Hals der Mutter fest. Dieser Versuch hinterlässt zwar sichtbare Spuren auf dem Körper der Mutter, doch führt er nicht dazu, dass diese fortan ihr Kind beschützt. Das Saugen oder Nuckeln kann als Liebesbeweis gelesen werden, der bezeugt, dass das Kind die Nähe und Liebe der Mutter sucht. Man kann das Saugen aber auch als eine symbolische Übertragungshandlung lesen: indem das Kind der Mutter blaue Flecken verursacht, wird die Mutter zum Opfer der Gewalt, die vom Kind ausgeht. Kind und Mutter wären also immer beides: Opfer und Täterin. Opfer vor allem auch von einer hegemonialen bürgerlichen Familienstruktur, die beiden Figuren ihre Positionen zuweist: das Kind will von der Mutter beschützt und geliebt werden und die Mutter soll ihr Kind lieben und beschützen.

Was passiert, wenn Mutter und Kind von den Rollenvorgaben abweichen, zeigt exemplarisch und zugleich sehr drastisch – geht es doch um innerfamiliäre Gewalt – die Beziehung von Lioba und ihrer Tochter. Die Mutter bringt sich und ihr Kind nicht zusammen. Unverständlich ist, dass Lioba so weit geht, ihr Kind für dessen körperliche Anzeichen von Angst, Gewalt und Missbrauch innerhalb der Familie anzuklagen und abzulehnen. „Sie hatte es nie gemocht, wenn das Kind so ruhiggestellt aussah, so betäubt und ohne Energie, daß die Lider schon herunterzuklappen drohten, wenn nur von Schlaf die Rede gewesen war.“ (KK: 72) Das energielose und lethargische Kind mit seinen dünnen

„Ärmchen“ wird aufgrund seiner „Bauchkugel“ (KK: 72) oft für „einen drolligen Kobold“ (KK: 73) gehalten. Diese körperliche Verfassung und regelrechte Deformation ist nicht nur Indiz für eine Vernachlässigung und mithin Unterernährung des Kindes, sondern reflektiert ebenfalls die solchermaßen zu Tage tretenden seelischen Misshandlungen am Kind.

Bei der Beschreibung der tatsächlichen Gewalt gegen das Kind wird die Sprache auffällig inexplizit. Dieser Umstand trägt, so eine Annahme, allerdings der realen Tatsache Rechnung, dass eine Vielzahl an Kindesmisshandlungen niemals öffentlich diskutiert, sondern von den Betroffenen lebenslang verdrängt werden. Wie genau Kinder von den Eltern gequält werden, bleibt sehr häufig unbenannt. Insofern korrespondiert diese literarische mit außerliterarischen Darstellungen von Kindesmisshandlungen und weist folglich einen hohen kulturellen Wiedererkennungseffekt auf. Ob der Vater seine Tochter schlägt oder sie sogar sexuell missbraucht, lässt der Text offen: Das Kind hat „ein hölzernes Stimmchen, das durch die spärlich möblierte Wohnung stolperte, wenn es zu leise geworden war im Haus und Töne sich einstellten, die Lioba lieber nicht gehört hätte.“ (KK: 72) Die Töne, die Lioba lieber nicht gehört hätte, offerieren einen breiten Spielraum der Möglichkeiten, was mit dem ängstlichen, unterernährten und vernachlässigten Kind alles passiert sein könnte.

Ebenso überlässt es SCHMIDT der Imagination ihrer LeserInnen, ob Walja als Kind in Kasachstan oder die Nachbarskinder von Walja in der ostdeutschen Plattenbausiedlung Opfer familiärer Gewalt geworden sind. In beiden Fällen ist die Rede von ‚blauen Flecken‘ auf der Haut der Kinder (vgl. KK: 107, 127), die durchaus als Verdachtsmomente für Kindesmissbrauch innerhalb der Familien gelesen werden können, die aber genauso gut vom ganz normalen Spielen der Kinder kommen können.

Walja ist als uneheliche Tochter einer alleinerziehenden Mutter in einfachen Verhältnissen aufgewachsen. Ihre Mutter hat als Deutsch-Russin die schwierige Aufgabe, zwischen zwei Kulturkreisen zu vermitteln. Walja wird von ihrer Mutter kaum beachtet, sobald ein Mann präsent ist (vgl. KK: 107f.). Zumeist sind es Männer, die sehr viel Alkohol trinken. Solange Daghira, Waljas Mutter, einer geregelten Arbeit nachgeht, sorgt sich die Öffentlichkeit auch nur bedingt um das Kindeswohl, auch wenn Anzeichen einer Kindeswohlgefährdung vorliegen:

Viele Male hatte Daghira ihre Tochter morgens mit blauen Flecken zu Schule schicken und auch einige Male bohrende Nachfragen der Lehrerin über sich ergehen lassen müssen. Glücklicherweise war sie zu jenen Zeiten einer unangreifbaren ehrenhaften Berufstätigkeit nachgegangen, sie fuhr als Sanitäterin im Erste-Hilfe-Wagen einer städtischen Poliklinik Tag und Nacht durch die Hauptstadt Kasachstans, um Trinker und Gebärende, Brandopfer und Selbstmörder einzusammeln. (KK: 107)

Die Lehrerin weiß, was die blauen Flecken möglicherweise bedeuten könnten und fragt mehrfach nach den Ursachen. Obwohl sie zunächst „bohrende Nachfragen“ anstellt, gibt sie mit Blick auf die vorhandene „ehrenhafte[n] Berufstätigkeit“ Daghiras ihre Nachforschungen schließlich auf. Der Subtext dieses Zitats lautet, wer einer gesellschaftlich anerkannten Arbeit nachgeht, kann sein Kind gar nicht misshandeln. Dabei sind es mitnichten nur die Unterschichten, die in Ermangelung von Bildung und Finanzen ihre Kinder misshandeln. Quer durch alle sozialen Schichten zieht sich der Straftatbestand Kindesmisshandlung. Wie die Kontextualisierung der verschiedenen angedeuteten Missbrauchsfälle im Roman nahelegt, findet sich der Vorfall des Straftatbestands zu allen Zeiten und in allen Ländern bzw. Kulturkreisen. Ob es sich um die Zeit im real-existierenden Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik handelt, zu der Lioba und ihre Tochter misshandelt wurden, oder um Kasachstan, das Land in dem Walja mit blauen Flecken zur Schule gehen musste, oder aber um die erzählerische Gegenwart des Romans in einer ostdeutschen Plattenbausiedlung nach der Wende, in der Nachbarskinder von Walja mit ebensolchen blauen Flecken herumlaufen, wie sie selber als Kind.

### 2.2.4 Gewalt am Kind: Pädophilie

Ein Straftatbestand, der im realen Leben oft mit Kindesmisshandlung und -missbrauch einhergeht, ist die Pädophilie, die sich in *Koenigs Kinder* angedeutet findet. Über die Figur Marl, der nicht nur als erfolgreicher Anwalt mit Frieling eine homosexuelle Lebenspartnerschaft führt, sondern auch derjenige ist, der die kleine Janina in ihrer größten Not gefunden hat, wird der entsprechende Assoziationsraum eröffnet. Bei der Beschreibung von Beziehungen zwischen Marl und Kindern geht es vornehmlich um so erotisch aufgeladene und konnotierte Begriffe wie „Verlangen“ (KK: 149), Begehren (vgl. KK: 176), Sehnsucht (vgl. KK: 39) oder aber gleich um erotische Körperteile wie



den Mund, der als *pars pro toto* für Phänomene wie Küssen, Sinnlichkeit und Erotik einstehen kann. Andererseits ist auch ganz schlicht und einfach von Marls Wunsch ein Kind zu haben die Rede. Schon als Marl noch Frauen liebte, hatte er sich ein Kind gewünscht. Er erinnert sich daran, „wie lange und vor allem wie folgenlos er sich ein Kind gewünscht hatte – ein Mann war er darüber geworden, noch dazu einer, der in der Gegenwart einen anderen Mann liebt und auf das, was man natürliche Zeugung nannte, nicht gerade scharf war.“ (KK: 42) Für sich genommen verstärkt dieses Zitat den Eindruck, dass Marl ernsthaft über eine Familiengründung und insbesondere die (künstlichen) Zeugungsmöglichkeiten in seiner homosexuellen Partnerschaft nachdenkt, ohne dabei eine Art von pädophilem Hintergedanken zu haben.

Aber *Koenigs Kinder* wäre kein postmoderner Text, gäbe es in ihm nicht Multiperspektivität und damit folglich konkurrierende Sichtweisen auf die unterschiedlichsten, im Roman thematisierten Phänomene, so auch auf das Phänomen ‚Pädophilie‘. Mosaikartig setzen sich Marls Eigenbeschreibungen seiner Sehnsucht nach einem Kind, die Sichtweise seines Partners auf seine Wünsche und die gesellschaftlichen (Vor-)Urteile, vermittelt durch die Erzählinstanz ohne Fokalisierung, zu einem ambivalenten Bild eines möglicherweise pädophil denkenden Menschen zusammen. Es ist Frieling, der die deutlichsten Worte findet: „Frieling ahnte Marls Gefährdung eher, als daß er ihr einen Namen hätte geben wollen. Hielt ihn nicht für einen Kinderficker, konnte und wollte das nicht im mindesten glauben. Spürte aber natürlich, daß Marl nahe daran war, den Verstand zu verlieren, wenn *die kleine Janina* darin herumging. Ein weibliches Kind!“ (KK: 148f.) Das Zitat verdeutlicht, dass Frieling nicht mit Sicherheit über die möglicherweise sexuell abnormen Neigungen seines Partners Bescheid weiß, aber etwas ahnt, vielleicht sogar eifersüchtig ist. *Ex negativo* spricht das subtil für die Vermutung, dass Marl pädophil ist; diese Vermutung wird durch das Wort „Kinderficker“ unterstützt.

Es gibt eine Szene im Text, in der verhält sich Marl besonders ambivalent. Es handelt sich um jene Sequenz, in der er zu Fuß unterwegs im Grünen ist. Plötzlich hört er Kinderlärm, den er sofort lokalisieren möchte. Bezeichnenderweise heißt es im Text zum Gemütszustand von Marl: „Er witterte die Schamröte, noch ehe er sie wirklich über den Hals aufs Gesicht zu schleppen begann.“ (KK: 57) Wichtig bei diesem Zitat ist der Begriff ‚Schamröte‘. Die

Schamröte wird „durch innere Erregung“<sup>1064</sup> sowie durch „Unschulds- oder Schuldbewußtsein“<sup>1065</sup> hervorgerufen. Das Wort „Unschuld“ an sich ist schon ambivalent, steckt in ihm doch schon der Straftatbestand und die „Schuld“. Übertragen auf vorliegende Textsequenz lässt sich folgern, dass Marl seine innere Erregung deutlich verspürt und als Folge dieses Gefühls sich ein Schuldbewusstsein ausbreitet. Allerdings ist „[d]ie letzte Ursache [...] immer Rücksichtnahme auf unsre [sic] Beurteilung durch andre [sic]“.<sup>1066</sup> Das könnte bedeuten, dass Marl sich einer potentiellen, gesellschaftlichen Einordnung seines Verhaltens in ein bestimmtes Rollenmuster bewusst ist und aufgrund dieser Beurteilung durch Außenstehende auch *expressis verbis* das Weite sucht, als ihm beim Anblick speziell der Kindermünder ein Schrei entfährt (vgl. KK: 59), der als ‚Lustschrei‘ gewertet werden könnte und der ihn dann in die Rolle eines Pädophilen drängen würde. Ganz deutlich wird hier das textuelle Spiel mit den gesellschaftlichen Vorurteilen gegenüber Homosexuellen. Indem allgemeine Vorurteile und Erwartungen aufgerufen werden, wird ein Spiel mit der Ambivalenz initiiert, das durch das Unterminieren von Erwartungshaltungen Kritik an herrschenden, vorgefabrizierten und nicht weiter reflektierten Meinungen übt.

Allerdings, und das macht das Spiel mit der Ambivalenz aus, weist die gesamte Szenerie etliche Signale auf, die rezeptionsästhetisch die Vermutung nahe legen, dass Marl tatsächlich pädophil veranlagt ist. Mit voyeuristischem Eifer beobachtet er die Kinder, die ausgerechnet nackt und damit noch verletzlicher und unschuldiger in der Sommersonne im Planschbecken spielen. Er bemerkt, dass er „ihnen [den Kindern; N.W.] zugetan war“ (KK: 57) und ist daher so verwirrt, dass er nicht in der Lage ist, zu überlegen, ob er den Kindern über eine bestimmte, gesellschaftlich normierte Grenze hinaus, also über das als normal akzeptierte Zugetan- und Angetansein von Kindern, zugetan ist<sup>1067</sup>. Aber damit nicht genug. Ausgerechnet die Münder der Kinder stellt Marl sich exakter vor. Der Mund ist nicht nur das Symbol für Sinnlichkeit und Schönheit, sondern ganz klar auch eine erogene Zone. Deshalb ergibt sich mit Blick auf

<sup>1064</sup> Eintrag: „Schamröte“, in: *Meyers Großes Konversationslexikon*, Bd. 17, Leipzig 1909, Seite 690, online unter <[www.zeno.org/Meyers-1905/A/Schamröte](http://www.zeno.org/Meyers-1905/A/Schamröte)>; 15.8.2016.

<sup>1065</sup> Eintrag: „Schamröte“.

<sup>1066</sup> Eintrag: „Schamröte“.

<sup>1067</sup> Vgl. KK: 57: „Die Kinder nahmen den Zaungast nicht wahr in ihrem Vergnügen und mußten nicht ahnen, daß Marl ihnen zugetan war. Über die Maßen? Ihm grauste, als er versuchte ein Maß zu bestimmen.“

die Mundsymbolik der dringende Verdacht, dass Marl zumindest pädophil veranlagt ist, seine Veranlagung aber nicht notwendigerweise auch auslebt. Diese These wird durch zwei weitere Textstellen gestützt. Zum einen handelt es sich um eine Stelle, die deutlich an THOMAS MANN'S Novelle *Tod in Venedig* (1913) erinnert. Marl verteidigt einen Jungen allein aufgrund dessen fragiler Schönheit. Der Text lautet:

Er hatte wenig Erfahrung in solchen Sachen, in derartigen Fällen meist an Kollegen verwiesen. Dieser Junge aber hatte ihm gefallen. Das sensible, weiche und dennoch in seiner Ebenmäßigkeit prägnante Gesicht. Marl seufzte, hielt, was er fühlte, für einen Mangel an Professionalität. Merkte, wie bemüht er war, sich solcher Aufwallungen wie jener mit *der kleinen Janina* zu schämen, spürte aber ebensosehr, wie es nicht gelang. (KK: 176)

Obwohl Marl intuitiv merkt, dass seine „Aufwallungen“ unpassend sind, vermag er nicht sich seiner Gefühle zu schämen. Das Begehren ist konstitutiv für Marls Beziehungen zu Kindern. Ein Fehlen dieses sexuellen Begehrens sorgt bei Marl nicht für „Erleichterung“, wie man vermuten könnte, wie die zweite, soeben angekündigte Textstelle belegt: „Er ließ sich einige Meter entfernt von dem Jungen, der ganz allein hier am Wasser spielte, ins Gras fallen und begriff, daß er diesen Jungen in keiner Weise begehrte und überraschenderweise keine Erleichterung darüber empfand.“ (KK: 258) Explizit ist von „diese[r][m] Jungen“ die Rede. Der bestimmte Artikel indiziert, dass es sich beim nächsten Jungen schon wieder ganz anders verhalten könnte.

Was die narrative Verhandlung der Pädophilie anhand der Figur Marl in Bezug auf die Fragestellung nach dem Familiendiskurs bei SCHMIDT und seiner Inkorporation von ehemals tabuisierten Themen so aussagekräftig macht, ist, dass Marl immer auch über ein Leben mit seinem Partner Frieling als Eltern von einem oder mehreren Kindern nachdenkt. Er [d.i. Marl] „arrangierte die Kinder zu einer Runde um seinen und Frielings Eßtisch“ (KK: 57). „Wie eine Pflanzung“ (KK: 57) will Marl die zukünftigen Kinder „sorgfältig hegen“ (KK: 57). Groteskerweise überlegt er, sie wie Porzellanpuppen oder ähnliche Ausstellungsobjekte in Vitrinen aufzubewahren: „Vielleicht sollte man sie [d.h. die Kinder; Anm. N.W.] in Frielings Vitrinen schließen nach dem Abendbrot. Die Sammeltassen müssten hinaus [...]“ (KK: 57). Die Kinder als Trophäen in der Vitrine aufzubewahren kann zum einen als Zurschaustellung des Elternseins, das trotz gleichgeschlechtlicher Partnerschaft geglückt ist, gelesen werden. Dabei könnten die kindlichen Trophäen für den schweren gesellschaftlich-

kulturellen Weg zur Gleichberechtigung und Anerkennung sämtlicher Lebens- und auch Familienmodelle stehen. Zum anderen können die Kinder im Vitrienschrank auch dafür stehen, dass Marl keinen Bezug zu Kindern, ihrer Erziehung und ihren Bedürfnissen hat, gerade auch weil er sie primär als Objekte seiner Lust betrachtet.

## 2.2.5 Die Puppenfamilie

Dass das jeweilige (problematische) Elternhaus einen erheblichen Einfluss auf das später gelebte Familienleben besitzt und als Erklärung für potentielle Probleme und Störungen im Erwachsenenalter fungieren kann, lässt sich auch an der Tatsache ablesen, dass die meisten Figuren in *Koenigs Kinder* um eine Generation, wenngleich diese auch schemenhaft charakterisiert ist, erweitert worden sind. Zwar nicht ganz so ausgeprägt wie in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*, aber dennoch erkennbar, handelt es sich hier um ein mehrgenerationelles Erzählen. So verhält es sich bei Marl<sup>1068</sup>, bei Lioba<sup>1069</sup> und auch bei

<sup>1068</sup> Obwohl die Eckdaten stimmen, entspricht die Familie von Marl noch längst nicht dem Bild einer glücklichen bürgerlichen Familie. Man bekommt den Eindruck, dass Marls Vater und seine Mutter sich, einer Allianzhe nicht unähnlich, arrangiert haben. Marl kann sich keinen Begriff machen von der „Zusammengehörigkeit seiner Eltern“ (KK: 180). Marls Vater war im Gefängnis und hat dort Herrn Koenig kennengelernt, seine große Liebe, mit der er regelmäßig romantische Liebesbriefe austauschte. Aus der Sicht von Herrn Koenig, der Marls Vater bis in die Gegenwart des Buches hinein liebt und sogar Vatergefühle für Marl aufbringt, die Marls biologischer Vater nie zustande gebracht hat, war es Marls Vater zu unbequem, unangepasst in einer schwulen Beziehung zu leben, weswegen er den Weg des geringsten Widerstandes gegangen ist und sich eine Frau gesucht und ein Kind bekommen hat, um hinter der sicheren Fassade der bürgerlichen Familie alt zu werden. Marls Vater äußert sich hierzu nicht. Lediglich Herr Koenig rekonstruiert für Marl seine Vergangenheit mit dessen Vater: der erste gemeinsame Plan, nach der Haftentlassung zusammen zu bleiben scheitert, weil Marls Vater früher entlassen wird als sein damaliger Geliebter Herr Koenig.

Nicht nur die Beziehung zwischen Marls Eltern ist eine komplizierte; jene zwischen Reinhard Marl und seinem Sohn ist nicht minder kompliziert. Marl und sein Vater hegen einen recht emotionslosen Umgangston, der bis ins Erwachsenenalter des Sohnes auf Gefühlsbekundungen oder körperliche Zeichen der Zuneigung und Liebe füreinander verzichtet: „Reinhard Marl schloß die Tür hinter sich und ging langsam auf seinen Sohn zu. Umarmte ihn. Das war neu, schien kurios.“ (KK: 90) Diese Emotionslosigkeit würde zu einem Vaterbild passen, das sich auf seine ausgestellte Männlichkeit besinnt und mit Attributen wie Aktivität, Stärke, Wortkargheit und Gefühlslosigkeit einhergeht. Allerdings nimmt Marl seinen Vater nicht als patriarchalische Vaterfigur wahr, sondern als „Weichei von einem Vater“ (KK: 97) bzw. als „alte[n] Sack von einem Vater“ (KK: 99). Was über Marl fokussiert immer wieder ins Blickfeld rückt, ist des Vaters Unauf-

Walja, deren Figur sogar noch um Informationen zur Großmutter erweitert wird. Waljas Mutter, wie oben bereits angedeutet, ist mit ihrer Situation als allein erziehender Mutter überfordert und lässt den daraus resultierenden Stress an ihrer Tochter aus (vgl. KK: 89). So plakativ lässt sich Waljas Kindheit beschreiben, die vielleicht dazu beigetragen hat bzw. erklären kann, warum Walja im Erwachsenenalter eine Puppe, „die deutsch sprach und trippeln konnte“ (KK: 222) behandelt wie ein echtes Kind und auf diese Weise die einzige, wenn auch groteske, bürgerliche Kleinfamilie in *Koenigs Kinder* abbildet. Denn Waljas Herkunft gibt Rätsel auf; ihr Vater wird ihr von der eigenen Mutter vorenthalten (KK: 89).

Walja Zeiger und ihr Ehemann führen eigentlich eine kinderlose Ehe. Mit dem Auftauchen einer Puppe, die ursprünglich als Geschenk zu der Geburt eines Verwandten in Russland gedacht war, kristallisiert sich heraus, dass Walja versucht, eine Leerstelle zu füllen: „Noch hatten sie keine Kinder miteinander und wunderten sich manchmal darüber. Walja freute sich, dass ihr Mann jene siebzig Zentimeter große Puppe wieder mitgebracht hatte aus Kasachstan [...]“ (KK: 14). Bezeichnenderweise nennt Walja ihre Puppe Janina, wie das kleine Mädchen aus den Nachrichten, das entführt und beinahe getötet wurde. Sie vermenschlicht die Puppe (vgl. KK: 131) und sie spielt mit ihr wie mit einem leibhaftigen Kind:

---

fälligkeit (vgl. KK: 98), dessen Blässe und Marls Gefühl, dass sein Vater nie am richtigen Ort ist: „So war mein Vater immer am falschen Platz. Nicht da, wo er hingehörte.“ (KK: 94) Daraus resultiert, dass die innerfamiliären Kommunikationssituationen zwischen den drei Parteien erheblich gestört sind. Es wird angedeutet, dass Reinhard und Viola Marl eine reine Zweckgemeinschaft führen. Die Zeugung und Geburt des Sohnes sind als Versuch des Vaters zu deuten, eine heile kleine Familie für die Öffentlichkeit zu inszenieren, damit sich keiner mehr für seine Vergangenheit und seine ehemalige gleichgeschlechtliche Liebe zu Herrn Koenig interessiert.

<sup>1069</sup> Auch Lioba kennt das Gefühl nicht, von ihrer Mutter umsorgt zu werden: „Lioba konnte sich nicht daran erinnern, einmal von ihrer Mutter umhegt und gepflegt worden zu sein [...]“ (KK: 169). Offen wird im Roman von der „Kluft zur Tochter“ (KK: 169) gesprochen. Vielleicht fällt es Lioba schwer, familiäre Werte zu tradieren, die sie selber nie gekannt hat. Dabei scheint nicht nur das Verhalten der Mutter unterkühlt zu sein, sondern ebenso das des Vaters. Liobas Selbstmord befreit ihren Vater auf einen Schlag von allen Rechten und Verpflichtungen eines Vaters: „Sie hatte ihn endlich ausgelöst aus der Haft, die das Wort Vati für ihn bedeutete.“ (KK: 335) Von körperlicher Gewalt in Liobas Herkunftsfamilie ist nicht die Rede. Diese existiert v.a. in Liobas eigener Kleinfamilie.

In letzter Zeit war das Geld zum großen Teil in die Ausstattung der kleinen Janina geflossen. Walja kaufte ihr gerne Puppen und Brettspiele [...]. Niemand ahnte, dass sie mit der kleinen Janina wirklich Quartett spielte und Pferderennen, während sie nähte und strickte. (KK: 157)

Walja wird ihrem Mann gegenüber zunehmend abweisender (vgl. KK: 221) und heftet „ihr Herz an eine laufende und sprechende Puppe“ (KK: 164), die sie im Schlaf umarmt (vgl. KK: 151) und der sie all ihre Liebe und Aufmerksamkeit schenkt. Waljas Großmutter Ida sieht im Agieren ihrer Enkeltochter einen „einfältige[r][n] Ersatz für einen handhabbaren Entwurf“ (KK: 202). Nach ihrer Immigration nach Deutschland hat Walja noch keine Arbeit gefunden. Im Roman wird Walja als wenig ausgelastete, aber vielseitige Frau beschrieben (vgl. KK: 221), die Gefallen gefunden hat an einem „fiktiven Kind“ (KK: 221). Auch für ihren Ehemann ist ihr Verhalten gegenüber der Puppe so etwas wie ein „handhabbare[n][r] Entwurf“. Ihr Mann gibt sich sogar teilweise die Schuld an dem Gebaren seiner Frau: „Vielleicht hatte er sogar gemeint, ihre Liebe zu dem Kunststoffkind zu einem Teil selbst verschuldet zu haben, da er bislang kein lebendiges gezeugt hatte mit ihr, obwohl sie, seit sie verheiratet waren, nicht mehr verhüteten.“ (KK: 224f.) Edward, Waljas Ehemann glaubt, seine Frau wolle mit der Adoption der Puppe eine „Leerstelle“ besetzen, „die sie schmerzte“ (KK: 224). An dieser Stelle kann man fragen, ob es das Bild einer heilen bürgerlichen Familie ist, das Walja im Kopf hat und realisieren möchte. Eine Form der grotesken Realisation ist eine Familienaufstellung mit einem fiktiven Kind, so wie Walja und Edward ihre Familie für eine gewisse Zeit leben.

## 2.2.6 Herr Koenig und seine Kinder

Zu dieser Familienkonstellation gehört im weitesten Sinn auch Herr Koenig. Er ist der biologische Vater von Daghira, der Mutter Waljas und damit Waljas Großvater. Als Gefangener ist Herr Koenig Opfer sexueller Gewalt geworden: Er wurde zum Geschlechtsverkehr mit der Russin Ida gezwungen. Aus diesem Akt der Brutalität ist Daghira hervorgegangen, die ohne Vater aufgewachsen ist, ganz so, wie diese später ihre Tochter ohne Vater aufwachsen ließ. Es folgt, dass Herr Koenig für Daghira kein Vater war, obwohl sie seine leibliche Tochter war. Für die Putzfrau hingegen war er ein Vater, obwohl keine Blutsver-

wandtschaft vorlag. Über die Putzfrau heißt es: „So wusste er natürlich, dass sie nicht wirklich seine Tochter war. Jedenfalls nicht im Sinne biologischer Verwandtschaft. Sie hingegen hielt ihn für ihren Vater [...].“ (KK: 136) Auf diese Weise werden unterschiedliche Konzepte von Vaterschaft angesprochen, nämlich die auf der Blutsverwandtschaft basierende biologische oder leibliche Vaterschaft und die nicht auf biologischer Verwandtschaft basierende Vaterschaft, die mithin ein soziales Konstrukt bildet. An Herrn Koenig zeigt sich, dass ein Mann beide Formen der Vaterschaft leben kann. Allerdings fühlt Herr Koenig sich, wie bereits erwähnt, auch Marl gegenüber als Vater. Dadurch legt der Text nahe, dass es bestimmte Komplexe an Gefühlen gibt, die man allgemein hin als ‚väterlich‘ bzw. ‚mütterlich‘ deklariert und die man folgerichtig auf bestimmte zwischenmenschliche Beziehungen anwendet. Deshalb kann auch Marl den „väterlichen Blick“ (KK: 302) in Herrn Koenigs Gesicht erkennen, obwohl Marl zum ersten Mal bewusst auf Herrn Koenig trifft.

Herr Koenigs väterliche Zuneigung für Marl kann auch als der Versuch von Herr Koenig gelesen werden, das Ideal der bürgerlichen Familie und die gesellschaftlichen Ehevorschriften zu unterlaufen und sich von ihnen zu emanzipieren. Diese Lesart lässt die literarische Anspielung des Romantitels auf die Volksballade „Es waren zwei Königskinder“ zu, die auf dem Stoff der tragisch Liebenden Hero und Leander basiert. Durch OVIDS *Heroiden* wurde diese Liebesgeschichte im Mittelalter international bekannt und fand in verschiedenen Varianten<sup>1070</sup> Eingang in deutsche Liedtexte. Aber erst durch die Verbreitung im 19. Jahrhundert, besonders durch den Abdruck in der romantischen Volksliedsammlung *Des Knaben Wunderhorn* (1808), wurden Versionen der Königskinderballade in Deutschland populär. Wie in der Liebesgeschichte von Romeo und Julia, so endet auch Hero und Leanders Liebe mit dem Tod beider. Nach diesem literarischen Muster funktioniert auch die Ballade der Königskinder: „Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb, sie konnten beisammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief, das Wasser war viel zu tief.“ Das Wasser lässt sich als Symbol für unüberwindbare Abgründe bzw. Hindernisse lesen, seien diese gesellschaftlich, politisch oder religiös konnotiert. In einigen Varianten der Ballade wird angedeutet, dass die Feindschaft der Herkunftsfamilien ihren Anteil an der Verhinderung der Liebe haben, sodass

---

<sup>1070</sup> Vgl. auch den Exkurs „Die Ballade von der schönen Jüdin“ von Ingeborg Weber-Kellermann zu einer Variante der Ballade in: dies.: *Die Familie. Geschichte, Geschichten und Bilder*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Insel Verl. 1977, 56-61.

die daraus resultierende Tragik eine zutiefst familiale ist, die sich zusätzlich aus dem Generationenkonflikt speist.

In SCHMIDTS Roman *Koenigs Kinder* werden weder für Marls Vater noch Herr Koenig familiale Hintergründe aufgerufen. Es wird aber die romantische Liebesgeschichte der beiden Männer beschrieben. Wie Hero und Leander auch, so schrieben sich beide zärtliche Liebesbriefe. Trotz der großen Liebe zueinander ist es jedoch Marls Vater, der sich, nachdem er als erster der beiden Männer aus dem Gefängnis entlassen wird, in eine bürgerliche Ehe bzw. Familie flüchtet. Dort versteckt er seine unbürgerliche Liebe und – so erweckt es den Eindruck – stirbt er einen symbolischen Tod, wohingegen Herr Koenig weiterhin am Leben seiner großen Liebe teilhat, indem er ihn aus der Ferne beobachtet bzw. mit seinem Sohn in Kontakt tritt und so in gewisser Weise eine Vaterschaft für Marl übernimmt. Dieser Umstand unterstreicht den performativen Gestus von Familienaufstellungen.

Neben Herrn Koenigs Formen der Vaterschaft, die schon titelgebend sind, erwähnt SCHMIDT u.a. noch die besondere Vaterschaft, die Woldemar, der Ehemann von Ida, gelebt hat. Woldemar hat Idas Tochter, eigentlich Herrn Koenigs leibliches Kind, als seine Tochter angenommen und in diesem Sinn aufgezogen. Folglich kann zwischen Vater und Adoptivtochter auch keine große physiognomische Ähnlichkeit bestehen. Wie folgende Textstelle deutlich macht, ist eine körperliche Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter auch nicht ausschlaggebend für ein gut gelebtes Vatersein: „Andererseits – ihre Tochter [d.i. Idas Tochter; Anm. N.W.] hatte Woldemar auch nicht ähnlich sehen können, und dennoch war er mit den Jahren unzweifelhaft so etwas wie ihr Vater geworden.“ (KK: 298)

Besonders anhand der Vaterfiguren Herr Koenig und Woldemar arbeitet der Roman heraus, dass erfüllte, hingebungsvolle und engagierte Vaterschaft in den seltensten Fällen mit biologischer Vaterschaft korreliert. Auf diese Weise wird Vatersein als soziales Konstrukt bestätigt. Aber auch Familie wird aus einer anti-essentialistischen Sicht beleuchtet. Durch Ambivalenz und Ironie werden stereotype Annahmen und Erwartungen gebrochen und unterwandert und folglich Kritik an bestehenden, festgeschriebenen Denktraditionen, Meinungen und Lebenskonzepten artikuliert. „Mit leichter Hand zerstört die Erzählerin Klischees“<sup>1071</sup>, so auch VON TÖRNE. Diese Destruktion von Klischees führt da-

<sup>1071</sup> Von Törne: „Realismus und Magie“, 166.



zu, dass man den gesamten Roman auch als eine Zuspitzung bestimmter kultureller Stereotype lesen kann, wie ‚der bürgerlichen Familie‘ oder ‚des Homosexuellen‘. Die parodistische Brechung der Stereotype resultiert aus einer Erzählweise, die zeitgenössische Diskurse experimentell und innovativ adaptiert und transformiert.

### 2.2.7 Fazit

Auch wenn SCHMIDTS Romane mehr können als lediglich die sogenannte ‚Realität‘ widerzuspiegeln, tragen sie offensichtlich der gesellschaftlichen Stimmungslage Rechnung und weisen ein differenziertes Reflexionspotential im Hinblick auf die Normativität des bürgerlichen Familie-Spiels auf, wie sich für den Roman *Koenigs Kinder* auf verstörende Weise gezeigt hat. Zu denken ist auch an die doppelte weibliche Erzählposition in der *Lennefsen-Expedition*, die einerseits die Funktion ‚Mutter und Frau‘ im herkömmlichen bürgerlichen Familienszenario exponiert, die sich andererseits aber im Modus eines mehrere Generationen umfassenden Fabulierens von ‚unvollständigen‘, magisch-grotesken und unmöglichen Familienverhältnissen vom Attribut der Bürgerlichkeit wegschreibt. Allesamt unterlaufen SCHMIDTS Familieninszenierungen die Konstellation der bürgerlichen Familie. Die einzige Familienaufstellung, die einer bürgerlichen Kleinfamilie auf groteske Art und Weise nahe kommt, ist die Ehe zwischen Walja und ihrem Ehemann Edward in *Koenigs Kinder*, die zeitweilig durch die Existenz einer sprechenden und laufenden Puppe, eines fiktiven Kindes, bereichert wird. Ansonsten herrschen Familienarrangements vor, die fernab dem Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie literarisiert werden. Durch ihre Darstellung von eheähnlich zusammenlebenden homosexuellen Paaren, die sich ein Kind wünschen, über Mütter, die ihre Mutterschaft abgelegt haben, sowie der Inkorporation von innerfamiliärer Gewalt in den bürgerlichen Familiendiskurs wird dieser Diskurs fortgeschrieben und erweitert zugleich, denn die Vielfalt an dargestellten Familien wird, wie gezeigt wurde, am Leitbild von der bürgerlichen Familie gemessen.

### 3 HARRIET KÖHLER: *Ostersonntag* (2007). Bildlichkeit der Sprache – Familie als Sprachbild

„Der Mythos heile Familie. Ostern wird gemeinsam gefeiert und heile Familie gespielt – aber hinter den Fassaden verbergen sich eine Menge Probleme und ein großes Geheimnis.“<sup>1072</sup> Diese zwei Sätze, die KERSTIN FRITZSCHE ihrer Buchbesprechung von HARRIET KÖHLERS Debütroman *Ostersonntag* von 2007 voranstellt<sup>1073</sup>, enthalten schon zwei wichtige Sachverhalte, die im Roman verhandelt werden. Zum einen wird die heile Familie als sprachliches Familienideal ausgewiesen, oder als ‚Fassade‘, um nochmals EICKELPASCH anzuzitieren, und zum anderen wird der Aspekt des Familie-Spielens aufgegriffen, der die performative Dimension von Familie unterstreicht. Der bürgerliche Familienmythos, die Probleme und das Geheimnis werden mithilfe einer blumigen Sprache beschrieben, aber unter der Textoberfläche brodelt es. Wie in ELFRIEDE JELINEKS Theaterstück *Stecken, Stab und Stangl. Eine Handarbeit* (1995)<sup>1074</sup> haben die Familienmitglieder einen (roten) Teppich gehäkelt, unter dem sämtliche, das Familienideal störende Faktoren verschwinden: Alter, Krankheit, Tod, problematische (Familien-)Identitäten.

Die Leitfrage dieser Analyse ist, wie der Text das bürgerliche Familienideal thematisch und ästhetisch verhandelt. Der äußerst anspielungsreiche Roman, der in der Manier popliterarischen Schreibens alltagskulturelle Dinge wie Markennamen (Ikea, Grissini, Starbucks und Co.) und Popsongs (bspw. von AC/DC, Pet Shop Boys, Eurythmics und Pulp mit ‚Irony is over‘<sup>1075</sup>) benennt,

<sup>1072</sup> Kerstin Fritzsche: „Harriet Köhler: *Ostersonntag*. Der Mythos heile Familie“, *fluter-Online* v. 18.5.2007, <<http://www.fluter.de/de/image/buecher/5953/?tpl=1260>>; 27.2.2014.

<sup>1073</sup> Harriet Köhler: *Ostersonntag. Roman* [2007], München: btb 2008. Im Folgenden unter Angabe der Sigle OS im fortlaufenden Text in Klammern zitiert.

<sup>1074</sup> Vgl. Elfriede Jelinek: „Stecken, Stab und Stangl. Eine Handarbeit [1995]“, in: dies.: *Stecken, Stab und Stangl, Raststätte oder sie machens alle, Wolken.Heim, Neue Theaterstücke*, mit einem ‚Text zum Theater‘ von Elfriede Jelinek, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1997, 15-68. „Am Ende“ des Stücks, so will es die erste Regieanweisung, „ist eine Handarbeitslandschaft entstanden. Auch die Schauspieler sind dann mit Hüllen überzogen“ (17).

<sup>1075</sup> Vgl. OS: 42: „Nimm ruhig noch einen Milchkaffee. Oder nein, warte, noch besser: ein Konterbier. Oder gleich einen Schnaps. Ganz so wie der Verzweifelte in einem schlechten Roman. Irony is over? Nicht, solange du so fertig bist. Nimm den Tag aufs Korn, er könnte noch lang werden. Wenn er erst zum Klischee verkürzt ist, zu etwas, worüber du dich lustig machen kannst, macht er weniger Angst.“ Vgl. auch Stephanie Wurster: „Christian Kracht: New Wave“, in: *fluter-Online* v. 13.12.2006, abrufbar unter

gleichzeitig aber auch zahlreiche Literaturverweise (Rose Ausländer, Shakespeare, Goethe, Musil und andere) enthält und insgesamt – vielfach altbekannte – Genderklischees und weitere traditionelle Binarismen anführt, erscheint *in toto* sehr konstruiert. Dieses Ausstellen und Inszenieren der eigenen Gemachtheit, des sorgfältigen ‚Gewebtwordenseins‘ ist aber, und so soll im Folgenden argumentiert werden, ein wichtiger Teil der Gesamtaussage und wirkt, mit Bezug auf das Thema ‚Familien- resp. Genderperformances‘, wohl kalkuliert.

### 3.1 Metaphorizität der Sprache und Familie als Gefühlsgemeinschaft

Kongential zu BUTLER und der Annahme, dass ‚sogar‘ die Naturwissenschaften an der Festschreibung kultureller Muster von Gendernormen und mithin Familienidealen mitarbeiten, führt KÖHLERS Text ebendies vor: Er inszeniert die Sprachlichkeit und Fiktion von familialen Geschlechterrollen und damit ihre historische Veränderbarkeit. Das tut der Text, indem er auf viele sprachliche Bilder zurückgreift, die den Familiendiskurs konstituieren, nicht zuletzt auf das Sprachbild Familie als Gefühlsgemeinschaft. Auch wenn man die bürgerliche Familie und die familialen Rollenzuweisungen mit soziobiologischen Argumenten legitimiert, darauf spielen bspw. die vielen Tiervergleiche im Roman an, die typisch sind für biologistische Erzählweisen, sind diese Erklärungen ebenso narrativen Strukturen unterworfen. Biologistische Narrative vermögen daran ebenso wenig zu ändern wie ein religiöses Diskursfeld. Obgleich die Konjunktur eines neuen Biologismus, der mit THOMAS ANZ zeitgleich mit dem *cultural turn* in den Geisteswissenschaften zu verorten ist, zu Versuchen geführt hat, die bürgerliche Familie erneut als natürliches und als alternativloses Familienmodell zu legitimieren – „allen kulturellen Prägungen einzelner Subjekte und Gesellschaften“<sup>1076</sup> wurde eine Absage erteilt – ein Verweis auf Kapitel V mag hier genügen –, ist die bürgerliche Familie, verstanden als Idealform des Zusammenlebens, einfach keine ontologische Größe. Dennoch wird sie, im Rückgriff auf spezifische religiöse, biologische und empfindsame Wortfelder,

---

<<http://www.fluter.de/de/gleichheit/buecher/5615/?tpl=1260>>; 22.3.2014. Ironie war ab 1998 das große Thema in der Popliteratur.

<sup>1076</sup> Thomas Anz: „Biologismus und Kulturalismus. Vorbemerkungen“, in: *Literaturkritik.de* 7 (2001), online unter <[http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung\\_rez.php?rez\\_id=3938](http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung_rez.php?rez_id=3938)>; 15.8.2016.

die innerhalb des bürgerlichen Familiendiskurses schon als ‚abgegriffene Metaphern‘ oder *loci communis* zu bezeichnen sind, beständig mit dem Ziel diskursiviert, sie zu legitimieren und sie als Idealbild ‚wiederauferstehen‘ zu lassen.

Nimmt man ‚Übertragung‘ als Übersetzung für das griechische Lexem *metapher* beim Wort, dann lässt sich der Text als Übertragungsstruktur lesen. Der Text überträgt die Familienprobleme in die Sprache und weist diese Probleme als sprachliche aus. Dabei wird das Fortwirken der Essentialisierung des als natürlich ausgegebenen bürgerlichen Familienmodells, des Bildes der innig verbundenen Familie, inszeniert und reflektiert, nicht aber gewertet. Damit korreliert auf der thematischen Ebene des Romans, dass die Schuld für die gestörte Kommunikation innerhalb der Familie keinem Mitglied obliegt: diese Familie ‚ist einfach so‘ (vgl. OS: 208f.). Auf gewisse Weise macht KÖHLERS Text, was PAUL DE MAN für NIETZSCHES *Philosophenbuch* konstatiert: er fragt „nach der Möglichkeit, den Fallgruben der Rhetorik dadurch zu entkommen, daß man sich der Rhetorizität der Sprache vergewissert“<sup>1077</sup>.

Man könnte HARRIET KÖHLER (\*1977) zu den Autorinnen „des ausgehenden Fräuleinwunders“<sup>1078</sup> zählen, wie es die Buchrezension der *Welt am Sonntag* getan hat. Allerdings ist jene Facette des ‚typischen Fräuleinwunders‘, sich als Autorin im Sinne des zugewiesenen Labels zu inszenieren, wenig ausgeprägt. In jedem Fall „sticht [sie] heraus aus einem Chor ungeheuerlicher Familie-ist-die-Hölle-Romane“<sup>1079</sup>, so ist in der *NZZ* zu lesen, weil sie so viel aus

<sup>1077</sup> Paul de Man: Kap. V: „Rhetorik der Tropen (‚Nietzsche‘)“, in: *Allegorien des Lesens* [am. Orig. 1979], aus dem Amerik. v. Werner Hamacher u. Peter Krumme, mit einer Einleitung v. Werner Hamacher, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, 146-163, 153.

<sup>1078</sup> O.A.: „Willkommen zu Hause“, in: *Die Welt am Sonntag* v. 8.4.2007, online abrufbar: <[http://www.welt.de/wams\\_print/article799494/Willkommen-zu-Hause.html](http://www.welt.de/wams_print/article799494/Willkommen-zu-Hause.html)>; 15.8.2016. Vgl. auch Martin Halter: „Jetzt hilft nur noch ein Fräuleinwunder! Buchmarkt. Die Krisen der Welt erreichen auch den Roman – ein Blick auf die Neuerscheinungen des Frühjahrs“, in: *Stuttgarter Zeitung* v. 21.1.2010, Nr. 16, 34. Das literarische Etikett der Fräuleinwunder-Autorinnen geht ursprünglich auf einen 1999 erschienen *Spiegel*-Artikel von Volker Hage zurück. Vgl. zum Phänomen folgende Publikationen: Katrin Blumenkamp: *Das ‚Literarische Fräuleinwunder‘: Die Funktionsweise eines Etiketts im literarischen Feld der Jahrtausendwende*, Berlin: Lit Verl. 2011; Heidelinde Müller: *Das ‚literarische Fräuleinwunder‘. Inspektion eines Phänomens der deutschen Gegenwartsliteratur in Einzelfallstudien*, Frankfurt a.M.: Lang 2004; Christiane Caemmerer: *Fräuleinwunder literarisch. Literatur von Frauen zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M.: Lang 2005.

<sup>1079</sup> Martin Krumbholz: „Papa käme auch noch hinzu. Harriet Köhlers verblüffendes Romandebüt *Ostersonntag*“, in: *Neue Zürcher Zeitung* v. 26.5.2007, Nr. 120, 27.

„ihren Hauptfiguren heraushört“<sup>1080</sup>. Und das, was sie hört, so attestiert ihr der *KulturSpiegel*, ist „sehr nah an der überreizten Stimmung in Deutschland, heute: an dem Gefühl, sich mit den Wunschvorstellungen an das eigene Leben ständig selbst zu überfordern“<sup>1081</sup>.

Die vielen Floskeln und klischierten Redeweisen in KÖHLERS Text tragen genau diesem Umstand Rechnung. Unsere Alltagswirklichkeit ist medial vermittelt und die Medien konfrontieren die Einzelne oder den Einzelnen immerzu mit Idealbildern von Familie (vgl. Kap. V.2 dieser Arbeit). Verschiebungen und Risse in diesem Bild werden nur auf der Folie des Familienideals erkennbar. Die vermittelten Bilder ‚zwingen uns auch Perspektiven auf Familie‘ auf und konturieren heile Wunschbilder.<sup>1082</sup> Deswegen ist die Einschätzung des *Kulturspiegels*, der Text besitze eine seismographische Kraft, sehr plausibel.<sup>1083</sup>

Auf die Frage, ob „das Klischee [...] eine literarische Lüge“ sei, antwortet KÖHLER in einem Interview von 2011 wie folgt:

Das Klischee ist eine schwierige Sache. Wir lesen oft Klischees, eine abgenutzte Wahrheit, die muss aber für jemanden anders gar nicht abgenutzt sein. Ich habe zum Beispiel immer Schwierigkeiten damit, nicht ins Klischee zu fallen, weil ich über typische Menschen schreibe. Ich interessiere mich nicht für Utopien, nicht für Helden, ungewöhnliche Spinner oder Außenseiter. Ich interessiere mich für ganz normale Menschen, und in dem Augenblick, wo man versucht, Figuren relativ durchschnittlich zu entwerfen, kommt man immer schnell ans Klischee. Es ist schwierig, und man kann sich da wirklich nur von Satz zu Satz weiterhangeln.<sup>1084</sup>

Im Hinblick auf die Romanfamilie in *Ostersonntag* wirkt diese poetologische Antwort sehr treffend: Mit LESSING kann man sagen, dass es sich um ‚mittlere Charaktere‘ handelt, die weder einseitig gut noch einseitig schlecht sind. Dass

---

<sup>1080</sup> Krumbholz: „Papa käme auch noch hinzu“.

<sup>1081</sup> Claudia Voigt: „,DA! DAS BIST DU!’ Ehrgeiz, Lügen, Selbstbetrug – Harriet Köhler hat einen finsternen Roman über die Misere in der Mitte unserer Gesellschaft geschrieben“, in: *KulturSpiegel* 2 (2007): 24f., 25.

<sup>1082</sup> Vgl. Mehlmann u. Ruby: „Einleitung: ‚Für Dein Alter siehst Du gut aus!’“, 17.

<sup>1083</sup> Mit Kurt Rothmann (*Kleine Geschichte der deutschen Literatur*, 19., erw. Aufl., Stuttgart: Reclam 2011, 476) lässt sich an dieser Stelle hinzufügen, dass der Text insgesamt „viel vom Zeitgeschehen“, „von der Altersproblematik über den Papst-Tod und die ‚Moralkeule Auschwitz‘ bis zum esoterischen Geschwätz eines Alt-Hippies und der Generationen Praktikum“ inkorporiert. Vgl. bes. Kap. 19: „Ein Generationenwechsel“, 463-520.

<sup>1084</sup> O.A.: „Am Ende stehen doch alle auf den Partys“, Interview mit Harriet Köhler, in: *text-manufaktur* v. 5.4.2011, 1-3, 2, abrufbar unter: <<http://www.text-manufaktur.de/detailseite/items/am-ende-stehen-doch-alle-auf-den-partys.html>>; 15.8.2016.

es aber dennoch nicht, wie in LESSINGS ‚Mitleidspoetik‘ gewollt, zu einer vollständigen Identifizierung mit den Figuren kommt, dafür sorgt die ungewöhnliche narrative Konstruktion mit einem Erzähler, der die Figuren mit ‚Du‘ anredet, die Figuren aber niemals wirklich antworten und agieren können, weil ihre wenigen (Sprach-)Handlungen und vielen Reflexionen lediglich in indirekter Rede wiedergegeben werden. Eine Ausnahme bilden Sätze, die offensichtlich in direkter Rede stehen, aber aufgrund fehlender Anführungszeichen und Kenntlichmachung im Schriftbild nicht besonders auffallen. Diese Erzählstruktur in Verbindung mit der auffälligen Konstruiertheit des Sprachmaterials, dem nachzuempfindenden ‚Hangeln von Satz zu Satz‘, wie KÖHLER es nennt, ‚sticht heraus‘ aus anderen zeitgenössischen Familienromanen.

Um die Verhandlung des bürgerlichen Familienideals zu untersuchen, gehe ich wie folgt vor: auf die knappe Verortung des ‚Short-Cut‘-Verfahrens, dessen sich der Text bedient, erfolgt die Analyse der Du-Erzählweise. Das filmische Verfahren sowie die ‚akute Redesituation‘<sup>1085</sup> des Textes erinnern an TV-Reality-Formate wie *Shopping Queen* oder *Promi-Dinner* (beides auf VOX), in denen ein Erzähler aus dem Off die handelnden Personen direkt anspricht, sie unterbricht oder ihnen das Wort abschneidet. Thematisch ist an Sendungen wie bspw. *Frauentausch* (RTL II) zu denken, die zumeist disharmonische Familienporträtierten und von der Diskrepanz zwischen Familienideal und der jeweils ausgestellten, unterschiedlich stark vom Ideal abweichenden Familienrealität leben. Dieses legt die These nahe, dass KÖHLERS Text die Idee von der bürgerlichen Familie als Gefühlsgemeinschaft wie im Reality-TV als ‚Trash‘ bzw. ‚Kitsch‘ ausstellt. Gestützt wird meine These durch die auffällige Inszenierung von populärkulturellen Themen in *Ostersonntag* und einem starken Bezug zur Zeitgeschichte. Das führt zu dem Eindruck, man habe es mit einem ‚seichten‘ Text zu tun. An dieser Stelle ist wiederum der Bezug zu den TV-Reality-Formaten gegeben, denen ein Mangel an Tiefgang attestiert werden kann. Die Untersuchung der (emotionalisierten, idealisierten und ‚trashigen‘) Diskursmetaphern, die den bürgerlichen Familiendiskurs von Anbeginn begleiten, wird dies herausarbeiten. Zu diesem Zweck sind die letzten drei Unterpunkte des Kapitels systematisch so angelegt, dass sie erstens die Frauenfigu-

<sup>1085</sup> Erika Greber: ‚Wer erzählt die Du-Erzählung? Latenter Erzähler und implizites ‚gendering‘ (am Beispiel einer Kurzgeschichte von Tschechow)‘, in: *Narration und Geschlecht. Texte – Medien – Episteme*, hg. v. Sigrid Nieberle u. Elisabeth Strowick, Köln u.a.: Böhlau 2006, 45-72, 63.

ren, zweitens die Vaterfigur und drittens die Diskrepanz zwischen der Diskursivierung des bürgerlichen Familienideals und der Alltagspraxis der Figuren fokussieren. Ziel ist es, aufzuzeigen, wie das bürgerliche Familienideal sorgfältig aktualisiert wird, auch wenn man es im 21. Jahrhundert ganz banal als ‚Trash‘ abtun könnte. Stattdessen befindet sich Familie Bargfeld in ihrer eigenen TV-Reality-Show.

### 3.2 Bürgerliches Familienideal: Tod ohne Auferstehung?

Mit KURT ROTHMANN lässt sich bilanzieren, dass „das eigentliche Thema [des Romans] [...] die Lieblosigkeit innerhalb der Familie, die Unaufrichtigkeit, das Verschweigen und Verdrängen von Unzulänglichkeiten hinter der Fassade einer vorgeblich heilen Welt [ist]“<sup>1086</sup>. In *Ostersonntag* wird das bürgerliche Familienideal zu Grabe getragen, aber zuvor arbeiten sich die Figuren daran ab. MEIKE FEßMANN schreibt in der *Süddeutschen*, dass KÖHLER ihre Figuren regelrecht ‚aufspieße‘: „Wie tote Schmetterlinge werden sie im Schaukasten des Familienromans ausgestellt: als Exemplare einer Gattung, aus der es kein Entkommen gibt. Mutter, Vater, Sohn: Alle Positionen einer Kleinfamilie werden besetzt.“<sup>1087</sup>

Die erste Generation dieser Familie, Ulla und Heiner Bargfeld, leben im Vorruhestand in der klassischen Versorgerehe in München. Ulla hat ihren Beruf als Garderobiere aufgegeben, um Heiner, einem geschätzten Insektenforscher, eine gute Akademikergattin und Mutter der drei gemeinsamen Kinder zu sein. Gemäß dieser heterosexuellen Matrix definieren sich die Figuren auch: Ulla über ihren Körper und ihre Rolle als ‚gute Hausfrau‘, Heiner über seinen Intellekt und seinen beruflichen Erfolg. Da beide Eltern mittlerweile im Rentenalter sind, lässt beides, körperliche Schönheit und Geist, nach und beide Ehepartner versuchen auf ihre Weise gegen das Alter anzukämpfen. Ulla tut dies obsessiv mit Sport, einer Dauerdiet und Kosmetika und Heiner zieht sich mit fortschreitender Demenz innerlich zurück und vegetiert äußerlich fast ausnahmslos auf dem Sofa vor dem Fernseher, in dem er ausschließlich den Dis-

---

<sup>1086</sup> Rothmann: *Kleine Geschichte der deutschen Literatur*, 476.

<sup>1087</sup> Meike Feßmann: „Tu nicht so, als sähest du geschminkt besser aus! Achtung, hohe Pointendichte! – Harriet Köhlers Romandebüt *Ostersonntag*“, in: *Süddeutsche Zeitung* v. 14.03.2007, Nr. 61, 16.

covery Channel mit Tierdokumentationen verfolgt, wobei, überflüssig zu sagen, der als männlich und stark konnotierte Löwe sein Lieblingstier ist. In jedem Fall kämpfen die Eheleute individuell gegen das Altern an, bilden aber keinen gemeinsamen Sozialverbund mehr (OS: 10: „Ihr redet morgens schon lange nicht mehr, aber seit wann schaut ihr euch nicht einmal mehr an?“). Erzähltechnisch gibt es zwar einige Übergänge zwischen Heiner und Ulla, die so angelegt sind, dass sie formal einen Zusammenhalt ausstellen (vgl. bes. OS: 88f., 142f, 153f., 201f.), obschon dieser inhaltlich nicht gegeben ist.

Die zweite Generation, Linda und Ferdinand, ist von München nach Berlin gezogen. Beide Kinder, 28 und 36 Jahre alt (OS: 11), haben trotz des gemeinsamen Wohnorts keinen Kontakt. Linda ist Kolumnistin einer Berliner Zeitung. Sie schreibt über das Familienleben mit ihren Eltern, was sie frei erfindet, da sie sich für ihre eigentliche Familie schämt.<sup>1088</sup> Ferdinand hat sämtliche geisteswissenschaftliche Studiengänge sowie Mathematik getestet, aber kein Studium erfolgreich beendet. Er hat noch nie eine eigene Wohnung bezogen, weil er immer bei seinen wechselnden Freundinnen unterkommt. Beide Geschwister sind auf der Suche nach der großen Liebe, um eine Familie zu gründen. Friederike ist das dritte Kind der Familie Bargfeld. Sie hat unter Depressionen gelitten und, so legt es der Text nahe, sich aufgrund dieser Erkrankung das Leben genommen. Familienintern wird ihre Krankheit totgeschwiegen und es heißt, sie habe einen Autounfall gehabt, an dessen Folgen sie verstorben sei. Explizit hält der Text die Ursache ihres Todes als Geheimnis zurück. Die Handlung läuft auf das bevorstehende Osterfest hinaus, welches eines der wenigen Familientreffen im Jahr markiert. Das Fest bildet eine Klimax, die niemals kommt.

Typischerweise und so auch im Roman, bildet das Familienfest den „Mittelpunkt der Ritualkultur, aus der die Familie besteht“<sup>1089</sup>. Deshalb, so FRIEDHELM MARX, biete sich diese „Erzählfigur“ geradezu an, „wenn es darum geht, die innerfamiliären Konflikte und Erosionserscheinungen literarisch zu verge-

<sup>1088</sup> In „Der Familienroman der Neurotiker [1909]“ formuliert Sigmund Freud, dass die „Entfremdung von den Eltern“ mit der „besondere[n] Tätigkeit der Phantasie“ einhergehe: „Ein charakteristisches Beispiel dieser besonderen Phantasietätigkeit ist das bekannte Tagträumen, das weit über die Pubertät hinaus fortgesetzt wird. Eine genaue Beobachtung dieser Tagträume lehrt, daß sie der Erfüllung von Wünschen, der Korrektur des Lebens dienen [...]“ (Freud: ebd., 228f.) Der „Ersatz beider Eltern“ (ebd.: 231) ist Lisas Wunsch.

<sup>1089</sup> Friedhelm Marx: „Familienkatastrophen. Über die Erzählfigur des Familienfestes in der Gegenwartsliteratur“, in: *Deutsche Familienromane*, 131-141, 132.



genwärtigen<sup>1090</sup>. Kongruent zu dieser Einschätzung ist das bevorstehende Fest in *Ostersonntag* Movens für jede Figur, sich die Frage nach dem ‚richtigen Leben‘ und der eigenen Standortbestimmung zu stellen. Nicht umsonst taucht die Nennung von einer der philosophischen Hauptschriften THEODOR W. ADORNOS, seiner *Minima Moralia – Reflexionen aus dem beschädigten Leben* (1951) im Text auf.<sup>1091</sup>

Durch einen weiteren philosophischen Verweis, die Einflechtung, dass Linda ihrem Bruder zu Ostern einen „Fotoband über die Existenzialisten in Paris“ (OS: 169) schenkt, wird deutlich, wie wichtig das Thema der Identitätsfindung und Sinnsuche für den Roman ist. Im Existenzialismus fügt sich der

<sup>1090</sup> Marx: „Familienkatastrophen“, 132.

<sup>1091</sup> Im letzten Kapitel ruft Linda ihren Bruder an und fragt ihn: „Es ist Linda, die wissen will, ob du zufällig ihr Buch eingepackt hast, die *Minima Moralia*, du wüsstest schon, Adorno“ (OS: 207). Vgl. Theodor W. Adorno: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben* [1951], in: ders.: *Gesammelte Schriften*, hg. v. Rolf Tiedemann, Bd. 4, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997. Signifikanterweise ist Adornos ‚kleine Moral‘ strukturell Köhlers *Ostersonntag* sehr ähnlich, besteht sie doch aus kurzen, durchnummerierten Texten – insgesamt circa 150 Abschnitte – die zunächst durch „das Lose und Unverbindliche der Form, de[r][n] Verzicht auf [einen] expliziten theoretischen Zusammenhang“ (ebd.: 17) gekennzeichnet sind. Ganz so verhält es sich auf den ersten Blick mit dem Verfahren der ‚Short Cuts‘, das bei Köhler zur Anwendung kommt. Inhaltlich gibt es auch eine auffällige Ähnlichkeit. Die *Minima Moralia* ist keine ‚Lehre vom richtigen Leben“ (ebd.: 13). Vor dem historischen Hintergrund des Zweiten Weltkrieges und dem Kapitalismus beschreibt Adorno die Unmöglichkeit, ein richtiges Leben zu führen: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“ (Ebd.: 43) Im Anschluss an Adorno gilt es, die Frage an Köhlers Roman im Hinterkopf zu behalten, ob es unmöglich ist, ein richtiges Familien-Leben zu führen. So wie Adorno lediglich *ex negativo* die Idealvorstellung des guten Lebens beschreibt, verhält es sich mit der negativen Beschreibung des Familienlebens bei Köhler und dem als Hintergrundfolie aktiven, utopischen, bürgerlichen Familienideal. (Vgl. Eintrag: „Adorno, Minima Moralia“, in: *Kindlers Neues Literaturlexikon*, Bd. 1: A-Az, Frechen: Komet 1998, 107f., 107: „Doch kann es dem Dialektiker Adorno nicht darum gehen, spruchartig und abstrakt positive ethische bzw. moralische Normen zu deduzieren oder zu setzen; vielmehr bezieht er sich nur indirekt auf eine im Hintergrund stehende utopische Idee des richtigen Lebens, des *beate vivere*, die nicht ausgemalt, sondern nur negativ, in der betrachtenden Versenkung in die Phänomene des falschen, entfremdeten, ‚beschädigten Lebens‘, beschworen wird mit der Überzeugung, daß ‚die vollendete Negativität, einmal ganz ins Auge gefaßt, zur Spiegelschrift ihres Gegenteils zusammenschießt.“) In Adornos ‚kleiner Ethik‘ kommt es „nicht zu einem positiven Systemabschluß, sondern [es] bleibt kritisch und fragmentarisch“ (Eintrag: „Adorno, Minima Moralia“, in: *Kindlers Neues Literaturlexikon*, 107). Gleiches lässt sich von Köhlers Text behaupten. Bei Adorno geht es immer um die Wechselbeziehung zwischen Gesellschaft und Subjekt, bei Köhler v.a. um die Familie und die Einzelnen/den Einzelnen. Adorno spricht übrigens von Familie als „der muffigen Interessengemeinschaft“ (ebd.: 42). Es zeigt sich schon im Ansatz einer intertextuellen Lektüre beider Texte, wie verwandt sie sind und wie aufschlussreich es ist, den ‚Spuren‘ in Köhlers Text nachzugehen.

Mensch „nicht in ein religiöses, geschichtliches oder biologisches Konzept, sondern ist selbst der Schöpfer seiner Taten und seines Lebenswerks“<sup>1092</sup>. Der Mensch unterliegt somit dem Zwang und der Möglichkeit, sein Leben sinnvoll zu gestalten, besonders unter Einbezug existierender Widersprüche. Diese Widersprüchlichkeiten, die bei KÖHLER auf der Inhaltsebene durch die Reibung der Individuen mit den jeweiligen Familien- und Genderrollen, also dem Dasein in der Familie auf der einen und der Existenz als autonomes Individuum auf der anderen Seite, ausagiert werden, zeigt der Text in ihrer Kontingenz. Dadurch gelingt es gleichzeitig, die alltägliche Theatralität und die Performanz von Familie auszustellen, weil es ‚Taten‘ und (Sprach-)Handlungen sind, nicht aber ontologisch verstandene religiöse, geschichtlich-genealogische oder biologische Konzepte, die Familialität allererst herstellen.

Als Ferdinand nach sieben Jahren von seiner damaligen Freundin ‚Maria‘, die wie eine *dea ex machina* in der Disco ‚Joseph‘ erneut in sein Leben tritt, einen Abschiedsbrief seiner Schwester Friede von vor sieben Jahren erhält, der auf einen Suizid deutet, beschließt er, dieses offene Familiengeheimnis zu Ostern zur Sprache zu bringen; passend zu jenem kirchlichen Fest, das die Überwindung des Todes durch die Auferstehung feiert. Explizit zitiert der Text den Film *Das Fest* von THOMAS VINTENBERG (Dänemark 1997) (OS: 189) und eröffnet somit gewollt eine intertextuelle Lesart mit diesem filmischen Prätext. Das wird schon anhand der szenischen und filmisch anmutenden Erzählweise deutlich: *Ostersonntag* ist in kurze, szenische Abschnitte unterteilt, die teilweise ihrerseits nochmals mit einem Asterisk getrennt sind. Diese Abschnitte sind in alternierender Folge mit dem Namen überschrieben, aus dessen Sicht erzählt wird. Allerdings erzählt das Buch, das in drei nummerierte, aber nicht weiter überschriebene Kapitel gegliedert ist, das Familienfest und somit den vermeintlichen Höhepunkt der Geschichte nur rudimentär. Auf das dritte Kapitel, in dem die erzählte Zeit schon nach dem Osterfest angesiedelt ist, KURT ROTHMANN terminiert diese passend mit „post festum“<sup>1093</sup>, entfallen nur circa 30 Buchseiten, das erste Kapitel mit expositorischem Charakter umfasst hingegen fast 140 Seiten. Die szenische Anlage des Romans erinnert an das Erzählverfahren der ‚Short-Cuts‘, das bewusst seine Verfahrensweise der Kombinatorik ausstellt und solchermaßen die „literarische Ideologie des Realismus, de[n] Ef-

<sup>1092</sup> Reiner Ruffing: „Jean Paul Sartre“, in: ders.: *Einführung in die Geschichte der Philosophie*, 2., durchges. Aufl. Paderborn: Fink 2007, 250-255, 255.

<sup>1093</sup> Rothmann: *Kleine Geschichte der deutschen Literatur*, 476.

fekt der ‚Natürlichkeit‘ des Dargestellten<sup>1094</sup> gar nicht erst aufkommen lässt. Bei diesem aus dem Medium Film stammenden Verfahren schafft die Technik die Einheit des Kunstwerks.<sup>1095</sup> Zwar wirkt das Schwenken von einer Figur zur anderen bei KÖHLER auf den ersten Blick aufgrund seiner Unregelmäßigkeit und vorgeblichen Zufälligkeit gänzlich unkonstruiert. Auf einen zweiten Blick wird allerdings deutlich, wie sorgfältig ‚gemacht‘ der Text letztlich ist.

Diese erzählerischen Konstruktionsfeinheiten von KÖHLERS Familiengeschichte zeigen: die eine Familiengeschichte existiert nicht. Stattdessen gibt es einzelne Textteile aus dem Leben der jeweiligen Figuren, die wiederum in Kleinstteile zerschnitten sind und wie ein atonaler Familienchor in wechselnder Abfolge zusammengesetzt sind; harmonisch jedenfalls nicht. So wird formal angezeigt, dass die Figuren die Deutungshoheit über ihre eigene Familiengeschichte verloren bzw. an eine übergeordnete Erzählinstanz, einen ‚Du‘-Erzähler, abgegeben haben. Zu diesem Verfahren der Dominantsetzung der Technik passt auch KÖHLERS Sprachverwendung, die auf eine starke Affinität zur ‚Konkreten Poesie‘<sup>1096</sup> deutet (vgl. bes. OS: 14, 28, 59, 66, 134, 143, 186,

---

<sup>1094</sup> Baßler: *Der deutsche Pop-Roman*, 81. Vgl. bes. Kap. 3: „Probleme des Realismus“, 69–93.

<sup>1095</sup> Vgl. Baßler: *Der deutsche Pop-Roman*, 81. Vgl. auch Blumkamp: *Das ‚Literarische Fräuleinwunder‘*, 49. Die Bezeichnung des Short-Cut-Verfahrens geht zurück auf einen Film von Robert Altman, *Short Cuts* (1993), der auf einer literarischer Vorlage, den Erzählungen *Short Cuts. Selected Stories* (1993) von Raymond Carver basiert. Der Film „zeigt Szenen aus dem Leben von verschiedenen Figuren, die in den Vororten von Los Angeles wohnen. Die Szenen funktionieren wie Puzzleteilchen. Zu Beginn stehen sie noch unverbunden nebeneinander, nach und nach setzen sie sich aber zu einem Gesamtbild zusammen: Ein Beziehungsgeflecht zwischen den Figuren entspinnt sich“ (ebd.: 49). Allerdings sind die literarischen Vorlagen geschlossene Erzählungen. Die filmische Umsetzung bricht diese Abgeschlossenheit auf und konstruiert auf diese Weise „Verbindungen zwischen den einzelnen Geschichten“ (ebd.: 50). Dadurch wird eine „Verknüpfung von verschiedenen Handlungssträngen und Beziehungskonstellationen“ (ebd.: 50) herbeigeführt. Robert Altman, in Beantwortung der Frage, inwiefern seine *Short Cuts* sich „auf die Gesellschaft in Vororten beziehe“ (ebd.: 50), hat gesagt: „Es ist einfach das Leben. Das Dach eines Hauses abnehmen, hineinsehen ... und ein bestimmtes Verhalten sehen. Das Dach wieder draufsetzen, ein anderes Dach abnehmen und dieses Verhalten sehen.“ (Robert Altman zit. n. Blumkamp: *Das ‚Literarische Fräuleinwunder‘*, 50)

<sup>1096</sup> Bei Texten, die der ‚Konkreten Poesie‘, lat. *concretus* für gegenständlich, mit einem Höhepunkt zwischen 1965–75 zuzuordnen sind, handelt es sich vorrangig um Sprachspiele, die ihre eigene Materialität und Medialität ausstellen. Eine alternative Bezeichnung ist daher ‚materiale Dichtung‘. „Die Arbeit am konkreten Sprachmaterial [wird] in den Mittelpunkt [ge-]stellt“ sowie „das sichtbare Erscheinungsbild des Textes“ (Monika Schmitz-Emans: „Konkrete Poesie“, in: *Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Defini-*

197). Generell arbeitet der Text viel mit dem Schriftbild und der typographischen Erscheinungsweise der Zeichen, wie den vielen Kursivierungen, bspw. von eingeschobenen SMS-Nachrichten oder emphatischen Ausrufen, oder den diversen Absätzen zu entnehmen ist. An zentraler Stelle findet sich einmalig eine Kapitälchensetzung (OS: 59: „WAS IST EIGENTLICH DEIN PROBLEM?“), die dadurch besonderes Irritationspotential aufweist. FEBMANN kritisiert, dass man dem Roman „auf jeder Seite [an]merkt, dass Figuren, Handlung und Thema nur als Staffage dienen, um eine ebenso pointen- wie assoziationsverliebte Schreibweise in Gang zu halten“<sup>1097</sup>. Dieser Umstand der Selbstreflexivität, der Bezug auf die Zeichenhaftigkeit des Gesagten, lässt sich jedoch m.E. kritisch hinterfragen.

### 3.3 Das Rollenspiel der Du-Narration

BARBARA KORTE weist darauf hin, dass in den Forschungsarbeiten zur Du-Erzählform beständig „die Ungewöhnlichkeit dieser Form in Vergleich zum Erzählen in der ersten und dritten Person“<sup>1098</sup> herausgestellt wird. Noch ungewöhnlicher sei diese Technik des Erzählens, wenn es sich nicht um einen homodiegetischen Erzähler handele.<sup>1099</sup>

Generell lässt sich mit KORTE behaupten, dass „die zweite Person im Erzählwerk in Bezug auf verschiedene Instanzen und in verschiedenen Situationen der Kommunikation auftritt“<sup>1100</sup>, wobei das Auftreten dieses Pronomens erst einmal nichts Auffälliges oder Ungewöhnliches bedeute. „Die potentielle Anomalie der Du-Erzählung“<sup>1101</sup>, so KORTE,

ist dagegen auf einen anderen Faktor zurückzuführen, nämlich auf den Verstoß gegen die Maximen über Relevanz und Informationsgehalt, die eine Voraussetzung jeder gelungenen Kommunikation darstellen. Gerade die wiederholten Feststellungen zur Merkwürdigkeit der Du-Erzählung verdeutlichen, wie stark

---

*tionen*, begründet v. Günther u. Irmgard Schweikle, hg. v. Dieter Burgdorf u.a., 3., völlig neu bearb. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2007, 396f., 396).

<sup>1097</sup> Feßmann: „Tu nicht so, als sähest du geschminkt besser aus!“

<sup>1098</sup> Barbara Korte: „Das Du im Erzähltext. Kommunikationsorientierte Betrachtungen zu einer vielgebrauchten Form“, in: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft* 19 (1987): 169-189, 180.

<sup>1099</sup> Korte: „Das Du im Erzähltext“, 177.

<sup>1100</sup> Korte: „Das Du im Erzähltext“, 188.

<sup>1101</sup> Korte: „Das Du im Erzähltext“, 189.

die Rezeption eines Werkes durch Eindrücke von der Normalität bzw. Anomalie einer Kommunikation beeinflusst wird.<sup>1102</sup>

Dieses Zitat für sich indiziert schon, wie geeignet die Du-Narration ist, um ein Spiel mit Normen und Erwartungshaltungen in Szene zu setzen, gerade auch thematisch gewendet auf die vermeintliche Normalität von Familie, die immer über Merkwürdigkeiten und Anomalien Kontur gewinnt. Zunächst könnte man annehmen, dass es sich bei der Du-Erzählkonstellation in *Ostersonntag* um eine Selbstanrede handelt, die von dem Psychologen VICTOR EGGER schon 1881 als psychologisch durchaus alltägliches Phänomen unter dem Begriff ‚parole intérieur‘ beschrieben wurde.<sup>1103</sup> Wenn alltagspraktisch keine andere Person mehr als Gegenüber des Dus benötigt wird, stünde einer Literarisierung dieser „Selbstanrede in Gedanken“<sup>1104</sup>, die jeder Leserin und jedem Leser bekannt sein dürfe, nichts im Wege. Eine Konsequenz dieser Spaltung in ein Ich und ein Du, also in zwei Instanzen, ist, dass „eine Selbstdistanz zum Ausdruck [kommt], die der Person Wertung und Kritik sich selbst gegenüber erlaubt“<sup>1105</sup>.

Auffällig am Romananfang ist vor allem der appellative, kommandierende und herablassende Erzählgestus, mit dem dort Ulla, Mutter von zwei erwachsenen Kindern und im besten Rentenalter, adressiert wird. Sie steht vor dem Spiegel:

**[Ulla]**

Nur Mut, Baby, Kleine, komm schon, es tut nicht weh, zumindest nicht mehr als alles andere. Na los doch, tu es, aber erschrick nicht. Worauf wartest du noch? Dreh dich um!

Dreh dich um und schau in den Spiegel.

[...]

Da! Das bist du im Spiegel! Und tu nicht so, als sähest du geschminkt besser aus. Tu nicht so, als glaubtest du tatsächlich, die Mascara könnte deine Jahre vertuschen. Tu nicht so, als hätten *Nudité Rosé* von *Dior* oder auch nur *Chicago Cherryblossom Pink* auf den blassen Wangen irgendetwas mit *Lebendigkeit* zu tun. Tu nicht so, als glaubtest du tatsächlich, man könnte deine ausgefransten Lippen nochmal saftig spritzen. Auf so was hoffst du? Schätzchen, ach Schätzchen. Jaja. Heul doch! Ja, los, komm schon, wenn du glaubst, dass das befreit. (OS: 7, kursiviert im Orig.; N.W.)

---

<sup>1102</sup> Korte: „Das Du im Erzähltext“, 189.

<sup>1103</sup> Vgl. Korte: „Das Du im Erzähltext“, 185.

<sup>1104</sup> Korte: „Das Du im Erzähltext“, 185.

<sup>1105</sup> Korte: „Das Du im Erzähltext“, 186.

Würde diese Passage ein Monolog und somit inneres Zwiegespräch sein, dann wären nicht bloß „Wertung und Kritik“ der eigenen Person gegenüber offenkundig, sondern insgesamt eine gänzlich vernichtende Abwertung des eigenen Ichs. Körperlicher Verfall und Tod stehen zwischen den Zeilen, die Lebendigkeit existiert lediglich als kursivierte Materialität im Text.

Thematisch indiziert der Spiegel als Aufmacher der ersten Szene schon überdeutlich, dass die Identitätsfindung ganz zentral ist. Dabei werden auch immer tradierte Genderrollen zur Disposition gestellt.<sup>1106</sup> ALMUT RENGER bringt auf den Punkt, wofür der Spiegel gemeinhin symbolisch einsteht: Er fungiert „doch zumeist als Symbol für Krisenerfahrungen des sich selbst problematisch gewordenen Subjekts und für Abgründe im eigenen sich spiegelnden Ich“. Er symbolisiert „die Erkenntnis verlorener Einheit und Ganzheit“<sup>1107</sup> und stellt diesen Mangel aus, ganz so, wie das LACAN in seinem einschlägigen Aufsatz dargelegt hat.<sup>1108</sup>

Alle vier Kernfamilienmitglieder im Roman, die Eltern und die beiden Kinder, werden in dieser Familienvorführung relativ einheitlich mit der gleichen, metaphorisch stark aufgeladenen Sprache angesprochen. Dieser Umstand spricht nicht dafür, dass es sich um Monologe und mithin die jeweils innere Stimme der einzelnen Figuren handelt, die erzählt, da die Sprache dann für die unterschiedlichen Figuren figurenspezifischer ausfallen würde. Dass der Sprachgestus der Figuren relativ homogen ist, deutet also nicht darauf hin, dass der Leser und die Leserin direkt in den Kopf der Figuren schauen kann, sondern legt die Existenz einer Erzählerfigur nahe. Diese Uneindeutigkeit in der Bestimmung der Redeinstanzen ist mit ERIKA GREBER „der springende Punkt der Du-Narration: dass hier eine irgendwie nicht dingfest zu machende Erzählinstanz spricht“<sup>1109</sup>. Gleichzeitig schließt dieser Erzählgestus eine latent vorhandene, eigene Sprechweise der Figuren wie „Ullas Verbitterung, nur schlecht

<sup>1106</sup> Das Wissen um diese Verbindungslinien zwischen Weiblichkeit, Schönheit und Selbstbespiegelung wird gerade auch in der Literatur weitergegeben. So finden sich z.B. in *Schneewittchen* die prägnanten Worte der bösen Stiefmutter, die jedes Kind kennt: „Spieglein, Spieglein, an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“

<sup>1107</sup> Almut-Barbara Renger: „Spiegel“, in: *Metzler Lexikon literarische Symbole*, hg. Günter Butzer u. Joachim Jakob, Stuttgart: Metzler 2008, 357-359, 358.

<sup>1108</sup> Vgl. Jacques Lacan: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. Bericht für den 16. Internationalen Kongreß für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949“, in: ders.: *Schriften I*, ausgewählt u. hg. v. Norbert Haas, übers. v. Rodolphe Gasché u.a., Olten u. Freiburg i.Br.: Walter-Verl. 1973, 61-70.

<sup>1109</sup> Greber: „Wer erzählt die Du-Erzählung?“, 60.

kaschiert unter zotiger Lockerheit; Heiners leise Trauer; Lindas kaltschnäuzige Durchhaltementalität; Ferdinands innere Verlorenheit<sup>1110</sup> nicht aus. Die ambivalente Erzählweise schafft es, dass die Leserin und der Leser den Figuren distanziert und emotional zugleich begegnen. GREBER formuliert pointiert:

Prinzipiell ist es in der Du-Erzählung noch schwieriger als sonst, die interferierenden Redeinstanzen voneinander zu isolieren. Das übliche Unterscheidungskriterium – Erzähler berichtet mehr oder weniger neutral schriftsprachlich, Person redet affektiv gefärbt – entfällt, weil ja eine akute Redesituation vorliegt.<sup>1111</sup>

Der Erzählweise wohnt aufgrund ihrer Dialogizität ein hohes dramatisches Potential inne<sup>1112</sup>:

Der weiße Fleck jeder genuinen (d.h. eng definierten) Du-Erzählung ist der Erzähler: einer, der immer nur ‚Du‘ und nie ‚Ich‘ sagt; der den konativen, appellativen Aspekt seines Redens hypostasiert und sich selbst nicht zu erkennen gibt; der sich allenfalls als kommunikative Rolle dingfest machen lässt: durch Apostrophe und Imperativ oder durch Erwähnen des narrativen Akts (was selten vorkommt, ja konsequent vermieden sein kann).<sup>1113</sup>

Folglich ist die Du-Erzähltechnik zu den hybriden Erzählformen zu zählen. Die Dialogstruktur verschleiert ihre Erzählinstanzen, was GREBER übrigens in ihrem instruktiven Aufsatz zur Du-Narration anhand von ANTON TSCHÉCHOWS Satire *Neujahrtortur. Skizze der neuesten Inquisition* (1887) herausgestellt hat, deren erzähltechnischer Aufbau etliche Parallelen zu KÖHLERS Textarrangement aufweist. Für TSCHÉCHOW und KÖHLER gilt gleichermaßen:

Der Held hat keine eigene Stimme, sondern wird in der Stimme des Erzählers wiedergegeben – und der Erzähler redet nicht von sich selbst, sondern reformuliert die Rede des Helden, die als fremdformuliert allererst zugänglich wird.<sup>1114</sup>

Fehlen dann im Erzählerdiskurs noch Hinweise auf eine direkte Rede, also Anführungszeichen oder *verba dicendi*, wie dies bei KÖHLER (und auch in

---

<sup>1110</sup> Claudia Kramatschek: „Familienroman mal anders. Debüt von Harriet Köhler“, in: *dradio.de* v. 18.6.2007, abrufbar unter: <<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/buechermarkt/637090/drucken7>>; 15.8.2016.

<sup>1111</sup> Greber: „Wer erzählt die Du-Erzählung?“, 63.

<sup>1112</sup> Dass Köhlers Text aus diesem Grund ebenso gut Bühnentauglich als Monolog funktionieren kann, wenn man ihn auf eine Figur wie Ferdinand beschränkt, zeigt Björn Gabriels Bühnenfassung von *Ostersonntag*, uraufgeführt 2007 im Staatsschauspiel Dresden.

<sup>1113</sup> Greber: „Wer erzählt die Du-Erzählung?“, 59.

<sup>1114</sup> Greber: „Wer erzählt die Du-Erzählung?“, 61.

GREBERS Beispieltext von TSCHECROW) der Fall ist, kommt es zu einer „Oszillation zwischen uneigentlich-direkter Rede (des Erzählers) und direkter innerer Rede (der Figur)“<sup>1115</sup>. Diese Grundsituation liegt in *Ostersonntag* vor. Daraus resultiert, dass das Spiel mit den unterschiedlichen Erzähl- und Redeinstanzen die Frage, wer wann was im Text spricht, Erzähler oder Figur, manches Mal offen hält, im großen und Ganzen aber von einer übergeordneten Erzählinstanz zu sprechen ist. Zusätzlich kommt die Ambiguität *in puncto* Leseridentifikation hinzu, welche die intradiegetische Ebene des Romans überschreitet. Dieses Spiel wiederum resultiert daraus, dass sich das Personalpronomen ‚Du‘ (zunächst) gleichermaßen auf die Figur als auch den realen Leser beziehen lässt. Insgesamt lässt sich sagen, dass die Erzählkonstruktion in *Ostersonntag* einen hohen Spielcharakter aufweist, der wiederum die Performanz des Textes unterstreicht:

Vielmehr besteht der Clou [einer Du-Narration; N.W.] darin, die eventuelle Diskrepanz von Identifikationsangebot und -einlösung mit zu kalkulieren und mit zu lesen, den Text also als Rollenkommunikation und als performative Bewusstmachung des Rollenspiels aufzufassen.<sup>1116</sup>

Solchermaßen gelingt es dem Text, das Thema ‚Familie als Rollenspiel‘ auch auf formaler Ebene mitzudenken, indem der Erzähler zum Regisseur und die Leserin/der Leser zum Mitspieler werden. In gewisser Weise ist dies eine grundsätzlich theatrale Situation, in der die Aktivierung des ‚Publikums‘ in die Textstruktur eingeschrieben ist. Diese Romanstruktur weist hinsichtlich der leserlenkenden Publikumsaktivierung Ähnlichkeiten mit PETER HANDKES *Publikumsbeschimpfung* von 1968 auf, dem Paradebeispiel für das Spiel mit den Grenzen innerhalb der Institution Theater und eröffnet durch diesen assoziativen Verweis auch dramengeschichtlich eine Einordnung in dramatische Texte. Obwohl der Paratext vorgibt, dass es sich um einen Roman handelt, wird dennoch auf formaler sowie inhaltlicher Ebene mit den Genre Grenzen gespielt.

Intradiegetisch stehen sich also vier synchrone Perspektiven gegenüber, die keine diachrone Familiengeschichte erzählen. Zwischen den Figuren existieren nur „Familienmonologe“<sup>1117</sup> und ein einziges „Familienschweigen“<sup>1118</sup>.

<sup>1115</sup> Greber: „Wer erzählt die Du-Erzählung?“, 62.

<sup>1116</sup> Greber: „Wer erzählt die Du-Erzählung?“, 53.

<sup>1117</sup> John von Düffel: „Die erfundene Familie. Vom Schreiben am lebenden Sujet“, in: ders.: *Wovon ich schreibe. Eine kleine Poetik des Lebens*, Köln: Dumont 2009, 83-137, 120.

<sup>1118</sup> Von Düffel: „Die erfundene Familie“, 120.



Ein sprachlicher Austausch findet statt, aber nur zwischen Figur und Erzähler, was bedeutet, dass jemand von außen in die Familie eingreift, ihre wunden Stellen offen legt, es aber zu keiner dialogischen Familienzusammenführung der einzelnen Figuren kommt. Fast schon theatralisch klingt diese Erzählinstanz aus dem Off. Sie lässt an Reality Show-Formate denken, in denen die Personen von einem körperlich nicht anwesenden Kommentator begleitet werden, der ins Geschehen eingreift und dieses auch lenkt.

Im Roman befiehlt dieser Kommentator auch. ROTHMANN spricht von „eine[r] Erzählinstanz“, welche die Figuren „immer wieder einzeln“ anredet, und sie „in wechselnder Folge“ aufruft, und zwar „immer kritisch, ironisch, satirisch, manchmal kränkend, beleidigend, oft auffordernd, appellativ“.<sup>1119</sup> Es entsteht der „Eindruck [...], als erzählten die Figuren illusionslos ihre eigene Geschichte“<sup>1120</sup>. Dem würde ich ebenso widersprechen wie der Einschätzung FRIEDHELM MARX<sup>?</sup>. MARX spricht von „einer Art innerer Selbstanrede“ der „Perspektivfiguren“, mit der diese „ihre Wahrnehmung der Familie protokollieren“<sup>1121</sup>. Zwar sind die kurzen, aufeinanderfolgenden Szenen, die jeweils mit dem Namen eines Familienmitglieds überschrieben sind und solchermaßen jeweils einer Figur zugewiesen werden, Szenen, in denen je eine der Figuren als Fokalisierungsinstanz fungiert. Jedoch sprechen diese Figuren nicht wirklich. Sie werden angesprochen. Ihre sprachliche Ohnmacht und fehlende Handlungsmacht deuten die indirekte Rede, die fehlenden Anführungszeichen bei den wenigen Textpassagen in direkter Rede sowie die konjunktivistischen Sequenzen an, die eher eine geistige, reflexive Tätigkeit suggerieren als eine, die auf der Handlungsebene des Romans zu Veränderungen führen würde. Das drückt wiederum das Monadensein der Figuren aus, die schon formal als beziehungslose Individuen auftreten.

„Es kommt gewissermaßen zum Kampf um die auktoriale Erzählposition, um die Definitionsmacht über die Familiengeschichte, sobald die unterschiedlichen Stimmen aufeinandertreffen und sich das Wort streitig machen,“<sup>1122</sup> resümiert VON DÜFFEL das Erzählverfahren seines Familientexts *Houwelandt*. Dasselbe ließe sich über die Funktion der KÖHLER'SCHEN Erzählsituation sagen. Aufgrund der besonderen Du-Perspektive bei KÖHLER müsste man aller-

---

<sup>1119</sup> Rothmann: *Kleine Geschichte der deutschen Literatur*, 476.

<sup>1120</sup> Rothmann: *Kleine Geschichte der deutschen Literatur*, 476.

<sup>1121</sup> Marx: „Familienkatastrophen“, 137.

<sup>1122</sup> Von Duffel: „Die erfundene Familie“, 119.

dings hinzufügen, dass diese den Eindruck vermittelt, der Familienkampf, von dem VON DÜFFEL spricht, wird von einer außerhalb der Figurenwelt stehenden, heterodiegetischen Erzählinstanz gewonnen, die von einem recht autoritären, aber eben nur einem außerhalb der Familie liegenden Standpunkt aus erzählt.<sup>1123</sup> Wie ein Regisseur oder Spielleiter inszeniert dieser Erzähler die Familienperformance nach den Vorgaben des bürgerlichen Textbuchs. In gewisser Weise ist er der neue *pater familias*, der den dementen und geschwächten Patriarchen ersetzt. Er nimmt die frei gewordene Spiel-Position des vermeintlich starken, aktiven, rationalen Familienoberhaupts ein, die Heiner aufgrund seiner Alzheimer-Erkrankung nicht einmal mehr vordergründig ausfüllen kann. Der Erzähler bringt die bürgerliche Familie zur Aufführung: er setzt sie ins Bild. Da Vater Heiner das bürgerliche Fassadenspiel nicht mehr beherrscht, bedarf es einer Figur, die das Zepter in die Hand nimmt und das Gelingen der formalen Ordnung sicherstellt. Formal ist diese hierarchische Beziehungsstruktur zwischen Erzähler und den Figuren in der Du-Narration angelegt.<sup>1124</sup>

Diese erzähltechnisch-formale Einseitigkeit findet ihre thematisch-inhaltliche Entsprechung im Roman. Die einzelnen Familienmitglieder werden in ihrer Vereinzelnung und Einsamkeit gezeigt. Das macht die lose Verkettung der multiperspektivischen ‚Short Cuts‘ ebenso deutlich<sup>1125</sup>, wie die kontinuierliche Vermeidung der Figuren, ‚ich‘ oder ‚wir‘ zu sagen oder miteinander in einen Dialog zu treten.

Es gibt nur einige sehr wenige Textstellen, an denen sich das Du-Pronomen ändert, wie bspw. im dritten Kapitel (OS: 139), wo sich in einem

<sup>1123</sup> Eine vergleichbare Konstellation, in der allerdings ein homodiegetischer Erzähler eine Position innerhalb und außerhalb seiner Familie zugleich besetzt, findet sich in Peter Handkes Theaterstück *Immer noch Sturm*, Berlin: Suhrkamp 2010. Ein „Dritter“ wird der Erzähler von den Mitgliedern seiner Familie genannt. Vgl. ebd.: 16: „Dabei glaubte ich lange an das Glück, gerade an das meinige, und konnte mir nichts Schöneres vorstellen, als mitzuspielen, mit euch, mit meiner Familie. Nur waren da alle Rollen besetzt, und still dabeisitzen, wie unsere Mutter, kam für mich nicht in Frage. Ich wollte mittendrin sein und mich einmischen, einmischen, mich.“

<sup>1124</sup> Vgl. Greber: „Wer erzählt die Du-Erzählung?“, 58f. „Der Erzähler spricht den Protagonisten an, ohne dass dieser antwortet. Diese einseitige Kommunikation ist logischerweise durch die Du-Erzählform bedingt. Während in der realen Alltagskommunikation das Pronomen wechselt – also gerade das Pronomen als *shifter* die Möglichkeit der Reversibilität und des Antwortens garantiert –, ist dies in der literarischen Du-Narration *per definitionem* unausführbar.“

<sup>1125</sup> Umso prägnanter stehen dann jene Short-Cut-Verbindungen heraus, die, einem Kamearaschwenk ähnlich, eine enge thematisch-formale Übereinstimmung aufweisen. Vgl. bspw. folgende Übergänge in *Ostersonntag*: 42, 67f., 88f., 142f., 153f., 201f., 203.

Absatz gehäuft das Personalpronomen ‚ihr‘ im Plural findet und auf die Familienganzheit im Unterschied zu der ansonsten herausgestellten Autonomie der Individuen verweist. Diese Sequenz ist durch die Verhandlung der Frage nach der Schuld am Tod der zweiten Tochter – kurz Friede genannt – und das Schweigen über ihren Tod und dessen Umstände negativ konnotiert. Alle Familienmitglieder haben um Friederikes Krankheit gewusst und alle haben geschwiegen. Das lässt sich natürlich auch aus der Perspektive der Generationenromane lesen, die explizit die NS-Vergangenheit der älteren Familienmitglieder bzw. Generation und die intrikate Frage thematisieren, inwieweit die bzw. der Einzelne Schuld auf sich geladen hat durch eine Verstrickung in den nationalsozialistischen Machtapparat. Dadurch kommt es in diesen Generationenromanen zu einem Erzählen von Zeitgeschichte über das Familiennarrativ.<sup>1126</sup> In *Ostersonntag* zeigt nachfolgende Textstelle zuverdest, wie die ideale bürgerliche Familie um der Ordnung willen als Einheit performiert und wie diese Einheit durch den Wechsel im Personalpronomen markiert wird:

Ihr seid darüber hinweggegangen wie über das kleine Malheur beim großen Galadiner. Ein Krümel, das Kind hat gekleckert. Ihr habt einfach nicht darüber gesprochen, obwohl das Malheur beim Abendbrot tatsächlich immer eine Katastrophe war. Ihr habt einfach so getan, als sei alles in Ordnung. Wenn sie als Teenager wie so oft und immer wieder weinend vom Abendbrottisch weg und auf ihr Zimmer stürzte, hat Papa nur den Kopf geschüttelt und hat Mama gemurmelt: *Hoffentlich geht diese grässliche Pubertät bald vorbei.* Aber es ging nicht vorbei. Es war nichts in Ordnung.

Auch nicht, als Friede gelernt hatte, sich zusammenzureißen, in der Ordnung zu bleiben. [...] Es war nicht in Ordnung, und du hast es gewusst und hast darüber geschwiegen. (OS: 139)

---

<sup>1126</sup> Vgl. exemplarisch für die Forschungsliteratur zu zeitgenössischen Generationen- und Familienromanen, die dezidiert danach fragt, wie der ‚Zweite Weltkrieg‘, die Themen ‚Trauma‘, ‚Verdrängung‘, ‚Schuld‘ und ‚Verstrickung‘ innerhalb der Familie verhandelt werden, wie also Zeit- und Familiengeschichte aufeinander bezogen sind, folgende Publikationen: Cornelia Blasberg: „Geschichte als Palimpsest. Schreiben und Lesen über die ‚Kinder der Täter‘“, in: *DVjs* 76.3 (2002): 464-495; Eigler: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende* sowie dies.: „Beyond the victims debate: Flight and expulsion in recent novels by authors from second and third generation (Christoph Hein, Reinhard Jirgl, Kathrin Schmidt, and Tanja Dückers)“, in: *Generational shifts in contemporary German culture*, hg. v. Laurel Cohen-Pfister, Rochester, NY: Camden House 2010, 77-94. Eine der jüngsten Veröffentlichungen zum Thema ist der von Jan Süsselbeck herausgegebene Sammelband *Familiengefühle. Generationengeschichte und NS-Erinnerungen in den Medien*, Berlin: Verbrecher Verl. 2014.

Allein in diesem Absatz findet sich das Substantiv „Ordnung“ in vier unterschiedlichen umgangssprachlichen Redewendungen. Der einzige kursivierte Satz dieser Textpassage hebt sich vom restlichen Textkörper ab. Er liefert die vorgebliche Erklärung für das Anderssein der Tochter Friederike. Da seine Aussage überindividuell und phrasenhaft ist, vermag er nicht, das eigentliche Problem, die Krankheit, zu benennen, sondern weist der Pubertät als körperlich-biochemischem Vorgang, den alle Menschen einmalig *ordnungsgemäß* durchlaufen müssen, die Schuld zu und verlagert die Problematik in den gesellschaftlichen Normbereich. Seelische Beschwerden werden hinter Sprachschablonen versteckt. So kommt der kursivierten Hervorhebung des pubertierenden (Buchstaben-)Körpers mehr Gewicht zu als dem individuellen Innenleben Friederikes.

### 3.4 Frauen in der Familienaufführung

Die Aufführung der ‚heilen Familie‘ wird in der soeben zitierten Passage (OS: 139) als Ordnungskategorie ausgewiesen und zeigt deutlich, dass aus der Norm der bürgerlichen Idealfamilie Devianzen ausgegliedert und totgeschwiegen werden, um den Eindruck einer harmonischen Einheit zu bilden. Das führt letztlich bei KÖHLER ebenso zum Tod einer Tochter wie in LESSINGS *Emilia Galotti*. Beide Töchter wollten Selbstmord begehen, eine jedoch wird um ihrer Ehre willen von ihrem Vater getötet, beide Taten sind gleichermaßen tragisch. ‚In Frieden ruhen‘ – diese Assoziation darf bei dem Vornamen Friede als gewollt angenommen werden – wird keine der beiden Töchter, sind sie doch an den Folgen einer familialen bürgerlichen Ordnung zugrunde gegangen. Sehr deutlich steht hier ein Tugend- und Normenkatalog im Hintergrund, der sich von jenem der Aufklärung herschreibt. Die Internalisierung desselben ist in der Forschung zu *Emilia Galotti* unter Zuhilfenahme von FREUDS Instanzenmodell Ich, Es, Über-Ich schon früh diskutiert worden, wird aber ebenso mit der Diskursanalyse verständlich. Und diese Internalisierungsmechanismen greifen in KÖHLERS Text immer noch, fühlen sich doch v.a. die beiden Frauenfiguren den normierenden Anforderungen der Gesellschaft verpflichtet, ganz so, als ob sie sich in einem BENTHAM’SCHEN Panoptikum befänden. Ulla fragt sich im Fitnessstudio, ob die anderen SportlerInnen denken, dass sie dort ist, weil sie Spaß hat oder weil sie Kalorien abtrainieren möchte. Letzteren Eindruck will sie

nicht vermitteln, müsste sie sich dann eingestehen, dass sie dem Zwang der gesellschaftlichen Norm unterliegt und nicht mehr frei entscheidet (vgl. z.B. OS: 83: „Leg dir ein Lächeln auf die Lippen. So eine bist du nicht. Du bist hier, weil dir das Training Spaß macht [...] [...] Du klemmst dich in den Crosstrainer und zählst scheinheilig lächelnd die Runden runter wie eine Nonne den Rosenkranz.“). Linda hingegen fragt sich, was ihre Arbeitskollegen und -kolleginnen wohl von ihr denken, wenn sie nach der Arbeit nicht erst noch im Stammrestaurant ‚versackt‘, sondern früher und nicht betrunken nach Hause geht, was ja eigentlich nur Leute machen, die Familie haben:

Was die jetzt wohl über dich sagen? [...] Sie wissen, dass zu Hause nichts auf dich wartet. Keine Arbeit. Auch kein Mann. Kein kleines Mädchen, dem du vor dem Zubettgehen die Haare kämmst. Wenn einer von euch früh nach Hause geht, dann nur, weil er durch und am Ende ist. Nicht heimwill, sondern heimmuss. Wahrscheinlich schütteln sie den Kopf über dich. (OS: 94)

Somit leiden bezeichnenderweise gerade die weiblichen Figuren an Normierungen. „Bürgerliche Tugend basiert [immer noch] auf einer Sublimierung physischer Leiblichkeit, die überwiegend weiblich codiert ist.“<sup>1127</sup> Das zeigt sich v.a. an Ulla und der über sie erzählten Disziplinierung des alternden Frauenkörpers sowie dem Ausleben ihrer sexuellen Lust, die allerdings seltsam kalt und unbefriedigend dargestellt wird, was zu einer negativen Markierung des Bereichs der weiblichen Sinnlichkeit führt (vgl. OS: 14).<sup>1128</sup> Es zeigt sich außerdem an Linda, dass die gesellschaftlichen Anforderungen an eine 36-jährige Frau, die sich in ihren Gedankenspielen äußern, mit Muttersein und Mutterschaft verbunden sind (vgl. OS: 84ff., 94). In dem vormütterlichen und vorfamiliären Zustand waltet die Gruppenbildung mit den Arbeitskollegen/innen, die in ihrem Stammlokal einen Rückzugsort gefunden hat. Diese Ersatzfamilie wird mit viel Alkohol erträglich getrunken. D.h., das wirkliche Ideal für eine

---

<sup>1127</sup> Frömmer: *Vaterfiktionen*, 161.

<sup>1128</sup> In genannter Szene malt sich Ulla ein Treffen mit ihrem Liebhaber Achim für den kommenden Nachmittag aus. Deshalb wird konjunktivistisch erzählt. Die Örtlichkeit, ein Hotelzimmer im „City Hilton“ mit „kühle[n]“ Laken, wird wenig erfreulich geschildert, zumindest für die Frau. Da lodert nicht das Feuer der Leidenschaft, sondern das Eis der Gletscher regiert die Szene: „Auf dem Laken wäre kein Krümel, sie wären rein und kühl, ein Gletscher, ein Hauch Stärke darin. Du würdest frösteln, bis Achim sich zwischen deine gespreizten Beine drängte. Dann ginge alles ganz schnell. Achim käme plötzlich, hart und kalt.“

Frau im gebärfähigen Alter ist die bürgerliche Familie. Das wird sehr deutlich an Lindas fortwährendem „Kinderkino“ (OS: 86).

Eigentlich wollte sich Linda als Karrierefrau mit stereotypisch gezeichnetem, großstädtischen Singleleben v.a. von dem Frauenbild der guten Mutter und Hausfrau emanzipieren. Sie ist ein gelehrtes Frauenzimmer, deren Talent das Schreiben und mithin der Umgang mit der symbolischen Ordnung (des Vaters) ist. Als sich jedoch ihre biologische Uhr bemerkbar macht, so legt es der Text nahe, denkt sie unaufhörlich an das Mutter- und Hausfrauendasein, welches für sie ganz klar positiv besetzt ist: Es verheißt Struktur, Ordnung und Sinn:

Und trotzdem sehnst du dich immerzu nach Kindern. Nach einem Mann. Einem Haus mit großer Küche, sauberem Badezimmer und einer gut sortierten Hausbar, der hin und wieder ein paar wohldosierte Tropfen entnommen werden, und niemals vor 20 Uhr. Dein Leben wäre geordnet. Klar. Zentriert wie ein Eiskristall, geometrische Auswüchse formiert um deinen Verstand. (OS: 85; vgl. auch OS: 84, 86)

Ulla hingegen will die gute Mutter und Hausfrau sein (‚Heilige‘), wird aber hauptsächlich in ihrer Rolle als ‚Mätresse‘ in diversen außerehelichen Liebschaften porträtiert (‚Hure‘) oder als Muttermörderin in der Tradition Medeas (vgl. OS: 187). Gar nicht so weit hergeholt ist das durch die Amputation der linken Brust evozierte Bild einer ‚Amazone‘, deren kämpferischer Gestus sich in Ullas Bemühen äußert, ihre Ehe weiterhin aufrechtzuerhalten. Aufgrund der fehlenden Kommunikation zwischen Mutter und Tochter findet kein Erfahrungsaustausch statt. Infiltriert durch den Neubürgerlichkeitsdiskurs in den Medien um die Mitte der 2000er Jahre kann Linda, zuvor hipper, unabhängiger Großstadt-Single in Berlin, auch plötzlich das bürgerliche Familienbild mit seiner Geschlechtertrennung idealisieren und den Wunsch hegen, eine Neubürgerliche zu werden. Und wieder schnappt die von COONTZ beschriebene Nostalgiefalle zu.

Dabei zeigt der Text mit Ulla, wie „allein“ diese für die Kinder, den Haushalt, die Familie zuständig und wie unglücklich sie damit war. Nicht umsonst ist ein leitmotivisch für Ulla benutztes Adjektiv „allein“ (vgl. OS: 126-130). Die Mutter steht trotz ihrer Aufgaben am Rande der Familie, deren Zentrum der Vater bildet. Ganz so findet sich das im bürgerlichen Trauerspiel der Aufklärung: „Die Familiendarstellungen der Empfindsamkeit sind auf die Figur des Vaters ausgerichtet, der gleichzeitig das Zentrum und den wunden Punkt

des aufgeklärten Patriarchats bildet.<sup>1129</sup> Dieser von JUDITH FRÖMMER auf Texte des 18. Jahrhunderts gemünzte Satz lässt sich nahtlos auf KÖHLERS Roman übertragen. Was die Familienaufführung in und am *Ostersonntag* so prekär macht, ist die Figur des Vaters, mit dessen Erkrankung das Familie-Spielen nicht mehr laut Textbuch funktioniert. Ulla hingegen funktioniert vordergründig weiter.

Im bürgerlichen Trauerspiel ist es „insbesondere die Figur der adeligen Mätresse [ist] [...] [, die] jene moralische und symbolische Ordnung des Bürgertums in Frage [stellt], der die moderne Familie ihre Entstehung verdankt. Marwoods Wollust gefährdet mit dem semiotischen auch das soziale Gefüge der patriarchalischen Kleinfamilie.“<sup>1130</sup> Mit Ulla ist die Figur der Mätresse im Zentrum des Bürgertums angekommen und die semiotische Bedrohung zeigt sich als eine genuin bürgerliche, die im Kern des bürgerlichen Familienverbandes angelegt ist. Das bürgerliche Frauenideal funktioniert „über die Abgrenzung von der ‚femme fatale‘ und die Negierung ihres eigenen erotischen Begehrens“<sup>1131</sup>, wie FRÖMMER mit Bezug auf DOROTHEA VON MÜCKE herausstellt. Die bürgerliche Ordnung grenzt also das Andere aus, das bspw. in Marwood Gestalt annimmt.<sup>1132</sup> Die „rhetorische Bedrohung der bürgerlichen Gesellschaft“<sup>1133</sup>, die von der Polysemie der Körpersprache ausgeht<sup>1134</sup>, wird bei LESSING und anderen Literaten der Aufklärung v.a. anhand von Frauenfiguren dargestellt.<sup>1135</sup> Das wird nicht nur an Marwood-Orsina-Claudia-Ulla, sondern ebenso an Sara-Emilia-Friederike deutlich.

---

<sup>1129</sup> Frömmel: *Vaterfiktionen*, 29.

<sup>1130</sup> Frömmel: *Vaterfiktionen*, 147.

<sup>1131</sup> Frömmel: *Vaterfiktionen*, 154.

<sup>1132</sup> Frömmel: *Vaterfiktionen*, 135.

<sup>1133</sup> Frömmel: *Vaterfiktionen*, 147.

<sup>1134</sup> Ab Mitte des 18. Jahrhunderts wurden, nicht zuletzt durch anthropologische Diskurse und eine „Reformierung der Affektlehre“ (Frömmel: *Vaterfiktionen*, 144) ausgelöst, Fragen nach dem Zusammenhang von Sprache und Körpersprache, deren Übereinstimmung oder Divergenz, sowie generelle sprachtheoretische Überlegungen v.a. in Bezug auf den materiellen Träger des sprachlichen Zeichens, also zur „Eigendynamik des Signifikanten“ (ebd.: 147) virulent. Diese Überlegungen prägten auch Lessings Reflexionen. „Die Frage nach der Dechiffrierbarkeit des menschlichen Körpers [verweist] auf das Problem sprachlicher Repräsentation überhaupt.“ (Ebd.) Und dieses war für das sich konstituierende Bürgertum im 18. Jahrhundert insofern sehr bedeutsam, hing doch „von der Wahrheit der sprachlichen Repräsentation [...] auch das Gelingen politischer Repräsentation ab“ (ebd.).

<sup>1135</sup> Vgl. Frömmel: *Vaterfiktionen*, 147.

Friederike, die dritte Frauenfigur im Bunde, bildet das schwächste Glied in der Familienkette. Sie zerbricht an den gesellschaftlichen Anforderungen und Gendernormen. Obschon sie mit der Zeit gelernt hatte, sich in das Normkorsett der bürgerlichen Familie zu pressen, geschieht dies nur auf Zeit. Friederike bleibt eine blasse Figur, von der eigentlich immer nur mit Verweis auf den ominösen Brief die Rede ist. Sie scheint nur als Textkörper zu existieren. Das erinnert an Sara Sampsons weiblichen Körper, der einem Textkörper geopfert wird.<sup>1136</sup> Für beide Frauen lässt sich in Anlehnung an das Neue Testament sagen: ‚Das Fleisch ward Wort.‘<sup>1137</sup> Deshalb drängen sich einige Parallelen zwischen diesen Frauenfiguren auf: Sara Sampson musste sterben, „damit die Tugend auf Erden leben kann“<sup>1138</sup>. Sara sagt in ihrer recht langen Sterbeszene: „Ach, Mellefont, warum sind wir zu gewissen Tugenden bei einem gesunden und seine Kräfte fühlenden Körper weniger, als bei einem siechen und abgematteten aufgelegt?“<sup>1139</sup> In *Sara Sampson* sind die religiösen Bilder besonders im fünften Akt sehr deutlich und weisen auf das zu erwartende Heilsgeschehen voraus, das in *Ostersonntag* trotz religiöser Metaphorik und dem Tod einer bürgerlichen Tochter nicht mehr eintrifft. „Am Ende ihrer empfindsamen Passionsgeschichte führt sie, wie Jesus am Kreuz (Joh 19,25), eine geistige Familiengemeinschaft zusammen,“<sup>1140</sup> sagt FRÖMMER über die Figur Sara Sampson. Das schafft Friederike nicht.

In *Ostersonntag* kommt Friederikes Abschiedsbrief besondere Aufmerksamkeit zu. Er beinhaltet das (offene) Familiengeheimnis: Friederikes Tod war kein Unfall, sondern Selbstmord. Außerdem legt der Text eine besondere Liebesbeziehung zwischen den Geschwistern Ferdinand und Friederike nahe.<sup>1141</sup>

<sup>1136</sup> Frömmer: *Vaterfiktionen*, 162.

<sup>1137</sup> Natürlich heißt es im NT im Evangelium nach Johannes Kap. 1.14 „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns [...]“, vgl. *Die Bibel*, Evangelium Johannes, Kap. 1.14. Die Verkehrung erscheint sinnvoll, weil Friederike zunächst Körper und dann Text ist.

<sup>1138</sup> Frömmer: *Vaterfiktionen*, 160.

<sup>1139</sup> Lessing: *Miss Sara Sampson*, V. 5, 84f.

<sup>1140</sup> Frömmer: *Vaterfiktionen*, 161.

<sup>1141</sup> Vgl. die Spuren, die der Erzähler über die Figur Ferdinand streut, um eine geschwisterliche Liebesbeziehung naheulegen. Andere Frauen hat der „kleine[r] Poet“ (OS: 47) wie ‚schöne Leichen‘ gesammelt („Kaum, dass dir eine ein Lächeln schenkte, wolltest du gleich ihr Leben“ (ebd.), weil er ein „Suchender“ (ebd.) und „Flüchtling vor [dir] [sich] selbst“ (ebd.) ist. Seinen Ex-Freundinnen hat er immerzu die gleichen Geschichten über sein Leben präsentiert, die ihn typisiert und in unterschiedlichen Rollen dargestellt, aber niemals eine vollständige Version seiner Vergangenheit erzählt haben. „Deine Vollversion ist eine andere. Nur in der Vollversion taucht Friederike auf. Vielleicht würde mit der Vollversion auch das Pärchenprogramm besser funktionieren. Aber damit



Mit dem Normen- und Wertekatalog, der im bürgerlichen Trauerspiel ausgestellt wird, geht die Sublimierung der sexuellen Lust und körperlichen Sinnlichkeit in der Empfindsamkeit einher, die das vernünftige Gefühl hypostasiert. Das unterdrückte Begehren wird häufig im Medium des Briefs und der Schrift stilisiert, wie KOSCHORKE in seiner wegweisenden Arbeit *Körperströme und Schriftverkehr*<sup>1142</sup> herausgestellt hat. Nicht zufällig wird der Briefroman als Gattung in der Empfindsamkeit ins Leben gerufen.

Im dritten Kapitel erfährt die Leserin/der Leser (endlich) Genaueres über den Inhalt von Friederikes Abschiedsbrief. Ferdi sitzt im Zug zurück nach Berlin und stellt sich die Frage, wie es in seinem Leben fortan weitergehen soll:

Was willst du nun tun? Wohin mit dir? Darüber nachzudenken fällt dir schwer. Wohin? Du stellst die Frage mit glasigen Augen der vorbeirasenden Landschaft, die grau wird unter deinem müden Blick. Du zündest dir noch eine Zigarette an und fährst mit der Daumenkuppe leicht über die Gravur, die so klein ist, dass man sie kaum erkennen kann. *Friede liebt dich.* steht da und dahinter das Datum deines 18. Geburtstags. Du musst dein Feuerzeug nicht ansehen, um die Inschrift zu lesen, so, wie du nur die Augen schließen musst, um bei ihr zu sein. Wie traurig sie war. Immer müde. Immer dieser ins Bodenlose gesenkte Blick, eine Fußnote zu ihrem Schweigen. Vielleicht hättest du ihm folgen sollen, versuchen, ihn zu lesen. Vielleicht hätte der Kommentar etwas über den Quelltext verraten. Den sie nie hatte aus sich herausprudeln lassen. Sogar Tinte hat sie gespart, der Brief war lachhaft kurz, zu kurz angesichts der Botschaft, ein paar Zeilen nur auf einem dünnen, knittrigen Blatt. An ihrem Ende hat die Schwermut nur einen Bogen Luftpostpapier fallen lassen.

*Es tut mir leid. Liebe mich so, wie ich dich immer geliebt habe, vergiss das nicht, Friede.* (OS: 206, Hervorhebungen im Orig.; N.W.)

---

kämeſt du der Wahrheit ſo nah.“ (OS: 49) Der Satz, daſs es „immer deine eigene Geſchichte [iſt], auſ der du fliehſt“ (OS: 50), indiziert zumindest, daſs Ferdinands Schweſter Friederike für ſeine Liebesgeſchichten zentral iſt. Daſs wiederum legt nahe, daſs dieſes nicht iſt, weil ſie ‚nur‘ ſeine Schweſter iſt: „In Wirklichkeit ging eſ immer nur daruſ, daſs Friede dich verlaſſen hat und du nie verſtehen konnteſt, wieſo (OS: 81).“ Platons Kugelmeneſchen implizierend, die urſprünglich eine ſinguläre Einheit waren, und im ‚Brüderchen-komm-tanz-mit-mir-Stil‘ heiſt eſ: „Du wollteſt immer ſo ſein wie ſie, die groſſe Schweſter, ihr kleiner Bruder, daſs eine kann ohne daſs andere nicht ſein, nicht Schweſter, nicht Bruder, nicht groſſ, nicht klein“ (OS: 97). „Zwiſchen dich und Friede hätte kein Problem mehr gepaſſt“ (OS: 97) legt auch die körperliche Nähe beider nahe. „Friede. Einfach. Weg. Du fragſt dich, ob daſs ſein kann: daſs die Spiegelneuronen in deinem Kopf nichts mehr haben, waſ ſie ſpiegeln könnten. Dein Hirn einfach hohl dreht. Waſ iſt ein Spiegel ohne etwaſ, daſs ſich darin ſpiegeln kann? Iſt ein Spiegel mehr alſ daſs Bild, daſs eſ zeigt?“ (Ebd.) Vgl. hierzu auch OS: 102, 119f., 128, 134, 138f., 206.

<sup>1142</sup> Vgl. Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*.

Hier wird das Textuelle der Figur Friederike deutlich: ihr Blick ist eine Fußnote zu ihrem Haupttext, der aus Schweigen besteht. Die Fußnote – verstanden als Kommentar und Exegese des eigentlichen Quelltextes des Verschwiegenen – hätte nicht achtlos übergangen werden dürfen, sondern mit wissenschaftlicher Sorgfalt geprüft werden müssen. Mit FOUCAULT „hat der Kommentar, welche Methoden er auch anwenden mag, nur die Aufgabe, das *schließlich* zu sagen, was *dort* schon verschwiegen artikuliert war“<sup>1143</sup>. In ihrem Schweigen hat Friederike die Grundaussage schon getroffen. Als eine der „interne[n] Prozeduren, mit denen die Diskurse ihre eigene Kontrolle selbst ausüben; [als eine der] Prozeduren, die als Klassifikations-, Anordnungs-, Verteilungsprinzipien wirken,“<sup>1144</sup> hat der Kommentar, neben dem Autor und den Disziplinen, die Aufgabe, den Zufall des Diskurses zu regulieren. Das, was einmal gesagt wurde, wird erneut und wiederholt zur Sprache gebracht, sodass der Sekundärtext den Primärtext nie neu schreiben, sondern immer nur erläutern und vollenden kann. Insofern „muß [der Kommentar; N.W.] (einem Paradox gehorchend, das er immer verschiebt, aber dem er niemals enttrinnt) zum ersten Mal das sagen, was doch schon gesagt worden ist, und muß unablässig das wiederholen, was eigentlich niemals gesagt worden ist.“<sup>1145</sup> Das Oszillieren zwischen dem wiederholten Reformulieren des schon Gesagten auf der einen und des Wiederholens dessen, was immer verschwiegen wurde, gewinnt anhand des Kommentarbegriffs Kontur.

Friederike, deren Gesten und „Bewegungen eigentlich [...] [immer ] andere war[en]“ (OS: 140) lassen sich metonymisch als Übertragungsfiguren für etwas Ähnliches, aber Ungesagtes lesen – sie macht dies, meint aber jenes (vgl. OS: 140: „Sie griff zum Wasser und schüttete es sich eigentlich über den Kopf, sie verrückte ihren Stuhl leicht und stieß ihn eigentlich um, sie breitete die Serviette auf dem Schoß aus und warf eigentlich das Handtuch. Sie blieb am Tisch sitzen, rannte aber eigentlich heulend aufs Zimmer und in Wirklichkeit ist Friede ihr ganzes Leben lang nie wieder dort herausgekommen.“). Als Studienversion ihrer selbst ist sie Primärtext und Kommentar zugleich. Dennoch macht sich keines der Familienmitglieder die Mühe, sie wirklich zu lesen.

Zu der Eigenart ihrer Handschrift und deren spezifischer Medialität heißt es weiter:

<sup>1143</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 19.

<sup>1144</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 17.

<sup>1145</sup> Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, 19.

Kein Zittern in den Zeichen. Ihre Schrift war, wie sie immer gewesen war, eng und nach rechts geneigt, als habe ausgerechnet sie es eilig. Friede. Der i-Punkt über dem e, du weißt noch, dass Papa das während der Grundschulzeit immer bemängelt hatte: dass sie die Punkte zu spät setzte und die Umlautzeichen immer über dem darauffolgenden Buchstaben hingen.

Es tut mir leid. Liebe mich so, wie ich dich immer geliebt habe, vergiss das nicht, Friede.

Das war alles. Mehr stand nicht drin. Friede hat dich dem Spekulativen überlassen. Was kommt jetzt also? Was soll wohl noch kommen? (OS: 206f.)

Die Handschrift wird auf Gefühlsregungen beim Verschriftlichen der Gedanken und Abfassen des Briefes geprüft, weil, spätestens seit der Empfindsamkeit, der handschriftlich verfasste Brief prädestiniert dazu ist, die körperlich sublimierten Gefühle in die Schrift zu verlegen und durch diese Materialität dennoch, d.h. textuell, auszudrücken. Obschon sich keine Erregungszustände oder Emotionen ausmachen lassen, weder Tränen noch zu viel Tinte geflossen sind, spielt dieser Brief auf die von KOSCHORKE untersuchte Mediologie im 18. Jahrhundert – also die Medialisierung unter Einbezug ihrer Semioseleistung – an. KOSCHORKE arbeitet aus kulturanthropologischer Perspektive die Schriftlichkeit der Empfindsamkeit heraus, die „zu einer operativen Größe in diesem Prozeß [der Affektmodellierungen]“<sup>1146</sup> wird. Durch die Verlagerung der Gefühle in den Bereich des rein Textuellen thematisiert auch KÖHLERS Text die „Relevanz von Fragen der Liebe [...] über die Relevanz von Schrift“<sup>1147</sup>. Die Verschriftlichung nicht gelebter Gefühle sowie auffällig gesetzte Leerstellen fungieren als Substitutionen für die Unlebbarkeit der Gefühle außerhalb des schriftlichen Verkehrs.

Dass die Affektmodellierung über Verschriftlichung funktioniert, scheint auch Friederike gewusst zu haben. Im 18. Jahrhundert wurde die historische Psychologie konturiert, die „auf Introspektion gegründet[en]“<sup>1148</sup> ist. Zeitgleich wurde mit dem Aufkommen der Ästhetik die „moderne[n] Affektsemantik“<sup>1149</sup> reguliert. Es wirkt, als sei Friederike aufgrund sämtlicher Internalisierungs- und Disziplinierungsmechanismen, die vom 18. Jahrhundert bis ins 21. Jahrhundert fortwirken, extrem bemüht gewesen, die Formen ihres schriftlichen Ausdrucks ebenfalls zu regulieren und auch in diesem Medium den strikten Tugendkatalog einer bürgerlichen Tochter zu wahren. Ihre Schrift wirkt eng und gedungen.

---

<sup>1146</sup> Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*, 12.

<sup>1147</sup> Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*, 12.

<sup>1148</sup> Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*, 222.

<sup>1149</sup> Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*, 465.

Lediglich eine kleine Verschiebung weg vom geforderten, emotionslosen Schriftzeichen, eine kleine Auflehnung gegen das väterliche Gesetz der Schrift selbst ist zu bemerken: die verzögerte Setzung von Satzzeichen. Auch im Medium des (Abschieds-)Briefs, der nur zwei Sätze beinhaltet, sublimiert Friede gemäß der bürgerlichen Familiennorm weiterhin ihre Gefühle.

Es ist festzuhalten, dass auch in KÖHLERS Familientext die Inzestthematik<sup>1150</sup> zur Sprache gebracht und damit noch ein weiteres (Familien-)Geheimnis hinzugefügt wird. Man könnte sagen, der empfindsame Diskurs um Familie als Gefühlsgemeinschaft und die Disziplinierungsstrategien bilden ebenso eine Konstante vom 18. Jahrhundert bis in die Jetztzeit, wie das Thema ‚Inzest‘, das im bürgerlichen Trauerspiel stets mitverhandelt wird, mehr oder weniger explizit, sich jedoch von der Vater-Tochter-Achse auf ein geschwisterliches Begehren gerichtet hat.

### 3.5 Familiengeheimnis, Familienwunde und die ideale Familie

Obwohl das Buch ein Familienroman ist, setzt sich die Autorin von einer klassischen Vorstellung des Genres offensichtlich ab, und das ganz im Unterschied zu ihren männlichen Schriftstellerkollegen, die in ihren zeitgenössischen Romanen von Familie erzählen und die, vereinfacht gesagt, viel mehr affirmative Übernahmen der männlich codierten Gattungsästhetik erkennen lassen. Wie schon bei VANDERBEKE benennt der Titel gerade nicht den Familiennamen oder den Namen eines Familienmitglieds, sondern den höchsten kirchlichen Feiertag, der gemeinhin als Familientag gefeiert und verlebt wird. Ebenso wie das (Muschel-)Essen im Kreis der Familie ein Ritual innerhalb der Herstellung von Familie ist, verhält es sich alltagsweltlich zumeist mit dem gemeinsam im Familienkreis verbrachten Ostersonntag. An diesem kirchlichen Feiertag, so sagt es der christliche Glaube und so ist es im NT nachzulesen, ist Jesus von den Toten auferstanden.

<sup>1150</sup> Folgende zeitgenössische (Familien-)Texte belegen exemplarisch die Virulenz der Inzestthematik: Maxim Biller: *Die Tochter. Roman*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2000 oder Zoë Jenny: *Der Ruf des Muschelhorns. Roman* [2000], Frankfurt a.M.: btb 2002. Vgl. auch Dagmar von Hoff: „Mythos, Tradition und genetischer Fluss. Zur Rückkehr der Inzestthematik in der Literatur um 2000“, in: *Chiffre 2000. Neue Paradigmen in der Gegenwartsliteratur*, 221-233.

*Ostersonntag* ist kein Generationenroman, weil von einigen wenigen Sätzen zum an Alzheimer verstorbenen Großvater abgesehen, nur die Kernfamilie Bargfeld im Erzählfokus steht.<sup>1151</sup> Vor ihrem Familienhintergrund sind alle Figuren auf der Suche nach sich und einem guten Leben. Ganz klassisch werden so Identitätsprobleme über das Thema ‚Familie‘ erzählt. Dabei spielt die große deutsche Geschichte kaum eine Rolle. Zentral ist die Zeitgeschichte um die Mitte der 2000er Jahre, die über den alltagsweltlichen Kontext der Figuren aufgerufen wird.

KATHARINA GRABBE hat in ihrer Analyse zu JENNY ERPENBECKS Roman *Heimsuchung* konstatiert, dass dieser sich „von einem Trend der deutschen Gegenwartsliteratur“ absetze, indem er „Geschichte, jedoch keine Familiengeschichte erzählt“<sup>1152</sup>, was mit Blick auf die Forschungsliteratur generell ein Kriterium populärer zeitgenössischer Familienromane sei.<sup>1153</sup> Für KÖHLERS Roman lässt sich GRABBES Aussage wunderbar chiasmisch wenden: Er erzählt Familiengeschichte, jedoch keine Geschichte. Zumindest nicht die große deutsche Geschichte, wie sie in anderen Familien- bzw. Generationenromanen der Gegenwart erzählt wird. Hier besteht aufgrund der historischen ‚Flachheit‘ oder ‚Seichtheit‘ die Nähe zu Reality-Familienendungen im Fernsehen sowie zu den analysierten Sachbüchern in Kapitel 5.

Eine einzige Textstelle in *Ostersonntag* (vgl. OS: 28) tritt in diesem Zusammenhang hervor, weil sie *in nuce* schlagwortartig das Narrativ der deutschen Kriegsvorgangeneit und damit verbundene (familiale) Traumata aufruft, aber weder weiter ausbuchstabiert noch hinterfragt. Sie wirkt, als sei eine kurze Nennung dieses Themas mit Blick auf andere aktuelle Familienromane obligat und genrespezifisch und dürfte deshalb auch in KÖHLERS Text, der Familie verhandelt, nicht fehlen. Nachfolgende Passage liest sich deshalb wie ein Spiel mit den LeserInnenerwartungen:

---

<sup>1151</sup> Ausgangspunkt ist Jahns Definition in: „Familienkonstruktionen 2005“, 581: „Die neuen Familienromane sind Generationenromane, die, über die Problematisierung familiärer Zwei-Generationenkonflikte hinausgehend, zeitausgreifend mindestens drei Generationen erzählerisch aus deren je eigener Perspektive vorstellen.“

<sup>1152</sup> Katharina Grabbe: Kap. VIII: „Heimsuchung“, in: dies.: *Deutschland – Image und Imaginäres. Zur Dynamik der nationalen Identifizierung nach 1990*, Berlin: de Gruyter 2013, 225-260, 230 (Diss. Univ. Münster 2011).

<sup>1153</sup> Eine kurze, stichwortartige Liste der „zentralen Elemente des Familienromans der Gegenwart“ findet sich in: Seidler: *Figurenmodelle des Alters in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, 251f.

**[Heiner]**

Du wachst auf und der letzte Überlebende von Auschwitz ist tot. Der Anlass ist aktuell, im Fernsehen wird eine Diskussion geführt, in der es schon wieder darum geht, wie ein Mahnmal und ob das Dritte Reich, wie seine Opfer und dass das als Lehrstunde aber doch eher um ein Gedenken geht, vielleicht muss der Zoll heute für den Respekt von der Moralkule, die Vergangenheit muss bewältigt, Kunst zurückgegeben, Dichtung nach Auschwitz kann nicht, aber Romane über das alles, und du fragst dich, wie lange du noch in der Lage sein wirst, ein Gedicht zu lesen. Du fragst dich, wer sich an dich erinnern wird, wenn dein Rauch aus dem Krematorium steigt. Du fragst dich, woran du dich erinnern wirst, wenn es weitergeht.

Grausam ist immer die Gegenwart. Denkst du oft daran, wie es sein wird, wenn es weitergeht? Wenn die Plaque das Jetzt sprengt und dein Hirn zurück ins Darnials zieht?

Wollten wir nicht alle nochmal Kind sein?

Seit du pensioniert bist, tauchen in deinem Kopf immer öfter Episoden von früher auf. Aber an früher erinnerst du dich nicht gern. Du weißt noch,

wie...

wie...

wie...

Aber was weißt du schon. (OS: 28)

Geschichte wird hier wörtlich und in einem langen inkohärenten Satz, quasi in einem Atemzug, nur bruchstückhaft anzitiert, „grausam ist immer die Gegenwart“. Um verstanden zu werden, berufen sich diese Zitationen auf das Funktionieren des ‚kulturellen Gedächtnisses‘, das JAN ASSMANN wie folgt definiert:

Unter dem Begriff kulturelles Gedächtnis fassen wir den jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümlichen Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten zusammen, in deren ‚Pfleger‘ sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt.<sup>1154</sup>

Mit Blick auf obiges Primärzitat aus *Ostersonntag* geht es offensichtlich um die Rolle des Gedenkens und Erinnerns der Opfer von Auschwitz und die gesellschaftliche Rolle der Kunst in diesem Prozess. THEODOR W. ADORNO („[N]ach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“<sup>1155</sup>) und BERTOLT BRECHT („Was sind das für Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen

<sup>1154</sup> Jan Assmann: „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität [1988]“, in: *Kultur und Gedächtnis*, hg. v. dems. u. Tonio Hölscher: Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, 9-19, 15.

<sup>1155</sup> Theodor W. Adorno: „Kulturkritik und Gesellschaft [1951]“, in: ders.: *Gesammelte Schriften in zwanzig Bänden*, hg. v. Rolf Tiedemann, Bd. 10.1: *Kulturkritik und Gesellschaft 1: Prismen. Ohne Leitbild*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, 11-30, 30.

ist / Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!<sup>1156</sup>) werden konnotiert und öffnen einen Assoziationsraum, in den auch Anklänge an PAUL CELANS berühmtes Gedicht „Todesfuge“ („[D]er Tod ist ein Meister aus Deutschland“<sup>1157</sup>) fallen. In den medial verbreiteten Diskussionen um den Bau des 2005 eingeweihten Berliner Holocaust-Denkmals oder MARTIN WALSERS viel kritisierte Dankesrede, die er 1998 anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels in der Paulskirche gehalten hat, kommt abermals die Sensibilität im Umgang mit diesem Kapitel deutscher Geschichte zum Ausdruck.<sup>1158</sup> Überblicksartig und splitterartig findet ‚also doch irgendwie‘ die jüngste deutsche Vergangenheit und ihre fortdauernde Diskursivierung Eingang in den Roman. Signifikanterweise tut sie dies im Zusammenhang mit dem krankhaften Vergessen, Heiners Alzheimererkrankung, die sich durch seine spezielle Sprache veräußert.

So wie die sog. ‚Väterliteratur‘ der 1970/80er Jahre das Verdrängen und Vergessen der Kriegserlebnisse der Eltern- bzw. Nachkriegsgeneration thematisierte und aufzuarbeiten suchte, scheint auch in Heiners Generation, bzw. ‚Kohorte‘ nach KARL MANNHEIM<sup>1159</sup>, viel verdrängt zu werden. Es wirkt, als finde eine genealogische Vererbung der Schuldfrage statt. Dem dreifach anaphorisch gesetzten Relativpronomen „wie“, das jeweils eine eigene Zeile beansprucht und syntagmatisch Vergleiche einleiten könnte, folgen jeweils lediglich drei Kolons, die auf diese Weise die fortdauernde Sprachlosigkeit sowie die (Gedächtnis-)Lücke auch typographisch veranschaulichen und so implizit die nicht zu überschätzende Rolle der (Gedächtnis-)Medien anklingen lassen. Insgesamt wird anhand des dementen Vaters Heiner deutlich, dass er sich an viele Ereignisse nicht erinnern möchte und deshalb bewusst seine Zeit vor dem Discovery Channel verbringt, in die Tierwelt eintaucht und dem Nachdenken gar keine Chance einräumt:

---

<sup>1156</sup> Bertolt Brecht: „An die Nachgeborenen [1939]“, in: ders.: *Gedichte*, Bd. 4: 1934-1941, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1961, 143-145, 143.

<sup>1157</sup> Paul Celan: „Todesfuge [1944]“, in: ders.: *Mohn und Gedächtnis*, Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. 1952, 35-39, 38.

<sup>1158</sup> Martin Walsers Rede: „Dank. Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede“, ist online verfügbar unter: <[http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/1998\\_walser.pdf](http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/1998_walser.pdf)>; 24.5.2014, 9-14, 12. Im selben pdf-Dokument findet sich auch die Laudatio von Frank Schirmacher, „Laudatio. Sein Anteil“, 2-8.

<sup>1159</sup> Vgl. Weigel: *Genea-Logik*, 95. Mannheims soziologische Definition ist ein Theorieimport geworden und Grundlage vieler Arbeiten zum Generationenkonzept und dessen Weiterentwicklung.

Schalt um, so etwas ist heute wirklich nichts für dich. Du bist aber auch ein bisschen selber schuld. Was sollte diese Expedition ins Volksfernsehen? Was hast du gehofft, da draußen zu entdecken, wo es für dich doch sowieso nur den Discovery Channel gibt? Du weißt es selbst nicht? Schon gut. Alles gut. Keine weiteren Abenteuer. Ein Knopfdruck, geliebte Tierwelt, dein Heim. Richte dich ein. Leg deinen Kopf auf der Armlehne ab, deck dich schön zu. Guck ruhig noch mal rum, es ist wirklich alles in Ordnung. (OS: 46)

Die Schutzhaltung, die Heiner einnimmt – er legt den Kopf auf der Armlehne ab, nicht die Arme – und deckt sich warm zu, also dieses Kleinmachen und Eintauchen in die Tierwelt, wirkt insgesamt wie der Schutz vor der Realität und ihrer Vergangenheit, ganz so, wie ihn ein pränataler Mensch im Mutterleib genießt. Es ließe sich auch als ein ‚Wegschauen‘ im Sinne von WALSERS Paulskirchenrede vor den täglichen Schreckensnachrichten und Rückblicken in die Kriegsvorgänge lesen. In seiner Rede sagt MARTIN WALSER: „Wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir etwas gegen diese Dauerpräsentation unserer Schande wehrt. Anstatt dankbar zu sein für die unaufhörliche Präsentation unserer Schande, fange ich an *wegzuschauen*“<sup>1160</sup> [meine Hervorhebung; N.W.]. Insgesamt läßt sich sagen, dass dieses Verhalten in KÖHLERS Roman reflektiert wird, indem der Text bewusst wegschaut und gerade nicht landläufige Erwartungen an einen Familienroman und dessen Thematisierung von Vergangenheitsbefragung erfüllt. ‚The rest is silence‘ – mit Ausnahme der oben zitierten Textstelle.

Der Text versucht gar nicht erst, für die Probleme seiner Figuren eine große historische Begründung zu liefern. Er beschränkt sich wie ein Vergrößerungsglas nahezu komplett auf die traditionelle Kernfamilienkonstellation. Die Identitätssuche der vereinzelt Familienmitglieder in ihrem Sosein steht im Fokus. Gepaart wird diese Suche mit Drogen und Sex, zwei Dingen, die helfen sollen, Krankheit und Tod temporär zu vergessen, weil es beides in einer heilen Familie nicht geben darf. Diese Feststellung, dass die Normalität der bürgerlichen Familie immer ihre ausgegrenzten Teile kontrafaktisch präsent hält, indem eine Demarkationslinie gezogen wird, hat schon BÖHME für die Literatur der Aufklärung getroffen.<sup>1161</sup> Krankheit, Wahnsinn, jede Form von Devianz und Anormalität, immer definiert mit Bezug auf das bürgerliche Kernfamilienideal, wurden und werden diskursiv aus dem Familiendiskurs ausgegrenzt. Jedoch schlummern (Selbst-)Mordphantasien in allen Familienmitgliedern

<sup>1160</sup> Walser: „Dank. Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede“, 11.

<sup>1161</sup> Vgl. Böhme: *Natur und Subjekt*, 7.



gleichermaßen (vgl. bspw. OS: 8, 22, 32, 59, 65, 108)<sup>1162</sup>. Das Idealbild der heilen Familie wird zwanghaft versucht zu realisieren und fassadenhaft auszustellen. Familie als Ganzheit gibt es im Roman nicht.

Dennoch gibt es eine Art transzendentalen Signifikanten: den titelgebenden Ostersonntag, auf den die latente Hoffnung auf eine harmonische Familieneinheit ganzjährig gerichtet ist und der den Familienperformances so etwas wie Sinn verleiht. Das bürgerliche Kleinfamilienideal ist die Norm im alltäglichen Hintergrund, an der sich die Figuren reiben, orientieren und mithin jene Lebensform, auf die sich die Sehnsüchte richten, insbesondere der zweiten Generation, die altersgemäß vor der Gründung einer Zeugungsfamilie stehen könnte. Diese im Text aufrechterhaltene Sehnsucht nach einem Idealbild von Familie bildet eine weitere Gemeinsamkeit mit popliterarischen Texten, für die C.D. CONTER formuliert, dass Familie „in der Popliteratur eines der wenigen Refugien in der anomischen Gesellschaft [bleibt]. Die Liebe und die Zuneigung werden zur Trägerin der Familie.“<sup>1163</sup> Diese Utopie wird in den popliterarischen Texten nur anhand der Beschreibung der Dysfunktionalität des familialen Gefüges, der Ehe der Eltern oder der Beziehungen der Familienmitglieder untereinander greifbar. Diese Aussage weiterführend, lässt sich für *Ostersonntag* mit STEPHAN WOLTING resümieren, dass Familie Bargfeld schon ‚verfallen‘ und ‚kaputt‘ ist.<sup>1164</sup> Die Pop-Protagonisten und die Figuren in KÖHLERS Ro-

---

<sup>1162</sup> „[Ulla] [...] Schlaf und sei ohne Sorge. Am nächsten Morgen wirst du tot oder lebendig sein, und am Ende ist es ja auch egal, denn am Ende ist auch das wieder nur eine Frage der Sichtweise.“ (OS: 8); „[Ulla] [...] Du könntest Heiner ein Messer in den Bauch rammen und dir die Pulsader aufschneiden.“ (OS: 22); „[Ferdinand] [...] Na ja, vielleicht könntest du dich vor die Tram werfen, aber wer weiß schon, ob das was nützt.“ (OS: 32); „[Heiner] [...] Wenn du versuchst, sie [d.h. die Mülltonne mit der Glasflasche als Wurfgegenstand; N.W.] vom ersten Stock aus zu treffen, hast du vielleicht Glück, und deine Frau steht im Weg.“ (OS: 59); „Du hast es [d.h. Glasschiff; N.W.] nicht zertrümmert. Das Schiff nicht, dein Leben nicht und den Schädel deiner Frau schon gar nicht, sie ist nämlich noch gar nicht wieder da.“ (OS: 65); „[Ulla] [...] Ansonsten könntest du jetzt auch rüber ins Bad gehen und ihm die Klobürste ins Maul schieben, so tief, dass ihm das Stöhnen ein für alle Mal vergeht.“ (OS: 108).

<sup>1163</sup> C.D. Conter: „Rebellion gegen die Rebellion.‘ Gesellschaftsdiagnosen der Popliteratur der 1990er Jahre zwischen Selbstmord und Ehe. Ein Beitrag zur Debatte der Subversion und des Konservatismus der Popliteratur“, in: *Pop, pop, populär. Popliteratur und Jugendkultur*, hg. v. Johannes G. Pankau, Oldenburg: Universitätsverlag Aschenbeck & Isensee 2004, 49-67, 60.

<sup>1164</sup> Vgl. Stephan Wolting: „Erzählte Familie: Überlegungen zu einem literarischen Motiv und Kulturthema anhand ausgewählter Werke der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur“, in: *Standpunkte und Sichtwechsel. Festschrift für Bernd-Jacquier zum 60. Geburtstag*, hg. v. Gerd Ulrich Bauer, München: Iudicum 2009, 127-145, 132.

man, so lässt sich hinzufügen, „leiden öfters unter den Zwistigkeiten zwischen den Eltern und an der getrübbten Familienharmonie. [...] Und schließlich wird eine Auflehnung gegen die Eltern nur dann akut, wenn diese die Bande der Kleinfamilie aufzulösen drohen“<sup>1165</sup>.

Der Plot steuert auf das wenig harmonische Osterfest bei den Eltern in München zu. Erzählt wird dieses Fest, das als Figur in den neueren Familienromanen auch so etwas wie eine abgegriffene Metapher geworden ist, nicht. In Form einer Anti-Klimax bildet es den Höhepunkt des Romans. Die Leserin/der Leser erfährt nur einige wenige Sätze über dieses Osterfest aus der Sicht von jeder Figur, sodass alternative Sichtweisen sich kommentarlos gegenüberstehen. Folgt der Text zunächst einer chronologischen Abfolge der Ereignisse, so wird im letzten der insgesamt drei Kapitel mit der Beschreibung begonnen, wie Ferdi seine Schwester mit dem Auto zum Flughafen bringt und somit Ostern vorbei ist. Das Fest, auf dessen Ausrichtung und Stattfinden hin der Roman angelegt ist, kann in seiner elliptisch-minimalistischen Skizzierung symptomatisch für die offene Wunde in der Familie, das offene Geheimnis um Friedes Tod, stehen. Ebenso erinnert es an den Tod Jesu Christi und seine oftmals in der Bildenden Kunst ausgemalten fünf Wunden – man könnte jetzt etwas bemüht feststellen, für jedes Familienmitglied eine – sowie an das Leiden und die Schmerzen, die vor der Überwindung des Todes durch die Auferstehung stehen. „Mit der Darstellung der Leidensgeschichte Jesu sind Wunde, körperlicher Schmerz und Verletzung in der abendländischen Kulturgeschichte bildwürdig geworden“<sup>1166</sup>, erklärt der katholische Theologe REINHARD HOEPS, der zusammen mit dem Kunsthistoriker RICHARD HOPPE-SAILER das Konzept für die Ausstellung „Deine Wunden. Passionsimaginationen in christlicher Bildtradition und Bildkonzepte in der Kunst der Moderne“ (25.4. bis 31.8.2014 in Bochum) entworfen hat und damit nahelegt, wie kulturprägend die Darstellung der Wunde war und ist, auch wenn das natürlich nicht automatisch heißt, dass die Menschen wieder zunehmend religiöser werden.

<sup>1165</sup> Conter: „Rebellion gegen die Rebellion“, 59.

<sup>1166</sup> O.A.: „Deine Wunden.“ Ausstellung zeigt Bilder der christlichen Passionsförmigkeit und Kunst der Moderne“, Online-Ankündigung des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ der WWU Münster, abrufbar unter: <[www.uni-muenster.de/Religion-und-Politik/aktuelles/2014/mar/News\\_Ausstellung\\_Deine\\_Wunden.html](http://www.uni-muenster.de/Religion-und-Politik/aktuelles/2014/mar/News_Ausstellung_Deine_Wunden.html)>; 15.8.2016. Vgl. auch die Beschreibung des Cluster-Projekts, auf dessen Forschungsergebnissen die Ausstellung basiert: O.A.: „Bilder der Wunde / Die Wunde als Bild. Passionsimaginationen im vor-modernen Christentum und in der bildenden Kunst der Moderne“, <<http://www.uni-muenster.de/Religion-und-Politik/forschung/projekte/d8.html>>; 15.8.2016.

In KÖHLERS *Ostersonntag* ist die Passionsgeschichte Jesu aus der sakralen in die profane Familienwelt verschoben worden. Jedes Familienmitglied leidet an seinen individuellen Wunden, seien sie innerlich oder äußerlich, wie bspw. bei Ulla, die, nachdem ihr infolge einer Krebserkrankung die linke Brust amputiert worden ist, an ihrer Wunde als einem sichtbaren Zeichen des Schmerzes und einer Art Stigmatisierung bzw. einem Zeichen für den Verlust der Weiblichkeit leidet (vgl. OS: 50-54, hier 127: „[Du] bist wie Jeanne D’Arc gegen ihn [d.h. den Krebs; N.W.] ins Feld gezogen, aber sie haben dir die Brust ganz abgenommen. Das Holz vor der Hütte, abgehackt. Dir deine Weiblichkeit weggestrichen und dir statt dessen ein Silikonpolster in den BH gestopft.“). Aber alle Familienmitglieder leiden auch an der sie einenden Wunde, dem Tod des dritten Kindes Friederike. Jede Figur träumt von Friede.

Auch nachdem Ferdi am Ostersonntag versucht hat, über die verschwiegene Ursache von Friedes Tod, ihren Selbstmord, ein Miteinandersprechen der Familie über den Schmerz, die dieser Tod gebracht hat und die Wunde, die er hinterlässt, zu initiieren, findet keine *talking cure* statt:

**[Linda]**

Mit Ausnahme von Ferdi hat keiner von euch Friede explizit geliebt und trotzdem ist an dem Tag, an dem Friede gegangen ist, alles, was in dieser Familie so etwas wie Liebe hätte sein können, gestorben. Mit Friede am Baum ist noch etwas anderes zerschellt, Hoffnung vielleicht, eine Möglichkeit. Die Möglichkeit, dass ihr doch noch so etwas hinkriegt wie ein Familienleben mit lachenden Runden unterm Tannenbaum, mit guten Zeiten und alten Tagen in den seniorenfreundlichen Oberdeckkabinen der Queen Mary II. (OS: 135)

Nach Friedes Tod ist auch diese Hoffnung, die einer Projektionsfläche für mythisch verklärte Familienperformances und damit einer Idealversion von Familie gleicht, irreversibel erloschen. Aus dem Lebens(t)raum Familie ist ein Albtraum geworden: „Was euch bleibt, ist nur die Hoffnung, dass ihr nicht aufwacht aus eurem Albtraum aus gemeinsamen Weihnachtsfesten und Osteressen“ (OS: 136). Im Traumzustand wird das Latente manifest, das sich im Wachzustand gut verdrängen lässt. Allerdings verschiebt dieses bemühtbewusste Verdrängen und Nichtthematizieren die Problematiken nur: „Denn deine tote Schwester ist nur die eine Sache. Es hängt noch viel mehr Ungesagtes im Raum: Mamas Affären, Opas drohender Tod, Papas voranratternde Tattigkeit, Ferdis Versagen in tatsächlich allen Bereichen des Lebens.“ (OS: 136)

Diese Kommunikationsstruktur, die vornehmlich aus dem Ver-/Schweigen besteht – eine Parallele zu VANDERBEKES *Muschelessen* – dominierte vor dem tragischen Tod schon das Familienleben:

**[Ferdinand]**

Sie hat versucht zu lächeln, wenn sie das sagte: Ihr Lächeln: eine aufreißende Wunde in ihrem Gesicht.

Nichts war in Ordnung, nichts. Friede war krank, krank an sich selbst, krank an der Welt, sie war ein Scherbenhaufen, sie hat nicht einmal mehr zerbrechen können, und ihr habt es gewusst, alle habt ihr es gewusst und so getan als ob ihre Welt eine heile wäre. Als ob eure Welt eine heile wäre. Als könnte der Finger über dem Mund

*Psst!*

wie ein Zauberstab das, was nicht über die Lippen soll, heilen. Wenn man nicht darüber redet, existiert es auch nicht. Wenn man es nicht ausspricht, dann wird es nicht wahr. Wenn man es nicht beobachtet, findet es nicht statt, dann bewahrt die Welt ihre Ordnung. (OS: 140, Kursivierung im Orig.; N.W.)

Ein Austausch von Emotionalität oder Intimität der Familienmitglieder, welcher der Idee von Familie als auf Gefühlen basierendem sozialen Verbund entspräche, findet nicht statt, sondern wird in seinem Nichtfunktionieren und negativ konnotiert gezeigt. Das typographisch abgesetzte, onomatopoetische ‚*Psst!*‘ unterstreicht mit Emphase, dass jene Phänomene aus dem bürgerlichen Familiendiskurs ausgegliedert und tabuisiert werden, die dem Bild einer heilen Familie zuwiderlaufen. Dadurch wird zugleich auch das Ideal der bürgerlichen Familie als Gefühlsgemeinschaft bestätigt.

Für diese Dysfunktionalität des Familienverbandes weist der Roman keiner Figur die Schuld zu, obschon die Frage nach der Schuld, explizit kenntlich gemacht durch das einige Male im Text auftauchende Substantiv „Schuld“ im Zusammenhang mit dem familialen Trauma (vgl. gr. *trauma* für Wunde) um Friederikes Tod sehr wohl gestellt wird (vgl. OS: 141, 209)<sup>1167</sup>. Das wiederum

<sup>1167</sup> Ferdinand ist jene Figur, über die der Erzähler nicht nur die individuelle Schuld, sondern die Familienschuld diskutiert. Er dekliniert die Frage nach der Schuld für alle Familienmitglieder im zweiten Kapitel durch: „[Ferdinand] [...] Papa ist schuld, Mama ist schuld. Linda ist schuld. Du bist schuld. Schuld. Ein Gefühl als zerquetsche dir jemand mit bloßer Hand das Herz in der Brust. Ein Gefühl, das so schwer ist, dass es wie ein Stein am Grunde deiner Seele liegen bleibt, dort, wo es kalt ist.“ (OS: 141) Auf der vorletzten Seite des Romans ändert sich seine Sichtweise: Friedes Krankheit wird neurowissenschaftlich erklärt und ausschließlich als „biochemisches Versagen“ abgetan, nicht aber mit einem familialen Versagen und einem Mangel an Verständnis, Zuwendung und Hilfestellung in Verbindung gebracht (vgl. OS: 209). Nachdem die für alle so zentrale

indiziert die generelle Emotionsfähigkeit der Familienmitglieder. Jedoch richten sie ihre jeweiligen Emotionen auf kein lebendiges Familienleben, sondern auf eine Wunde, oder bildlich gesprochen auf ein Loch, das zu schließen eine FREUD'SCHE Traumdeutung des Verdrängten und mithin eine Versprachlichung des Traumas erfordern würde. Bezeichnenderweise beinhaltet der Titel *Ostersonntag* als Tag der Hoffnung für die Menschheit, den Schmerz und das Leid zu überwinden, die Möglichkeit, das familiäre Trauma zu überwinden.

In ihrer Monographie *Genea-Logik* (2006) hat SIGRID WEIGEL konstatiert: „Die Familie ist [nämlich] in der Gegenwartsliteratur oft Schauplatz einer geheimnisvollen oder ungeklärten Vergangenheit, insofern die Lücken in Überlieferung und Erinnerung gerade im Blick auf die eigene familiäre Herkunft eine besonders unheimliche Wirkung entfalten.“<sup>1168</sup> TANJA DÜCKERS *Himmelskörper* (2003) und MARCEL BEYERS *Flughunde* (2000) anführend, heißt es weiter, dass „der neue Generationenroman [...] nicht selten ein Roman [ist], der um ein Familiengeheimnis kreist, in das die Vorfahren verwickelt sind“<sup>1169</sup>. In diesem Umstand, so WEIGEL, liegt auch der Unterschied zu den „tradierten Familienromanen“: Es ist „nicht mehr die Familie mit einer quasi naturgeschichtlichen Generationenfolge [, die] den Rhythmus für den historischen Prozeß vorgibt“<sup>1170</sup>.

Bei KÖHLER hingegen liegt ein Familiengeheimnis vor, das aber *per definitionem* keines ist. Ein generationelles Erzählen findet nicht statt und die „Nazi- und Nachkriegsgeschichte“<sup>1171</sup> wird nicht signifikant thematisiert. So besehen erweist sich KÖHLERS Text in seinem Umgang mit synchron verfügbaren Familientexten als spielerisch. Zwar taucht nicht, wie bei STEPHAN WACKWITZ (2003), plötzlich ein alter Fotoapparat mit einem noch nicht entwickelten Film aus dem Jahr 1939 auf, der die familiäre Spurensuche und Er-

---

Frage nach der Schuld am Tod des dritten Kindes so eindeutig niemandes Schuld war und also innerhalb der Familie keine Probleme existierten und existieren, denen alle Familienmitglieder sich gleichermaßen stellen müssten, wird weiterhin am Häkelteppich gearbeitet, unter den das Verschwiegene der Familie geschoben wird. Es ist wie mit einem schlechten Joghurt im Kühlschrank, von dem man hofft, er würde von selbst verschwinden (vgl. OS: 92). Das sagt Ulla über ihren dementen Mann Heiner. Ihre Aussage trifft symptomatisch auf den generellen Umgangsgestus der Familienmitglieder untereinander zu.

<sup>1168</sup> Weigel: *Genea-Logik*, vgl. bes. Kap. IV: „Familienbande und Vergangenheitspolitik im Generations-Diskurs: Abwehr von/Sehnsucht nach Herkunft“, 87-105, 90.

<sup>1169</sup> Weigel: *Genea-Logik*, 90f.

<sup>1170</sup> Weigel: *Genea-Logik*, 90.

<sup>1171</sup> Weigel: *Genea-Logik*, 91.

innerungsarbeit anhand von Zeitdokumenten initiiert, jedoch gibt es einen Abschiedsbrief von Friederike an ihren Bruder, der immerhin sieben Jahre ungelesen und verschlossen verbracht hat. Eigentlich hatte Friederike zwei Briefe geschrieben: der eine, den die Mutter in ihrer Unterwäscheschublade verwahrt und schließlich verbrennt, ist nur von dieser gelesen und vor allen anderen verschwiegen worden. Insofern hatte sie sieben Jahre als Einzige „Zugang zu einem verschwiegenen Wissen der [Familien-]Geschichte“<sup>1172</sup>.

Gerade weil die von WEIGEL benannten, typischen Charakteristika des zeitgenössischen Generationenromans fehlen oder bestenfalls in einer ironischen Zitation auszumachen sind, findet eine Verengung auf das Idealbild der Kleinfamilie und eine dezidierte Auseinandersetzung mit diesem statt.

### 3.6 Alzheimer

Wie schon in dem amerikanischen Familienroman seit der Jahrtausendwende, JONATHAN FRANZENS *The Corrections*, erschienen 2001, leidet auch in KÖHLERS Roman die männliche Vaterfigur an Alzheimer.<sup>1173</sup> Bei EUGEN RUGE (*In Zeiten des abnehmenden Lichts* (2011)) oder ARNO GEIGER (*Es geht uns gut* (2005); *Der alte König in seinem Exil* (2011))<sup>1174</sup> ist dies auch der Fall. In den letzten Jahren ist generell ein gestiegenes Interesse an der Alzheimer-Erkrankung im kulturellen Diskurs zu verzeichnen<sup>1175</sup>. Das ist sicherlich auf aktuelle demographische Entwicklungen zurückzuführen. Auch die deutsch-

<sup>1172</sup> Weigel: *Genea-Logik*, 91.

<sup>1173</sup> Vgl. Jonathan Franzen: *The Corrections* [2001], New York: Picador 2002.

<sup>1174</sup> Mit *Der alte König in seinem Exil* schrieb Arno Geiger einen autobiographischen Text, in dem er sich sehr anrührend und poetisch, was auch einer einfachen und klaren Sprache geschuldet ist, seinem an Alzheimer erkrankten Vater nähert und versucht, die Situation für sich begreifbar zu machen, indem er das Bild von einem starken Vater zugunsten eines alten, gebrechlichen und seine Identität vergessenden Vaters substituiert. Das Buch wurde ein Bestseller und der Kommentar von Felicitas von Lovenberg in der *Faz*, dass Geigers Text eine „Liebeserklärung an den Vater“ ist, steht direkt auf der Umschlagseite unter dem Titel. Die Liebe zum Vater, so die Suggestion des Paratextes, ist zentraler Stoff des Buches. Paradoxerweise drückt sich diese Liebe gerade zu einem Zeitpunkt aus, an dem der Vater aufhört, die Vaterrolle auszufüllen. Vgl. Geiger: *Der alte König in seinem Exil* [2011], München: dtv 2012.

<sup>1175</sup> Vgl. überblicksartig die Dissertation von Seidler: *Figurenmodelle des Alters in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* sowie Holger Helbig: „Alzheimer-Krankheit“, in: *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*, hg. v. Bettina von Jagow u. Florian Steger, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, 46-50.

sprachige Literatur widmet sich verstärkt diesem Thema. Eine knize Definition jener Erkrankung, die mit bekannten Persönlichkeiten wie bspw. dem Philologen WALTER JENS für mediales Aufsehen sorgt, lautet:

Das Leitsymptom ist die zunehmende Beeinträchtigung des Neugedächtnisses, die begleitet wird von Störungen der räumlichen und zeitlichen Orientierung, der sprachlich-mnestischen Funktionen und visuell vermittelter konstruktiver Fähigkeiten. Mit dem Fortschreiten der Erkrankung nimmt die Konzentrations- und Orientierungsfähigkeit deutlich ab; die Patienten verlieren die Erinnerung an relevante Ereignisse ihres Lebens und sind zunehmend auf Hilfe angewiesen. Es können Persönlichkeitsveränderungen auftreten. Für das letzte Stadium ist der vollständige Verlust von Sprache und Psychomotorik kennzeichnend.<sup>1176</sup>

Dieses letzte Stadium erreicht KÖHLERS Vaterfigur Heiner in einem sehr bewussten Akt der sprachlichen Setzung gegen Ende des Romans: „Ich habe nichts mehr, um es zu verlieren, und erst recht keine Worte, und hiermit ist das mein letzter Satz gewesen.“ (OS: 193) Es ist, als zöge er einen Schlusstrich ins Stammbuch der Familie.

Obwohl die Literarisierung der Alzheimer-Erkrankung je nach Gattung unterschiedliche Funktionen erfüllen kann, ist gattungsübergreifend und schon an den genannten Texten paradigmatisch eines zu schlussfolgern: Es ist ausgerechnet der Vater, das Oberhaupt der bürgerlichen Familie und der gemeinhin als starke Part konnotierte Mann in einer immer noch patriarchalen Gesellschaft, dessen Identität dem Vergessen anheim fällt, nachdem er zuvor in den Anfangsstadien der Erkrankung unfreiwillige und oftmals unbewusste Verhaltens- und Charakterveränderungen durchgemacht hat. Erst wenn die Erkrankung die Aufrechterhaltung der starr binären Rollenverteilungen unmöglich macht, zerfällt das System Familie und die Macht- bzw. Rollenverteilung verschiebt sich. Diese Vermutung legen die Romane nahe, so auch *Ostersonntag*. Heiners Krankheit macht eine Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit, der Familiengeschichte und damit dem Ausfüllen der Vaterrolle unmöglich.

Sehr deutlich wird diese Verschiebung im Rollengefüge in jener Textpassage, die das zweite Kapitel beschließt und die neu eingetretene Rollenverteilung im System Familie ausstellt, welche nach dem Verlust des *pater familias* an die Demenz eingetreten ist. Heiner, der sich als „der einsamste Mann der Welt“ (OS: 142) fühlt, sehnt sich nach seiner Frau Ulla, mit der er schon lange

---

<sup>1176</sup> Helbig: „Alzheimer-Krankheit“, 47.

nicht mehr das Ehebett teilt. Jedoch ist diese Sehnsucht weniger eine nach seiner Ehefrau als nach einer Mutterfigur: „Geh nach oben. Zeit, ins Bett zu gehen. Mama wartet schon auf dich.“ (OS: 142) Heiner hat sich in das alte Ehe-schlafzimmer geschlichen, wo Ulla normalerweise alleine schläft, während er auf der Couch nächtigt. Jetzt aber sitzt Heiner gegenüber von Ulla und schaut sie mitten in der Nacht mit „weit geöffnete[n] Augen“ (OS: 143) an, getrieben von seinem Wunsch nach kindlichem Geborgensein. Dieser Wunsch löst auf Ullas Seite Angst aus. Sie wird durch seine Präsenz im Schlafzimmer geweckt, trotz ihrer hohen Dosis Valium und dem Gefühl, „ein betäubter Elefant. Dick. Schwer. Grau [zu sein]“ (OS: 142). Ulla steht kurz vor einer Ohnmacht (vgl.: OS: 143):

[Ulla]

In deinem Kopf rasen die Gedanken, entsetzt, ein aufgeschrecktes Wespennest, graue Masse in Panik, der Hypothalamus klingelt Alarm. Was um alles in der Welt war das für ein Blick?

Ein kleiner Junge, der neben dem Leichnam seiner Mutter wacht.

Ein kleiner Junge, der ein nächtliches Monster neben sich wähnt.

Ein kleiner Junge, dessen Angst wie ein Knochen offen liegt.

Ein kleiner Junge, der dein Mann ist. (OS: 143)

Es ist nicht zu überlesen, dass Heiner in Ullas Augen „ein kleiner Junge“ geworden ist. Das wird durch den vierfach anaphorisch gesetzten, jeweils ersten Teil des Relativsatzes sehr evident. Dieser Junge ist zwar ihr „Mann“, aber dennoch zitiert diese Sequenz den psychologischen Mythos von Ödipus an, der nicht zuletzt eine der berühmtesten Familiengeschichten ist. Generell kommt es im Zusammenhang mit der Alzheimer-Erkrankung zu einer zunehmenden Wichtigkeit des Geschichtenerzählens. Folgendes Zitat aus dem Lexikon *Literatur und Medizin* formuliert diesbezüglich:

Darüber hinaus ist der Umgang mit der A. ein ästhetisches Phänomen. Zu den Besonderheiten der Krankheit gehört nicht nur, dass sie mit Notwendigkeit hochgradig literarisierte Krankheitsbeschreibungen verursacht, sondern v.a., dass sie die anthropologische und kulturelle Funktion des Erzählens betont. Das verursacht einen hohen Grad an erzählerischer Selbstreflexion.<sup>1177</sup>

Dieser „hohe[n] Grad an erzählerischer Selbstreflexion“ zeigt sich an der sprachlich-experimentellen Sonderstellung des an Alzheimer erkrankten Vaters

<sup>1177</sup> Helbig: „Alzheimer-Krankheit“, 48.



im Gefüge der Figuren. Medizinisch begründbar wird dies mit Blick auf eine Literarisierung der Alzheimererkrankung:

Indem die Krankheit das Gedächtnis und damit die Möglichkeit des Erzählens zerstört, gefährdet sie die herkömmliche Vorstellung vom Individuum und die Muster der darauf aufbauenden literarischen Formen. Die zunehmende Reflexivität des Erzählens ist eine Möglichkeit der literarischen Reaktion darauf. Die andere liegt im programmatischen Verzicht auf Reflexion; sie erscheint dann ausgelagert in poetologischen Genres.<sup>1178</sup>

Nachfolgende Textstelle stützt diese These besonders gut. Zu dem Narrativ der herkömmlichen, bürgerlichen Vorstellung von einer Familienaufstellung hat Heiner keinen Zugang mehr. Das zumindest transportiert die Diktion der Erzählinstanz. Nicht zufällig tritt jetzt das Herz als Symbol der Empfindsamkeit an die Stelle der Ratio. Erst seit seiner Erkrankung ist Heiner emotionaler – er hat jetzt sehr häufig Angst – und er ist reflektierter. Diesen Eindruck vermittelt die Erzählinstanz durch die Wahl einer stellenweise lyrischen Sprache:

**[Heiner]**

Aber sei ehrlich: In Wirklichkeit sind dir Ullas Freundinnen doch egal. Nicht? Also: Reg dich nicht auf. Sei lieber froh, dass Ruhe ist. Ruhe und nicht dieses unerträgliche Schweigen. Genieß sie! Mach die Augen zu. Fühl sie, sie breitet sich in dir aus wie ein stiller See.

Der Atem an deinen Nasenlöchern,  
gleitet die Kehle hinunter,  
Brustkorb hebt sich,  
senkt sich –  
dein Ufer.

Siehst du, du wirst ganz ruhig. Wenn du aufmerksam bleibst, kannst du dein Herz spüren. Lausch in dich rein!

Dein Herz  
bleibt  
dein Herz  
bleibt  
ein Herz. (OS: 66)

Anhand der Figur Heiner wird sehr deutlich, wie stark mit zunehmender Demenz die Reflexion des eigenen Handelns und Denkens zunimmt und sich unter diesem Einfluss neue Sprechweisen ausbilden. SHAKESPEARES semiotisch lesbares Zitat aus *Romeo und Julia*, „a rose by any other name would smell as

---

<sup>1178</sup> Helbig: „Alzheimer-Krankheit“, 50.

sweet“, klingt bei diesem Spiel mit dem Minimalpaar d/ein Herz mit. So wird die Überindividualität dieser Aussage evoziert. Der demente Naturwissenschaftler spricht plötzlich sehr poetisch, ist aber zugleich noch seiner Wissenschaftssprache verhaftet, mit der er gewissermaßen sein Leben lang verheiratet war.<sup>1179</sup> Dass er die „Eudia pavoria L., [...] [das] kleine[n] Nachtpfauenaug[e]s[“ (OS: 12) „öfter gesehen [...] [hat] als die Augen [d]s[einer] Kinder bei Tage“ (OS: 12), impliziert den Mangel an sozialer Vaterschaft und einem aktiven Vatersein.

Dass der Roman diesen Mangel an Vatersein als typisch und überindividuell verstanden wissen will, verdeutlicht nachfolgende Passage. Dort ist mit dem indefiniten Artikel „einer“ jedermann angesprochen, der als Lebensmodell die Alleinversorgerehe gewählt und sich solchermaßen in die Rolle des patriarchalen Oberhaupts begeben und sich ihr gefügt hat:

#### [Heiner]

Wenn also einer, der nie groß, nie kräftig, nie blond oder braun gebrannt, sondern immer nur schlau war, vor einer Zeitung sitzt und sie nicht lesen kann, ist das Wort schlimm ein Euphemismus.

Immerhin: Du versuchst es. Du setzt an, aber schon fängt dein Blick an zu flattern. Du strengst dich an, aber deine Konzentration rutscht einfach ab. Du versuchst, dich an einer Überschrift festzunageln, dir die Schlagzeile einzuhämmern, um so

suk-zes-si-ve!

zu begreifen, was da eigentlich steht, so groß, dass es doch wichtig sein muss, aber: Die Buchstaben könnten auch chinesisch sein. Sie entgleiten dir. (OS: 12)

In diesem Lebensmodell der komplementären Geschlechteraufteilung wird der Mann als Naturwissenschaftler und Verstandesmensch auf seinen Intellekt re-

---

<sup>1179</sup> Es wirkt, als führten Ulla und Heiner von Anbeginn eine Allianzhe: „Eigentlich hat sie dich von Anfang an nicht so richtig gemocht, aber daraus hast du dir nie viel gemacht. Du bist schließlich Professor gewesen, hattest an der Uni genug zu tun und hast immer dafür gesorgt, nicht ohne einen Kopf voller Gedanken oder einen Stapel Arbeit unterm Arm nach Hause zu kommen.“ (OS: 11) Vgl. zu dieser Annahme auch die folgende Passage: „Aber mach dir nichts vor. Wie du Ulla kennengelernt hast, weiß du natürlich nicht mehr. Das hat nicht mal was mit dem Alter zu tun. [...] Du hast es schon in der Hochzeitsnacht nicht mehr gewusst.“ (OS: 18) Sowie ferner OS: 21. Nach einem einzigen sexuell stimulierenden Treffen, dem ersten Date Ullas und Heiners, folgt ein eheliches Arrangement, aber nicht die große Liebe: „Eine Glühbirne flackert kurz auf, bevor sie erlischt. Irgendwann hast du dich ausgestreckt und bist aufgestanden, um ins Bad zu gehen, weißt du noch? Das war der Augenblick, in dem es mit euch bereits vorbei war. Alles andere war nur noch ein Deal.“ (OS: 21)

duziert. Fällt dieser weg, bricht auch seine Identität auseinander. Beides hängt fundamental mit der Sprache und Möglichkeit der Versprachlichung zusammen: Heiner entgleiten die Signifikanten; nicht einmal mehr temporär vermag er der unentwegten, differentiellen Bedeutungsverschiebung Herr zu werden. Chinesische Schriftbilder wären für ihn ebenso unverständlich.

Dass, den kulturellen Stereotypen entsprechend, das Alter beim Mann vornehmlich den Geist und bei der Frau den Körper angreift, wird über den emeritierten, dementen Professor und seine Ehefrau verhandelt. Das zeigt, wie sehr auch das Alter als eine diskursive Größe zu verstehen ist, die genderspezifischen Vorgaben folgt. Und wie sehr Krankheit im Alter die Paarbeziehung, das Elternsein und nicht zuletzt das Familienleben beeinflusst, wenn eine Figur im Modell der Alleinernterfamilie nicht mehr ihre Rolle ausfüllt, führt *Ostersonntag* vor. Da braucht es eine übergeordnete Erzählerfigur, die das bürgerliche Fassadenspiel aufrecht erhält.

### 3.7 Wunschfamilie und Illusionslosigkeit

Die vielen Redewendungen und Floskeln stellen die Bildlichkeit der Sprache aus. Sie unterstreichen, dass Familie als Gefühlsgemeinschaft, die harmonischer Rückzugsort sein soll, eine Idee ist, die der Sprache unterliegt und somit nichts anderes als ein Sprachbild ist. Dass dieses Sprachbild sich abnutzt und abgenutzt ist, zeigt die ebenso abgenutzte Sprache, ändert aber nichts an der diskursiven Existenz und Aktualität der Auseinandersetzung mit diesem. Familie in ihrer genealogischen, genetischen und performativen Dimension wird vorgeführt, weil mit der Rückbindung an die Erfindung des Gefühls im 18. Jahrhundert, die bekanntlich zeitgleich mit der Erfindung der Idee von Familie als Gefühlsgemeinschaft erfolgte, Empfindsamkeit in ihrer scheinbaren Natürlichkeit der Emotionen ebenfalls als eine performative Setzung und rhetorische Operation reflektiert wird. So gibt es neben der bildreichen Sprache v.a. auch klischierte Frauenbilder, die, wie die männlichen Figuren auch, von einem autoritären Erzähler angesprochen werden. Als Folge dieser Erzählweise weisen die Figuren keine Entwicklungen auf und es findet auch kein Psychologisieren statt.

Die Folie eines bürgerlichen Idealbildes von Familie bleibt als Norm für zeitgenössische familiäre Entwürfe erhalten. Das zeigt sich deutlich an den

Mitgliedern der Familie Bargfeld. Sie alle nehmen sich vor dem Hintergrund dieser Folie wahr: Linda setzt sich mit ihrer reproduktiven Phase auseinander und idealisiert dabei den Stellenwert von Familie, Mutter- und v.a. auch Hausfrau sein; Ferdi ist immer auf der Suche nach einer großen Liebe, wie jener zu seiner verstorbenen Schwester Friede. Er will „endlich lieben“<sup>1180</sup> und bei einer seiner Freundinnen dauerhaft bleiben, um eine Familie zu gründen, jedoch gelingt dies bis zum Romanende nicht. Mutter Ulla ist bemüht und gestresst zugleich, um die perfekte Hausfrau- und Mutter, aber auch Professorengattin zu sein. Dafür lernt sie eine neue Sprache, die Sprache des gehobenen Bürgertums (vgl. OS: 106f.). Das unterstreicht, dass ihre mangelnde Bildung als Defizit angesehen wird. Der Text suggeriert, dass ihre Ehe eben keine auf Liebe gegründete ist, wie sie im bürgerlichen Trauerspiel als Ideal der vernünftigen Liebe der höfischen Allianz gegenüber gestellt wird, sondern eine Zweckgemeinschaft. Diese scheint zwar vernünftig zu sein, jedoch wenig liebevoll. Lustvoll ist sie wohl ebenso wenig, was Ullas zahlreiche, rein sexuelle Affären nahelegen. Vater Heiner war mit seiner Arbeit verheiratet. Anfangs hat er sich in seiner Rolle als biologischer Vater über die Einhaltung der Entwicklungsstadien nach JEAN PIAGET gefreut, aber eine Position als sozialer Vater hat er nie eingenommen (vgl. OS: 43). Mit seiner Alzheimererkrankung entflieht er einer möglichen Rechtfertigung seines Vaterseins ins Vergessen. Allerdings setzen paradoxerweise mit der Erkrankung Versuche der Reflexion ein, wobei er das Reflektieren als geistige Tätigkeit zu Zeitpunkten, an denen es aus neurowissenschaftlicher Sicht noch uneingeschränkt möglich gewesen wäre, immer als negativ und unwichtig abgetan hat (vgl. OS: 67: „Selbstreflexion – völlig absurd. Was für ein Gedanke: über das eigene Denken nachzudenken.“). Alle Figuren, mit Ausnahme von Heiner, betäuben sich immerfort und versuchen so, einer familialen Konfrontation und einer Auseinandersetzung um den als Familiengeheimnis deklarierten Selbstmord des dritten Kindes auszuweichen. Was nicht in die heile Familienwelt passt, muss umbenannt werden. Die Aggressivität der Figuren, deutlich am Ehepaar und den gegenseitigen Mordphantasien ablesbar, wird oberflächlich durch die blumige Sprache abgepuffert. Ganz so, wie im ersten bürgerlichen Trauerspiel Deutschlands, *Miss Sara Sampson*, in dem der Familienkonflikt durch die empfindsame Rhetorik an der Textoberfläche noch abgeschwächt wird.

---

<sup>1180</sup> Vgl. den gleichnamigen Aufsatz von Berthold u. Greis: „Endlich lieben. Eine moderne Obsession“.

Den Familienmitgliedern fehlt das, was LESSING als wichtigste Charaktereigenschaft des Menschen angesehen hat, die Fähigkeit zum Mitleiden. Phrasen wie „schön ist schön“ (OS: 199) oder „solange alles in Ordnung ist, ist alles in Ordnung“ (OS: 168) indizieren diese zwischenmenschliche Leere, Floskelhaftigkeit und Tautologie. Empathie und Mitmenschlichkeit, das Interesse am Gegenüber, ist den vier Figuren abhanden gekommen. Gefühle werden beschworen, aber nicht gelebt. Mit Ausnahme von Vater Heiner, dessen Herz und seine Angst angesichts des Todes (vgl. OS: 67) für seine neu in sein Leben getretene Emotionalität sprechen.

Die Frage, ob sich nach Ferdis Ansprache, die als Aussprache zwischen den Familienmitgliedern gedacht war und einer „Totenwache“ (OS: 184) gleicht, etwas an dieser Situation ändert, ist zu verneinen. Mutter Ulla verbrennt den zweiten Abschiedsbrief – den anderen besitzt ja Ferdi – ohne die Restfamilie in ihr geheimes Wissen einzuweihen (vgl. OS: 200f.). Linda serviert ihrem neuen Freund die Geschichte von der heilen, bürgerlichen Familie, verschweigt um der schönen Fassade willen aber die Fakten (vgl. OS: 198). Ferdi sucht direkt auf der Heimfahrt im Zug weiter nach einer neuen Frau, wohlwissend, dass das nächste Wiedersehen mit seiner Familie sowie seiner ganz in der Nähe wohnenden Schwester erst am Geburtstag, einem der wenigen Familienzusammenkünfte, sein wird. Vater Heiner bringt die Unwahrscheinlichkeit, dass sich im Familienleben der vier etwas zum Positiven wendet, am radikalsten zum Ausdruck: Er verweigert mit sofortiger Wirkung die Sprache und antizipiert den absoluten Kommunikationsabbruch. Paradoxerweise ist in diesem Abschnitt Heiner als sprachmächtige Instanz gesetzt. Das Ich indiziert, dass Heiner das Gesagte sprachmächtig und in vollem Besitz seiner geistigen Kräfte äußert:

Herrgott, bist du fertig, und jetzt ist auch noch das Klopapier aus. Du nimmst die leere Papphülse vom Abroller, um sie in den kleinen Kosmetikeimer zu stopfen, du hast die Schnauze voll und keine Lust mehr auf Worte. Du würdest am liebsten nie wieder sprechen, nur noch einen letzten Satz sagen, nämlich den: Ich habe nichts mehr, um es zu verlieren, und erst recht keine Worte, und hiermit ist das mein letzter Satz gewesen. Du würdest den Punkt setzen, den Blick senken und hinter dem gefallenen Vorhang verschwinden. Eintreten ins Schweigen. Dorthin, wo statt Floskeln der Grammatik, des Anstands und der Höflichkeit nur noch Naturgesetze währen. Du würdest deinen Wortschatz in eine Truhe geben und sie in der Stille versenken. (OS: 193)

Auch hier wird die Sprache und ihre Metaphorizität mit der vermeintlicherweise ohne Sprache zu habenden Natur und ihren Gesetzen kontrastiert. Sprache, Floskeln und Grammatik verweisen auf das überindividuelle Instrument Sprache oder, nach NOAM CHOMSKY, auf die *competence*, die erst durch die *performance* ihren individuellen Zeichencharakter erhält. Gerade für den kranken Heiner wird Sprache zunehmend eine Folter, weil ihm deren überindividuelle Struktur abhanden gekommen ist. Verbunden mit seinem Gedächtnisverlust wird dann auch ein eingängiger Werbeslogan zur Folter. Heiner will sich die Zähne putzen und ist sich „auf einmal nicht mehr sicher, ob es heißt: ‚Morgens Aronal, abends Elmex‘ oder ‚abends Aronal, morgens Elmex‘. Es ist wie verhext.“ (OS: 155) Bezeichnenderweise heißt es einige Sätze weiter: „Vielleicht solltest du endlich mal zum Arzt gehen. Aber was, wenn deine hypochondrischen Vermutungen wahr sind? Wenn er diagnostiziert, dass es tatsächlich...?“ (OS: 155) Das zeigt erneut das familientypische Verhalten: Schweigen, Verschweigen und Verdrängen.

Mit diesem Gestus des Verdrängens und einer Dystopie endet der Roman auch. Ferdinand philosophiert auf der Heimfahrt nach dem Osterfest über den Tod seiner Schwester:

**[Ferdinand]**

Du hast immer gedacht, Friedes Tod hätte einen Sinn gehabt. [...]

Da wurde dir auf einmal klar, dass Papa keine Schuld traf. Dass vielleicht niemanden von euch eine Schuld traf. Ihr Selbstmord vielleicht gar keine Botschaft hatte, Friede vielleicht einfach nur traurig war, so traurig, dass es in keiner Beziehung mehr stand zur wirklichen Welt. Vielleicht nur biochemisches Versagen war, eine Dysphorie durch Mangel an Noradrenalin und Serotonin, eine kleine Dissonanz im Hirnstoffwechsel, die dafür sorgte, das sich ihr Leben nur um ein Schwarzes Loch drehte und Zeit und Raum am Ende tatsächlich verstummen musste. (OS: 208f.)

Mit dieser Erkenntnis, dass niemanden eine Schuld am Selbstmord von Friede trifft, blendet der Roman relativ unkritisch aus. Passend zur filmischen Erzählweise wird Musik eingespielt: „Ein Streicherarrangement, über dem eine sanfte Flötenmelodie taumelt wie ein Zitronenfalter über einer Blumenwiese. Du brauchst ein paar Sekunden, um zu erkennen, welches Stück das ist. *Blowin' in the Wind*, Dylan, insgeheim magst du das Lied, weil es von weißen Tauben und letzten Dingen handelt.“ (OS: 209f.) Die Version, die Ferdinand im Zug hört,

ist bezeichnenderweise die Akustikversion ohne Text: „Sie haben den Text zensiert, damit man beim Hören nicht daran denken muss, worum es eigentlich geht.“ (OS: 210) Wenn man die sprachliche Verfasstheit weder reflektiert noch kritisch hinterfragt, dann lassen sich auch weiterhin Idealbilder von der bürgerlichen Familie transportieren, deren (literarisches) Ziel ist, wie Graf Appiani es vorgedacht hatte, Familie in den Tälern zu leben: exklusiv und von der Außenwelt abgeschottet. Das wird am aufgerufenen Stadt-Land-Topos auf einer der letzten Seiten des Romans deutlich. Ferdinand fragt sich, „Was kommt jetzt also? Was soll wohl noch kommen?“ (OS: 207) Mit Blick auf die Globalisierung stellt Ferdi fest, dass „Sachsen und Bayern aus derselben Flasche zwei völlig unterschiedliche Gläser Wein trinken“ (OS: 207), aber dennoch den selben Traum einer Familienidylle leben, der für Ferdi – in Kongruenz mit dem bürgerlichen Familienideal in *Emilia Galotti* – so aussieht:

Am Ende werden sie vielleicht Kinder zeugen, die ihr Erbgut teilen, ein gemeinsames Konto einrichten und ein Haus irgendwo draußen auf dem Land beziehen, weil es dort nicht so wichtig ist, dass man in der richtigen Jeansmarke den richtigen Cocktail bestellt. (OS: 207)

Auf der darauffolgenden Seite unterstreicht die Aussage, dass Ferdinand seine Schwester Linda zu kennen meint, weil sie durch Blutsverwandtschaft und Gefühle verbunden sind – obwohl er eigentlich nie etwas mit ihr unternommen hat oder unternimmt – dass Familie als Gefühlsgemeinschaft idealisiert wird:

Was hat sie dir schon jemals erzählt?

Das Einzige, was dich überraschen müsste, ist, wie gut du Linda trotz alledem kennst. Sie kennst, obwohl du so gut wie nichts von ihr weißt. [...] Ist Linda einsam? Fürchtet sie sich davor, eines Morgens alt aufzustehen? Du weißt es nicht. Du hast keine Ahnung, wer deine Schwester ist, und alledem zum Trotz spürst du sie. Selbst durch die schweigende Leitung spürst du, ob etwas fehlt oder eben nicht, spürst, wenn sie, wie jetzt, am Rande von glücklich ist. Weil Linda trotz der Jahre und Welten, die zwischen euch liegen, am Ende doch deine Schwester bleibt. (OS: 208)

Diese Idealisierungen und Idyllen werden mit der Hoffnung verbunden, dass sich die Familie Bargfeld diesem Ideal annähert: „Auf einmal hast du das Gefühl, dass hinter dem rhythmisch an- und abschwellenden Rauschen der Schienen irgendwas hängt, das bleibt.“ (OS: 208) Sollte am Ende der Sinnsuche des Einzelnen das Familienideal der Aufklärung stehen und Familie die Antwort auf alle Fragen sein? Eher nicht. Pointiert lässt sich mit BERTHOLD und GREIS

als Schlusssatz festhalten: „Das traurige Ende ist nicht dem Unvermögen der Spieler geschuldet, sondern den Vorgaben des Textbuchs“<sup>1181</sup>, welches „der Kulturtradition der Moderne [entstammt]“<sup>1182</sup>. GOFFMAN würde vielleicht so bilanzieren: *Wir alle spielen (Familien-)Theater*.

#### 4 JOHN VON DÜFFEL: *Beste Jahre* (2007). ‚Natürliche‘ Geschlechterordnung und ‚künstliche‘ Reproduktion

JOHN VON DÜFFEL (\*1966) arbeitet als „Autordramaturgdozent[en]“<sup>1183</sup> und gilt als „Zehnkämpfer in der literarisch-theatralen Kulturlandschaft“<sup>1184</sup>. ULRICH KHUON benennt in seiner Laudatio auf VON DÜFFEL das Thema ‚Familie‘ als roten Faden, der sich durch dessen Texte ziehe:

Die Bindungs- und Zerstörungskräfte der Familie oder auch die Überbleibsel familiärer Strukturen, ihre fragmentalen Schwundformen, ihre ersehnte Kompletierung oder völlige Auflösung, das ist es, was John von Duffel interessiert. Ob in seinen Romanen ‚Vom Wasser‘ und ‚Houwelandt‘ oder in der Dramatisierung der ‚Buddenbrooks‘, ob in seinen Stücken ‚Rinderwahnsinn‘ und ‚Born in the RAF‘ oder in seinen Essays, überall scheint diese Szenerie auf.<sup>1185</sup>

Als Dramaturg hat VON DÜFFEL u.a. die Familienromane *par excellence* auf die Bühne gebracht: THOMAS MANNS *Die Buddenbrooks* (Thalia Theater Hamburg, uraufgeführt am 4.12.2005), UWE TELLKAMPS *Der Turm* (Staatstheater Wiesbaden, uraufgeführt am 20.11.2010) und LEO TOLSTOIS *Anna Karenina* (Salzburger Landestheater, uraufgeführt am 14.4.2012). Auch unter Literaturwissenschaftler/innen gilt VON DÜFFEL als ‚Experte‘ für Familiengeschichten: „Das Erzählen von Familiengeschichten sowie jene erzählten und erinnerten Geschichten, durch die Familien selbst sich immer wieder neu erfinden, prägen

<sup>1181</sup> Berthold u. Greis: „Endlich lieben. Eine moderne Obsession“, 199.

<sup>1182</sup> Berthold u. Greis: „Endlich lieben. Eine moderne Obsession“, 199.

<sup>1183</sup> Vgl. Isabell Jannack: „Der Autordramaturgdozent“, in: *Stück-Werk 3: Neue deutsche Dramatik*, hg. v. Christel Weiler u. Harald Müller, Berlin: Theater der Zeit 2001, 46-50. Vgl. auch: Fabian Beer: „John von Duffel. Workaholic, Waterholic, Writerholic“, in: *Kritische Ausgabe* 18 (2007): 6-8.

<sup>1184</sup> Ulrich Khuon: „Das ‚Wir‘ der Verwandtschaft. Laudatio anlässlich der Verleihung des Nicolas Born Preises an John von Duffel“, Oktober 2006, online unter <[https://www.deutschestheater.de/download/13036/laudatio\\_anlaesslich\\_der\\_verleihung\\_des\\_nicolas\\_born\\_preises\\_an\\_john\\_von\\_dueffel\\_ulrich\\_khuon.pdf](https://www.deutschestheater.de/download/13036/laudatio_anlaesslich_der_verleihung_des_nicolas_born_preises_an_john_von_dueffel_ulrich_khuon.pdf)>; 17.7.2014.

<sup>1185</sup> Khuon: „Das ‚Wir‘ der Verwandtschaft“.



leitmotivisch das Gesamtwerk des Autors.<sup>1186</sup> Vor allem durch seine Reflexionen zur „Bedeutung und [...] Relevanz von Familienmodellen und Familienkonflikten“<sup>1187</sup>, lässt sich sagen, dass es ihm an ‚Expertise‘ zum Thema ‚Familie‘, geschult an literarischen Modellen von Familiengeschichten, nicht mangelt. Mit *Beste Jahre* (2007)<sup>1188</sup> hat VON DÜFFEL einen Roman über eine späte Familiengründung, die Reproduktionsmedizin und das Vaterwerden geschrieben. Erzählt wird aus der Sicht des ungeborenen Vaters, eines heterosexuellen Mannes, der „ohne Reue [...] die Vierzig überschritten“ (BJ: 17) hat und (metaphorisch!) schwanger geht.

Diesen Roman etikettierten Rezensenten/innen als einen „Vater-Roman“ (LAUX) oder „Männerroman“ (MEISTER) oder auch als den „ersten Roman über einen spätgebärenden, schwangeren Mann“ (KREKELER).<sup>1189</sup> Für MARTINA MEISTER ist es „der Roman passend zu unserer Zeit, das Buch, auf das wir gewartet haben“, wobei der Plural für „die Forty-Somethings, die Kinderlosen, die Spätgebärenden [steht], die immer nur an sich gedacht, jahrzehntlang künstlich verhütet und verhindert haben, was auf natürlichem Weg plötzlich nicht mehr gelingt: Kinder“<sup>1190</sup>. ELMAR KREKELER schreibt in *Die Welt*, dass die Männer „Vaterschaft“ als „literarischen Stoff“ entdeckten – nachdem es jetzt genug an „unerträglichen Hera-Lind-Ähnlichkeitsromanen“ von Frauen zum Thema ‚Elternschaft‘ gäbe.<sup>1191</sup> VON DÜFFEL sei „der erste, der sich intensiv gerade mit dem schwangeren Mann beschäftigt“, so KREKELER, und schaffe durch seinen „eigenständigen, völlig heralindfreien, zärtlichen Ton für seine

<sup>1186</sup> Stephanie Catani u. Friedhelm Marx: „Familie ist ein weites Feld.’ Erzählte und erzählende Familien im Werk John von Döffels“, in: *Familien erzählen. Das literarische Werk John von Döffels*, hg. v. Stephanie Catani u. Friedhelm Marx, Göttingen: Wallstein 2010, 7-14, 8.

<sup>1187</sup> Catani u. Marx: „Familie ist ein weites Feld“, 13. Vgl. ferner John von Döffel: „Die erfundene Familie“, 83-137.

<sup>1188</sup> John von Döffel: *Beste Jahre*, Köln: DuMont 2007. Zitate werden künftig im Text durch Angabe der Sigle BJ und entsprechender Seitenzahl nachgewiesen.

<sup>1189</sup> Vgl. Thomas Laux: „Shakespeare in vitro. John von Döffels Vater-Roman *Beste Jahre*“, in: *Frankfurter Rundschau* v. 28.11.2007, Nr. 277, 31; Martina Meister: „Vital wie das Tote Meer. John von Döffel erzählt von späten Eltern und diesem ganzen Fertilitätszauber“, in: *Die Zeit* v. 4.10.2007, Nr. 41, online <<http://www.zeit.de/2007/41/L-von-Dueffel-TAB>>; 15.8.2016 und Elmar Krekeler: „Vater werden ist doch schwer. John von Döffel hat mit *Beste Jahre* den ersten Roman über einen spätgebärenden, schwangeren Mann geschrieben“, in: *Die Welt* v. 8.9.2007, online <<http://www.welt.de/1167737>>; 15.8.2016.

<sup>1190</sup> Meister: „Vital wie das tote Meer.“

<sup>1191</sup> Krekeler: „Vater werden ist doch schwer“.

Figuren“ „eine ganz neue Art Coming-of-Age-Literatur“, die im „seltsame[n] Mannesalter zwischen endgültigem Erwachsenwerden, Fruchtbarkeitspanik und Midlife-Crisis“ liege.<sup>1192</sup>

Im weitesten Sinn ist VON DÜFFEL nicht der erste Literat, der sich intensiv mit dem Vaterwerden auseinandersetzt, ist doch das „Vaterthema“ ein „Zentralsujet der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“<sup>1193</sup>. Das belegt ein Blick auf andere, meist autobiographische Väterbücher der Gegenwartsliteratur und die Art, wie schreibende Familienmänner ihr Vatersein, ihre Arbeit als Schriftsteller/Künstler und das Verhältnis beider Rollen reflektieren. TONI THOLEN begreift PETER HANDKES *Kindergeschichte* (1981) als Modell für dieses in den Texten beschriebene Ausloten „von familiärer Existenz und literarischer Ästhetik“<sup>1194</sup>. Es sei „das erste [Buch; N.W.] gewesen, welches dem Verhältnis von Familienmännlichkeit und literarisch-intellektueller Arbeit in grundlegender und d.h. in nicht verkürzter Weise eine andere Richtung gegeben hat“<sup>1195</sup>. In seiner *Kindergeschichte* spricht HANDKE bemerkenswert distanziert von ‚dem Kind‘ und ‚dem Mann‘ bzw. ‚dem Erwachsenen‘.<sup>1196</sup> Zu denken ist auch an Väterbücher von DURS GRÜNBEIN, HANNS-JOSEF ORTHEIL, KLAUS MODICK, EBERHARD RATHGEB, DIRK VON PETERSDORFF oder ROBIN ALEXANDER.<sup>1197</sup> Diese Texte in der Nachfolge HANDKES sind nicht, wie die Väterliteratur der 1970/1980er Jahre, Auseinandersetzungen von schreibenden Söhnen mit ihren Vätern, sondern fokussieren das eigene Vaterwerden der Erzählinstanz. Es gibt zwei Rezensionen zu *Beste Jahre*, die den Roman schon 2007 in die zeitgenös-

<sup>1192</sup> Krekeler: „Vater werden ist doch schwer“.

<sup>1193</sup> Catani u. Marx: „Familie ist ein weites Feld“, 13.

<sup>1194</sup> Toni Tholen: „Familienmännlichkeiten. Anmerkungen zur Gegenwartsliteratur“, in: *GRM* 60.1 (2010): 101-116, 110.

<sup>1195</sup> Tholen: „Familienmännlichkeiten. Anmerkungen zur Gegenwartsliteratur“, 110.

<sup>1196</sup> Vgl. Peter Handke: *Kindergeschichte*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981. Vgl. bspw. ebd.: 25: „Es war, als sei durch die Ankunft des Kindes eine Verhandlung eröffnet worden, die schon bald von dem Mann seine Entscheidung verlangte. Wie üblich brauchte er lange bis zu dem Entschluß [...]: [S]ie würden also zu dritt für eine Zeitlang weg, in ein anderes Land gehen; und bei dieser Vorstellung erschaut der Mann sich mit der Frau und dem Kind einmal als eine Familie (die doch für ihn sonst ‚des Teufels‘ war).“

<sup>1197</sup> Durs Grünbein: *Das erste Jahr. Berliner Aufzeichnungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001; Hanns-Josef Ortheil: *Lo und Lu. Roman eines Vaters*, München: Luchterhand Literaturverl. 2003; Klaus Modick: *Vatertagebuch*, Frankfurt a.M.: Eichborn Verl. 2005; Eberhard Rathgeb: *Schwieriges Glück. Versuch über die Vaterliebe*, München: Carl Hanser 2007; Dirk von Petersdorff: *Lebensanfang. Eine wahre Geschichte*, München: Beck 2007 oder Robin Alexander: *Familie für Einsteiger. Ein Überlebenshandbuch*, Berlin: Rowohlt 2007.

sische Literatur und mithin in die literarische Strömung der ‚Väterbücher‘ einzuordnen suchten.<sup>1198</sup>

Das Neue am Roman *Beste Jahre* (2007) ist nun, dass er mit der Geburt des Kindes endet. Das Vatersein und das Leben mit einem Kind werden nicht thematisiert, ganz im Unterschied zu den soeben benannten Büchern. Nach 18. Kapiteln ist VON DÜFFELS ‚Textkind‘ volljährig und als eigenständiger Roman zu lesen. In diesen Kapiteln wird von dem werdenden Vater erzählt, wobei der Zeitraum der Rahmenhandlung ungefähr die neun Monate der Schwangerschaft umfasst. Der Roman besteht folglich aus zwei Erzählsträngen. Zum einen wird in der Gegenwart von der Familiengründung des Protagonisten und dem Wiedertreffen mit seinem besten Freund Hans-Christian Meyerdieks, kurz HC, und dessen grotesker Bitte an den Erzähler, mit seiner Frau Doreen ein Kind zu zeugen, erzählt. Hier dominiert der Diskurs um späte Elternschaft, Reproduktionsmedizin und familiäre Identitätsfindung. Dieser Strang bildet die Rahmenhandlung, in die Rückblenden eingebettet sind, die v.a. über das vergangene Leben des Protagonisten und seine Freundschaft zu HC berichten. In der Binenerzählung stehen das Erzähler-Ich und seine Alterego-Figur HC im Zentrum.

Im Klappentext zu *Beste Jahre* heißt es: „Sein [von Düffels; N.W.] neuer Roman erzählt davon, wie wenig selbstverständlich Familie heute ist: Bis in die besten Jahre hinein scheinen Kinder nur eine Option unter vielen.“<sup>1199</sup> Mit dieser Thematisierung von später Elternschaft zielt der Roman ins Zentrum einer schon länger geführten gesellschaftlichen Diskussion, die aktuell bleibt und im Angesicht fortschreitender medizinischer Möglichkeiten, wie z.B. dem *Social Freezing*<sup>1200</sup>, noch offensiver geführt wird. Dies belegen bspw. *Der Spiegel*

---

<sup>1198</sup> An dieser Stelle sei verwiesen auf Gerrit Bartels: „Väterbücher. Das große Da-da-da. Neue Väter hat das Land – nur schreiben darüber ist offenbar schwierig. Mehrere neue Ratgeber sind dieser Tage erschienen“, in: *Der Tagesspiegel*, Nr. 19684 v. 1.10.2007, 29 online abrufbar unter: <[http://www.tagesspiegel.de/kultur/literatur/vaterbuecher-das-grosse-da-da-da/v\\_print/1057128.html?p=>](http://www.tagesspiegel.de/kultur/literatur/vaterbuecher-das-grosse-da-da-da/v_print/1057128.html?p=>)>; 15.8.2016 und Jörg Magenau: „Neue Väter-Literatur. Seid fruchtbar und schreibt darüber. Eine neue Männerliteratur entdeckt die Freuden von Vaterschaft und Windelschlacht. Wie deutsche Autoren zu ideologischen Begleitern des Familienministeriums werden“, in: *taz*, Nr. 8370 v. 5.9.2007, 15, online unter: <<http://www.taz.de/14188>>>; 15.8.2016.

<sup>1199</sup> Klappentext zu von Düffel: *Beste Jahre*.

<sup>1200</sup> Vgl. die Debatten um das *Social Freezing*, d.h., dem „Einfrieren unbefruchteter Eizellen ohne akuten Anlass“, wie Andreas Bernard schreibt, das die *Social Media*-Firmen Facebook und Apple (ab 2015) ihren Mitarbeiterinnen fortan kostenlos, inklusive Lagerungskosten, anbieten wollen. Bernard: „IVF Lab. Restricted Access“, in: *Faz am Sonntag*, 19.10.2014, Nr. 42, 37. Vgl. auch das Titelthema der Wochenzeitschrift *Die*

(17/2014) mit dem Titel „Späte Eltern“, die Habilitationsschrift von ANDREAS BERNARD *Kinder machen* (2014) oder die Titelgeschichte der Wochenzeitschrift *Die Zeit* „Dürfen Firmen Familien planen?“ vom 23.10.2014.<sup>1201</sup> In diesem Zusammenhang hat die Soziologin ROSEMARIE NAVE-HERZ jüngst auf die „gesellschaftliche[n] Widersprüchlichkeit“ verwiesen, in der sich die Mütter heutzutage befänden.<sup>1202</sup> Dafür verantwortlich seien eine Reihe gesellschaftlicher Entwicklungen.<sup>1203</sup> Die Planbarkeit der Familiengründung mithilfe empfangnisverhütender Maßnahmen habe zum einen dazu geführt, dass „die Familienbildung in ein höheres Alter verschoben bzw. erschwert [wird]“,<sup>1204</sup> aber auch dazu, dass zunehmend mehr Paare und Menschen kinderlos bleiben, besonders die akademisch gut Ausgebildeten.<sup>1205</sup> Diese sozialwissenschaftliche Problematisierung findet sich bei VON DÜFFEL wieder. Deshalb betont VON DÜFFEL ausdrücklich, dass, „bei dem Sujet schon die Gefahr [bestand], in Ratgeber-Literatur zu verfallen. Aber ich bin kein Soziologe und bewerte nicht“<sup>1206</sup>. Die Hinwendung zu diesem gesellschaftlich brisanten Thema zeigt einmal mehr die gesellschaftliche Teilhabe der Literatur am bürgerlichen Familiendiskurs. Am Beispiel der Reproduktionsmedizin wird deutlich, dass Literatur Diskussionen aufgreifen und im Raum der Imaginationen problematisieren kann, und zwar Jahre bevor diese breitenwirksam verhandelt werden.

Darüberhinaus, so lässt sich sagen, wird Vaterschaft als Autorschaft inszeniert und als Metatext lesbar. Der männliche Blick erzeugt mithilfe der im

---

*Zeit*, 23.10.2014, Nr. 44: „Dürfen Firmen Familien planen? Frauen sollen ihre Eizelle einfrieren lassen, wenn es ihrer Karriere nützt. Was bislang nur Apple und Facebook fördern, könnte Schule machen. Aber viele junge Deutsche finden das richtig.“

<sup>1201</sup> Andreas Bernard: *Kinder machen. Samenspender, Leihmütter, Künstliche Befruchtung. Neue Reproduktionstechnologien und die Ordnung der Familie*, Frankfurt a.M.: Fischer 2014, 486. Vgl. bes. das Schluss-Kap.: „Neue Reproduktionstechnologien und die Ordnung der Familie“, 465-488.

<sup>1202</sup> Vgl. Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 32.

<sup>1203</sup> Nave-Herz („Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 32) spricht von „der Verlängerung der Bildungs- und Ausbildungszeiten, der Zunahme der befristeten Beschäftigungsverhältnisse, der gestiegenen sehr hohen Arbeitszeitbelastungen in vielen Berufssparten, vor allem während des Karriereverlaufsprozesses und in Führungspositionen“.

<sup>1204</sup> Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 32.

<sup>1205</sup> Vgl. Jürgen Dorbritz: „Dimensionen der Kinderlosigkeit in Deutschland“, in: *Bevölkerungsforschung Aktuell* 3 (2011): 2-6.

<sup>1206</sup> Sebastian Fasthuber: „Dichten im Kopf der Figuren“, in: *Der Standard* v. 29.8.2007, online: <<http://derstandard.at/3013031>>; 15.8.2016.

Medium der Schrift angelegten Fruchtbarkeit auf *autopoietische*, d.h. selbstgebärende Weise ein Kind.<sup>1207</sup> Dieses Schriftkind, das der männlichen Schöpferkraft entspringt, ist in seiner Objekthaftigkeit kulturgeschichtlich weiblich kodiert. Einerseits wird so die geistige Vaterschaft als Autor repräsentiert, andererseits ist das Produkt dieser Zeugung, dessen Form der Erzähler vorgibt, sehr real und haptisch für die Nachwelt greifbar, also materiell.<sup>1208</sup> Insofern vereint der zugleich zeugende und gebärende ‚Schöpfergeist‘ männliche und weibliche Geschlechtszeichen, sodass es parthenogenetisch<sup>1209</sup> zu einer Selbstgeburt kommen kann. Damit ist der Erzähler sehr nah an den Göttern der griechischen

<sup>1207</sup> Vgl. Bettina Mathes: „Reproduktion“, in: *Gender@Wissen*, 104-122. Mathes referiert Alfred Kallirs These, dass „alle Schriftzeichen des Alphabets ursprünglich Fruchtbarkeitszeichen waren“ (ebd.: 104), vgl. Kallir: *Sign and Design. Die psychogenetischen Quellen des Alphabets* [engl. Orig. 1961], übers. aus dem Engl. v. Richard Hölzl u. Thomas Dietrich, Berlin: Kulturverl. Kadmos 2002. Nahezu das gesamte Buch ist den ersten drei Buchstaben des Alphabets, A, B, C, gewidmet. Kallir beschreibt den Zusammenhang von Schriftzeichen und Sprache. Die „Zeugungskraft des Buchstabens“ (Mathes: „Reproduktion“, 107) fand durch das Konzept des Phallus ihre psychoanalytische Deutung. Für Lacan sei der Phallus der „Repräsentant der Sprache (des Symbolischen), dessen Macht darin bestehe, Bedeutung, Kultur und geschlechtliche Subjekte zu erzeugen und kontrollieren zu können“ (ebd.: 107), so Mathes. Vgl. Jacques Lacan: „Die Bedeutung des Phallus“, in: *Schriften*, 3., korrigierte Aufl., Bd. 2, hg. v. Norbert Haas, Weinheim u. Berlin: Quadriga-Verl. 1991, 119-132.

<sup>1208</sup> „Es sind doch gerade künstlerische Werke, die Präsenz und Unmittelbarkeit schaffen, deren Potenzial jenseits aller intellektuellen Auslegung die sinnliche Erfahrung ist.“ Miriam Oesterreich u. Julia Rütthemann: „Körper-Ästhetiken. Allegorische Verkörperungen als ästhetisches Prinzip. Eine Einleitung“, in: *Körper-Ästhetiken. Allegorische Verkörperungen als ästhetisches Prinzip*, hg. v. Cornelia Logemann u. dies., Bielefeld: Transcript 2013, 13-58, 44.

<sup>1209</sup> Mit dem 18. Jahrhundert und der einsetzenden Diskursivierung des bürgerlichen Familienideals wurde die Suche nach den männlichen Anteilen an der Generativität vernachlässigt. Durch die neue Legitimierung der Geschlechtercharaktere als qualitative Differenz wird die Generativität vollends in den Bereich des Privaten und in den Zuständigkeitsbereich der Frau verlegt (vgl. Bettina Bock von Wülfigen: „Zeugung“, in: *Gender@Wissen*, 82-103, 86). Etwa zur selben Zeit fanden Naturforscher heraus, wie vielfältig die Reproduktion bei Pflanzen und Tieren sein kann. Der Umstand, dass es Lebewesen gibt, die sich selbst fortpflanzen und erhalten können, führte zu Theoretisierungen von nichtgeschlechtlicher Zeugung bzw. Parthogenese (vgl. Bock von Wülfigen: „Zeugung“, 86f.). Im 20. Jahrhundert war es Humberto Maturana, der den Begriff *Autopoiese* (griechisch für ‚Selbsterschaffung‘) für sich selbst organisierende, in sich abgeschlossene Lebewesen prägte, auf welchen sich nachfolgend Niklas Luhmann für die Erklärung sozialer Systeme beziehen sollte. Maturana schreibt, dass sich selbst zeugende Lebewesen „das Produkt ihrer Organisation [sie selbst] sind, das heißt, es gibt keine Trennung zwischen Erzeuger und Erzeugnis. Das Sein und Tun einer autopoietischen Einheit sind untrennbar, und dies bildet ihre spezifische Art von Organisation“ (Humberto R. Maturana u. Francisco J. Varela: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*, 2. Aufl., Bern u.a.: Scherz 1987, 56.)

Mythologie, wie Zeus oder Kronos, die als Männer gebären konnten. Ungefähr soweit reicht auch die Genealogie von Gebä- und Fruchtbarkeitsmetaphern zurück, in die sich der Text einreihet. Diese wurden von SOKRATES über KANT, NIETZSCHE oder SLOTERDIJK herangezogen, um Autorschaft zu repräsentieren, aber auch, um über das Schreiben zu reflektieren.<sup>1210</sup> Damit wird sehr deutlich, dass der Roman die Kategorien ‚Körperlichkeit‘, ‚Geschlecht‘, ‚Reproduktion‘ und ‚Familie‘ verhandelt, egal, ob die schwangere Ehefrau, der ungeborene Fötus, die männliche Fruchtbarkeit, der „Fertilisations-Seitensprung“ (BJ: 210) des Erzählers oder der Roman an sich als körperliche Erfahrung fokussiert werden.<sup>1211</sup> Wie im bürgerlichen Trauerspiel auch, geht es weiterhin um dieselben Kategorien, die allerdings neu verhandelt und somit wiederholt und reproduziert werden. In dieser Reproduktion wird die Differenz zum bürgerlichen Familiendiskurs im 18. Jahrhundert deutlich. Gleichzeitig stellen diese Verhandlungen immer auch die Grenzziehung zwischen Natur und Kultur zur Diskussion. Das betrifft das bürgerliche Familienideal in besonderem Maße: Einerseits fußt es auf der Übereinstimmung von biologischer, heterosexueller Fortpflanzung und biologischer Elternschaft. Andererseits ist die Familienterminologie das kontingente Ergebnis kultureller Zuschreibungen, die historisch wandelbar sind. Mutter- bzw. Vaterschaft sind demnach Familienpositionen im Bezeichnungssystem und können geschlechterunabhängig gedacht werden.

Ich möchte im Folgenden zeigen, wie der Text das Vaterwerden mit einer ‚neuen Bürgerlichkeit‘ verbindet, und dabei das bürgerliche Familienleben als Sinn des Lebens, „de[m][n] richtigen Weg“ (BJ: 178) und Ursprung von Dramatik zur Disposition stellt. Es geht darum, wie der Roman die Kategorien

<sup>1210</sup> David E. Wellberry: „Kunst – Zeugung – Geburt. Überlegungen zu einer anthropologischen Grundfigur“, in: *Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit*, hg. v. dems. u. Christian Begemann, Freiburg i. Br.: Rombach 2002, 9-36, 9f.: „Von der ‚Maieutik‘ des Sokrates über Kants ‚Selbstgebärung unseres Verstandes‘ und Nietzsches ‚Geburt der Tragödie‘ bis hin zu Sloterdijks ‚Poetik der Entbindung‘ stecken Begriffe wie Zeugung, Empfängnis und Konzeption, Schwangerschaft und Geburt, Genealogie, Vaterschaft und Mutterschaft ein diskursives Feld ab, auf dem Theorien der künstlerischen bzw. intellektuellen Hervorbringung entworfen werden und das Verhältnis von Natur und Kultur schlechthin zur Debatte steht.“ Vgl. ferner Astrid Herbold: *Eingesaugt & Rausgepresst. Verschrifilichungen des Körpers und Verkörperungen der Schrift*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2004 sowie Christine Kanz: *Maternale Moderne. Männliche Gebäphantasien zwischen Kultur und Wissenschaft (1890-1933)*, München: Fink 2009.

<sup>1211</sup> Vgl. Herbold: *Eingesaugt & Rausgepresst*. Besonders in der poststrukturalistischen Theorie der Gender Studies nimmt die „Schrift-Körper-Metaphorik“ (ebd.: 184) eine „herausragende rhetorische Rolle“ (ebd.) ein.

‚Geschlecht‘ und ‚Reproduktion‘ in Bezug auf Familie verhandelt und welche Rolle dabei insbesondere die Vaterschaft spielt. Explizit wird, so meine Annahme, das bürgerliche Trauerspiel im Roman mitverhandelt, weil der Begriff des Dramas immer präsent ist. Ist ein Drama immer auch eine Reproduktion eines Inszenierungstexts, so lässt sich sagen, dass VON DÜFFELS Roman ein bürgerliches Trauerspiel inszeniert, das auf das Skript im 18. Jahrhundert zurückgeht. Generell ist ein Schauspiel auf Sichtbarkeit hin angelegt und deshalb auf den Körper des Schauspielenden angewiesen. So verwundert es nicht, dass die Kategorie der Sichtbarkeit und, weiterführend, die Etablierung bestimmter Sichtverhältnisse, ihren Platz im Erzählverfahren des Romans finden. Beispielsweise markiert die leibliche Schwangerschaft der Ehefrau des Erzählers gut sichtbar und leibhaftig die männliche Potenz des Erzählers, der sich erfolgreich fortpflanzen konnte. Es bleibt zu fragen, ob VON DÜFFEL auf ungewohnte Weise Bilder von fruchtbaren Männern und Frauen entwirft und dabei neue Wahrnehmungen der Geschlechter, v.a. der schwangeren Frau, auf die sich der Blick des Erzählers richtet, offeriert. Die Vermutung liegt nahe, dass, unter Einbezug neuester reproduktionstechnologischer Möglichkeiten, neue Gender-Entwürfe, die dem bürgerlichen Familienideal nicht entsprechen, imaginiert werden.

So viel sei an dieser Stelle schon vorausgreifend gesagt: Auf den ersten Blick werden die dichotomischen Kategorien Form/Materie, Logos/Geist, Natur/Kultur, Männlichkeit/Weiblichkeit als geschlechtlich kodierte Gegensatzpaare fortgeschrieben. Das Ergebnis ist, dass auch das bürgerliche Familienideal weiterhin die Bezugsgröße bleibt. Gleichwohl wird soziale Elternschaft diskutiert, indem Vaterschaft als Fiktion benannt wird. Mutterschaft hingegen wird weiterhin körperlich gedacht, idealisiert und naturalisiert. Hier sind eindeutige Überschneidungen mit der Mediendebatte um die ‚neue Bürgerlichkeit‘ zu verzeichnen (vgl. Kap. 5.2). Auffällig ist im bürgerlichen Familiendrama in *Beste Jahre* Folgendes: Es ist der Vater, der die Familiengeschichte erzählt bzw. schreibt. Damit folgt der Text der genealogischen Erzählung von Familie nach dem patrilinearen Muster, wenngleich die künstliche Befruchtung die ‚natürliche‘ Generationenabfolge erst ermöglicht. Mit der Geburt eines männlichen Nachfahren am Ende des Romans ist nicht nur die männliche Genealogie gesichert, sondern der Bruch in der Abstammungslinie symbolisch behoben, weil auf das Narrativ der Genealogie rekurriert wird, das wiederum auf der biologischen Reproduktion basiert. Dadurch wird der Roman auch als Stammbuch

lesbar, das mit der Geburtsanzeige den Fortgang der Familie (vermeintlich) sicherstellt und den berühmten Schlussstrich von Hanno Buddenbrook in gewisser Weise zurücknimmt. *Beste Jahre* ist eine Rückkehr zur Familie und der Beginn eines Familienromans. Wie gehabt, ist es die Potenz und Zeugungsfähigkeit des Mannes, die Männlichkeit und die Identität des Mannes ausmachen. Dass dieser Mann einem Patriarchen gleich die Autorität über seine zukünftige Familie besitzt, indiziert die Erzählweise: das Vater-Ich ist alles. Er schreibt in der Ich-, Du-, Er-, und sehr selten in der Wir-Form. Partiiell erinnert die Beschreibung der schwangeren Ehefrau aus Sicht des Mannes und die Art, wie er die Weisheit der Natur und Biologie lobt und dabei das Register des bürgerlich-binären Geschlechterarrangements aufruft, an die Schreibweise von EVA HERMAN – nur humoriger und klüger (vgl. Kap. 5.1). Damit einher geht auch die auffällige Abstinenz der Ehefrau und Mutter des Kindes: Sie spielt nur eine Statistenrolle und befindet sich ebenso an der Peripherie wie die Mutterfigur im bürgerlichen Trauerspiel. Sie entspricht schon jetzt dem Bild „der bürgerlichen Hausmutter, der Frau, die still und unermüdlich im Hintergrund männlicher Text- und Warenproduktion wirkt“<sup>1212</sup>. Auch scheint mir die Einhaltung von bestimmten bürgerlichen Werten und moralischen Regeln in einer Paarbeziehung, wie bspw. die Exklusivität der Partner/in und die damit verbundene Treue, nur für die Frau Gültigkeit zu besitzen. Schon im bürgerlichen Trauerspiel wurde die Tugend, verengt auf die Virginität der Töchter, nur von diesen eingefordert. Analog zu diesem geschlechtlich kodierten Tugendkonzept schläft der Erzähler in *Beste Jahre* mit der Ehefrau seines Freundes HC, während seine eigene Ehefrau hochschwanger mit Komplikationen im Krankenhaus liegt. Daran anknüpfende moralische und ethische Fragen reflektiert der Erzähler nicht, weil es sich lediglich um eine „Reagenzglas masturbation am lebenden Objekt“ (BJ: 226) handelt, und nicht etwa um einen Betrug an seiner Ehefrau.

---

<sup>1212</sup> Herbold: *Eingesaugt & Rausgepresst*, 57.



#### 4.1 Kinderlos: Undramatische Bürgerlichkeit

Der namenlose Protagonist, der aufgrund der fehlenden Namensbezeichnung jeder beliebige Mann um die Vierzig mit einem späten Kinderwunsch sein könnte, vermisst die Dramatik in seinem Leben und das, obwohl er nahezu jeden Abend als Theaterschauspieler auf der Bühne *performs*. Das macht auch die erste Seite des Romans, die zum ersten Kapitel „Älterwerden“ zählt, deutlich:

Wobei das Schöne daran [i.e. am Älterwerden; N.W.] war, daß er nichts mehr um jeden Preis wollte: Er mußte nicht mehr unbedingt mit dieser oder jener Frau schlafen und auch nicht länger seinen Vater umbringen. Er hatte keinen Konflikt mehr mit der älteren Generation und noch keinen mit der jüngeren. Ihm war das Dramatische in seinem Leben völlig abhandeln gekommen, und nicht einmal diesen Verlust empfand er als tragisch, sondern als ausgesprochen angenehm. Er war zufrieden, um nicht zu sagen, glücklich, sehr sogar, verglichen mit sich selbst noch vor wenigen Jahren. (BJ: 7)

Der Protagonist lässt sich der von FLORIAN ILLIES beschriebenen *Generation Golf* (2000) zurechnen, die um die 1965-1975 Geborenen, die als „Generation ohne Generationenkonflikt“<sup>1213</sup> heranwachsen (vgl. BJ: 8). Seine „wilden Jahre“ (BJ: 49) sind vorbei. Der Vater-Sohn-Konflikt findet keine nennenswerte Erwähnung und das Dramatische wird als Mangel ausgewiesen. Dass dieser Umstand tatsächlich schön ist, bekräftigt der letzte Satz dieses Kapitels, der in einer harmonischen Kreisbewegung ein wenig zu deutlich auf den allerersten Satz rückverweist: „Und das war das Schöne daran.“ (BJ: 10) Mit zunehmender Distanz zu seinem alten Ich verliert der Erzähler-Schauspieler den Sinn für Dramatik: Er hat es sich in „der Truman-Show [...] [seines] Alltags“ (BJ: 38)<sup>1214</sup> bequem gemacht, diesem „Konstrukt aus Normalität, Funktionieren

---

<sup>1213</sup> Vgl. Florian Illies: *Generation Golf. Eine Inspektion* [2000], 7. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 2002. Vgl. bes. Kap. II.

<sup>1214</sup> Vgl. den gleichnamigen Film *Die Truman Show* (1998; Regie: Peter Weir) mit Jim Carrey als Truman Burbank, der von einer TV-Produktionsfirma adoptiert wurde und von Geburt an in Seahaven unter konstanter Kamerabeobachtung aufwächst und lebt. Die Menschen in seinem Leben sind allesamt Schauspieler und wissen um die Künstlichkeit der ‚Normalität‘ in der idyllischen kalifornischen Hafenstadt im Stile der 1950er Jahre. Nur Truman selbst hat keine Ahnung, dass er der Protagonist einer international erfolgreichen Reality-Show ist, bis er schließlich, misstrauisch geworden, versucht, aus dem vermeintlichen ‚Paradies‘ auszubrechen. Der ‚echte Mann‘ in einer künstlichen Umgebung ohne Drama möchte letztlich die ‚echte Welt‘ kennenlernen und aus der Uniformität seines künstlichen Alltags ausbrechen. Zwischen Truman und dem Protagonisten in

und Geldverdienen“ (BJ: 192) und fühlt sich gut – sagt er jedenfalls. Eine stabile, undramatische Zufriedenheit mit sich und seinem Selbst dominiert vordergründig die ersten Zeilen des Romans. Sein privates Leben mit seiner Frau Lisa, ebenfalls Schauspielerin, klingt bürgerlich, ruhig und unspektakulär (vgl. BJ: 34): „Mit den Jahren haben meine Frau und ich eine unglaubliche Begabung zur Normalität entwickelt.“ (BJ: 34) Sie haben geheiratet, nachdem das lange Paarsein der Ehe ihre „Schrecken“ genommen hatte: „Und plötzlich stellen wir zu unserem Erstaunen fest, daß wir schon länger friedlich zusammenlebten, als unsere Eltern verheiratet gewesen waren. Es war der Moment, in dem der Gedanke der Ehe seine Schrecken verlor.“ (BJ: 35) Jedoch fehlt der Nachwuchs, das Kernelement eines ‚richtigen‘ bürgerlichen Lebens. Der ideale Lebensentwurf der Bürgerlichen und neuen Bürgerlichen ist Familie als Gefühlsgemeinschaft, wobei Familie die Existenz von zumindest einem Kind erfordert. Mit der Ehe und der sich anschließenden Reproduktion soll das Leben in der bürgerlichen Familie undramatisch, weil geregelt, ‚normal‘ und bürgerlich werden, so das Ideal, wie auch mit Blick auf *Das Muschelessen* oder *Ostersonntag* deutlich geworden ist. Das Anpassen an die gesellschaftlichen Normen hingegen und das Ausrichten an einer klar als künstlich definierten Normalität, haben bei dem Schauspielerpaar schon vor der Familiengründung zu einer gewissen Form von gelebter Bürgerlichkeit und Häuslichkeit geführt, die jedoch kritisch gesehen wird.

Dass (neue) Bürgerlichkeit sehr undramatisch sein kann, macht ein Blick auf die Ergebnisse des Kapitels zur Mediendebatte deutlich (vgl. hierzu Kap. 5.2). Es sei daran erinnert, dass FAITH POPCORN und THOMAS HORX den Begriff ‚Cocooning‘ in diesem Zug geprägt haben und damit den seit Mitte der 1990er Jahre existierenden gesellschaftlichen Trend, sich in den Bereich des Privaten zurückzuziehen, beschreiben. Dem gegenüber wird der öffentliche, d.h. immer auch politische Raum gedacht, von dem man sich abschottet. Die-

---

*Beste Jahre* sind offensichtliche Parallelen gegeben. Michael O’Shaughnessy („The Truman Show as a study of ‚the society of the spectacle‘“, in: *Australian Screen Education* 32 (2003): 112-115) spricht vom „contrived life-plan, the soap-opera destiny“ (ebd.: 113), die der TV-Produzent als Masterplan für Truman bereithalte. Indem Truman am Ende des Films durch die Tür der Hollywoodkulissen geht, werde er erneut geboren. Diese Geburt markiert einen „incredibly brave jump into the unknown“ (ebd.: 114). Trumans Freiheit liegt „beyond the illusory security of a controlled, static realism, through a critical, questioning consciousness“ (ebd.: 115). Vgl. auch Dusty Lavoie: „Escaping the panopticum: Utopia, hegemony, and performance in Peter Weir’s *The Truman Show*“, in: *Utopian Studies* 22.1 (2011): 52-73.

sen gesellschaftlich geführten Diskurs greift *Beste Jahre* auf. Wie gezeigt, findet die Idealisierung der Familie sowie des Heims und der Häuslichkeit schon im 18. Jahrhundert statt. Mit Blick auf *Emilia Galotti* wird deutlich, dass es damals um gesellschaftliche Distinktion ging (Adel – Bürgertum). Durch seine moralische Ausrichtung versprach das bürgerliche Leben einer sog. ‚bürgerlichen Klasse‘ – heute wird der Klassenbegriff zwar wieder verwendet, aber wahrscheinlich würde man zunächst von der ‚bürgerlichen Mittelschicht‘ sprechen – ein geregeltes Leben, das sich durch das Ideal einer spezifischen Lebensführung auszeichnete. Insgesamt klingt das Lebensmodell ‚bürgerliche Familie‘ wenig dramatisch, weil *per definitionem* die harmonisch imaginierte Intimisierung der kleinfamilialen Beziehungen, die im häuslichen Rückzugsort gepflegt werden, Vorrang hat. Das zeitgenössische vorfamiliäre Leben hingegen verspricht mehr Freiheiten für das Individuum und also potentiell mehr Drama, Neues und Ungeregeltes für die Einzelne und den Einzelnen.

In *Beste Jahre* hingegen setzt die Dramatik, die mit der „soap-opera destiny“<sup>1215</sup> einer glücklich-harmonischen Paarbeziehung verloren gegangen ist, ausgerechnet mit dem Prozess der Vaterwerdung und dem sich anschließenden Identitätskonflikt wieder ein. Dadurch werden beide Kategorien, ‚Bürgerlichkeit‘ und ‚Vaterwerdung‘, anders und neu aufeinander bezogen: Vaterwerdung wird sehr positiv mit Dramatik gleichgesetzt. Wer wirklich dramatisch und cool sein will, so scheint mir eine Lektüre des Textes zu sein, der wird Vater und nicht bloß ein häuslicher, bürgerlicher Mann mit glücklicher Frau ohne Kind. Diese neuartige Dramatisierung der bürgerlichen Familie (im Werden) gilt es im Folgenden analytisch zu fassen.

Die Dramatik des schwangeren Mannes rührt im Text nicht zuletzt daher, dass der Erzähler und seine Frau ‚späte Eltern‘ sind. Sie zählen zur „Generation von Großeltern-Eltern“ (BJ: 41), wie es im Text augenzwinkernd heißt. Diese Spätentschlossenen haben nur ein winziges Zeitfenster, um ihren Wunsch nach einem biologischen Kind zu realisieren. Es liegt nahe, dass gerade sie die technischen Hilfen in Anspruch nehmen, um nicht ungewollt kinderlos zu bleiben. Denn, die „Avantgarde der Familienplanung“ (BJ: 40), die Generation der „Erst-Karriere-dann-die-Kinder-Familienplanung“ (BJ: 175), also die gut situierte und ausgebildete Mittelschicht, hat das Projekt Kind zwar zeitlich nach hinten verschoben, aber dieser „erlesene[n] Kreis der Alles-Richtig-Macher“

---

<sup>1215</sup> O’Shaughnessy: „The Truman Show“, 113.

(BJ: 43) inkorporiert die Familiengründung auch weiterhin in das ideale bürgerliche Lebensmodell. Das wiederum erklärt der Text mit Rückgriff auf die Natur:

In meinem Kopf waren wir bereits zu dritt, als seien wir es immer schon gewesen, als könnte es gar nicht anders sein (und ich war sicher, meiner Frau ging es genauso, ich brauchte sie nicht zu fragen). Es fühlte sich an wie die natürlichste Sache der Welt, auch wenn sie nur auf die künstlichste, medizinisch aufwendigste Art und Weise zustande gekommen war. (BJ: 45)

Das Zusammenleben wird neurobiologisch begründet: Die Struktur der Kernfamilie ist im Gehirn angelegt. Dort wirkt sie normativ als Idealbild. Zwar hält der Erzähler durch die Wahl des Konjunktivs alternative Lebensmöglichkeiten präsent, jedoch spricht er kontrafaktisch und im Superlativ von der ‚natürlichsten Sache der Welt‘, die in jedem Menschen qua Geburt angelegt ist. Diese biologische Argumentation erinnert an die Rhetorik von EVA HERMAN und an jene der neuen Bürgerlichen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass die Kultur der Natur in Sachen Reproduktion nachhelfen muss. Auf die ‚Fortpflanzungsverhinderungsmedizin‘ (BJ: 54) folgt die ‚Fortpflanzungsermöglichungsmedizin‘ (BJ: 54). Die menschliche Biologie wird zu weiten Teilen künstlich planbar. Nichtsdestoweniger ist das Thema ‚künstliche Befruchtung‘ gesellschaftlich eines, das tabuisiert und erst sukzessive gesamtgesellschaftlich diskutiert wird. Daran hat auch *Beste Jahre* Anteil, weil es teilweise sehr detailliert über die Kontexte eines ‚Zentrums für Kinderwunschbehandlung‘ (BJ: 57) berichtet (vgl. bes. BJ: 54-66), dessen Bezeichnung die Hoffnung der Paare auf ein Kind ausdrückt, nicht aber die Künstlichkeit der Zeugung im Reagenzglas im Namen trägt. Diese Wortwahl bringt deutlich die tabuisierte Seite der Diskussion zum Vorschein. Im Roman werden bspw. ‚Dr. Frankenstein‘ (BJ: 59) und die ‚Eltern aus der Retorte‘ (BJ: 104) anziert. Zusätzlich wird erwähnt, dass der Erzähler reproduktionsmedizinische Institute nur aus dem Fernsehen kennt. D.h., die medial vermittelte Szenerie mit ‚Schmuddelimage‘ ist bekannt, aber individuelle, eventuell positive Erfahrungen, werden öffentlich nur selten kommuniziert. Verwundert bilanziert der Erzähler: ‚Es existierte also kein schummrig-schlüpfriges Masturbationszimmer wie in den unzähligen Komödien und Seifenoperen aus dem Fernsehen.‘ (BJ: 111; vgl. auch ebd. 108f.)

Im Roman treffen sich der Erzähler und sein ehemals bester Freund Hans-Christian nach Jahren just in einer Hamburger Fruchtbarkeitsklinik wieder.

Beide sind „im besten beziehungsweise gerade noch fruchtbaren Alter“ (BJ: 83). Die Lebenswege der Männer „kreuzten sich [...] immer am Anfang von etwas. So auch zu Beginn des Kinderwunschprojekts“ (BJ: 69). Der erfolgreiche Jurist HC lebt auf einem abgelegenen Hof auf dem Land eine Art (groß-)bürgerliches Dasein. Der Erzähler zählt ihn zum „Beamtenadel“ (BJ: 68). HC ist der „höflichste Mensch“ (BJ: 127), und der „Selbstbeherrschungssuperman[s]“ (BJ: 127), weil er mithilfe seiner „Affektunterdrückung“ (BJ: 130) stets distanziert bleibt und kaum Privates preisgibt. Der Erzähler wiederum gibt zu, dass es „damals wie heute einen Teil von mir [gibt], der gerne so werden, so sein wollte wie er“ (BJ: 77). HC ist die „zweite Möglichkeit von sich, als träfe er sein Alter ego, seinen Zwilling, mit dem er am liebsten getauscht hätte“ (BJ: 100).

Im Prinzip aber befinden sich beide Männer im Wettstreit um das beste Leben. Sie verbindet „derselbe Ehrgeiz, dieselbe alte Ich-Maschine“ (BJ: 73). Der eigentliche Unterschied zwischen beiden ist, so der Erzähler, das Vaterwerden bzw. -sein und damit die Familienmännlichkeit. Seine baldige Vaterschaft empfindet der Erzähler als „Triumph“ (BJ: 74) gegenüber seinem Rivalen. Er spricht von „Sinn und höhere[r] Verantwortung“ (BJ: 73), die er „plötzlich empfand“ (BJ: 73).

So wird das Projekt der Familiengründung für den Erzähler zunehmend zum Fluchtpunkt seiner Gedanken, der seinem Leben den natürlichen-naturalisierten Sinn verleiht. Der Erzähler freut sich auf seine „Rolle des Versorgers und Ernährers“ (BJ: 53), auf die „Liebesgeschichte als Vater und Ehemann“ (BJ: 53). Zumal er, das liegt in der ‚Natur‘ der Narration, über das Leben, die Reproduktion und die Geschlechter erzählt. Die Handlung des Romans ist relativ spärlich, wohingegen die Passagen der Reflexion den meisten Raum einnehmen. Wiederholend heißt es: „Denn, natürlich: er hatte gut reden.“ (BJ: 105; vgl. 95; vgl. 172) Seine Ehefrau hingegen ist diejenige, welche die praktische Arbeit im Haushalt verrichtet, wenn es darauf ankommt. Ansonsten, so gibt sich der Erzähler betont geschlechteregalitär, würden sich beide Partner den Haushalt teilen. Bevor HC zu Besuch kommt, ist sie diejenige, die putzt und kocht, obschon er sagt, sie müsse nicht die „tüchtige Hausfrau spielen“ (BJ: 105). Sie ist es letztlich auch, die ihre geliebte Berufstätigkeit mit der Schwangerschaft hinten anstellen muss, was er zunächst nicht tragisch findet: „Er mußte sein Leben ja nicht komplett umstellen [...]“ (BJ: 98). Diese binäre Rollenverteilung entspricht ganz dem bürgerlichen Familienideal. Der Erzähler

fügt hinzu, dass er „seine Frau um die Realität ihres Zustands [benedet], aber [...] keineswegs sicher [ist], ob er auf das Erfundene, Spielerische seiner Arbeit verzichten konnte“ (BJ: 98). Auf diese Weise diskutiert der Roman die gesellschaftspolitischen Debatten um die Vereinbarkeit von Familie und weiblicher Berufstätigkeit und damit die notwendige neue Semantisierung des bürgerlichen Gendermodells.

Umso erstaunlicher ist es, dass dieses vom Erzähler gewünschte Lebenskonzept durch einen egoistischen Wesenszug gefährdet wird: die Ausschaltung des innerlich-äußerlichen Anderen, HC. Dass der Erzähler bereit ist, mit der Frau seines besten Freundes zu schlafen, die zufällig die von ihm einst aus der Distanz begehrte Doreen ist, bestärkt den Verdacht, dass nicht so sehr das Paar-sein oder das Familiewerden im Zentrum steht, sondern die Männlichkeit: der Mann als Ehemann, als Schauspieler, als bester Freund, als zeugungs(un)fähiger Mann und nicht zuletzt als werdender Vater.<sup>1216</sup> Dieses Ich ist immer im Wettkampf mit seinem Rivalen. Sein ganzes Leben versucht er, besser als der gesellschaftskonforme HC zu sein. Dies ist der Beweggrund für den Seitensprung und die eheliche Untreue. Die ideale Lebensplanung ist nicht

<sup>1216</sup> Bezeichnenderweise äußert der Erzähler aber auch „Angst vor der eigenen Verführbarkeit“ (BJ: 236), nachdem HC seine Bitte, er möge mit seiner Frau ein Kind zeugen (BJ: 206), geäußert hat. Dem Wortlaut nach erinnert diese Aussage an Emilia Galottis „Verführung ist die wahre Gewalt“ (V. 7: 85). Die Angst vor ihren Sinnen und ihrer Verführbarkeit, die sie empfindet, als ihr der Prinz in die Kirche folgt (vgl. II. 6), expliziert sie mit „Meine Sinne hatten mich verlassen. –“ (II. 6: 29) Zwar ist der Erzähler männlich, aber, unter Einbezug der Aussage, dass der Erzähler sich aufgrund dieser „Chance mich ihm gegenüber als Freund zu erweisen“ (BJ: 205) dermaßen geschmeichelt fühlt, sodass er formuliert, „eine größere Liebeserklärung hätte er mir nicht machen können“ (BJ: 211), könnte man schließen, dass auch hier die Gefühle und die körperliche Wahrnehmung zu einem Normverstoß führen könnten: „Nie hatte ich gedacht, daß ich noch einmal so in Konflikt mit mir geraten könnte.“ (BJ: 207) Dann befindet der Erzähler: „Doch das Drama war wieder da, und ausgerechnet HC, der undramatischste Mensch, den ich kannte, hatte es in mein Leben zurückgebracht.“ (BJ: 207f.) Zuvor ist der werdende Vater schon in einen Identitätskonflikt geraten, jetzt aber ist der dramatische Konflikt vollends da. Tatsächlich verstößt der Erzähler mit dem folgenden Ehebruch und dem Unterlaufen der sexuellen Exklusivität der Ehepartner gegen das bürgerliche Familienideal. Das ist wiederum mit *Emilia Galotti* vergleichbar. Allerdings bleibt der Tod am Ende des Romans ein metaphorischer. Außerdem wird das männliche Ausleben von Sexualität ohne Gefühle gesellschaftlich akzeptiert und führt eher zur Auf- als zur Abwertung einer traditionell verstandenen Männlichkeit (Stichwort ‚Potenz‘). Erst kurz bevor er zusagt, mit der Frau seines Freundes zu schlafen, erfährt er, dass es sich bei ihr um seine fiktive Liebesgeschichte Doreen handelt. Daraufhin hat er zunächst Angst, seine Gefühle könnten wieder kommen, denn mit Gefühl mit Doreen zu schlafen, das wäre Betrug an seiner Ehefrau.

planbar, weil der DARWIN'SCHE Trieb und das Naturgesetz des *survival of the fittest* stärker sind als Wunschphantasien von der eigenen Familienaufstellung, so suggeriert der Text. Daher ist es abermals der Individualismus des einzelnen Familienmitglieds, der das Idealbild der bürgerlichen Kleinfamilie durchkreuzt. In diesem Fall wird er mithilfe der Evolutionsbiologie erklärt.

Der Erzähler will HC im Duell der Männlichkeiten ‚besiegen‘, obgleich er nicht der biologische Vater von dem Kind seines Freundes werden will. Er „hatte Angst, am Ende doch noch zu scheitern, es nicht zu schaffen und ihm diese Wunde nicht beizubringen. Denn eine Wunde musste es sein“ (BJ: 245). Bezeichnenderweise denkt der Erzähler an HC, während er mit dessen Frau schläft<sup>1217</sup>, was durchaus eine homoerotische Komponente birgt. Er stellt sich vor, wie HC sich mit einem Gewehr erschießt: „[U]nd das, endlich, war der Moment, in dem du kamst, mit der Erleichterung, mit dem Ingrimm einer sich lösenden Verbissenheit, eines jahrzehntelangen Kampfs.“ (Vgl. BJ: 247) Mit dem Samenerguss des Erzählers, der wahrscheinlich mit dem *petite mort* korreliert, steht dieser auf, zieht sich wortlos an und verlässt, ohne sich nochmals umzuschauen, die Szenerie. Er will HC mit diesem Geschlechtsakt verwunden. Die sexuelle Konnotation durch den Phallus ist selbstredend.<sup>1218</sup> Der beste

---

<sup>1217</sup> Vgl. auch BJ: 244: „Du begehrtest Doreen nicht, nicht im geringsten, du begehrtest gegen ihn auf, getrieben von einer kaum zu bremsenden Wut, einem tiefsitzenden Haß auf den Klügeren, Besseren, Vorbildlichen, der glaubte, dich manipulieren zu können, indem er dich zwang, in seiner Geschichte mitzuspielen, der dich bewegt und behandelt hatte wie eine Spielfigur.“

<sup>1218</sup> Im Roman wird die Möglichkeit durchgespielt, HC könne heimlich in den Protagonisten verliebt sein und seine Ehe nur zum Schein führen (vgl. BJ: 189). Auf diesen Erzählstrang soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden, weil er für meine Fragestellung nicht relevant ist. Allerdings – und das sollen die angeführten Textstellen skizzieren – werden durch die besondere Beziehung der beiden Männer die Kategorien ‚Männlichkeit‘ und ‚Reproduktion‘ dahingehend aktiviert, als sie auf die Probleme der gleichgeschlechtlichen Fortpflanzung verweisen: Schwule Männer können sich nicht ohne Weiteres fortpflanzen. Bspw. hat der Erzähler für seine rein fiktive Liebesaffäre mit Doreen, seine „Wende-Phantasie“ (BJ: 149), mit dem Schreiben eines Romans begonnen. HC liest die Romanseiten und partizipiert so an den „Rauschzustände[n] des Schmachtens und Schreibens“ (BJ: 161). Insofern resümiert der Erzähler, dass die beiden Männer, wie in einer *Ménage à Trois*, „diese Liebesgeschichte weitestgehend zusammen“ (BJ: 161) erlebten. Dem Erzähler hingegen sei es um Doreen als „Figur“ (BJ: 162), „um ihre Geschichte“ (160) gegangen. Vgl. ferner das folgende Gespräch zwischen dem Erzähler und seiner Frau (BJ: 189): „Ich würde sagen‘, flüsterte sie, ‚er ist wie ich in dich verliebt‘. ‚In mich?‘ rief er aus und zuckte zurück. [...] ‚Ja, natürlich‘, [...] wußtest du das nicht?“ Vgl. auch BJ: 192f., 197f., 201. Schließlich stellt der Erzähler seine Überlegungen zur Homosexualität seines Freundes hinten an, als dieser ihm von seinem Prostatakrebs erzählt, was der Grund sei, warum er ihn nochmals sehen

Freund und ewige Konkurrent ist tot. Man kann nicht behaupten, dass dieser narzisstische Erzähler ein Sympathieträger ist.

Wie bis hierher schon deutlich geworden ist, werden im Roman familiäre Begriffe und Konzepte wie ‚Vaterschaft‘, ‚Mutterschaft‘, ‚Vater‘ oder ‚Mutter‘ problematisiert. Über die Figur des alten homosexuellen Griechischlehrers Herr Dr. Moosheimer (vgl. BJ: 24-31), der Parallelen zu der Medienfigur RUDOLF MOOSHAMMER aufweist (vgl. BJ: 22), wird die Frage nach der Qualität von biologischer und sozialer Vaterschaft gestellt. Zufällig trifft der Erzähler seinen alten Lehrer im Zug nach Bremen und erinnert sich daran, dass dieser „während der Schulzeit sein Schutzengel“ (BJ: 31) war. Kurz vor Ende der gemeinsamen Fahrt erzählt Herr Moosheimer von einer Beziehung zu einem schwer kranken Schüler der siebten Klasse, der Probleme mit seiner Mutter hatte und dessen Vater verstorben war. „Dieser Junge war keineswegs andersherum, wie man so sagt, er war auf der Suche nach einem Vater, einem väterlichen Freund.“ (BJ: 31) Für die anstehende schwere Operation des Jungen hat sich der Lehrer Moosheimer, der in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu dem Jungen stand, frei genommen: „Ich blieb drei Tage bei dem Jungen, saß an seinem Bett und hielt ihm die Hand. Sie können mir glauben, daß ich weiß, was Vaterschaft bedeutet. Ich habe es erfahren.“ (BJ: 31) Herr Moosheimer hat Vaterschaft für einen Jungen empfunden, obwohl er aus biologischer Sicht kein Vater ist. Seine väterlichen Gefühle für den Jungen zeigen aber, dass Biologie und Vaterschaft nicht zusammenhängen müssen. Dass diese Textpassage und das Konzept der sozialen Vaterschaft für den Roman zentral sind, indiziert der Wechsel der Erzählform: die Er-Erzählung kippt in die Ich-Form, derer der Erzähler eigentlich überdrüssig war.<sup>1219</sup> Konfrontiert mit einem sozialen, alltagspraktischen Verständnis von Vaterschaft manifestiert sich das Ich auf struktureller Ebene: „Ich blieb noch einen Augenblick regungslos sitzen“ (BJ: 31) heißt es im Text, nachdem Herr Moosheimer schon das Zugabteil verlassen hatte. Diese Regungslosigkeit deutet auf die innere Anteilnahme des Erzählers. Nachdem Herr Moosheimer „bzw. der Mensch“ (BJ: 53) das Gedankenspiel über die Kategorie ‚Vaterschaft‘ angeregt hat und er folglich als Exempel für den *homo emoticus* steht, der wie alle Menschen „wirklich und wesentlich [...]

---

wollte (BJ: 203f.). Darauf der Erzähler: „Wieder war alles anders, wieder mußte ich alles um- und überdenken.“ (BJ: 204)

<sup>1219</sup> Vgl. (BJ: 18): „Ja, er empfand es als große Erleichterung, nicht mehr andauernd Ich sagen zu müssen. [...], um sich seiner Existenz zu vergewissern.“



auf der Jagd nach dem großen Gefühl“ (BJ: 52), nach „Nähe, Hingabe, Aufopferung“ (BJ: 53), nach „mitmischen, mitlieben, mitleiden“ (BJ: 53), nach „lieben und geliebt werden“ (BJ: 53) ist, liegt es nahe, dass aus der Liebe als Lebenssinn das Lebensmodell der Familie als Gefühlsgemeinschaft erwächst. Die Worte seines Lehrers haben ihn dazu verleitet, sich die für den Roman entscheidende Frage zu stellen: Was bedeuten Vaterschaft und Vatersein überhaupt?

Schon der erste, in Anführungszeichen gesetzte Satz des Romans, der sich so vom Text abhebt, umrahmt auf Ebene der Satzzeichen den Konflikt des Erzählers: „Du wirst Vater“ (BJ: 17) sagt da seine Frau Lisa in aller Kürze. VON DÜFFEL geht sparsam und bedacht mit Passagen in direkter Rede um, obschon es diese in *Beste Jahre*, im Gegensatz zu seinem Debüt *Vom Wasser* (1998), durchaus gibt. Dieser Satz führt sofort zum Durchspielen der eigenen Genealogie: „Er war kein Abraham, kein Stammvater von irgendwem. Vielmehr hatte er sich mit der Zeit in einen geradezu außerfamiliären Zustand hineingelebt [...]“ (BJ: 17) Dennoch verortet er selbst sich im genealogischen Narrativ seiner Herkunftsfamilie, hier vor allem als Sohn (BJ: 18: „Er war die meiste Zeit seines Lebens Sohn gewesen“).

Bevor der Erzähler erfahren hat, dass er Vater wird, hatte er sich nach „sämtlichen Familienplanspielen“ (BJ: 17) vor allem mit der Zukunft als „Paarsein“ (BJ: 17) abgefunden. Diesen Zustand fand er „bitter“ (BJ: 17). Diese Wertung impliziert, dass Kinderlosigkeit, v.a. in den Augen der neuen Bürgerlichen, ein gesellschaftliches Defizit darstellt. Ähnlich negativ wird sie anlässlich familiärer Festivitäten, den sozialen Ritualen zum Herstellen von Familie, wie FRIEDHELM MARX formuliert (vgl. Kap. 5.3), ausgelegt, was im Roman ebenfalls Beachtung findet. Auch in *Beste Jahre* wird das Familienfest als stereotypes Bild aufgerufen. Auffällig ist, dass es in Parenthese steht und wie eine knappe Regieanweisung einen großen Assoziationsraum weckt. Diese Feste sind Treffen „familiärer Obdachlosigkeit“ (BJ: 18) für kinderlose Familienangehörige, heißt es im Text. Damit wird die gesellschaftliche Vorstellung benannt, dass Familie – entsprechend dem bürgerlichen Familienideal – ganz selbstverständlich zum Lebensentwurf gehört. Da diese Leitvorstellung als gemeinhin bekannt vorausgesetzt werden darf, genügen drei Sätze in Klammern, die gerade so viele Assoziationen wecken, damit das gewollte Bild vom Familienfest, das nicht zuletzt durch kulturelle Artefakte wie KÖHLERS *Ostersonntag* verbreitet wird, bei den RezipientInnen entstehen kann.

## 4.2 Dramatische Vaterschaft

Eingeleitet wird der Roman durch einen kursivierten Fiktionalitätsmarker, der das Spiel mit der Literarizität befeuert und den Gestus einer Aufführung von Vaterschaft in Romanform transportiert:

*Dies ist ein Roman. Sämtliche handelnden [sic] oder auch nicht handelnden [sic] Personen, einschließlich meiner selbst, sind frei erfunden.*

JvD (BJ: 6)

In diesen ersten paratextuellen Zeilen, die den narrativen Adressaten ausdrücklich nicht zu einem Vergleich von Fakten und Fiktion, von Personen und Figuren, ermutigen, beginnt das VON DÜFFEL'SCHE Spiel intertextueller Inszenierungen. Obwohl oder gerade weil diese fiktionale Rezeptionslenkung durch ihre graphische Abhebung vom restlichen Textkörper – sie nimmt lediglich zwei Zeilen einer ansonsten leeren, weißen und scheinbar ‚unschuldigen‘ Textseite in Anspruch – auf den ersten Blick noch nicht und auf den zweiten Blick eben doch ein Teil des Erzählten ist, stellt sich die Frage nach der potentiellen, realen Quelle für den ‚Roman-Stoff‘ und seiner epischer Verarbeitung in *Beste Jahre* auf besondere Weise. Dieses Spiel zwischen der fiktionalen Figur des Erzähler-Schauspielers, der sich auch als Autor versucht und Parallelen zwischen schauspielerischen und schriftstellerischen Tätigkeiten detektiert (vgl. BJ: 161f.), sowie der realen Figur des Autors JOHN VON DÜFFEL, der den Roman *Beste Jahre* geschrieben hat, wird von VON DÜFFEL ebenso wie in Beiträgen zu *Beste Jahre* mitinitiiert.<sup>1220</sup> In VON DÜFFELS poetologischem Buch *Wovon ich schreibe* (2009) ist das Kapitel „Die erfundene Familie“ enthalten, in dem es zu *Beste Jahre* heißt: „Dieses literarische Paar ist der Realität – dem Ausschnitt von Realität, in dem ich mich auskenne – sehr genau nachempfunden. Es ist nicht autobiographisch, aber nah dran, nicht an mir, sondern an dem Typus, der ich bin.“<sup>1221</sup> Ironisch fügt VON DÜFFEL hinzu, dass der „Prototyp des

<sup>1220</sup> Beer: „John von Düffel. Workaholic, Waterholic, Writerholic“, 7: „Ende August 2007 [erscheint; N.W.] mit *Beste Jahre* ein Roman, der zahlreiche Momente des Düffel'schen Werkes, aber auch eigene Erfahrungen und Wünsche miteinander verknüpft: Familie, Dramatik des Lebens, Kinderwunsch.“

<sup>1221</sup> Von Düffel: „Die erfundene Familie“, 97.

Selbstverwirklichers<sup>1222</sup>, der im Zentrum seines Romans steht, der „Durchschnittsdüffel“<sup>1223</sup> ist.

Obwohl literarische Texte keine mimetischen Wiedergaben der Welt sind – im Sinne einer wahrheitsgetreuen Spiegelung – und Intertextualität ein konstitutives Merkmal von Textualität ist, entzündet sich anhand dieses Paratextes ein Lektürespiel, das VON DÜFFEL selbst steuert, indem er sagt, dass der Autor „sich in jeder Figur ein Stück weit selbst porträtiert“<sup>1224</sup>. M.E. will der Roman nicht explizit einen autobiographischen oder autofiktionalen Pakt mit der Leserin/dem Leser schließen. Vielmehr verweist dieser bewusst gesetzte Fiktionalitätsmarker darauf, dass Literarizität nicht sehr viel mit Faktentreue gemein hat, aber eine Familiengeschichte bzw. die bürgerliche Familie an sich sehr viel mit dem Erfinden von Familie und Literarizität zu tun hat: Familie ist nicht, sie wird erfunden und erzählt. Insofern dient dieser Paratext, der einem ganz ähnlich z.B. in *Das dritte Buch über Achim* (1961) von UWE JOHNSON begegnet – dort allerdings auf der letzten Romanseite – noch einem übergeordneten Zweck. Er wird als dem Roman vorangestelltes Motto lesbar, weil er den Aspekt des Erfindens und Erzählens von Familie apostrophiert. Damit einher geht die ausgestellte Lust am spielerischen Umgang mit literaturwissenschaftlichen Kategorien, wie anhand der Kategorien ‚Autobiographie‘, ‚Autofiktion‘ oder den ‚Paratexten‘ ersichtlich wird. Insbesondere das Spiel mit so unterschiedlichen Gattungen wie dem bürgerlichen Trauerspiel, dem klassischen Drama oder dem Entwicklungsroman indizieren die spezifische Literarizität des Romans.

Generell ist festzuhalten, dass der Roman insgesamt, in Auseinandersetzung mit den dramatischen Gattungen, die Dramatik formal zwischen den Zeilen mitdenkt und, trotz anderslautender Gattungsbenennung, ein Genrehybrid ist. Das macht allein die Metaphorik deutlich. Es ist dominant von dem Theater, dem Schauspielen, Auf- und Abgängen, von dramatischen und undramatischen Zuständen und dergleichen mehr die Rede. Zumal die Szenerie jener des bürgerlichen Familiendramas ähnelt: Der Text spielt zu einem Großteil im Innersten des bürgerlichen Ehemannes und werdenden Vaters, privater geht es nicht. Erneut wird die Internalisierung von Gendernormen vorgeführt. Außerdem wird über die Intimsphäre der weiblichen und männlichen Fruchtbarkeit

---

<sup>1222</sup> Von Düffel: „Die erfundene Familie“, 98.

<sup>1223</sup> Von Düffel: „Die erfundene Familie“, 98.

<sup>1224</sup> Von Düffel: „Die erfundene Familie“, 130. Vgl. ferner Fischer: „John von Düffel“.

erzählt. Insofern liegt mit *Beste Jahre* auf gewisse Weise ein bürgerliches Familiendrama vor. Auch dies ist ein Spiel mit den fiktionalen Möglichkeiten.<sup>1225</sup> Dieses Spiel lässt sich ebenso auf narrativer Ebene beobachten.

Der zunächst als zeugungsunfähig eingestufte Protagonist darf nach dem zweiten Besuch in einer anderen Fruchtbarkeitsklinik aufatmen: Sein Spermogramm bestätigt ihm die volle Leistungsfähigkeit seiner Spermien. Dieses Spermogramm, verstanden als *Sinnbild* für Männlichkeit, lässt ihn zum Gewinner im Wettkampf mit HC werden, der *de facto* zeugungsunfähig ist. Für MARTIN HIELSCHER ist die Zeugungs(un-)fähigkeit das Kriterium für die gelungene oder misslingende gesellschaftliche Teilhabe der ‚Brüder‘, wodurch die Konflikte in der (männlichen) Körperlichkeit angelegt seien.<sup>1226</sup> HIELSCHER ist den Vaterfiguren in VON DÜFFELS Texten (*Vom Wasser, Houwelandt, Hotel Angst, Beste Jahre*) im Vergleich mit zwei Romanen von MICHEL HOUELLE-BECQ (*Elementarteilchen, Die Möglichkeit einer Insel*) nachgegangen. Dazu vergleicht er schematisch verschiedene Vaterfiguren und konkludiert, dass schon in den frühen Texten VON DÜFFELS die „Genealogien um die Pole Vaterlosigkeit und Vaterschaft“<sup>1227</sup> angelegt sind. Es werde ambivalent vom „Scheitern der Vaterfigur“ und ihrer „Übermacht“ zugleich erzählt, resümieren MARX und CATANI den Aufsatz HIELSCHERS.<sup>1228</sup> In *Beste Jahre* allerdings, so HIELSCHER, würde sich der Vater-Sohn-Konflikt, der prägend für die Mehrzahl von

<sup>1225</sup> Von seiner Anlage her gibt es auffällige Gemeinsamkeiten zwischen dem vorliegenden Roman und dem klassischen Drama. Wie im Drama befindet sich der Held im Kampf mit dem Schicksal als werdender Vater. Er trägt diesen Identitätskonflikt im Inneren aus. In der Exposition, in der gattungstheoretisch der Konflikt entfaltet wird, wird das ruhige Leben aus einer distanzierten Er-Perspektive erzählt. Diese Konfliktlosigkeit und Harmonie sind es, die letztlich den Konflikt mitherbeiführen, so z.B. der Umstand, dass sich der Kontext für eine Familiengründung nahezu perfekt ausgibt. Die ungewöhnliche Bitte HC's bildet die Peripetie, die durch einen kurzzeitigen Wechsel in die Du-Form markiert wird. Schließlich löst der Erzähler/Held seinen Konflikt. Diese Wendung mit einem wahrlich ‚komischen‘ Schluss, der das letale, tragische Scheitern des Helden abwendet, lässt es zu, von einer Tragikomödie zu sprechen. Mit dem ‚Geschlechtsakt‘ am Ende wird zwar die Alter-Ego-Figur des Helden metaphorisch getötet, jedoch kommt keine der Figuren auf der Handlungsebene zu Tode. Im Drama ist die äußere Handlung beschränkt, was nicht zuletzt durch die drei Aristotelischen Einheiten definiert wird. Insofern sind die inneren Vorgänge der einzelnen *dramatis personae* von zentralem Interesse. In *Beste Jahre* machen Reflexionen, Zustandsbeschreibungen und Vorgänge den Großteil der Handlung aus.

<sup>1226</sup> Vgl. Martin Hielscher: „Vor den Vätern schreiben die Söhne. Vaterfiguren im Prosawerk von John von Düffel“, in: *Familien Erzählen. Das literarische Werk John von Düffels*, 195-203, 195.

<sup>1227</sup> Hielscher: „Vor den Vätern schreiben die Söhne“, 201.

<sup>1228</sup> Catani u. Marx: „Familie ist ein weites Feld“, 13.

VON DÜFFELS Texte sei, „in den Bruder-Konflikt“<sup>1229</sup> verwandeln. Diese These kann man dadurch stützen, dass in *Beste Jahre* kein mehrgenerationelles, diachrones Erzählen zum Einsatz kommt, sondern die Fokussierung auf eine Generation in ihrer Synchronität vorherrscht. Somit steht die Gleichzeitigkeit einer Generation im Vordergrund.

Der Erzähler, so sagt er, liebt seinen Beruf, weil er alles spielen und alles sein kann und sich nicht festlegen muss (BJ: 99: „[E]r wollte alles sein können, alles spielen“). Das spiegelt sich auch formal im Wechsel der Pronomina bzw. Perspektiven wieder: der Ich-Erzähler redet über sich in Er-Form und wechselt kurzzeitig in eine Du-Form (vgl. BJ: 207). Selten spricht der Erzähler von einem ‚wir‘, welches das Paarsein indizieren würde. Die Varianten im Singular dominieren den *discours*, obschon der Klappentext besagt, es handele sich um „eine Liebesgeschichte über den langen Weg vom Paar zur Familie“<sup>1230</sup>. Eigentlich geht es im Roman um einen werdenden Vater, seine Selbstgeburt und seinen ‚Gebär(mutter)neid‘ (KAREN HORNEY)<sup>1231</sup>.

Das Spiel mit den Pronomina wirkt wie ein Rollenspiel des berufsmäßigen Theaterschauspielers. Mit der Nachricht, dass er Vater wird und der Freude, dass er „tatsächlich Leben [...] zeugen“ (BJ: 21) kann, stellen „sämtliche Fragen des Ich-, Du- oder Er-Seins [...] sich neu. Er war noch einmal gezwungen, sich mit seinem Sohnsein zu beschäftigen, nur von der entgegengesetzten Seite“ (BJ: 20). Zum einen stärkt die Zeugungsfähigkeit das Ego des Mannes, macht sie doch einen großen Teil der bürgerlichen Männlichkeit aus, und zum anderen bringt sie notwendigerweise die Vaterrolle mit ins Spiel: „Wenn dir der Urologe erklärt, daß dein Sperma so vital ist wie das Tote Meer, fühlst du dich minderwertig, du fühlst dich wertlos, du, ganz allein.“ (BJ: 114) Die Kodifizierung von Zeugungsfähigkeit mit Männlichkeit sieht der Erzähler als evolutionär an, nicht aber als kulturell konstruiert: „Fruchtbarkeit schien ihm das Killer-Kriterium schlechthin zu sein, ein archaischer Attraktivitäts- und Machtfaktor, eine Naturgewalt aus den Urgründen der Evolution.“ (BJ: 116)

---

<sup>1229</sup> Hielscher: „Vor den Vätern schreiben die Söhne“, 195.

<sup>1230</sup> Klappentext zu von Düffel: *Beste Jahre*.

<sup>1231</sup> Vgl. zur Theorie des männlichen Gebärneids, die Horney 1926 gegen die Freud'sche These vom Penisneid geltend machte: Karen Horney: „Die Flucht aus der Weiblichkeit. Der Männlichkeitskomplex der Frau im Spiegel männlicher und weiblicher Betrachtung“, in: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* 12 (1926): 360-374. Vgl. ferner Luce Irigaray: „Rückkehr zur psychoanalytischen Theorie“, aus dem Franz. übers. v. Monika u. Hans-Joachim Metzger, in: dies.: *Das Geschlecht das nicht eins ist*, 33-69. Vgl. zu männlichen Gebärphantasien grundlegend Kanz: *Maternale Moderne*.

Nachdem der Er-Sager etwas wehmütig beschreibt, wofür sein Ich-Sagen in der Vergangenheit alles einstand, „Ich war der Motor seines dramatischen Vorlebens, seiner Familienemanzipation. [...] Ich befeuerte sämtliche Auftritte und Abgänge [...]. Er war froh, daß dieses Ich-Theater der Vergangenheit angehörte“ (BJ: 19), gibt er vor, lediglich so etwas wie „Mitleid für den Ich-Sager, der er einmal war“ (BJ: 19) zu empfinden. Dennoch taucht „eine Art Rest-Ich“ (BJ: 19) gelegentlich „im gepflegten Alltag seiner Selbstdistanz“ (BJ: 20) auf. Mit dem Vaterwerden und dem durch Herrn Moosheimer repräsentierten Konzept der sozialen Vaterschaft gerät die überwunden geglaubte Auseinandersetzung mit sich selbst erneut in Bewegung: er befindet sich „in seinem selbstgebärenden Zustand“ (BJ: 50). Das verdeutlicht auch das fünfte Kapitel, das zwar mit „Schwanger“ überschrieben ist, im Prinzip jedoch nur den schwangeren Mann fokussiert. Der Einstieg in dieses Kapitel macht die erneute Suche nach sich selbst deutlich:

Allerdings fragte er sich am nächsten Morgen beim Frühstück, wie lange er diesen Abstand zu sich selbst wohl noch würde aufrechterhalten können, der mit jedem Tag schwankender wurde. Genaugenommen war es gar kein feststehender, fixierbarer Abstand mehr, sondern eine seltsame Art des In-der-Schwebe-Seins irgendwo zwischen der Loslösung von seinem bisherigen Leben und dem Andocken an ein neues, weitgehend unbekanntes. (BJ: 49)

Der Wechsel der Erzählpositionen führt dieses inhaltliche Oszillieren „zwischen dem, was er war, und dem, was er sein würde“ (BJ: 49) auf formaler Ebene des Romans fort. Dabei lässt „ihn der Gedanke an Herrn Dr. Moosheimer und seine kopfgeborene Schwangerschaft“ (BJ: 51) nicht los: „Er ahnte lediglich, daß das Hoffen und Bangen, das Maß an Fürsorge und Mitgefühl, das Herrn Dr. Moosheimer zum Vater dieses Jungen hat werden lassen, niemals aufhörte.“ (BJ: 51) Der Erzähler spricht vom „Drama, das mit der Vaterschaft über [...] [Moosheimers; N.W.] geregeltes Griechischlehrerleben hereingebrochen war“ (BJ: 51). Offensichtlich identifiziert sich der Erzähler mit seinem alten Lehrer, denn auch sein geregeltes Leben ist mit der Schwangerschaft seiner Frau ins Wanken geraten. Auch er wird nicht auf dem ‚natürlichen‘ biologischen Weg Vater. Diese Identifikation bringt das dramatische Ich zurück: „Die biologische Vaterschaft wird, wie mir scheint, überschätzt. [...] Aber ansonsten spielte sich meine Vaterschaft genau wie bei Herrn Moosheimer im Kopf ab.“ (BJ: 75) Sein Ich entwickelt sich in einer Art Entwicklungsroman über innere und äußere Widerstände hin zur Vaterwerdung („Subjektivierung“). Das Ziel

scheint mit der Geburt des Kindes, die, etwas paradox, symbolisch für die Geburt des Vaters steht, erreicht: ein namenloser Ehemann ist Vater geworden. Dabei konnotiert der Erzähler Vaterschaft mit „Chaos“, „Schmerz“ (BJ: 51) und „Gefahr“ (BJ: 52) und denkt an den „Gefühlsdschungel des Familienlebens“ (BJ: 52) sowie „die Dramen des Vaterseins, für die es in der Antike einige sehr abschreckende Beispiele gab“ (BJ: 52).

Generell, so ist festzuhalten, hält der Erzähler die Diskrepanz zwischen der ersten und dritten Person im Singular für marginal. Das führt er aus, als er die Schauspielerei mit dem Schreiben vergleicht, was für ihn ein „schauspielerischer Akt“ (BJ: 162) ist:

Es war, als stünde ich auf der Bühne, aber mitten im Leben, als wäre ich der Held und erste Zuschauer meines eigenen Films. Ich war nicht nur ich, sondern gleichzeitig das Alter ego in meiner Geschichte, ich und er. Und je mehr ich schrieb, desto weniger spürte ich den Unterschied. Zwischen der ersten und dritten Person lag bloß ein Wimpernschlag, nicht nur am Schreibtisch, sondern in allem, was ich sagte und tat. (BJ: 162)

Diese Personalunion von Held und Zuschauer eröffnet zwei Perspektiven, die Innen- und die Außensicht. Man könnte dem noch einen dritten Standpunkt, den des Regisseurs, hinzufügen, weil im Zitat von seinem eigenen Film die Rede ist. Das Changieren der ersten und dritten Person wird durch das verlorene Gespür für den Unterschied beider Positionen angezeigt. Diese Unmöglichkeit, zwischen den Instanzen zu trennen, erfährt der Erzähler beim Schreiben ebenso wie auf der Bühne seines Alltags. Erst mit dem metaphorischen Tod am Ende von *Beste Jahre* gelingt dem Erzähler eine eindeutige Ich-Setzung. Im mechanischen Geschlechtsakt suspendiert er sein Alter ego.

### **4.3 Kinderzimmer: *A room of one's own***

Familie und Gesellschaft sind nicht voneinander losgelöst: Erst durch den Umzug in die bessere, ‚bürgerliche‘ Gegend Bremens, in eine Wohnung, deren Grundriss schon ein Kinderzimmer enthält und deren Nachbarschaft ein Siedlungsballungsraum der ‚Großelterneltern‘ ist, die alle noch alles haben wollen, erwächst der Wunsch nach einem Kind:

Wir hatten keinen unbedingten Kinderwunsch [...]. Bis wir an den Rand dieser besseren Bremer Gegend zogen. Auf einmal hatten wir die Kublitscheks als Nachbarn und dieses Extra-Zimmer zur Verfügung, das auf dem Grundriß als Kinderzimmer ausgewiesen war und das wir, wie sich herausstellte, nicht gebrauchen konnten, weil wir so daran gewöhnt waren, auf engstem Raum zusammenzuleben. (BJ: 38)

Die Kinder, die in dieser Wohngegend zumeist künstlich gezeugt werden, bleiben jedoch ein Wunschbestandteil im Lebensmodell der Generation „Erst-Karriere-dann-die-Kinder-Familienplanung“ (BJ: 175). So lässt sich das Zitat lesen. Von ihrer Umgebung affiziert, sind der Erzähler und Lisa sich schnell einig: „Der Grundriß hatte völlig recht: Dieses Zimmer war ein Kinderzimmer und sonst gar nichts.“ (BJ: 39) Die Frage, warum sich das Paar ausgerechnet für diese Wohngegend und eine Wohnung mit Kinderzimmer entschieden hat, wird mit dem Unbewussten erklärt: „Wir wollten Kind und Kinderzimmer offenbar schon lange, bevor wir es wußten.“ (BJ: 39) Das Kinderzimmer mußte in ihren „Köpfen immer schon existiert haben“ (BJ: 45). Das Paar ist erleichtert, als Lisa „endlich schwanger wurde und sich abzeichnete, daß wir in letzter Minute doch noch Eltern werden würden“ (BJ: 41). Diese „Erleichterung war kaum zu beschreiben und wurde von sämtlichen Verwandten, Freunden und Bekannten geteilt“ (BJ: 41). Der Roman legt nahe, dass die Schaffung des häuslichen und privaten Glücks, zu dem Kinder obligat gehören, die Lebensaufgabe bilden. Ein Leben ohne Kinder wird als banal und leer abgetan. So leer, wie ein Kinderzimmer, das seiner Bestimmung nicht gerecht wird und in diesem Sinne unbewohnt bleibt. Wer es schafft, „nach einem halben Leben als Vollzeit-Egoisten und Selbstverwirklicher“ (BJ: 45) noch den „Schwenk auf die moralisch richtige Seite“ (BJ: 41) zu vollziehen, ist auf der Gewinnerseite. Die Sinnfrage wird durch Familiengründung hinreichend beantwortet. Deshalb ist die Zeugungsfähigkeit des bürgerlichen Mannes so essentiell für seine Identität als Ehemann und Familienernährer.

Aber nicht nur in der Literaturwissenschaft wird die Bedeutung des Raums für die Konstitution von Familie thematisiert, auch in empirischen Studien. Beispielhaft sei hier auf die Schumpeter-Forschungsgruppe „Multilokalität von Familie“ am Deutschen Jugendinstitut in München verwiesen, die von MICHAELA SCHIER geleitet und von der Volkswagen Stiftung gefördert wur-



de.<sup>1232</sup> Es wird gefragt, wie sich das Familienleben im Alltag bei einer räumlichen Trennung gestaltet. Bezeichnenderweise wird auch in diesen Datenerhebungen von der normativen Funktion des bürgerlichen Familienideals ausgegangen, wie auf den Internetseiten der Forschergruppe nachzulesen ist: „Gemeinsam unter einem Dach zu wohnen und regelmäßig Zeit miteinander zu verbringen, sind seit der Entwicklung des bürgerlichen Familienmodells grundlegende Elemente des familialen Lebens.“ Aus interdisziplinärer Sicht fällt im Hinblick auf das Thema ‚bürgerliche Familie‘ auf, dass eine in den Literatur- und Kulturwissenschaften zu verzeichnende Konjunktur von Raumanalysen im Gefolge der *spatial* und *topographical turns*<sup>1233</sup> ebenso in anderen Wissensgebieten zu verzeichnen ist, hier besonders in der praxeologischen Ausrichtung der Familiensoziologie. Ein Zitat aus der online nachlesbaren Projektbeschreibung „Multilokalität von Familie“ kann dies verdeutlichen: „Es wird davon ausgegangen, dass Raum, Räumlichkeiten und räumliche Praktiken zentrale Elemente der Herstellung von Familie sind, die bislang wenig in den Blick genommen wurden. Mit der Fokussierung auf multilokale Lebensbedingungen kann dies gut sichtbar gemacht werden.“ Der Raum und das Haus bzw. das Einrichten als Praxis, Familie zu produzieren, haben sich bei dem *doing* und *displaying family*<sup>1234</sup> als sehr wichtig herausgestellt. Gerade für Scheidungskinder sei die Existenz eines eigenen Raums im jeweiligen Zuhause der getrennt lebenden Elternteile elementar, um Gefühle wie familiäre Geborgenheit und Sicherheit zu empfinden.<sup>1235</sup>

---

<sup>1232</sup> Vgl. das Projekt von Michaela Schier u.a.: „Multilokalität von Familie (Schumpeter-Forschungsgruppe). Die Gestaltung von Familienleben bei räumlicher Trennung“, Deutsches Jugendinstitut München, 1.1.2009 bis 31.12.2014, <<http://www.dji.de/index.php?id=1027>>, 31.1.2015.

<sup>1233</sup> Für einen Einblick in die verschiedenen Trendwenden in den Literaturwissenschaften nach der kulturwissenschaftlichen Wende der 1990er Jahre sei auf Bachmann-Medicks *Cultural Turns* verwiesen.

<sup>1234</sup> Beide Begriffe werden im Anschluss an das *doing gender* in der Nachfolge von Judith Butler definiert. Vgl. Schier u. Jurczyk: „Familie als Herstellungsleistung.“ Im Artikel heißt es: „In Analogie zum sozialkonstruktivistischen Ansatz des ‚Doing Gender‘ lässt sich die Herstellung von Familie als zusammenhängende Gruppe, ihre Selbstdefinition und Inszenierung als solche, als ‚Doing Family‘ bezeichnen, das von praktischen und symbolischen Verschränkungsleistungen individueller Lebensführungen im Kontext von Familie getragen wird.“ (Ebd.: 10)

<sup>1235</sup> Vgl. für detailliertere Informationen zum Raum und der Herstellung von Familie im realgeschichtlichen Alltag auch: Schier u. Jurczyk: „Familie als Herstellungsleistung.“ Schon im 18. Jahrhundert wurden das Heim und die Häuslichkeit idealisiert, vgl. Ariès: *Geschichte der Kindheit*. „Seit dem 18. Jahrhundert beginnt die Familie gegenüber der Gesellschaft eine gewisse Distanz zu beziehen, sie aus dem immer mehr Raum greifen-

Bringt man die Wissenschaften an dieser Stelle in einen Dialog und betrachtet das Umschlagbild der DuMont Ausgabe von *Beste Jahre*, so wird deutlich, dass der literarische Diskurs als Interdiskurs reintegrative Funktionen besitzt: Der Umschlag besteht aus dem Grundriss einer Wohnung, in dem, wie für diese Art der bildlichen Darstellung in der Architektur üblich, die einzelnen Räume beschriftet sind. Allein der Raum, der mit „Kind“ in Großbuchstaben beschriftet ist, ist gelb-grün angestrichen, als ob jemand mit einem neongelben Textmarker auf grünem Hintergrund das Wichtigste des Grundrisses visualisiert hat: das Kind und damit die Familiengründung. Der Konnex zwischen Raum und Familie wird also bereits im Paratext des Romans ikonographisch ausgestellt. Es ist noch Raum für Familie, ganz alltagssprachlich verstanden, es gibt aber auch einen Raum im Zuhause, dem Rückzugsort der bürgerlichen Familie, der auf die Indienstnahme nach der Erfüllung der ‚ehelichen Pflichten‘ wartet. Negativ konnotiert ließe sich feststellen, dass die Inklusion dieses Raums von Anfang an – quasi *apriori*, selbstverständlich und entgegen demographischer Schreckgespenster – von der Gründung einer Familie ausgeht. Man braucht ein Kinderzimmer, weil man nach der Eheschließung Kinder bekommt und weil man, sobald Kinder vorhanden sind, in separierten Räumen schläft. Diese Separierung der Räume ist ein Konstituens der bürgerlichen Familie, wie bspw. bei ARIÈS nachzulesen ist.<sup>1236</sup> Er unterstreicht die Bedingtheit von bürgerlicher Familie und dem Raum. Vorindustrielle Familien lebten hauptsächlich in Allzweckräumen, in denen das hauswirtschaftliche, familiale und intime Leben zugleich stattfand. Zwischen Familienmitgliedern und familienfremden Bewohner/innen wurde nicht differenziert. Es ist leicht nachzuvollziehen, dass eine derartige Wohnsituation nicht gerade die „Ausprägung einer familialen

---

den privaten Lebensbereich herauszudrängen. Die Organisation des Hauses entspricht diesem neuen Bestreben, sich gegen die Welt abzuschirmen. Jetzt finden wir bereits das moderne Haus. Die Unabhängigkeit der einzelnen Zimmer ist dadurch gewährleistet, daß sie von einem Flur aus betreten werden können. Selbst wenn sie miteinander verbunden sind, ist man nicht mehr genötigt, sie sämtlich zu durchqueren, um von einem bestimmten Raum in einen anderen zu gelangen. Man hat gemeint, daß der Komfort auf diese Epoche zurückgeht; er ist zur selben Zeit entstanden, wie die Intimität, die Diskretion und die Isolierung, er ist eine ihrer Äußerungsformen.“ (Ebd.: 548)

<sup>1236</sup> Vgl. Ariès: *Geschichte der Kindheit*, 517: „Die fortschreitende Ausprägung des Familiensinns folgt der Fortentwicklung des Privatlebens und der häuslichen Intimität. Der Familiensinn entwickelt sich jedoch nicht, wenn das Haus allzu sehr nach außen geöffnet ist; er erfordert ein Minimum an Abgeschlossenheit.“

Intimsphäre“<sup>1237</sup> begünstigt hat. Im Roman indiziert das Kinderzimmer im Grundriss der Wohnung die Intimsphäre, die durch die Separierung der Generationen gewährleistet wird und mithin ein bürgerliches Familienleben entlang der Kategorie ‚Raum‘ auf ideale Weise ermöglicht.

#### 4.4 Männlicher Gebärneid

Den Rahmen für den schwangeren Mann bildet das Thema ‚Reproduktion‘ in seinen unterschiedlichen Varianten, wie der künstlichen Befruchtung, das sich durch den gesamten Roman zieht. Da Potenz alltagskulturell mit Männlichkeit assoziiert wird, sei der Gang in eine Fruchtbarkeitsklinik, so VON DÜFFEL in einem Interview, „wie ein Geständnis: Ihr müsst mir helfen, ich bin nicht Manns genug, mich selbst fortzupflanzen“<sup>1238</sup>.

Während der Erzähler mit dem Wissen um seine Vaterschaft wieder in einen dramatischen Zustand zurückkehrt, befindet seine Frau sich „in dem undramatischsten Zustand überhaupt“ (BJ: 66). Für den Erzähler macht sie den Eindruck, als ob sie in sich „ruht[e]“ (BJ: 66), v.a. wenn sie mit dem Kind redet. Er fühlt sich als passiver Beobachter ausgeschlossen. Es heißt im Roman: „Seine Frau war schwanger mit ihrem Kind und er mit seiner neuen Rolle.“ (BJ: 21)

Es wirkt als bemitleide der Erzähler sich für die männliche Unfähigkeit, Kinder auszutragen. Er neidet seiner Frau ihre Schwanger- und Mutterschaft sowie die bevorstehende Geburt. Damit ruft er das binäre Geschlechtermodell auf, in dem der Mann als aktiv, stark, rational definiert wird. Seinen Zustand während der Schwangerschaft sieht er zwar als ebenso „natürlich“ (BJ: 49) und eventuell „hormonell“ (ebd.) bedingt an, wie den weiblichen. Dass er aber nicht der aktive Part bei der Austragung neuen Lebens ist, „daß Lisa in beneidenswert faßlicher Weise ein neues Leben unter dem Herzen trug“ (BJ: 49), das jedoch nagt an seinem männlichen Selbstbewußtsein. Die „Ungleichheiten der Fortpflanzung“ (BJ: 56) machen ihm zu schaffen: Er fühlt sich „zum Zuschauern verdammt“ (BJ: 63), „nutzlos“ (BJ: 56), „überflüssig“ (BJ: 56), „hilflos“

---

<sup>1237</sup> Nave-Herz: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, 23.

<sup>1238</sup> Von Düffel: „Autorinterview“, in: *Familien Erzählen. Das literarische Werk John von Düffels*, 205-209, 206.

(BJ: 63), „tatenlos“ (BJ: 63), weil er „außer ein bißchen Masturbieren“ (BJ: 63) „nichts zu tun“ (BJ: 63) hat. Er spricht von der „dunkle[n] Seite des Vaterwerdens: Deutlicher konnte man seine post-koitale Überflüssigkeit kaum spüren“ (BJ: 191). Als der Gynäkologe in der Fruchtbarkeitsklinik dann noch die „Geschichte von den Ähren im Wind“ (BJ: 61), also der Funktion der Eileiter, erzählt, ist der Erzähler gänzlich betrübt, weil er feststellt, „daß die weibliche Biologie ungleich komplizierter und poetischer war als die männliche, trotz ‚Samenbuch‘“ (BJ: 61). Mithilfe des Begriffspaars *poiesis* und *mimesis*, das in dieser Aussage anzitiert wird, lässt sich formulieren, dass der Erzähler bedauert, nicht wie seine Frau re-produzierend tätig sein zu können (vgl. gr. *poiesis* für produzieren), sondern auf die Rolle des Vater-Darstellers festgelegt zu sein (vgl. gr. *mimesis* für darstellen): Er ist ein „Vaterschauspieler“ (BJ: 104).

Auf dem ‚natürlichen‘ Weg der sexuellen Zeugung kommt weder der Erzähler noch sein bester Freund HC zum Vatersein: Julian aka Obsklappt ist aus einer künstlichen Befruchtung entstanden und HC adoptiert schließlich ein Kind. Damit, so schreibt HIELSCHER, tauche im Roman „ein Abschied von der Natur, der ‚normalen‘ Biologie, der Generationenfolge auf“<sup>1239</sup>. Nach HIELSCHER haben sich Familie und Geschlechterrollen in *Beste Jahre* aufgelöst, was „den Tribut einfordert: das Ende der ‚natürlichen‘ Ressourcen, der Fähigkeit der Fortpflanzung“<sup>1240</sup>. Das ist aber kein Abschied vom bürgerlichen Familienideal, so meine ich. Der Roman basiert auf dem Fortleben dieses Ideals. Deshalb würde ich HIELSCHER auch widersprechen, denn die binären Geschlechterrollen, auf denen die bürgerliche Familie fußt, werden im Roman sehr wohl bestätigt. Dabei macht sich der Text sämtliche Bedeutungsdimensionen des Lexems „Natur“ zunutze und überträgt diese auf den schwangeren Körper (der Frau) als Bedeutungsträger. Etymologisch ist die Natur „das ohne fremdes Zutun Gewordene, Gewachsene; die Schöpfung, die Welt“<sup>1241</sup>. Das Substantiv ist von lat. *natura* „das Hervorbringen; die Geburt; natürliche Beschaffenheit, Wesen; Natur, Schöpfung usw.“, abgeleitet, zu dem der Partizipialstamm *natus* „geboren“, von lat. *nasci* „geboren werden, entstehen“ ebenfalls gehört.<sup>1242</sup>

Kulturgeschichtlich wird die Natur als das ‚ewig Weibliche‘ *par excellence* bezeichnet. Dieses Weiblichkeitsmuster findet seine Diskursivierung

<sup>1239</sup> Hielscher: „Vor den Vätern schreiben die Söhne“, 196.

<sup>1240</sup> Hielscher: „Vor den Vätern schreiben die Söhne“, 201.

<sup>1241</sup> Eintrag: „Natur“, in: *Duden, Etymologie*, 482.

<sup>1242</sup> Eintrag: „Natur“, in: *Duden, Etymologie*, 482.

und Kulturalisierung nicht zuletzt in der Literatur. Die schwangere Frau mit ihrem anwachsenden Bauch sendet „ein Fruchtbarkeitssignal und schließt damit an das kulturgeschichtlich tief verankerte Frauenideal der mütterlichen Natur an“<sup>1243</sup>. Dabei ist bekanntermaßen (spätestens) mit DE BEAUVOIR Frausein kulturell bestimmt und nicht biologisch vorgegeben. Es gibt keinen biologischen Determinismus, der die Frau und ihren Körper auf ihre Reproduktionsfähigkeiten beschränkt. Dennoch ist die „Essentialisierung der weiblichen Generativität“, so BETTINA MATHES, „der Kernbestand westlicher Geschlechterstereotype“<sup>1244</sup>. Zu deren Festschreibung hat insbesondere der Text *Über die Zeugung der Geschöpfe*<sup>1245</sup> von ARISTOTELES beigetragen. Dieser Text naturalisiert die patriarchale Vorstellung von den männlichen und weiblichen Anteilen an der Zeugung gemäß dem binären Geschlechterverhältnis, wonach das männliche Prinzip als höher gewertet wird. Die Geschichte der Zeugungstheorien von der Antike bis heute ist relational zu den jeweils vorherrschenden Geschlechter- und Machtverhältnissen zu verstehen. Insoweit sind sie kulturtheoretische Beiträge zur jeweiligen Gesellschaftsordnung. Das kann ein vergleichender Blick auf die Geschlechterbinaritäten, die im 18. Jahrhundert biologisiert worden sind, veranschaulichen: Heutzutage wird der geschlechtliche Körper in seiner Diskursivität gedacht. Allerdings ist auffällig, dass die Frage nach den *bodies that matter* in Hinblick auf den ‚materiellen Rest‘, also die Materialität des Körpers, die nicht im Konstruktcharakter aufgeht, und auch die Frage nach der Sinnlichkeit bzw. Körperlichkeit der Wahrnehmung in Anlehnung an MAURICE MERLAU-PONTY derzeit mit neuer Dringlichkeit gestellt werden.<sup>1246</sup> Im Roman *Beste Jahre* ist gerade auch die Körperlichkeit ein starkes Thema. Zumal die Abläufe in der Reproduktionsklinik, beim Urologen und beim Samenspenden sehr direkt geschildert werden. Das Zeugen eines Kindes ist ein körperlicher Akt. Für die künstliche Zeugung ist zwar die Vereinigung zweier Körper nicht mehr obligat, aber körperliche Vor- und Nacharbeiten müssen von den Involvierten weiterhin geleistet werden.

Nach ARISTOTELES ist es die „aura seminalis“, die „immaterielle, göttliche Zeugungskraft“, die „den unbeseelten Stoff in Form“ bringt, formuliert MA-

---

<sup>1243</sup> Hornuff: „Gravide Attraktion“, 136.

<sup>1244</sup> Mathes: „Reproduktion“, 112.

<sup>1245</sup> Aristoteles: *Über die Zeugung der Geschöpfe*, übers. u. hg. v. Paul Gohlke, Paderborn: Schöningh 1959.

<sup>1246</sup> Vgl. hierzu exemplarisch den Sammelband *Körper-Ästhetiken*.

THES.<sup>1247</sup> Somit ist der Samen „reiner Impuls- und Formgeber“<sup>1248</sup>. In der philosophischen Diskussion gilt „Form [als] [...] ein geistiges Prinzip und erscheint gegenüber der Materie als vorrangig und höherwertig.“<sup>1249</sup> Die geschlechtliche Kodierung ist deutlich: Das Männliche ist bei ARISTOTELES der göttliche und formgebende „Bewegungsursprung“<sup>1250</sup>, der, in Kongruenz mit epigenetischen Zeugungstheorien, nicht materiell zu denken ist. ARISTOTELES formuliert: „Es spielt sich so ab, wie es vernünftig ist: da das Männchen Gestalt und Bewegungsquelle, das Weibchen Körper und Stoff hergibt, so ist die Arbeit geteilt für Männchen und Weibchen.“<sup>1251</sup>

Im Roman wird die passive, weibliche Natur thematisch gegen den aktiven männlichen Geist gestellt: Die schwangere Ehefrau wird als Forschungsobjekt des „Hobbygynäkologe[n] und Heimassisten[en] des Klinikchefs“ (BJ: 87) studiert und beobachtet. Der Erzähler avanciert in gewisser Weise zum Naturforscher und sie zum Objekt seiner Forschungen. Ihre Redeanteile sind marginal. Er hingegen nutzt aktiv seinen männlichen Forschergeist, indem er über ihre Schwangerschaft und ihr Muttersein sowie seine Vaterschaft erzählt. Dabei nimmt das Visuelle eine herausragende Stellung ein, beobachtet er sie doch durchweg. Gerade in der Reproduktionsmedizin spielen Visualisierungstechniken eine große Rolle. Das inkorporiert der Roman bspw. durch die Nennung des Spermigramms oder die „Säuglingsgalerie“ (BJ: 59) der künstlich gezeugten Kinder im Sprechzimmer des Fruchtbarkeitsmediziners (vgl. auch BJ: 176, 178). Dadurch wird der Körper des Kindes frühstmöglich als eigenständiges Lebewesen nachweisbar.

In gewisser Weise unterliegt die schwangere Ehefrau somit einem doppelten System der Überwachung: „Alles – auch das Natürlichste, Organischste –

<sup>1247</sup> Mathes: „Reproduktion“, 113.

<sup>1248</sup> Bock von Wülfringen: „Zeugung“, 85.

<sup>1249</sup> Sigrid G. Köhler, Martina Wagner-Egelhaaf u. Hania Siebenpfeifer: „Einleitung“, in: *Materie. Grundlagentexte zur Theoriegeschichte*, hg. v. dens., Berlin: Suhrkamp 2013, 11-24, 11.

<sup>1250</sup> Vgl. Aristoteles: *Über die Zeugung*, 71f: „Daher gibt es immer die Gattung der Menschen und der Tiere und Pflanzen, und da hierfür die Grundlagen das Weibliche und das Männliche bilden, so ist also die Zeugung der Zweck des Unterschiedes von Männlich und Weiblich in den Dingen. Da nun die erste Quelle der Bewegung in ihrem Wesen immer höher steht und göttlicher ist, die den Begriff und die Gestalt des Stoffes in sich befaßt, und da es sich empfiehlt, das Höhere von dem Geringeren zu trennen, deswegen ist überall, wo und wie weit es möglich ist, vom Weiblichen das Männliche getrennt. Denn ranghöher und göttlicher ist der Bewegungsursprung, der als männlich in allem Werden liegt, während der Stoff das Weibliche ist.“

<sup>1251</sup> Aristoteles: *Über die Zeugung*, 62.

geschah wie unter ärztlicher Aufsicht.“ (BJ: 175) Hier wird der weibliche „Körper [Lisas; N.W.] als Vitrine“<sup>1252</sup> beschreibbar, weil pränatale Diagnostiken das Unsichtbare sichtbar machen und überwachen, sodass der Frauenleib zum ‚öffentlichen Ort‘ wird, wie BARBARA DUDEN in ihrer Essaysammlung zur „Umstülpung der gesellschaftlichen Wahrnehmung von ‚Schwangerschaft‘“<sup>1253</sup> schreibt. Im Zuge der technischen Neuerungen haben sich neue Sprechweisen entwickelt, die „das Verständnis und das Erleben von Schwangerschaft umgestülpt haben“<sup>1254</sup>, sodass schließlich „die Annahme des Fötus die Frau entkörperpert und sie zu einer nicht nur hilfs-, sondern auch beratungsbedürftigen Klientin herabwürdigt“<sup>1255</sup>. Dieser Argumentation der Entkörperung folgend, entfremdet die schwangere Frau sich von ihrem Körper. Das lässt sich auch von Lisa behaupten.

Es ist der werdende Vater, der die Schwangerschaftskontrolle innerhalb der bürgerlichen Privatsphäre übernimmt. Die Ärzte empfehlen „mit der klinischen Autorität der Schutzmaßnahme“<sup>1256</sup> Ruhe in der Schwangerschaft, was an Lisas verfrüht einsetzendem Mutterschutz mit der Begründung, dass sie eine Spätgebärende ist, deutlich wird. Der ‚göttliche‘ Ehemann überwacht die Einhaltung der ärztlichen Empfehlungen: „Er wußte um die Gefahr, vom Moment der Empfängnis an, und hatte jedem embryonalen Entwicklungsschritt zugehört wie ein Gott mit gebundenen Händen“ (BJ: 175). Mit ihrer plötzlichen Einlieferung ins Krankenhaus (vgl. BJ: 180-186), tritt Lisa vollends ihre „Selbstbestimmungsrechte am eigenen Körper ab“<sup>1257</sup>: der gravische Körper wird vereinnahmt.

Diese Vereinnahmung erfolgt durch den männlichen Blick, den ‚male gaze‘<sup>1258</sup>. Klassischerweise behandelt Lisa auch ein Reproduktionsmediziner und keine weibliche Ärztin. DANIEL HORNUFF hat analysiert, dass aktuell ein Paradigmenwechsel in der Darstellung von Schwangerschaft zu verzeichnen ist, der

---

<sup>1252</sup> Vgl. Barbara Duden: Kap. I.5: „Der Körper als Vitrine“, in: dies.: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben* [1991], Neuauflage, Frankfurt a.M.: Mabuse-Verl. 2007, 42-50.

<sup>1253</sup> Duden: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort*, 10.

<sup>1254</sup> Duden: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort*, 10.

<sup>1255</sup> Duden: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort*, 13.

<sup>1256</sup> Hornuff: „Gravide Attraktion“, 129.

<sup>1257</sup> Hornuff: „Gravide Attraktion“, 130.

<sup>1258</sup> Vgl. Linda Mulvey: „Visual pleasure and narrative cinema“, in: *Screen* 16 (1975): 6-18. Mulvey prägte das Konzept des ‚male gaze‘, wonach, um es stark vereinfacht zu formulieren, allein der Mann zur Sinnproduktion befähigt ist.

mit einer Neusemantisierung „von einem abzuschottenden und unter Krankenv Verdacht stehenden Zustand hin zu einer Form der körperästhetischen Selbstgestaltung“<sup>1259</sup> einhergehe, wie er am Beispiel von prominenten schwangeren Frauen belegt. Diese Feststellung trifft auf die Inszenierung von Schwangerschaft in *Beste Jahre* nicht zu. Es ist nicht Lisa, die ihren Körper inszeniert und autonom ihre Schwangerschaft gestaltet. Vielmehr wird ihr Zustand durch einen bürgerlichen Männerblick beschrieben, der mit dichotomischen Geschlechterbildern operiert. Ihr Körper ist klar geschlechtlich markiert:

Es war diese Leibhaftigkeit, das Ungeheuerliche und völlig Natürliche ihres Zustands, das ihm angst machte und zugleich eine Liebe in ihm weckte, die anders war als alles, was er bisher empfunden hatte. Unentwegt war er damit beschäftigt, ihren Leib, ihre Lippen zu lesen, um die Zeichen zu sehen und nichts zu versäumen. (BJ: 95)

Der Erzähler geht von der Natürlichkeit der weiblichen Reproduktion aus und egalisiert sie mit Weiblichkeit *per se*. Er liest ihren Körper und ist um eine vollständige Zeichendekodierung bemüht. Dabei spricht er von ‚Leib‘ und ‚Lippen‘ und bringt durch diese Nennung erstens die Gewährleistung der körperlichen und geistigen Nahrung durch die Mutter zum Ausdruck. Zweitens besitzen diese Geschlechtszeichen eine erotische Konnotation. Dadurch wird Lisa zur Projektionsfläche eines weiblichen Idealbildes, das „scheinbare Fruchtbarkeitssignale mit vermeintlichen Attraktivitätsreizen in Einklang“<sup>1260</sup> bringt. Folgende Textstelle wird in der Sexualisierung (der Natur)<sup>1261</sup> des schwangeren Frauenkörpers expliziter:

Ich konnte nur staunen, wie gynäkologisch sinnvoll Bau und Form ihres Beckens waren, wie einleuchtend die Architektur des weiblichen Körpers überhaupt! Was für eine weise Voraussicht der Natur wirkte und waltete in ihren Rundungen und Kurven, ihren Nahrung verheißenden Brüsten und dem Schwung ihrer Taillen, die wie geschaffen waren, um Säuglinge und Kleinkinder darauf zu balancieren. Wie elegant und natürlich, formschön und tauglich war das alles! (BJ: 87)

Emphatisch wird der immer schon Natur seiende weibliche Körperbau, ganz in der Nachfolge von ARISTOTELES, als „sinnvoll“, „einleuchtend“ und „tauglich“ klassifiziert. Das Becken und die Rundungen und Kurven verheißten Harmonie

<sup>1259</sup> Hornuff: „Gravide Attraktion“, 139.

<sup>1260</sup> Hornuff: „Gravide Attraktion“, 127.

<sup>1261</sup> Astrid Deuber-Mankowsky: „Natur/Kultur“, in: *Gender@Wissen*, 223-242, 227.



und Fruchtbarkeit. Mit dem Verweis auf die stillende Mutter wird die diadische Einheit von Mutter und Kind aufgerufen, zugleich aber auch die geistige Nahrung des Dichters benannt, der vom Busen der Mutter Natur trinkt.<sup>1262</sup> Er saugt die Muttersprache auf, die als „nährende Mutterbrust imaginiert wird“<sup>1263</sup>.

Diese genannten Körperzeichen vermag allein der männliche Rezipient zu entziffern. Nur er vermag zu erkennen, wie sinnvoll der kosmische Zusammenhang ist, wenn er die Botschaft, die der weibliche Körper als Bedeutungsträger sendet, versteht. Auf diese Weise wird der Mann zum Sinnproduzenten. Das veranschaulicht das nachfolgende Zitat:

Wie blind musste ich gewesen sein für die elementarsten und ursprünglichsten Zwecke der Natur, für die suggestive Verbindung von Schönheit und Nützlichkeit im Paarungsspiel der Geschlechter. [...] Quasi magnetisch übten die weiblichen Reize ihre Anziehung aus. Sie sprachen die Sprache der Liebe, der Erotik und manchmal sogar der Poesie, doch ihr Sinn war die Fortpflanzung, und das war kein Widerspruch, keine Enttäuschung und auch nicht der Verlust der letzten Illusion zwischen Mann und Frau. Es war ein Blick auf den Grund der Gattung [...]. (BJ: 87)

Er ist nun nicht mehr ein „Narr[en] der Natur“ (BJ: 88), weil er, als in die Schöpfung Eingeweihter versteht, wie diese funktioniert. Der Initialritus ist die Verkündigung seiner Vaterschaft. Das erinnert sehr an die evolutionäre Einsicht in die Logik der Schöpfung, die EVA HERMAN als Grund für ihre veränderte Sichtweise auf Familie und Genderrollen benennt. Der Verweis auf die geschlechtlich kodierten Instinkte, die Biologie, sowie die Identifizierung der Frau/des Weiblichen mit Schwangerschaft und Reproduktion werden hier sehr deutlich. Die Idealisierung der Frau als Mutter ist offensichtlich. Der Text rekurriert auf ein kulturell verfügbares Bildrepertoire und operiert so mit bekannten geschlechtlichen Zuweisungen, welche die herrschende Geschlechterordnung bestätigen. Die Körperlichkeit ist das weibliche Prinzip und die männliche Domäne umfasst den forschenden Erzählergeist sowie die Schriftsprache. Damit wird unterschwellig die Norm der bürgerlichen Familienrollen bestätigt; von invertierten Geschlechterentwürfen kann keine Rede sein. Es ist festzuhalten, dass Kategorien wie Natur/Kultur, Weiblichkeit/Männlichkeit oder Körper/Geist als patriarchalische, geschlechtlich kodierte Gegensatzpaare fortgeschrie-

---

<sup>1262</sup> Vgl. hierzu generell Herbolds Studie *Eingesaut & Rausgepresst*, die Gebär- und Stillmetaphern vom 18. bis 20. Jahrhundert untersucht.

<sup>1263</sup> Herbold: *Eingesaut & Rausgepresst*, 61.

ben werden. Der Erzähler verweist zwar auf die „Fiktion“ (BJ: 75) von Vater-schaft und den Vater als „eine gesellschaftlich akzeptierte Einbildung“ (BJ: 75), seine schwangere Frau jedoch beschreibt er in ontologischen Kategorien.

CHRISTINE KANZ stellt in ihrem Aufsatz „Zurück zu den Müttern?“<sup>1264</sup> die konträr zur gängigen Forschungsmeinung stehende These auf, dass in der literarischen Moderne dominanterweise „eine Idealisierung von Mütterlichkeit“<sup>1265</sup> stattfindet und nicht eine Auseinandersetzung mit dem Vater-Sohn-Konflikt. KANZ fragt, wie Familie in Literatur und Kulturtheorie am beginnenden 20. Jahrhundert diskutiert wurde. Sie bilanziert, dass die im frühen 20. Jahrhundert existierende Mutteridealisation, „sofern sie in einen biologischen Determinismus mündet, [...] als Affirmation paternaler Strukturen zu bewerten“<sup>1266</sup> ist. Dieses Forschungsergebnis lässt sich m.E. für *Beste Jahre* übernehmen. VON DÜFFELS Text argumentiert biologisch, er lobt die Natur, idealisiert Mutterschaft und es schwingt ein Gebärneid mit, weil der männliche Erzähler nur eine Randfigur bei der Austragung des Kindes ist. Im Anschluss an das psychoanalytische Konzept der „Selbstgeburt“ von EVA MAYERS, das die männliche Geburt als „Aneignung weiblicher Produktivität“<sup>1267</sup> begreift, um das Materielle zu bannen, ist zu konstatieren, dass der Erzähler die Körperlichkeit seiner Frau bannen möchte, weil ihr Zustand „ihm angst machte“ (BJ: 95).

Dass sich alltagsweltlich im Angesicht neuester reproduktionstechnischer Machbarkeiten keine neuen Ordnungen und Ideale von Familie durchsetzen, belegt BERNARD in seiner Studie. Im Roman allerdings werden die neuen Formen von Verwandtschaft und Irritationen in der Bezeichnungspraxis diskutiert. Integriert werden in diesem Zusammenhang auch die landläufigen Vorurteile der Reproduktionsmedizin gegenüber, wenn vom Reproduktionsmediziner als „Doktor Frankenstein“ (BJ: 59) die Rede ist, oder der Erzähler bilanziert: „[W]ir sind ja trotzdem seine leiblichen Eltern, er ist unser Kind und nicht etwa Frankensteins Sohn...“ (BJ: 64). Die drei Kolons am Ende des Satzes indizieren die diesbezügliche Unsicherheit des Erzählers. Es müssen neue Narrative mit neuen Topoi erfunden werden, um künstlich gezeugten Kindern – den „IVF-Kind[ern]“ (BJ: 59) oder den „ICSI-Kind[ern]“ (BJ: 59) – ihre Herkunft zu er-

<sup>1264</sup> Christine Kanz: „Zurück zu den Müttern? Zu den kulturtheoretischen und literarischen Diskussionen über Familie Anfang des 20. Jahrhunderts“, in: *Familienbilder. Interdisziplinäre Sondierungen*, 87-99.

<sup>1265</sup> Kanz: „Zurück zu den Müttern?“, 87.

<sup>1266</sup> Kanz: „Zurück zu den Müttern?“, 96.

<sup>1267</sup> Bock von Wülfigen: „Zeugung“, 83.

zählen. Das macht ‚die Geschichte von den Bienen und Blumen‘ deutlich, die Kleinkindern symbolisch den Akt ihrer Zeugung durch Vater und Mutter erklären soll und die im Roman wie gehabt tradiert und nur minimal modifiziert wird. In diese ‚heile Welt‘, die klar geschlechtlich entlang der Kategorien männlich/weiblich und aktiv/passiv semantisiert ist, dringt jetzt eine Figur des Dritten ein, die es zu vermitteln gilt. Das wird auch im Roman zur Sprache gebracht. Lisa fragt ihren Mann: „Was willst du ihm [Obsklappt; N.W.] denn erzählen“, fragte sie, „die Geschichte von den Bienen und den Blumen im Labor?“ „Nein, aber vielleicht die Geschichte von den Bienen und den Blumen und“, er zögerte einen Moment, „dem Imker.“ (BJ: 64) Der Umgang mit neuen familiären Strukturen führt nicht zu neuen Idealbildern von Familie.

Zunächst eine Kopfgeburt mit dem Kosenamen „Obsklappt“, dann eine immer realer imaginierte Mitte des Zusammenlebens, kommt das künstlich gezeugte Kind letztlich gesund auf die Welt: es hat geklappt. Das wird im letzten Kapitel deutlich. Es ist lediglich mit „P.S.“ überschrieben und liefert einen knappen, ‚persönlichen‘ Nachtrag, wie es mit den Figuren nach dem Romanende weitergegangen ist. Dabei sorgen besonders die *hard facts* im Stil einer Geburtsanzeige für Glaubwürdigkeit. Der letzte Teilsatz rekurriert auf den ‚Fetisch der Ähnlichkeit‘<sup>1268</sup>, der im Diskurs der Blutsverwandtschaft existiert und gerade mit zunehmender Verbreitung der Reproduktionsmedizin und v.a. der Eizellenspende erneut an Virulenz gewonnen hat: „Am 16. März brachte Lisa einen gesunden Jungen zur Welt, Julian, 51 cm, 3430 Gramm. Alle sagen, er sehe mir ähnlich, doch mich erinnert er an einen Japaner.“ (BJ: 249) Schon sein Großvater erinnerte den Erzähler an einen Japaner. Dadurch wird eine männliche Genealogie quer zur biologischen *generatio*<sup>1269</sup> und der Kategorie ‚Rasse‘ erzählt. Schelmisch wird so auf der letzten Romanseite genau das ausgedrückt,

<sup>1268</sup> Bernard: *Kinder machen*, 486.

<sup>1269</sup> Vgl. Christine Kanz: „Generation – *generatio* – Verwandtschaft. Kleists *Der Findling* in Kontexten der zeitgenössischen Literatur und Wissenschaften“, in: *Kleist-Jahrbuch* (2010): 202-219, 202f. Es gibt zwei dominierende Verwendungen des Generationenbegriffs: erstens, das synchron gedachte Generationenmodell. Es verweist auf eine ‚Altersgenossenschaft‘, z.B. die Generation Golf, und wurde von Karl Mannheim geprägt. Das, zweitens, diachrone Konzept der Generation impliziert die historiographische Gegenüberstellung verschiedener Generationen, bspw. jung versus alt. Die dritte Bedeutungsvariante der biologischen Kategorie *generatio* hingegen, die der „ursprüngliche Fachbegriff für Zeugung“ (ebd.: 203) ist, impliziert die Generativität. Im 18. Jahrhundert ist der Begriff bzw. das Konzept eng verknüpft mit den verschiedenen Zeugungstheorien der Präformisten und Epigenetiker und insgesamt eingebettet in zeitgenössische sozial- und wissenschaftshistorische Diskurse (vgl. ebd.: 204).

was BERNARD im Jahr 2014 kulturwissenschaftlich bilanziert: „Die Wahrnehmung von ‚Ähnlichkeit‘, diesem Fetisch der blutsverwandten Genealogie, ist also vielleicht willkürlicher und stärker über die sozialen Beziehungen gesteuert als im ersten Moment gedacht.“<sup>1270</sup> Weil die Reproduktionsmedizin aufgrund unterschiedlicher nationaler Gesetzeslagen, die bestimmen, wie mit den gegebenen technischen Möglichkeiten verfahren werden darf, ein internationales ‚Geschäft‘ ist, das Mobilität erfordert, spielt die verwandtschaftliche Ähnlichkeit in der Herstellung von Familie insbesondere in diesem Zeugungskontext eine große Rolle.<sup>1271</sup> Generell fungierte das Konzept der genetischen ‚Ähnlichkeit‘ immer als Hauptmerkmal von biologischer Verwandtschaft. Besonders diskutiert worden sind Theorien der Ähnlichkeit mit der Entstehung der modernen Naturwissenschaften und der Ausdifferenzierung der Biologie im 18. Jahrhundert.<sup>1272</sup> Das ist just die Zeit, zu der das bürgerliche Trauerspiel zum einen das kleinfamiliale Ideal auf die Bühnen bringt und zum anderen dessen Brüche offen ausagiert. Es ist auch die Zeit, zu der LESSINGS Recha im *Nathan* (1779) fragt: „Aber macht denn nur das Blut / Den Vater? nur das Blut?“<sup>1273</sup> Für die Literatur um 1800 belegt KANZ, dass es nicht der Generationenkonflikt zwischen Vätern und Söhnen ist, der in den literaturgeschichtlich als Stürmer- und-Dränger-Zeit apostrophierten Texten im Zentrum stehe. „Vielmehr [revolviert] die Debatte um die biologische *generatio*, die Zeugung, die Blutsverwandtschaft und ihre[r] Erkennungszeichen sowie die vermeintlich ‚natürliche‘ Generationenabfolge.“<sup>1274</sup>

Im Roman implizit bleibt, dass gerade die feministische Theoriebildung der 1970er Jahre die Reproduktionstechnologien als Befreiung vom Patriarchat angesehen hat. Zeugung, Schwangerschaft und Geburt sind mithilfe von Technik, aber ohne einen Mann möglich, so lautete der Tenor. Für DE BEAUVOIR war es gerade der biologische Konnex von Weiblichkeit und Reproduktion, der die Unfreiheit der Frau ausmacht.<sup>1275</sup> Die moderne Medizin sollte helfen, die Biologie nicht mehr als ‚Schicksal‘ hinzunehmen. Nach der Zweiten Frauen-

<sup>1270</sup> Bernard: *Kinder machen*, 486.

<sup>1271</sup> Vgl. exemplarisch Sven Bergmann: *Ausweichrouten der Reproduktion. Biomedizinische Mobilität und die Praxis der Eizellspende*, Wiesbaden: Springer VS 2014, bes. Kap. VI: „Klassifizieren. Die Herstellung von Ähnlichkeit“, 155-194.

<sup>1272</sup> Vgl. Kanz: „Generation – *generatio* – Verwandtschaft“, 214f.

<sup>1273</sup> Lessing: *Nathan der Weise*, V. 7, 144. Vgl. ferner Simonis: „Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen in Lessings Drama *Nathan der Weise*.“

<sup>1274</sup> Kanz: „Generation – *generatio* – Verwandtschaft“, 219.

<sup>1275</sup> Vgl. de Beauvoir: *Das andere Geschlecht*.

bewegung ist die künstliche Befruchtung im deutschen feministischen Diskurs zur Reproduktions- und Genmedizin allgemein kritischer reflektiert worden.<sup>1276</sup> Heutzutage wird der Diskurs beherrscht von Fragen zu möglichen Risiken für die Frau und ethischen Bedenken. Nicht zuletzt ist die Internationalität des Marktes ein Thema. Obwohl der Text Verunsicherungen hinsichtlich der Auseinandersetzung mit dem bürgerlichen Familienideal und seinen Rollen benennt, v.a. was den Akt der Zeugung, die biologische und soziale Vaterschaft oder Bezeichnungspraxen angeht, bietet er keine alternativen Familienmodelle an. Das indiziert die Wirkmächtigkeit des Ideals.

Im literaturgeschichtlichen Zeitraffer wirkt die Familie wie ein geschlossenes System der ewigen und immergleichen Konflikte, nahezu alles scheint schon einmal dagewesen. Doch das täuscht. Sie steht eben nicht außerhalb der Zeit oder gar über der Geschichte mit ihren wechselnden politischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen – im Gegenteil: Der Mikrokosmos Familie unterliegt dem geschichtlichen Wandel, verändert sich mit der Zeit und wird gesellschaftlich sehr stark geprägt. Es sind also nicht nur sogenannte ‚anthropologische Konstanten‘ oder psychologische Urszenen im Spiel – diese werden immer wieder verwandelt, verändert, re- und deformiert.<sup>1277</sup>

#### 4.5 Noch einmal anders: Ein fruchtbares Thema

Die vorliegende Studie ist *in toto* bemüht, literarische, aber auch nicht-literarische Redeweisen zum Thema ‚bürgerliches Familienideal‘ zu analysieren. Dass dieses Thema von hoher gesellschaftlicher und (tages-)politischer Brisanz ist, möchte nachfolgender Exkurs aufzeigen. Anhand der Dresdner Rede von SIBYLLE LEWITSCHAROFF, gehalten am 2. März 2014, und der sich anschließenden Diskussion in den Medien, lässt sich gut und noch einmal anders belegen, wie Literatur und Gesellschaft sich wechselseitig durchdringen, insbesondere, weil es eine geschätzte Autorin ist, die eine medizinisch-ethische Debatte um Familie und Reproduktionsmedizin hochkochen ließ und der Autor JOHN VON DÜFFEL wiederum einer der ersten Opponenten war, der in einem ‚Offenen Brief‘ seine Kritik an LEWITSCHAROFFS’ Äußerungen formuliert hat. Außerdem können die bis hierher gewonnenen Ergebnisse, die, den histori-

---

<sup>1276</sup> Vgl. Bock von Wülfigen: „Zeugung“, 95.

<sup>1277</sup> Von Duffel: „Die erfundene Familie“, 86.

schen Eckdaten der Analysen entsprechend, selten das Jahr 2007 überschreiten, auf diese Weise ins Verhältnis gesetzt werden zu ganz aktuellen Diskursbeiträgen aus dem Jahr 2014. Auf diese Weise wird eine vorläufige Bilanz in Bezug auf die Diskursivierung des bürgerlichen Familienideals in der gegenwärtigen Medienöffentlichkeit möglich.

Schon 2008 konstatierte VON DÜFFEL in einem Interview:

Man kann vielleicht eines sagen, momentan [d.h. 2008; N.W.] finden ja auch die großen Glaubenskriege bezüglich der Familie, ‚Glaubenskriege‘ in Anführungsstriche bitte, aber Glaubenskriege bezüglich Familie statt. Welches Familienmodell ist das richtige, das traditionelle oder die Patchwork-Familie? Da gibt es ja unheimlich viele ideologische Meinungsverschiedenheiten.<sup>1278</sup>

Für VON DÜFFEL steht nicht mehr das Singleleben im Fokus des literarischen Interesses, sondern die Suche nach einer „Form von Zugehörigkeit“<sup>1279</sup>, wie er es nennt: „Die Zeit des Großstadtnomaden, der sich um sein Ich kümmert und ansonsten losgelöst von allen familiären und gesellschaftlichen Zusammenhängen durch Berlin-Kreuzberg oder Berlin-Mitte surft, diese Großstadtnomadenzeit, in der Literatur zumindest“<sup>1280</sup>, sei vorbei.

Über allem, so VON DÜFFEL, stehe „die Frage, wie lebe ich richtig, wie lebt man Familie richtig?“<sup>1281</sup> Mit Blick auf die Hartnäckigkeit des bürgerlichen Familienideals in Deutschland würde ich uneingeschränkt zustimmen. Die Frage ist, ob und wie weit Familie am Ideal ausgerichtet werden kann, darf und sollte. Das ist bei KÖHLER sehr deutlich geworden, aber ebenso bei VANDERBEKE sehr explizit gemacht. Grundsätzlich stellt sich diese Frage in allen Texten meines Analysekorpus, aber auch im gesellschaftlich-politischen Bereich: Inwieweit ist das bürgerliche Familienmodell ein Ideal, ein Familienleitbild, eine Sehnsucht, eine Fiktion? Wann wird es eine ‚buntere‘ Bezeichnungspraxis im Verwandtschaftssystem geben, die von feministischen Forscherinnen wie GAYLE RUBIN, DONNA HARAWAY oder JUDITH BUTLER schon längst gefordert wurde, und die tatsächlich gesellschaftlich greift? Bezeichnungen, die jüngsten

<sup>1278</sup> Doris Schäfer-Noske: „Familie ist eine Option.’ John von Duffel zum Thema Familie in der Literatur“, Deutschlandradio, 17.02.2008, online abrufbar <<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/740985>>; 17.7.2014.

<sup>1279</sup> Schäfer-Noske: „Familie ist eine Option.“

<sup>1280</sup> Schäfer-Noske: „Familie ist eine Option.“

<sup>1281</sup> Schäfer-Noske: „Familie ist eine Option.“

technischen Möglichkeiten ebenso gerecht werden wie alternativen Lebensformen.

Das Theater als lebendiger Ort der gesellschaftlichen Selbstverständigung bietet einen privilegierten Ort, um diese bezeichnungspraktischen Unsicherheiten öffentlich zu diskutieren. Die ‚Dresdner Reden‘ im dortigen Schauspielhaus gelten als eine Institution in der deutschen Kulturlandschaft. Am 02. März 2014 hat die Bühnerpreisträgerin SIBYLLE LEWITSCHAROFF eine Rede mit dem Titel „Von der Machbarkeit. Die wissenschaftliche Bestimmung über Geburt und Tod“<sup>1282</sup> gehalten, auf die es eine erwartbare feuilletonistische Resonanz gab<sup>1283</sup>. In ihrer Rede diffamiert die Autorin homosexuelle Familien und künstlich gezeugte Kinder gleichermaßen. Für sie ist nur die bürgerliche Familie eine ‚richtige Familie‘. Alternative Lebensmodelle und Modelle zur Zeugung eines Kindes entwertet sie vollends. Ihre Argumentationsstruktur perpetuiert religiöse und biologistische Sprachmuster, wie sie im Kapitel 5 dieser Arbeit analysiert worden sind. Das heißt, es gibt eine große sprachliche Schnittmenge zwischen den Neubürgerlichen und LEWITSCHAROFF, mit dem Unterschied, dass LEWITSCHAROFF ihre Verteidigung des bürgerlichen Familienideals vom Akt der Zeugung her schreibt und ethische Fragen zum Beginn und der Qualität von menschlichem Leben mitverhandelt werden.

Sehr explizit dekliniert die Autorin die stereotypen ‚Horror szenarien‘ einer künstlichen Befruchtung durch:

Der eigentliche Horror resultiert für mich dabei nicht nur aus den vorher kurz umrissenen Fällen der ärztlichen Warnung vor einer möglichen Missbildung des Kindes, sondern aus den Methoden, auf künstlichen Wegen eine Schwanger-

---

<sup>1282</sup> Sibylle Lewitscharoff: „Von der Machbarkeit. Die wissenschaftliche Bestimmung über Geburt und Tod“, online unter: <[http://www.staatsschauspiel-dresden./download/18986/dresdner\\_rede\\_sibylle\\_lewitscharoff\\_final.pdf](http://www.staatsschauspiel-dresden./download/18986/dresdner_rede_sibylle_lewitscharoff_final.pdf)>; 31.3.2014.

<sup>1283</sup> Vgl. bspw. Sabine Vogel: „Lewitscharoff-Rede in Dresden. Rassistisch, homophob und biologistisch“, in: *Berliner Zeitung* v. 6.3.2014, online <<http://www.berliner-zeitung.de/kultur/lewitscharoff-rede-in-dresden-rassistisch--homophob-und-biologistisch.1080915.0.26487736.html>>; 15.8.2016; Georg Diez: „Herrenreiterin des Kleingeists“, in: *Spiegel-Online* v. 6.3.2014, online unter <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/lewitscharoff-kolumne-zur-skandal-rede-der-buechner-preistraegerin-a-957342-druck.html>>; 15.8.2016; Joachim Güntner: „Sibylle Lewitscharoffs Skandal-Rede. Künstlich erzeugte ‚Halbwesen‘?“, in: *NZZ-Online* v. 10.3.2014, <<http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/uebersicht/kuenstlich-erzeugt-sind-kinder-nur-halb-echt-1.18259252>>; 15.8.2016; Jan Fedderson: „Nach Lewitscharoffs Dresdner Rede. Warum schweigen sie bloß? Sibylle Lewitscharoff drückt ihre Abscheu vor homosexuellen Familien aus. Das kann sie machen. Aber: warum protestiert niemand?“, in: *taz-online* v. 6.3.2014, online <<http://www.taz.de/Nach-Lewitscharoffs-Dresdner-Rede/1134346/>>; 15.8.2016.

schaft zustande zu bringen. Frau Doktor und Herr Doktor Frankenstein, die weit- hin geschätzten Reproduktionsmediziner, haben ein sauberes Arztkittelchen an und werkeln nicht mit brodelnden Glaskolben und in einer mit giftigen Dämpfen erfüllten mittelalterlichen Bogenhalle. Es geht dabei sehr rein und fein und über- aus vernünftig zu. Der Vorgang selbst ist darum nichts weniger als abscheulich.

[...]

Gut, man mag denken, der Vorgang selbst ist nicht gerade besonders schön, aber wenn eine Frau, die unbedingt schwanger werden wollte und der dies bisher lei- der verwehrt war, wenn diese Frau nun ein Kind bekommen darf, also ein Wunschkind hernach das Licht der Welt erblickt, ist doch alles in Ordnung.<sup>1284</sup>

Die daraus resultierende familiäre Ordnung ist für LEWITSCHAROFF gerade nicht in Ordnung:

So simpel können nur Menschen denken, die auf die psychische Bedeutung von Ursprungskonstruktionen noch nie einen Gedanken verschwendet haben. Wie verstörend muss es für ein Kind sein, wenn es herausbekommt, welchen Machi- nationen es seine Existenz verdankt. Das Gemachtwordensein auf künstlichen Wegen ist etwas anderes für die zu Verrücktheiten neigende Vorstellungskraft als das Gezeugt- und Geborenein auf die übliche Weise, wie sie seit Jahrtausenden vorkommt und in den Schöpfungsmythen bearbeitet und verhandelt wird.<sup>1285</sup>

LEWITSCHAROFF argumentiert hier vor dem Hintergrund christlicher Narrative, hat aber offenbar Marias' jungfräuliche Empfängnis, den Bruch in der biologi- schen Genealogie und die uneindeutige, mehrfach besetzte Vaterposition nicht bedacht. Diese christliche Patchworkfamilie dürfte nach LEWITSCHAROFF kein familiales Idealbild sein. Homosexuelle Paare, die Samenspenden und die Re- produktionsmedizin in Anspruch nehmen, findet sie „[g]rotesk“<sup>1286</sup>, wobei sie explizit auf „lesbische Paare“<sup>1287</sup> verweist, die sich „ein Kind besorgen“<sup>1288</sup>. Aber richtig „grauererregend“<sup>1289</sup> ist eine Leihmutterchaft: „Diese wahrhaft vom Teufel ersonnene Art, an ein Kind zu gelangen, verkennt völlig, welche Bedeutung das Erleben eines Embryos im Mutterleib hat.“<sup>1290</sup> Bildlich gespro- chen verteufelt LEWITSCHAROFF die Leihmutterchaft als nicht menschenwür- dige Form einer Familiengründung. Ihre metaphorreiche Sprache mit den au- tobiographischen Einschüben über ihre Kindheit und ihre Kinderlosigkeit kon-

<sup>1284</sup> Lewitscharoff: „Von der Machbarkeit“, 11.

<sup>1285</sup> Lewitscharoff: „Von der Machbarkeit“, 11.

<sup>1286</sup> Lewitscharoff: „Von der Machbarkeit“, 12.

<sup>1287</sup> Lewitscharoff: „Von der Machbarkeit“, 12.

<sup>1288</sup> Lewitscharoff: „Von der Machbarkeit“, 12.

<sup>1289</sup> Lewitscharoff: „Von der Machbarkeit“, 12.

<sup>1290</sup> Lewitscharoff: „Von der Machbarkeit“, 12.



stituiert eine insgesamt pathetisch zu nennende Rede, die gegen Ende auf einen rhetorischen Höhepunkt zusteuert, der durch die Drastik des Vergleichs eher als Anti-Klimax bezeichnet werden darf. LEWITSCHAROFF bemüht die nationalsozialistische Vergangenheit. Sie versucht, die Rhetorizität ihrer Rede auszustellen, indem sie das Verbum „ich übertreibe“ zweifach als hyperbolischen Gestus einsetzt. Es misslingt jedoch, auf diese Weise die inhaltliche Drastik zurückzunehmen:

Mit Verlaub, angesichts dieser Entwicklungen kommen mir die Kopulationsheime, welche die Nationalsozialisten einst eingerichtet haben, um blonde Frauen mit dem Samen von blonden blauäugigen ss-Männern zu versorgen, fast wie harmlose Übungsspiele vor. Ich übertreibe, das ist klar, übertreibe, weil mir das gegenwärtige Fortpflanzungsgemurkse derart widerwärtig erscheint, dass ich sogar geneigt bin, Kinder, die auf solch abartigen Wegen entstanden sind, als Halbwesen anzusehen. Nicht ganz echt sind sie in meinen Augen, sondern zweifelhaftes Geschöpfe, halb Mensch, halb künstliches Weißnichts. Das ist gewiss ungerecht, weil es den Kindern etwas anlastet, wofür sie rein gar nichts können. Aber meine Abscheu ist in solchen Fällen stärker als die Vernunft.<sup>1291</sup>

Jenen Kindern, deren Existenz sich nicht dem Beischlaf von Mann und Frau verdankt, wird die Menschlichkeit *per se* abgesprochen. Sie werden in einen Zwischenraum der Halbwesen verschoben. Dadurch benennt LEWITSCHAROFF Ängste vor der stets instabilen Mensch-Tier-Maschine-Grenze, die immer neu erweitert und gesetzt werden muss. Zentraler Ausgangspunkt ist die Frage, wo menschliches Leben beginnt und was es ausmacht.

Mithilfe von Religion, Figuren aus Horrorgeschichten und Verweisen auf die Nazivergangenheit Deutschlands mit ihren Menschenversuchen ruft LEWITSCHAROFF holzschnittartig und visuell jene Gefahren auf, die ihrer Meinung nach das bürgerliche Kernfamilienideal bedrohen. Warum die studierte Religionswissenschaftlerin diese ‚heilige‘ Sozialform nicht lebt, macht sie in klarer Sprache und mit gewollt psychoanalytischer Lesart dieser Textsequenz zu Beginn ihrer Rede deutlich: „Mein Vater war Gynäkologe. Er hat sich aufgehängt als ich elf Jahre war. Diese Tragödie und auch das hochgradig gespannte, niemals ganz gut werdende Verhältnis zur Mutter haben dazu geführt, dass ich keine Kinder wollte und auch keine bekam, gottlob auch keine Abtreibung vornehmen musste.“<sup>1292</sup> Der Verweis auf die eigene, disharmonische Kindheit unterstreicht einerseits, dass LEWITSCHAROFF nur für sich als Einzelperson

---

<sup>1291</sup> Lewitscharoff: „Von der Machbarkeit“, 12f.

<sup>1292</sup> Lewitscharoff: „Von der Machbarkeit“, 3.

spricht. Gleichzeitig erhebt sie ihre Stimme als geschätzte Autorin und Repräsentantin der deutschen Intelligentsia. Mit ihren radikalen, konservativen Ansichten, wie eine Familie zu sein hat und wie sie ‚normkonform‘ zustande kommen sollte, damit weder Degeneration, Devianz noch Abnormalität ‚gezüchtet‘ werden, spricht sie sich für die Revitalisierung des bürgerlichen Familienideals aus. Die Würde des alternativ lebenden Menschen verletzt sie dabei völlig. Darauf machen auch die zwei Offenen Briefe, zum einen von ROBERT KOALL, Chefdramaturg am Schauspielhaus Dresden, und zum anderen von JOHN VON DÜFFEL, als öffentliche Antworten auf die Rede aufmerksam.<sup>1293</sup>

Mit Blick auf die neue Bürgerlichkeit lässt sich folgern, dass gesellschaftliche Verunsicherungen bezüglich neuer Formen von Verwandtschaft existieren, die durch die öffentliche Verteidigung des bürgerlichen Familienideals gebannt werden sollen. Somit ist zu konstatieren, dass LEWITSCHAROFF auch im Namen jener Bürgerinnen und Bürger in Deutschland spricht, welche die Familie bedroht sehen und sich deswegen gegen Präimplantationsdiagnostik oder In-vitro-Befruchtung gleichermaßen aussprechen: „Die Petrischale schützt vor Spießern nicht“<sup>1294</sup>. Auch wenn Deutschland sich liberal und tolerant gibt, sitzen die Idealbilder von Reproduktion, Familie und Elternschaft tief im Kulturrellen.

Die Frage nach der Neu-Ordnung von Familie im Gefolge neuer Reproduktionstechnologien bildete den Ausgangspunkt von BERNARDS Habilitationsschrift. Bemerkenswerterweise titelte die *Faz am Sonntag* auch in großen Lettern über der Buchbesprechung „Habt keine Angst!“<sup>1295</sup> und hat gemäß der Laienpsychologie, wonach die Verneinung immer gleich aufruft, woran gerade nicht gedacht werden soll, all jene Ängste rund um die Bedrohung der Natur des Menschen und seine natürliche Lebensweise assoziativ aufgerufen. Vielleicht liegt es deshalb so nahe, dass trotz neuer Formen der Zeugung (IVF,

<sup>1293</sup> Robert Koall: „Offener Brief an die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff als Antwort auf ihre Dresdner Rede vom 2. März 2014“, v. 5.3.2014, <[http://www.staatsschauspiel-dresden.de/spielplan/un\\_ausserdem/dresdner\\_reden\\_2014/offener\\_brief\\_an\\_sibylle\\_lewitscharoff/](http://www.staatsschauspiel-dresden.de/spielplan/un_ausserdem/dresdner_reden_2014/offener_brief_an_sibylle_lewitscharoff/)>; 21.10.2014; John von Düffel: „Erste und letzte Fragen der Ethik“, in: *Welt-Online* v. 6.3.2014, online <<http://www.welt.de/125521982>>; 15.8.2016.

<sup>1294</sup> Martina Lenzen-Schulte: „Retortenkinder. Die Petrischale schützt vor Spießern nicht“, in: *Faz* v. 28.3.2014, online unter: <<http://www.faz.net/-grü-7nshu>>; 30.3.2014.

<sup>1295</sup> Nils Minkmar: „Habt keine Angst! Wer sie erhalten will, muss sie radikal verändern – Andreas Bernards kluges Buch über die Familie im Zeitalter ihrer medizintechnischen Reproduzierbarkeit“, in: *Faz am Sonntag* v. 30.3.2014, Nr. 13, 37.

EIFT, IUI, GIFT, SUZI)<sup>1296</sup> und neuer verwandtschaftlicher Zusammenhänge konstant weiter das kleinfamiliale Ideal diskursiviert wird.<sup>1297</sup> Dass gerade auch die Reproduktionsmedizin das bürgerliche Familienideal bedient, macht BERNARD deutlich. Für ihn gehen „die heutigen Vorbehalte gegen die assistierte Empfängnis auf die Konstituierung der Kleinfamilie im späten 18. Jahrhundert“<sup>1298</sup> zurück. Indem die epigenetische Zeugungstheorie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit ihrer Annahme, dass Mutter und Vater zu gleichen Anteilen am Prozess der Zeugung beteiligt sind, dafür gesorgt habe, das emotionale Band zwischen den Familienmitgliedern zu stärken, seien auch potentielle Fremdkörper, wie bspw. die Ammen, aus dem blutsverwandtschaftlichen Konzept der Kleinfamilie verbannt worden, dessen Ideal die Deckungsgleichheit von biologischer und sozialer Elternschaft ist.<sup>1299</sup> Durch die assistierte Empfängnis wird die genealogische Abfolge in ihrer ‚Natürlichkeit‘ gestört. BERNARD konkludiert: „Anfang des 21. Jahrhunderts, so die immer wieder bestätigte Wahrnehmung, sind es gerade die wuchernden, ‚unreinen‘, durch Unterstützung von Dritten und Vierten entstandenen Familien, die ein seit Jahrzehnten brüchig gewordenes, symbolisch ausgezehrtens Lebensmodell wieder mit neuer Repräsentationskraft versorgt haben.“<sup>1300</sup>

---

<sup>1296</sup> IVF=In-Vitro-Fertilisation, extracorporale Befruchtung im Reagenzglas; EIFT=intrauteriner Embryonentransfer, dabei wird ein Transfer extracorporal befruchteter Eizellen in den Eileiter vorgenommen; IUI=intrauterine Insemination, dabei wird Sperma direkt in den Uterus injiziert; GIFT=Gamete Intrafallopian Transfer, dabei wird Sperma direkt in den Eileiter injiziert; SUZI=subzonale Insemination; ISCI=intrazytoplasmatische Injektion, dabei wird in zwei verschiedenen Weisen Sperma direkt in die Eizelle injiziert. Die Definitionübersicht ist entnommen aus: Kerstin Palm: „Lebenswissenschaften“, in: *Gender@Wissen*, 203-222, 207f.

<sup>1297</sup> Vgl. z.B.: Michi Knecht u. Maren Klotz: „Erweiterte Fallstudien zu Verwandtschaft und Reproduktionstechnologien. Potentiale einer Ethnographie von Normalisierungsprozessen“, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 107.1 (2011): 21-48.

<sup>1298</sup> Bernard: *Kinder machen*, 467.

<sup>1299</sup> Vgl. Bernard: *Kinder machen*, 476f.

<sup>1300</sup> Bernard: *Kinder machen*, 471.

## 4.6 Fazit

Mit JOHN VON DÜFFELS Roman *Beste Jahre* rückt die Sehnsucht nach Familie erneut und doch anders ins Zentrum der Narration. Es geht um die späte Familiengründung mithilfe der Reproduktionsmedizin einerseits und um die Selbstgeburt eines Vaters andererseits. VON DÜFFEL führt aus, dass Fortpflanzung und Familie im 21. Jahrhundert nicht nur biologische Variablen sind, sondern zu großen Teilen durch technische, d.h. ‚künstliche‘ Eingriffe in den ‚natürlichen‘ menschlichen Organismus beeinflusst werden können. Jedoch ändert auch der künstliche Eingriff nichts an der Stabilität des bürgerlichen Familienideals, obschon eine sexuelle Zeugung für die genetische Reproduktion nicht mehr notwendig ist.<sup>1301</sup> In Kongruenz mit der Mediendebatte um eine neue Bürgerlichkeit wird die Kleinfamilie als Rückzugshort – in Anspielung auf Trumans *Seahaven* – entfaltet, jedoch nicht, ohne auf die Brüche hinzuweisen. Vaterschaft wird im Text auf unterschiedliche Arten inszeniert, reflektiert und dekliniert: als biologische, soziale und ästhetische, d.h. geistige Vaterschaft. Aus einer männlichen, namenlosen Jedermann-Perspektive werden Probleme und Konsequenzen einer immer noch patriarchalisch organisierten Gesellschaft inszeniert, für die das bürgerliche Familien- und Lebensmodell scheinbar an Dominanz verloren hat, wenngleich es als Rahmung und Referenzpunkt fortwährend bedeutsam ist. Das indiziert nicht zuletzt das Tradieren der bürgerlichen Geschlechterordnung im Roman. Neue Gender-Entwürfe oder Modi der Bezeichnung von Familie lassen sich nicht nachweisen: „Noch nie hatte er so sehr das Gefühl gehabt, auf dem richtigen Weg zu sein, nie eine tiefere Zufriedenheit verspürt, als wenn er mit seinen Gedanken bei Frau und Kind war.“ (BJ: 178)

<sup>1301</sup> Der Status der zeitgenössischen Idee von Familie, alltagskulturell zumeist als bürgerliche Familie verstanden, rekuriert auf die „Gemeinschaft aus Mutter, Vater und den gemeinsamen, durch sexuelle Zeugung entstandenen Kindern“ (Bernard: *Kinder machen*, 465).



## VII Schluss: Neue soziale Lebensformen, alte familiäre Leitbilder?

In alledem liegt zunächst eine grundsätzliche Relativierung der Kontroverse um die Familie. Man hat die bürgerliche Kleinfamilie, in deren Form in den hochindustrialisierten Demokratien des Westens das Zusammenleben der Geschlechter normiert ist, heiliggesprochen oder verdammt, sah eine Krise der Familie die andere jagen oder die Familie aus der ihr zugeordneten Krisenumwobenheit auferstehen. Dies alles bleibt dem Verdikt der *falschen Alternative* verhaftet. Wer alles Übel oder alles Heil der Familie anlastet, greift zu kurz. Die Familie ist nur die Oberfläche, an der die historischen Konfliktlagen zwischen den Männern und Frauen sichtbar werden.<sup>1302</sup>

Die dieser Arbeit zugrundeliegende Idee und zugleich das Neue an meinem Ansatz ist, zeitgenössische Texte, die das Thema ‚Familie‘ verhandeln, auf der Grundlage des bürgerlichen Trauerspiels *Emilia Galotti* von G.E. LESSING zu analysieren. Im bürgerlichen Trauerspiel des 18. Jahrhunderts werden die modernen Geschlechtscharaktere und mit ihnen das bürgerliche Familienideal ausbuchstabiert. Es hat entscheidend an der affirmativen Festschreibung des Kernfamilienideals mitgewirkt, dieses zugleich aber schon kritisch reflektiert. Deshalb lautet meine Annahme, dass im bürgerlichen Trauerspiel ein wirkmächtiges Idealbild von Familie generiert und zugleich subversiv unterlaufen wird. Obschon dieses Ideal von Anfang an nicht funktioniert, wird es aktuell erneut propagiert und bildet die Basis für den zeitgenössischen Familiendiskurs, so die These. Das legt der auffällig präsente, neubürgerliche Hintergrund von Familieninszenierungen in der Medien- und Feuilletondebatte ab Mitte der 2000er Jahre in Deutschland nahe. Dieser Befund gibt Anlass, ausgehend von dem gesellschaftspolitisch brisanten Thema ‚bürgerliche Familie‘ den dramatischen Ursprung bürgerlicher Familiendarstellungen (im bürgerlichen Trauerspiel) erneut in den Blick zu nehmen. Ziel ist es, Aussagen über die spezifische historische Konstellation eines bürgerlichen Familiendiskurses um 1800 und um 2000 im Vergleich zu gewinnen.

Obschon eine vollständige Historisierung des Diskurses im Rahmen dieser Arbeit unmöglich ist, wird der Versuch unternommen, den gesellschaftlichen, politischen und insbesondere den literarischen Konstruktionscharakter von Fa-

---

<sup>1302</sup> Beck: Kap. I: „Freiheit oder Liebe“, 50.

milie darzulegen und den literatur- und kulturwissenschaftlichen Umgebungs-kreis dabei epochenübergreifend großzügig zu fassen. Insofern ist diese Arbeit zwischen geisteswissenschaftlicher Tradition und tagespolitischer Aktualität anzusiedeln, deren Forschungsinteresse sich auf die großen Redezusammenhänge richtet. Die Varianz von Autoren, Genres und Entstehungszeiten der Texte erweist sich in den Einzelanalysen als aufschlussreich, weil so die Redeformation von der bürgerlichen Familie in ihrer literarisch-gesellschaftlichen Ubiquität und in ihrem instabilen Konstruktcharakter nachgewiesen werden kann.

Die leitende Frage vorliegender Untersuchung ist, wie das bürgerliche Familienideal in der Literatur und Gesellschaft der Gegenwart propagiert wird. Insbesondere zeitgenössische literarische Texte aus den Jahren 1990-2007 werden daraufhin befragt, auf welche Weise sie auf das bürgerliche Familienmodell rekurren und/oder, ob sie Familienaufführungen mit ganz neuen Bildern, Aussagen und Utopien spielerisch erproben. Unter Einbezug der Mediendebatte um eine neue Bürgerlichkeit ab den 1990er Jahren wird gezeigt, dass dieses Ideal erstaunlich persistent ist, wie ich in Anlehnung an STRAUBS Dissertation *Die erstaunliche Beharrlichkeit des bürgerlichen Familienideals* formuliere, der anhand der Analysen von Dramen aus den Jahren von 1840 bis 1995 zu diesem Ergebnis kommt.

Besondere Beachtung finden in vorliegender Untersuchung die Differenzqualitäten, die sich aufgrund der unterschiedlichen Epochen ergeben. Das aktuelle gesellschaftliche Krisenbewusstsein, aus dem sich mutmaßlich der derzeitige Rekurs auf das bürgerliche Kernfamilienideal generiert, ist selbstverständlich nicht mit der politischen Situation im 18. Jahrhundert identisch. Dennoch erweist sich das bürgerliche Trauerspiel als wirkmächtige Folie für literarische Texte der Gegenwart, die das Thema ‚Familie‘ aufgreifen und verhandeln. Auch in der Gegenwartsliteratur liegt der Fokus auf dem Nichtfunktionieren dieses Idealbilds von Familie. „[D]ass bestimmte Situationen überhaupt als Defizite erfahren werden, liegt am Bezugspunkt des Ideals“<sup>1303</sup>, so lässt sich mit INA KARG bilanzieren. Das Ideal von Familie als Gefühlsgemeinschaft wird im 18., 20. und 21. Jahrhundert in seiner Ambivalenz zwischen positiver Setzung und Dekonstruktion beständig inszeniert und bestätigt; insofern konnte es

---

<sup>1303</sup> Ina Karg: „Familie als Metapher? Überlegungen zu Wolfram, Lessing, zur Kinderliteratur und zum Literaturunterricht“, in: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 33.1 (2001): 63-81, 74.

folglich in seiner historischen Kontinuität nachgewiesen werden: Es prägt weiterhin unsere Episteme. Dieser Nachweis steht im Einklang mit FOUCAULTS Postulat, dass Wissensstrukturen, die sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts formiert haben, „immer noch als positiver Boden für unser Denken“<sup>1304</sup> fungieren. Die im dritten Kapitel dieser Arbeit erfolgte Kontextualisierung dieser Annahme unter Rückgriff auf die einschlägige soziologische und historische Forschung zur Genese der bürgerlichen Familie und dem bürgerlichen Familienideal erlaubt diese Rückschlüsse.

Diese Arbeit orientiert sich bewusst methodisch an der Diskursanalyse, weil es um die Einsicht großer Textmengen geht, deren sprachliche Regelmäßigkeiten beschrieben werden sollen. Sind in einer originär diskursanalytischen Arbeit „[l]iterarische Texte [...] beliebige Texte unter anderen; [und] Gattungs- und Qualitätsmerkmale [...] nur noch von sekundärem Interesse“<sup>1305</sup>, so will die vorliegende Untersuchung zwar nicht *a priori* der Literatur einen gegendiskursiven Sonderstatus zusprechen, aber ebenso wenig möchte sie auf den Einsatz philologischer Kompetenzen im Rahmen von Einzeltextanalysen verzichten, weil der literarische Text in seiner spezifischen Literarizität untersucht werden soll. Dieser methodische Zwiespalt wird im Theoriekapitel dieser Arbeit (vgl. Kap. 2) anhand der Primärektüren von FOUCAULT reflektiert. Mithilfe der Interdiskursanalyse nach LINK/LINK-HEER werden die theoretischen Vorannahmen und Implikationen expliziert. Diese Erweiterung des Diskursbegriffs negiert nicht das subversive Potential literarischer Texte, sondern ermöglicht die Fokussierung von Literatur als re-integrierendem Interdiskurs bei gleichzeitiger Annahme der Textualität von Kultur. Mit BUTLER wird außerdem die Kategorie der Performativität von Familie hergeleitet und für die vorgestellte Untersuchung operabel gemacht.

Das Kapitel zu *Emilia Galotti* erfasst die Utopie der bürgerlichen Kleinfamilie in ihrer diskursiven und kulturellen Konstruiertheit. Mit HAUSEN setzt die Rede von dem Geschlechterdualismus mit dem Wandel der Familienformen im 18. Jahrhundert ein, wodurch die *patria potestas* ihre rechtliche Legitimierung verliert, weil sie primär ein der Ökonomie verpflichtetes Herrschaftsinstrument des Patriarchen ist. Als Folge muss die Familie den Vater als Ober-

<sup>1304</sup> Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* [frz. Orig. 1966], Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009 [Reprint], 461.

<sup>1305</sup> Sabina Becker: *Literatur- und Kulturwissenschaft. Ihre Methoden und Theorien*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2007, 152.



haupt neu begründen und die Machtposition des Mannes im Familialen muss neu und gemäß den sozialhistorischen Veränderungen gerechtfertigt werden. Offensichtlich unterliegt nicht nur Weiblichkeit, sondern auch Männlichkeit dem Zwang, sich mit den historisch gegebenen Gender-Konzepten auseinanderzusetzen, sie in Genderperformances zu affirmieren, zu kritisieren oder umzuschreiben. Das zeigt der (familiale) Modellfall *Emilia Galotti*. Dieser Zwang zur Performanz wird besonders deutlich an der Vaterfigur Odoardo. Er zeigt sich aber ebenso an Vater Heiner in KÖHLERS *Ostersonntag*, am Vater im *Muschelessen* oder dem Erzähler in *Beste Jahre*. Das hatte in der bisherigen Forschung m.E. nicht genügend Bedeutung erfahren. Außerdem stellt die Analyse die blinden Flecken im Mikrokosmos des bürgerlichen Familienideals heraus. Trotzdem – und das ist eigentlich das Erstaunliche – haben die bürgerlichen Trauerspiele *in toto* zu einer Biologisierung der Geschlechterrollen beigetragen, die sich heute ganz aktuell im Diskurs der Neubürgerlichen und in zeitgenössischen Sachbüchern wiederfindet. Detailliert finden sich diese Ergebnisse im fünften Untersuchungskapitel.

Dass die zeitgenössischen Romane den bürgerlichen Familiendiskurs fort-schreiben, dessen literarischer Anfangspunkt – so die These – im bürgerlichen Trauerspiel des 18. Jahrhunderts liegt, zeigt das sechste Kapitel dieser Studie zu den literarischen Familienbildern der Gegenwart. Hier werden fünf zeitgenössische Texte, die den zeitlichen Rahmen der Debatte um eine neue Bürgerlichkeit abdecken, analysiert. Meine Annahme ist, dass Literatur sich auf gesellschaftspolitische Umbrüche bezieht und Antworten auf reale Fragen sucht, indem sie mögliche Lösungsansätze bzw. Familienentwürfe fiktiv durchspielt. In der literarischen Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Familiendiskurs wird das bürgerliche Idealbild kritisch reflektiert, kommuniziert und partiell neue Modelle des familiären Zusammenlebens entworfen, indem das Familienideal unterlaufen und neu interpretiert wird. Mit ERHART lässt sich in diesem Zusammenhang von „mythische[n] Modelle[n] von Familien, in denen sich die zeitgenössischen Phantasien und Imaginationen über die Familie verdichten“<sup>1306</sup> sprechen. Der aktuelle Rekurs der Gesellschaft auf traditionelle Denkmodelle ist nicht automatisch gleichzusetzen mit der Vorstellung, dass diese Modelle tatsächlich gelebt werden, sondern sie fungieren lediglich als

---

<sup>1306</sup> Erhart: „Thomas Manns *Buddenbrooks* und der Mythos zerfallender Familien“, in: *Familienmuster – Musterfamilien*, 161-184, 183.

„gesellschaftliche Referenzpunkte“<sup>1307</sup>. Damit kommt ihnen jedoch eine sinnstiftende Funktion zu.

Im Hinblick auf die analysierten Romane und die Erzählung *Das Muschelessen* wird dies sehr deutlich: ‚heile Familien‘ gibt es nur dort, wo Kinder durch Puppen ersetzt werden (*Koenigs Kinder*); Kommunikation und Familiariät werden erst durch die Suspension der Vaterfigur möglich (*Das Muschelessen*); Frauen schreiben sich in die männliche Genealogie ein und Männer werden ein Stück weit abkömmlich, obschon eine seltsame Oszillation zwischen Biologismus und Konstruktivismus bestehen bleibt (*Gunnar-Lennefsen-Expedition*); die bürgerliche Familie wird im Stile von TV-Reality-Formaten als kitschiges Fassadenspiel ausgestellt, das insgesamt durch den Ostersonntag als bedeutsamsten Tag im Kirchenjahr zusammengehalten wird, wobei letzterer als transzendentaler Signifikant fungiert (*Ostersonntag*); die Reproduktionstechnologie zwingt einerseits zu einer Neubestimmung von Mensch-Tier-Maschine, bildet andererseits aber keine neuen Familienideale aus (*Beste Jahre*). Mit der letzten Analyse dieser Arbeit ist die paradigmatische Erforschung des bürgerlichen Familienideals nachweislich im Herzen der tagesaktuellen gesellschaftlichen Debatten um den Einsatz neuester reproduktionstechnischer Möglichkeiten und die Ordnung der Familie angekommen.

Die normative Vorstellung, also das vermeintliche Wissen, wie eine gute Familie auszusehen und zu funktionieren hat, besitzt gesamtgesellschaftlich eine erstaunliche Persistenz, was insbesondere auch der literarischen Auseinandersetzung mit diesem Modell geschuldet ist. Jedoch ist es gerade die Literatur, in der die Möglichkeit besteht, Konstruktionsmechanismen von Familie und Geschlecht offenzulegen, Normen und Denkweisen zu hinterfragen, aber ebenso an der Verbreitung und Befestigung von Normen mitzuwirken. Literatur darf historisch unscharf sein, sie darf fiktionalisieren und fabulieren, sie darf mittels der Sprache in einem Imaginationsraum experimentieren. Diese Eigenschaften sind aber nicht in einem literarischen Vakuum anzusiedeln. Es ist gerade die Literatur, die seismographisch auf gesellschaftliche Missstände aufmerksam machen, Umbrüche antizipieren und alternative Lebensmodelle entwerfen kann. Das wird insbesondere in *Beste Jahre* und den sich an das Kapitel anschließenden Exkurs zur Dresdnerrede von SIBYLLE LEWITSCHAROFF deutlich. Das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Literatur ist also nicht als ein stati-

<sup>1307</sup> Wolfgang Kraus: *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*, 2. Aufl., Herzbolzheim: Centaurus-Verlag 2000, 162.

sches misszuverstehen. Literatur repräsentiert nicht nur, was realgeschichtlich existiert, sondern sie ist Agens im öffentlichen Diskurs; in ihr werden Familienverhandlungen und -bestimmungen geführt.

Prinzipiell zeichnen die literarischen *Formen des menschlichen Zusammenlebens*<sup>1308</sup> ein etwas anderes Bild von Familie als dies die nicht-literarischen Texte bzw. Sachbücher des Analysekorpus' tun. Allerdings, und dieses Ergebnis ist wichtig, kann sich keiner der analysierten Texte dem Phantasma des bürgerlichen Familienideals entziehen. Gattungstheoretisch gesprochen ist die bürgerliche Familie kein Trauerspiel mehr. Inhaltlich ist sie es jedoch in zeitgenössischen literarischen Familientexten bis 2007 sowie in populärkulturellen Texten geblieben. Wie sich zeigt, verfahren die Texte alle immer etwas anders, sodass eine Polyphonie der Stimmen konturiert werden konnte. Dabei sollte deutlich geworden sein, dass bei Fragen nach der Repräsentation von Familie nicht nur dem explizit Dargestellten, sondern gerade auch dem Ungesagten und Abwesenden Bedeutung zugemessen wird. Neue Formen und Schreibverfahren werden getestet, aber das Ideal erweckt tatsächlich den Eindruck, als handele es sich um PLATONS Urbild: kein Familientext aus meinem Korpus kann sich ihm entziehen. Jeder Text verhält sich auf eine spezifisch literarische Weise zum im bürgerlichen Trauerspiel auf die Bühne gebrachten Familienmodell. An dem Gegenstand und seiner Überzeitlichkeit scheint dieses Anschreiben gegen das Idealbild nichts zu ändern. Insofern gilt im übertragenen Wortsinn: die bürgerliche Familie bleibt ein Trauerspiel – trotz neuer Inszenierungsformen im Feuilleton und im Sachbuch.

Dienten die bürgerlichen Moralvorstellungen in *Emilia Galotti* zur Abwertung der Lebenshaltung der Adligen, so existiert dieser (literarische) Ständekonflikt, ausgetragen in binären Strukturen (z.B. in komplementär angelegten Figuren, in oppositionellen Raumsemantiken) nicht mehr; ebenso hat sich offensichtlich die gesellschaftliche Funktion der Institution Theater geändert, obschon das bürgerliche Trauerspiel auch ganz aktuell ein gern inszeniertes Genre auf deutschen Theaterbühnen ist. In Anlehnung an RAINER RUPPERT, der das Ziel der Theaterprogrammatiken im 18. Jahrhundert mit der „Diskursivierung und Vergesellschaftung spezifisch bürgerlicher Denkformen und Verhal-

---

<sup>1308</sup> So lautet der Titel eines Romans von Jakob Hein, vgl. ders.: *Formen menschlichen Zusammenlebens* [2002], 3. Aufl., München: Piper 2004.

tensmodelle<sup>1309</sup> beschreibt, ließe sich konstatieren, dass die dem bürgerlichen Trauerspiel zukommende Konsolidierungsfunktion von Bürgerlichkeit nicht einfach entfällt, sondern heutzutage auf die Presse und v.a. die mittlerweile nicht mehr so ‚Neuen Medien‘ wie Fernsehen und Computer verlagert wird. Trotz dieser Unterschiede zwischen dem Beginn des bürgerlichen Trauerspiels und meinem zeitgenössischen Textkorpus, ungeachtet gattungsästhetischer Differenzen also, wird weiterhin an der Diskursivierung von Familie gearbeitet. Die paradigmatischen Lektüren belegen, dass das bürgerliche Trauerspiel als Grundlage einer kritischen Re-Lektüre des aktuellen familien- und gesellschaftspolitischen Diskurses um eine neue Bürgerlichkeit fungiert. Zeitgenössische Texte greifen auf das bürgerliche Familienmodell zurück, dessen Essenz die geschlechtsspezifische Rollenverteilung ist. Dem bürgerlichen Trauerspiel kommt schon die Rolle zu, das Nichtfunktionieren eines Familienideals auszustellen, indem es von der Ambivalenz zwischen der Propagierung eines Ideals und der Inszenierung seines Scheiterns lebt. Im Gegensatz zu trivialen Varianten, in denen die Figuren- und Wertewelt eindeutigen Zuordnungen unterliegt, wie in den bürgerlichen Rührstücken *IFFLANDS* und *KOTZEBUES*, und ein ‚Happy End‘ das jeweilige Stück beschließt, nutzen die kanonisierten bürgerlichen Trauerspiele das Experimentierpotential der Familieninszenierungen, um sich spielerisch und kritisch in ihrer Abgründigkeit zu kommentieren.

Obschon die bürgerliche Familie ein Kind des Bürgertums ist, heißt das nicht automatisch, dass sie nicht von anderen gesellschaftlichen Schichten als Leitbild adaptiert werden kann. Realiter jedoch ist die Aushandlung des Lebensmodells ein bürgerliches Phänomen geblieben. Das indiziert die Medien-debatte (vgl. Kap. 5): ob es um die Berufstätigkeit der Mutter oder um Versuche, Vaterschaft neu zu konzipieren geht, die Agenten des Diskurses entstammen dem bürgerlichen Milieu. In Verbindung mit dem gesellschaftlichen Trend, dass die Schere zwischen arm und reich immer weiter aufgeht und eine Rückkehr des Klassenbegriffs zu verzeichnen ist, dient das bürgerliche Familienideal erneut zur Profilierung einer gesellschaftlich privilegierten Gruppe, die sich über ihren neuralgischen Punkt, das Familienideal, ihrer selbst versichert, sich inszeniert und mithin dazu beiträgt, gesellschaftliche Hierarchien und Machtbeziehungen aufrechtzuerhalten. Diese Annahme ergibt sich aus den vorliegenden Forschungsergebnissen. Darunter sind auch die bürgerlichen

---

<sup>1309</sup> Rainer Ruppert: *Labor der Seele und der Emotionen: Funktionen des Theaters im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Berlin: Ed. Sigma 1995, 32 (Diss. Univ. FU Berlin, 1995).

Genderbeziehungen zu verzeichnen, allen vordergründigen Gleichberechtigungen zum Trotz.

Es lässt sich im Hinblick auf die ‚neue Bürgerlichkeit‘ als Phänomen des Bürgertums und also der gut ausgebildeten, gut situierten Mittelschicht die Überlegung aufstellen, ob die Kategorie ‚Klasse‘ eine Allianz mit der Kategorie ‚Natur‘ eingegangen ist und beide verstärkt die Natürlichkeit eines bürgerlichen Familienideals popularisieren helfen. Begriffe wie ‚Unterschichtenfernsehen‘, das zumeist Problemfamilien auf Sendern wie RTL II, Vox oder RTL begleitet oder der aus den USA übernommene, pejorative Ausdruck ‚white trash‘ sind in diesem Zusammenhang als das Andere, Abgegrenzte und Ausgeschlossene der Neubürgerlichen zu sehen.

### **Ist ‚Klasse‘ das neue ‚Gender‘? Der Neubürgerlichkeitsdiskurs als Ordnungsstruktur des Sozialen. Ein Ausblick**

Es lässt sich mit Recht fragen, warum immer wieder Beispiele aus dem alltagskulturellen Bereich, aus der Yellow Press oder Filmen in die Arbeit eingeflossen sind. Der Umstand ist wahrscheinlich dem Thema geschuldet: Familie ist ubiquitär! Alle Aussagen bzw. Texte partizipieren an und konstruieren einen Familiendiskurs, der hier als bürgerlicher Familiendiskurs zu bezeichnen ist. Zwischenzeitlich galt es zu überlegen, ob es sich wirklich um nur einen Familiendiskurs oder aber eventuell um diverse Familiendiskurse in Deutschland handelt. Die Frage stellt sich gerade auch unter Einbezug der Tatsache, dass die DDR ein anderes Frauen- und Mutterbild und damit auch ein anderes Familienmodell als das bürgerliche nach außen propagiert hat. Nichtsdestotrotz gibt es Untersuchungen, die belegen, dass gerade auch in Ostdeutschland zu Zeiten des Sozialismus das bürgerliche Familienideal favorisiert, in der Praxis aber nur von einer bestimmten, wohlhabenden, gut situierten Schicht realisiert wurde. Eingedenk dieser ostdeutschen Besonderheit, die ideell eigentlich keine so große war – ist vorliegende Studie doch vornehmlich an den Sprachbildern von Familie und nicht an empirischen Daten interessiert – und aufgrund der Ergebnisse der Analysen von Redeweisen, insbesondere von 1990 bis 2007, der vorläufigen ‚Hochzeit‘ des Neubürgerlichkeitsdiskurses, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass es nur einen gesamtgesellschaftlichen Familiendiskurs gibt. Und zwar aus dem Grund, weil alle Familientexte und Familienperformances sich als Referenzpunkt auf das bürgerliche Familienideal beziehen, das vor 240

Jahren erfunden wurde und schon damals, bei den ersten Aufführungen dieses familialen Modells, sind dessen Brüche klar aufgezeigt worden.

Nun hätte man ja über 240 Jahre Zeit gehabt, dieses Ideal zu modifizieren und lebensfähig zu machen. Dem ist nicht so und das findet sich auch in der Literatur diskutiert. Die Literaturgeschichte ist voll von Vätern und Söhnen, die sich gegenseitig bekämpfen, von geopferten Töchtern, von verfeindeten Geschwistern, verfeindeten Eheleuten, von ödipalen Verhältnissen und anderen, (un-)denkbaren verwandtschaftlichen Konflikten mehr. Diese Konflikte haben sogar alle mythische oder antike Vorbilder wie Ödipus, Medea oder Elektra. Jedoch hat das auf emotionalen Bindungen basierende, bürgerliche Familienideal insofern noch einen qualitativ anderen Charakter, weil die Liebe und die Ausschließlichkeit, ja Einzigartigkeit und Exklusivität der Ehepartner viel bindender sind. Diese Emotionalität soll sich auch im Umgang mit den Kindern zeigen. Familie ist, im Unterschied zur antiken Tragödie, nicht mehr Schicksal, sondern die selbst gewählte, ‚richtige‘ Entscheidung. ‚Richtig‘ in einfachen Anführungszeichen, weil der Partner zwar bis zu einem gewissen Grad frei gewählt wird, aber die Familiengründung und die Lebensführung an den normierenden Vorgaben des bürgerlichen Familienideals gemessen wird. Dieses Familienmodell mit seinen klaren Rollenzuweisungen hat die Gesellschaft klar strukturiert und Vorgaben für das Sozialverhalten geliefert. So gefühlvoll und mitleidig, wie Kinder idealiter in der ersten Sozialisationsagentur erzogen werden, so sollten sie auch in der Gesellschaft, der Familie im Großen, agieren. Allerdings zeigen Debatten um die neuen Väter bzw. eine neue Vaterschaft die Bemühungen, die Rolle des Alleinverdieners und Ernährers neu zur Disposition zu stellen und anders zu denken. Ebenso verhält es sich mit der Rolle der Frau als Mutter und Hausfrau. Seit 1977 darf die Ehefrau ohne Erlaubnis des Mannes ‚etwas dazuverdienen‘, seit etwa der Zeit ist es gesellschaftlich akzeptiert, wenn die Ehefrau halbtags arbeitet.<sup>1310</sup> Seit den Studentenrevolten studieren immer mehr Frauen, sodass heute die Mehrheit der Hochschulabsolventen tatsächlich Absolventinnen sind und das führt dazu, dass Frauen volltags in ihrem Beruf arbeiten möchten. Damit wäre aber das komplementäre Gendermodell endgültig ausgehebelt, weil es nunmehr darum geht, dass Mann und Frau gleichberechtigt ihrem Beruf nachgehen. Wird aus dem Paar eine Familie, wird

---

<sup>1310</sup> 1977 ist das neue Ehe- und Familienrecht in Kraft getreten, das die Geschlechter zumindest qua Gesetz gleichstellen sollte. Vgl. hierzu Beck: Kap. I: „Freiheit oder Liebe“, bes. 27-35.

es zunehmend fraglich, ob und wer von beiden im ersten Jahr nach der Geburt zu Hause bleibt. Da die Gesellschaft aber nach wie vor auf Ungleichheiten und Hierarchien basiert – und das ja immer noch an dem ungleichen Gehalt von gleich gut ausgebildeten Männern und Frauen deutlich wird – vordergründig aber die Meinung existiert, Deutschland bräuchte keinen Feminismus mehr, verlagert sich die Differenzbildung von der Kategorie ‚Gender‘ zu einer ökonomischen Kategorie: ‚Klasse‘ ist das neue ‚Gender‘ – könnte man meinen. Allerdings hat es immer schon diese Relationalität von ‚Klasse‘ und ‚Gender‘ gegeben. Genau das zeigen meine Analysen des Neubürgerlichkeitsdiskurses am Beispiel des Familienideals. Das Ideal bleibt bestehen, die Erklärungen, warum dem so ist, jedoch wandeln sich. Die gut ausgebildeten Akademikerinnen, die zunehmend später ihre Kinder bekommen, fallen zurück in die traditionellen Rollen: „Akademiker hängen an traditionellen Rollen.“<sup>1311</sup> Vielleicht ist das auch ein Grund mit, warum jede fünfte Akademikerin zwischen 40 und 44 Jahren kinderlos bleibt.<sup>1312</sup>

Wenn eine späte Elternschaft eintritt, dann versuchen diese zumeist sehr gut ausgebildeten Universitätsdozentinnen, Ärztinnen und Anwältinnen alles perfekt zu machen und eine ‚deutsche Mutter‘, d.h. eine gute Mutter nach BARBARA VINKEN zu werden. Die Frage, wer Zeit dafür hat und wer es sich leisten kann, die ersten drei Jahre komplett der Kinderbetreuung zu widmen, bringt einen unweigerlich zu dem Ergebnis: die gut ausgebildete Mittelschicht bzw. die Oberschicht. Eine Kassiererin im Supermarkt würde diesem Mutterbild nicht entsprechen können, weil sie arbeiten muss, um zu leben. Das war allerdings im 18. Jahrhundert nicht anders. Somit legitimiert die Kategorie ‚Klasse‘ weiterhin die Ungleichheit zwischen Mann und Frau und führt zur Festigung des in Deutschland besonders prägnanten Zusammenhangs von Herkunft und Bildung und also beruflichem und ökonomischem Erfolg. Eine gut ausgebildete Frau weiß natürlich um die Arbeitsmarktökonomie, sie weiß, dass sie ohne Karriereeinbußen nicht nach drei Jahren wieder in ihren alten Beruf einsteigen kann, sie weiß, dass ‚nur Hausfrau- und Muttersein‘ irgendwie auch nicht mehr gesellschaftlich schick ist, deshalb redet sie von ‚home office‘ und Teilzeit.

---

<sup>1311</sup> Nadine Bös: „Neue Studie: Akademiker hängen an traditionellen Rollen“, in: *Faz-Online* v. 18.12.2013, online unter <<http://www.faz.net/-gvq-7kkh9>>; 15.8.2016.

<sup>1312</sup> Statistisches Bundesamt: „Pressemitteilung v. 7. November 2013 – 371/13: Jede fünfte Frau zwischen 40 und 44 Jahren ist kinderlos“, online abrufbar unter <[https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/11/PD13\\_371\\_126.html](https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/11/PD13_371_126.html)>; 15.8.2016.

Aber, wenn sie eine vollzeitbeschäftigte Mutter sein möchte, ist sie in Deutschland dem persistenten Vorwurf der ‚Rabenmutter‘ ausgesetzt. Der ‚Cult of true Womanhood‘<sup>1313</sup> (BARBARA WELTER) schreitet gesellschaftlich fast unbemerkt voran, weil man sich einig scheint, mehr ‚Gender Equality‘ gehe nicht. Gesellschaftliche Diskussionen widmen sich folgerichtig dem so lange benachteiligten Mann, was nochmals suggeriert, dass es den Frauen besser nicht gehen könnte. Zumal die Neubürgerlichen den Trend des ‚Homing‘ oder ‚Coconing‘ popularisiert haben.

---

<sup>1313</sup> Vgl. grundlegend Barbara Welter: „The Cult of True Womanhood 1820-1860“, in: *American Quarterly* 18 (1966): 151-174. Vgl. auch Elisabeth Kuppler: „Weiblichkeitsmythen zwischen *gender*, *race* und *class*: *True Womanhood* im Spiegel der Geschichtsschreibung“, in: *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, hg. v. Hadumod Bußmann u. Renate Hof, Stuttgart: Alfred Kröner Verl. 1995, 262-291. „Welter kommt zu der Schlußfolgerung, daß der *Cult of True Womanhood* dem Ziel diene, Frauen in ihrer unterdrückten gesellschaftlichen Position zu halten und sie von Bestrebungen abzubringen, Gleichberechtigung mit Männern zu fordern“, bilanziert Kuppler (ebd.: 268). „Auch wurden Frauen, die aus der engen Sphäre von Heim und Familie ausbrechen wollten, mit verführerischen Darstellungen von weiblicher Macht im familiären und kirchlichen Bereich wieder an den häuslichen Herd gelockt.“ (Ebd.)





## VIII Literaturverzeichnis

### 1 Textkorpus und Siglen

- Deckenbach, Karin: *War was, Eva? Wer sich nicht wehrt, endet am Herd*, München: Droemer 2006. (= WSNW)
- Düffel, John von: *Beste Jahre*, Köln: DuMont 2007. (= BJ)
- Herman, Eva: *Das Eva Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit*, unter Mitarbeit v. Christine Eichel, München u. Zürich: Pendo 2006. (= EP)
- Herman, Eva: *Das Prinzip Arche Noah. Warum wir die Familie retten müssen*, unter Mitarbeit v. Christine Eichel, München u. Zürich: Pendo 2007. (= AN)
- Köhler, Harriet: *Ostersonntag. Roman* [2007], München: btb 2008. (= OS)
- Lessing, Gotthold Ephraim: *Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen* [1772], Anmerkungen v. Jan-Dirk Müller, Stuttgart: Reclam 2001. (= EG)
- Nick, Désirée: *Eva go home. Eine Streitschrift*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 2007. (= EGH)
- Schirmacher, Frank: *Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gesellschaft*, 2. Aufl., München: Karl Blessing 2006. (= M)
- Schmidt, Kathrin: *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1998. (= GLE)
- Schmidt, Kathrin: *Koenigs Kinder* [2002], München: btb 2005. (= KK)
- Vanderbeke, Birgit: *Das Muschelessen* [1990], Frankfurt a.M.: Fischer 2008. (= ME)

### 2 Forschungsliteratur, Zeitungsartikel, Internetquellen

- Adorno, Theodor W.: „Kulturkritik und Gesellschaft [1951]“, in: ders.: *Gesammelte Schriften in zwanzig Bänden*, hg. v. Rolf Tiedemann, Bd. 10.1: *Kulturkritik und Gesellschaft I: Prismen. Ohne Leitbild*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, 11-30.
- Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben* [1951], in: ders.: *Gesammelte Schriften*, hg. v. Rolf Tiedemann, Bd. 4, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997.

- Aguigah, René u.a.: „Wir müssen bei den Männern anfangen.“ Ein Literatur-Gespräch mit Barbara Vinken, Hans Bertram, Norbert Bolz u. Reiner Klingholz, in: *Literaturen* 6 (2006): 16-21.
- Alexander, Robin: *Familie für Einsteiger. Ein Überlebenshandbuch*, Berlin: Rowohlt 2007.
- Alt, Peter-André: *Aufklärung*, 2., durchges. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2001.
- Amazon, Kundenrezensionen: *Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit*, <[http://www.amazon.de/productreviews/3866121059/ref=pr\\_all\\_summary\\_cm\\_cr\\_acr\\_txt?ie=UTF8&showViewpoints=1](http://www.amazon.de/productreviews/3866121059/ref=pr_all_summary_cm_cr_acr_txt?ie=UTF8&showViewpoints=1)>; 15.8.2016.
- Anker-Mader, Eva-Maria: *Kleists Familienmodelle. Im Spannungsfeld zwischen Krise und Persistenz*, München: Fink 1992.
- Anz, Thomas: „Biologismus und Kulturalismus. Vorbemerkungen“, in: *Literaturkritik.de* 7 (2001), online unter <[http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung\\_rez.php?rez\\_id=3938](http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung_rez.php?rez_id=3938)>; 15.8.2016.
- Anz, Thomas: „Liebe, Ehe und Familie in der Literatur. Hinweise zu neueren Forschungen über ein altes Thema“, in: *Literaturkritik.de* 1 (2003): 1-6, online <[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=5626](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=5626)>; 15.8.2016.
- Araghi, Verena u. Joachim Lottmann: „Politik auf dem Laufsteg. Sie machen den Konservativen vor, was heutzutage bürgerlich ist: Die Bohemians in Berlin-Mitte sind jung, links, oft arm und haben das, was den meisten Parlamentariern bisher fehlte: Geschmack. Doch seit neuestem setzen sogar Politiker Fashion-Akzente“, in: *Der Spiegel* 13 (2006): 160-162.
- Ariès, Philippe: *Geschichte der Kindheit* [1975], mit einem Vorwort v. Hartmut von Hentig, 15. Aufl., München: dtv 2003.
- Aristoteles: *Poetik*. Griechisch/Deutsch, übers. u. hg. v. Manfred Fuhrmann, Stuttgart: Reclam 1994.
- Aristoteles: *Über die Zeugung der Geschöpfe*, übers. u. hg. v. Paul Gohlke, Paderborn: Schöningh 1959.
- Arnold, Heinz Ludwig: „Birgit Vanderbeke Erzählen“, in: *Ich hatte ein bißchen Kraft drüber. Zum Werk von Birgit Vanderbeke*, hg. v. Richard Wagner, Frankfurt a.M.: Fischer 2001, 81-95.
- Assheuer, Thomas: „Wie sollen wir leben? Warum nur die neue Bürgerlichkeit unsere Gesellschaft retten kann – auch wenn sie neue Ungleichheit er-

- zeugt. Ein Interview mit dem Historiker Manfred Hettling“, in: *Die Zeit*, Nr. 11, 9.3.2006, 50.
- Assmann, Jan: „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität [1988]“, in: *Kultur und Gedächtnis*, hg. v. dems. u. Tonio Hölscher: Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, 9-19.
- AStA der GSU München: „Vorwort“, in: *„Niemand kann seinem Schicksal entgegen...“ Kritik an Weltbild und Methode des Bert Hellinger*, hg. v. Studentischen Sprecherrat der Universität München, 3., erw. Aufl., Aschaffenburg: Alibri 2005, 9f.
- Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 9-10 (2008) (= Themenheft *Bürger – Bürgertum – Bürgerlichkeit*).
- Austin, John L.: „Performative Äußerungen [1961]“, in: *Gesammelte philosophische Aufsätze*, übers. u. hg. v. Joachim Schulte, Stuttgart: Reclam 1986, 305-327.
- Austin, John L.: „Zur Theorie der Sprechakte. Elfte Vorlesung“, aus dem Engl. v. Eike von Savigny, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, 72-82.
- Austin, John L.: „Zur Theorie der Sprechakte. Zweite Vorlesung“, aus dem Engl. v. Eike von Savigny, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002, 63-71.
- Baader, Meike Sophie: „Vaterschaft im Spannungsverhältnis zwischen alter Ernährerrolle, neuen Erwartungen und Männlichkeitsstereotypen. Die Thematisierung von Vaterschaft in aktuellen Print-Medien“, in: *Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht*, hg. v. Mechthild Bereswill, Kirsten Scheiwe u. Anja Wolde, Weinheim u. München: Juventa 2006, 117-136.
- Bachmann-Medick, Doris: „Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften“, in: dies.: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2006, 7-57.
- Bachmann-Medick, Doris: „Performative Turn“, in: dies.: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2006, 104-143.
- Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2006.

- Bachofen, Johann Jakob: *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur* [1861], eine Auswahl, hg. v. Hans-Jürgen Heinrichs, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1975.
- Badinter, Elisabeth: *Der Konflikt. Die Frau und die Mutter* [frz. Orig. 2010], aus dem Franz. v. Ursula Held u. Stephanie Singh, München: dtv 2012.
- Bahnsen, Ulrich: „Evolutionsbiologie. Muttis Tunte, Papas Lesbe. Wie werden Menschen homosexuell? Eine neue Theorie soll das Rätsel der gleichgeschlechtlichen Liebe klären“, in: *Die Zeit-Online* v. 14.3.2013, Nr. 11, online unter <<http://www.zeit.de/2013/11/Homosexualitaet>>; 15.8.2016.
- Balme, Christopher: *Einführung in die Theaterwissenschaft*, 3., durchges. Aufl., Berlin: Erich Schmidt 2003.
- Barner, Wilfried: „Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden? Vorüberlegungen zu einer Diskussion“, in: *Schiller-Jahrbuch* 41 (1997): 1-8.
- Barner, Wilfried: *Produktive Rezeption. Lessing und die Tragödien Senecas*, München: Beck 1973.
- Bartels, Gerrit: „Väterbücher. Das große Da-da-da. Neue Väter hat das Land – nur schreiben darüber ist offenbar schwierig. Mehrere neue Ratgeber sind dieser Tage erschienen“, in: *Der Tagesspiegel*, Nr. 19684, 1.10.2007, 29 online unter <<http://www.tagesspiegel.de/kultur/literatur/vaeterbuecher-das-grosse-da-da-da/1057128.html>>; 15.8.2016.
- Barthes, Roland: *Die Lust am Text* [frz. Orig. 1973], aus dem Franz. v. Ottmar Ette, mit einem Kommentar v. Ottmar Ette, Berlin: Suhrkamp 2010 [vollständige Neuübersetzung].
- Baßler, Moritz: *Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten*, München: Beck 2002.
- Baßler, Moritz: *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Tübingen: Francke 2004.
- Baßler, Moritz (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, 2., aktual. Aufl., Tübingen: Francke 2001.
- Bauer, Roger: „Die wiedergefundene dritte Gattung, oder: wie buergerlich war das buergerliche Drama?“, in: *Revue d'Allemagne* 5 (1973): 475-496.
- Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* [frz. Orig. 1949], 4. Aufl., Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2004.

- Beck-Gernsheim, Elisabeth: „Leyen-Feminismus. Kinder, Krippen und Kulturkampf“, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 7 (2007): 856-860.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth: Kap. II: „Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft“, in: Ulrich Beck u. dies.: *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, 65-104.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth: *Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen*, 2., durchges. Aufl., München: Beck 2000.
- Beck, Ulrich u. Elisabeth Beck-Gernsheim: *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990.
- Beck, Ulrich: Kap. I: „Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie“, in: ders. u. Elisabeth Beck-Gernsheim: *Das ganz normale Chaos der Liebe* [1990], Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005, 20-64.
- Beck, Ulrich u. Elisabeth Beck-Gernsheim: „Einleitung: Riskante Chancen – Gesellschaftliche Individualisierung und soziale Lebens- und Liebesformen“, in: *Das ganz normale Chaos der Liebe* [1990], Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005, 7-19.
- Becker, Sabina: *Literatur- und Kulturwissenschaft. Ihre Methoden und Theorien*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2007.
- Beer, Fabian: „John von Duffel. Workaholic, Waterholic, Writerholic“, in: *Kritische Ausgabe* 18 (2007): 6-8.
- Belwe, Katharina: „Editorial“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 9-10 (2008): 2 (= Themenheft *Bürger – Bürgertum – Bürgerlichkeit*).
- Bender, Till: *„It's just like we made this family for ourselves.“ Der Queer Family Claim im zeitgenössischen amerikanischen Film und Fernsehen*, online abrufbar unter: <<http://d-nb.info/999562002/34>>; 3.2.2014 (Diss. Univ. Tübingen 2009).
- Bergmann, Sven: Kap. VI: „Klassifizieren. Die Herstellung von Ähnlichkeit“, in: ders.: *Ausweichrouten der Reproduktion. Biomedizinische Mobilität und die Praxis der Eizellspende*, Wiesbaden: Springer VS 2014, 155-194.
- Bernard, Andreas: „IVF Lab. Restricted Access“, in: *Faz am Sonntag*, Nr. 42, 19.10.2014, 37.
- Bernard, Andreas: „Neue Reproduktionstechnologien und die Ordnung der Familie“, in: ders.: *Kinder machen. Samenspender, Leihmütter, Künstliche*

- Befruchtung. Neue Reproduktionstechnologien und die Ordnung der Familie*, Frankfurt a.M.: Fischer 2014, 465-488.
- Berth, Felix: „Ich bin es leid, ständig die alten Gräben zu schaufeln“. Interview mit Ursula von der Leyen“, in: *Süddeutsche-Online* v. 9.2.2007, <<http://www.sueddeutsche.de/politik/familienpolitik-ich-bin-es-leid-staendig-die-alten-graeben-zu-schaukeln-1.429276>>; 15.8.2016.
- Berth, Felix: „Psycho-Guru: Seelenheilung im Minutentakt“, in: *Süddeutsche-Online* v. 19.5.2010, online unter <<http://www.sueddeutsche.de/wissen/psycho-guru-seelenheilung-im-minutentakt-1.911817>>; 19.2.2015.
- Berthold, Christian u. Jutta Greis: „Endlich lieben. Eine moderne Obsession“, in: *Obsessionen. Beherrschende Gedanken im wissenschaftlichen Zeitalter*, hg. v. Michael Jeismann, Stuttgart: Suhrkamp 1995, 199-223.
- Beuys, Barbara: *Familienleben in Deutschland. Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit*, aktual. Taschenbuchausg., München: Piper 2006.
- Beyer, Susanne u.a.: „Nobel statt Nabel“, in: *Der Spiegel* 28 (2003): 124-137.
- Biller, Maxim: *Die Tochter. Roman*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2000.
- Bircken, Margrid: „Von der Bedeutung eingeholter Körper. Über Kathrin Schmidts Roman *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition* (1998)“, in: *Selbstfindung-Selbstkonfrontation. Frauenbilder in gesellschaftlichen Umbrüchen*, hg. v. Marion George u. Andrea Rudolph, Dettelbach: Röhl 2002, 215-231.
- Birg, Herwig: *Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt*, München: Beck 2005.
- Birg, Herwig: *Die demografische Lage der Nation. Wie zukunftsfähig sind Deutschlands Regionen?*, hg. v. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, München: dtv 2006.
- Blasberg, Cornelia: „Geschichte als Palimpsest. Schreiben und Lesen über die ‚Kinder der Täter‘“, in: *DVjs* 76.3 (2002): 464-495.
- Blumenkamp, Katrin: *Das ‚Literarische Fräuleinwunder‘: Die Funktionsweise eines Etiketts im literarischen Feld der Jahrtausendwende*, Berlin: Lit Verl. 2011.
- BMFSFJ (Hg.): *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit: Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht*, Berlin 2006, online unter <<http://www.bmfsfj.de/Kategorien/Forschungsnetz/forschungsberichte.did=751114.html>>.
- BMFSFJ (Hg.): *Familienreport 2010. Leistungen, Wirkungen, Trends*, Berlin 2010.

- BMFSFJ (Hg.): Kampagne ‚Deutschland wird kinderfreundlich‘, abrufbar unter <<http://www.deutschland-wird-kinderfreundlich.de>>.
- BMFSFJ (Hg.): *Memorandum Familie leben. Impulse für eine familienbewusste Zeitpolitik*, Berlin 2009.
- BMFSFJ (Hg.): *Politischer Bericht zur Gesamtevaluation der ehe- und familienbezogenen Leistungen*, Berlin 2013.
- BMFSFJ (Hg.): Unternehmensprogramm ‚Erfolgsfaktor Familie‘, abrufbar unter <<http://www.erfolgsfaktor-familie.de>>; 1.11.2014.
- BMFSFJ: „Kristina Schröder: ‚Mit dem neuen Bundeskinderschutzgesetz erreichen wir eine neue Qualität im Kinderschutz‘“ v. 16.03.2011, online abrufbar unter <<http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Presse/pressemitteilungen.did=168384.render=renderPrint.html>>; 15.8.2016.
- BMFSFJ: „Pressemitteilung, Di 25.04.2006: 7. Familienbericht zeigt, dass Bundesregierung mit ihrer Familienpolitik den richtigen Weg einschlägt,“ <<http://www.bmfsfj.de/Kategorien/Presse/pressemitteilungen.did=75158.html>>.
- BMFSFJ: <[www.bmfsfj.de](http://www.bmfsfj.de)>.
- Bolz, Norbert: *Die Helden der Familie*, München: Fink 2006.
- Böhme, Hartmut: Kap.: „Umgekehrte Vernunft. Dezentrierung des Subjekts bei Marquis de Sade“, in: ders.: *Natur und Subjekt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, 168-189.
- Bös, Nadine: „Neue Studie: Akademiker hängen an traditionellen Rollen“, in: *Faz-Online* v. 18.12.2013, online unter <<http://www.faz.net/-gyq-7kkh9>>; 15.8.2016.
- Bovenschen, Silvia: *Die imaginierte Weiblichkeit* [1979], Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003.
- Braun, Manuel: „Stifterfamilien, Josephs-Ehen, Spitzennahmen. Entwürfe von Familie und Verwandtschaft im Spiegel kulturwissenschaftlicher Forschung“, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 126.3 (2004): 446-466.
- Braun, Michael: *Die deutsche Gegenwartsliteratur. Eine Einführung*, Köln u.a.: Böhlau 2010.
- Brecht, Bertolt: „An die Nachgeborenen [1939]“, in: ders.: *Gedichte*, Bd. 4: *1934-1941*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1961, 143-145.
- Breger, Claudia: „Postmoderne Inszenierungen von Gender in der Literatur: Meinecke, Schmidt, Roes“, in: *Räume der literarischen Postmoderne. Gen-*



- der, *Performativität, Globalisierung*, hg. v. Paul Michael Lützeler, Tübingen: Stauffenberg Verl. 2000, 97-125.
- Briken, Kendra: „Familie wird gemacht. Es geht voran – Ursula von der Leyen, Silvana Koch-Mehrin und andere Schwestern Eva Hermans haben den ‚konservativen Feminismus‘ für sich entdeckt“, in: *konkret* 8 (2007): 58-59, online unter <[www.konkret-verlage.de/kvv/txt.php?text=familiewirdgemacht&jahr=2007&mon=08](http://www.konkret-verlage.de/kvv/txt.php?text=familiewirdgemacht&jahr=2007&mon=08)>; 15.8.2016.
- Briken, Kendra: „Schwestern, zu Familie, zur Arbeit! Frauen, die Karriere machen wollen, müssen einfach den Hintern hochkriegen – das ist Beratungsliteratur im Zeitalter postfeministischer Arbeitsverhältnisse“, in: *konkret* 31 (2006), online unter <[www.konkret-verlage.de/kvv/text.php?text=schwesternzurfamiliezurarbeit&nr=31](http://www.konkret-verlage.de/kvv/text.php?text=schwesternzurfamiliezurarbeit&nr=31)>; 15.8.2016.
- Brinker-von der Heyde, Claudia u. Helmut Scheuer (Hgg.): *Familienmuster – Musterfamilien. Zur Konstruktion von Familie in der Literatur*, Frankfurt a.M. u.a.: Lang 2004.
- Brinker-von der Heyde, Claudia: „Einführung“, in: *Familienmuster – Musterfamilien: Zur Konstruktion von Familie in der Literatur*, hg. v. dies. u. Helmut Scheuer, Frankfurt a.M.: Lang 2004, 7-12.
- Brost, Marc u. Elisabeth Nejahr: „Vater, Mutter, Geld. Die staatliche Familienpolitik kostet viel und hilft dafür zu wenig. Doch Schwarz-Gelb wagt keine Inventur“, in: *Die Zeit*, Nr. 12, 15.3.2012, 25.
- Brüns, Elke: „Dunkelkammer und schwarzes Loch. Die Suche nach dem Berlin-Roman“, in: *Chiffre 2000 – Neue Paradigmen der Gegenwartsliteratur*, hg. v. Ulrike Vedder u. Corina Caduff, München: Fink 2005, 141-149.
- Bublitz, Hannelore u.a.: „Diskursanalyse – (k)eine Methode? Eine Einleitung“, in: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, hg. v. Hannelore Bublitz u.a., Frankfurt u. New York: Campus 1999, 10-21.
- Bublitz, Hannelore: „Diskursanalyse als Gesellschafts-, Theorie“. ‚Diagnostik historischer Praktiken am Beispiel der ‚Kulturkrisen‘ – Semantik und Geschlechterordnung um die Jahrhundertwende“, in: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, hg. v. Hannelore Bublitz u.a., Frankfurt u. New York: Campus 1999, 22-48.
- Bublitz, Hannelore: *Judith Butler zur Einführung*, 2., erg. Aufl., Hamburg: Junius 2005.

- Bucher, André: *Repräsentation als Performanz. Studien zur Darstellungspraxis der literarischen Moderne* (Walter Serner, Robert Müller, Hermann Ungar, Josph Roth, Ernst Weiss), München: Fink 2004.
- Buchholz, Martin: „Familie: Da sitzt das kalte Herz! Bert Hellinger ist Deutschlands prominentester Familientherapeut. Nach seiner Methode der ‚Familienaufstellung‘ arbeiten schon 2000 Jünger. Was sie und ihr Meister treiben, ist unter Experten höchst umstritten“, in: *Die Zeit*, Nr. 32, 2003, online unter <<http://www.zeit.de/2003/35/Hellinger-Haupttext>>; 15.8.2016.
- Bude, Heinz u.a. (Hgg.): *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?*, München: Fink 2010.
- Bude, Heinz u.a.: „Einleitung“, in: *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?*, München: Fink 2010, 7-16.
- Bugmann, Urs: „Ironie der Wahrnehmung“, in: *Ich hatte ein bißchen Kraft drüber. Zum Werk von Birgit Vanderbeke*, hg. v. Richard Wagner, Frankfurt a.M.: Fischer 2001, 118-134.
- Butler, Judith: „Ist Verwandtschaft immer schon heterosexuell?“, in: dies.: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, aus dem Amerik. v. Karin Wördemann u. Martin Stempfhuber, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2012, 167-213.
- Butler, Judith: „Performative Akte und Geschlechtskonstitution. Phänomenologische und feministische Theorie“, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, 301-320.
- Butler, Judith: *Antigones Verlangen. Verwandtschaft zwischen Leben und Tod*, aus dem Amerik. v. Reiner Ansén, mit einem Nachwort v. Bettine Menke, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001.
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter* [am. Orig. 1990], aus dem Amerik. v. Katharina Menke, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991.
- Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts* [am. Orig. 1993], aus dem Amerik. v. Karin Wördemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997.
- Caemmerer, Christiane: *Fräuleinwunder literarisch. Literatur von Frauen zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M.: Lang 2005.
- Campe, Joachim Heinrich: *Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet* [1789], Braunschweig: Verl. der Schulbuchhandlung, eingescannt als pdf-Dokument

- online unter <[http://www.aleki.uni-koeln.de/ebib/text/campe\\_vrfmt.shtml](http://www.aleki.uni-koeln.de/ebib/text/campe_vrfmt.shtml)>; 15.8.2016.
- Catani, Stephanie u. Friedhelm Marx (Hgg.): *Familien erzählen. Das literarische Werk John von Düffels*, Göttingen: Wallstein 2010.
- Catani, Stephanie u. Friedhelm Marx: „Familie ist ein weites Feld’. Erzählte und erzählende Familien im Werk John von Düffels“, in: *Familien erzählen. Das literarische Werk John von Düffels*, hg. v. dens., Göttingen: Wallstein 2010, 7-14.
- Celan, Paul: „Todesfuge [1944]“, in: ders.: *Mohn und Gedächtnis*, Stuttgart: Dt. Verl.-Anst. 1952, 35-39.
- Chilese, Viviana: „Die Macht der Familie. Ökonomische Diskurse in Familienromanen“, in: *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext*, hg. v. Simone Costagli u. Matteo Galli, München: Fink 2010, 121-130.
- Choi, Yeun-Soo: *Frauenbild und Familienstruktur in Lessings Dramen*, Fernwald: litblockin 2001 (Diss. Univ. Gießen 2001).
- Christian Heinrich: „Literatur des bürgerlichen Trauerspiels“, in: *Deutsche Monatsschrift* 12 (1789): 282-314, zit. n. Karl S. Guthke: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 6. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2006, 15.
- Cixous, Hélène: „The laugh of the medusa“, in: *Signs* 1.4 (1976): 875-893.
- Claudius, Matthias: „Über *Emilia Galotti* [1772]“, in: *Lessing – ein unpoetischer Dichter. Dokumente aus drei Jahrhunderten zur Wirkungsgeschichte Lessings in Deutschland*, hg., eingel. u. kommentiert v. Horst Steinmetz, Frankfurt a.M. u. Bonn: Athenäum 1969, 88f.
- Conter, C.D.: „‘Rebellion gegen die Rebellion.’ Gesellschaftsdiagnosen der Pöpliteratur der 1990er Jahre zwischen Selbstmord und Ehe. Ein Beitrag zur Debatte der Subversion und des Konservatismus der Pöpliteratur“, in: *Pop, pop, populär. Pöpliteratur und Jugendkultur*, hg. v. Johannes G. Pankau, Oldenburg: Universitätsverlag Aschenbeck & Isensee 2004, 49-67.
- Coontz, Stephanie: *The way we never were. American families and the nostalgia trap* [1992], with a new introduction by the author, New York: Basic Books 2000.
- Costagli, Simone u. Matteo Galli (Hgg.): *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext*, München: Fink 2010.
- Culler, Jonathan: *Literary theory. A very short introduction*, New York: Oxford UP 2011.

- Cyprian, Gudrun: „Familienbilder als Forschungsthema“, in: *Familienbilder. Interdisziplinäre Sondierungen*, hg. v. Gudrun Cyprian u. Marianne Heimbach-Steins, Opladen: Leske + Budrich 2003, 9-19.
- Dachser-Rohde, Christa: „Implizite Eltern- und Familienbilder im Diskurs der Psychoanalyse“, in: *Fesselnde Familie. Realität, Mythos, Familienroman*, hg. v. Christine Borer u. Katharina Ley, Tübingen: Ed. Diskord 1991, 131-154.
- Dahrendorf, Ralf: „Vorwort“, in: Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag* [am. Orig. 1959], aus dem Amerik. v. Peter Weber-Schäfer, mit einem Vorwort v. Lord Ralf Dahrendorf, 6. Aufl., München u. Zürich: Piper 2008, VII-X.
- Dane, Gesa: *Erläuterungen und Dokumente. Gotthold Ephraim Lessing. Emilia Galotti*, Stuttgart: Reclam 2009.
- Deckenbach, Karin: *Die Mutterglück-Falle. Warum wir unser Familienbild ändern müssen*, München: dtv 2006.
- Dernedde, Renate: „Kap. E: *Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, in: dies.: *Mutterschatten – Schattenmütter: Muttergestalten und Mutter-Tochter-Beziehungen in deutschsprachiger Prosa*, Frankfurt a.M. u.a.: Lang 1994, 158-193 (Diss. Univ. New York 1992).
- Dernedde, Renate: *Mutterschatten – Schattenmütter. Muttergestalten und Mutter-Tochter-Beziehungen in deutschsprachiger Prosa*, Frankfurt a.M.: Lang 1994 (Diss. Univ. New York 1992).
- Derrida, Jacques: *Grammatologie* [frz. Orig. 1967], aus dem Franz. v. Hans-Jörg Rheinberger u. Hanns Zischler, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983.
- Dettmar, Ute: *Das Drama der Familienkindheit. Der Anteil des Kinderschauspiels am Familiendrama des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts*, München: Fink 2002 (Diss. Univ. Frankfurt a.M. 2000).
- Die Bibel oder die ganze heilige Schrift des alten und neuen Testaments*, nach einer Übers. Martin Luthers, 4. Aufl., Stuttgart: Württembergische Bibelanstalt 1972.
- Die Truman Show* [am. Original *The Truman Show*]. Reg. Peter Weir. Darst. Jim Carrey, Ed Harris, Laura Linney, 1998.
- Diez, Georg: „Herrenreiterin des Kleingeists“, in: *Spiegel-Online* v. 6.3.2014, <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/lewischaroff-kolumne-zur-skandal-rede-der-buechner-preistraegerin-a-957342-druck.html>>; 15.8.2016.

- Diez, Georg: „Sehnsucht nach dem Bürger. Werte, Glaube und Manieren: Begegnung mit sechs Menschen, die sich selbst gern als neue Bürgerliche sehen“, in: *Die Zeit*, Nr. 11, 9.3.2006, 49f.
- Doderer, Heimito von: *Die Merowinger oder Die totale Familie* [1962], München: dtv 1990.
- Doering, Sabine: „Schuld, Sühne, Ironie. Die Gefährdung der bürgerlichen Familie in Kleists *Die Marquise von O...*“, in: *Der Deutschunterricht* 63.1 (2011): 25-35.
- Dommes, Grit: „Familie als geschützter Raum? – Gabriele Wohmanns *Vater-Portrait*“, in: *Der Deutschunterricht* 61.2 (2009): 85-88.
- Dorbritz, Jürgen: „Dimensionen der Kinderlosigkeit in Deutschland“, in: *Bevölkerungsforschung Aktuell* 3 (2011): 2-6.
- Dorn, Thea: „NDR feuert Eva Herman. Endlich Zeit für Apfelkuchen“, in: *Spiegel-Online* v. 9.9.2007, <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/ndr-feuert-eva-herman-endlich-zeit-fuer-apfelkuchen-a-504723.html>>; 15.8.2016.
- Drei*. Reg. Tom Tykwer. Darst. Sophie Rois, Sebastian Schipper, Devid Striesow, 2010.
- Duden, Barbara: „Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument“, in: *Feministische Studien* 11.2 (1993): 24-33.
- Duden, Barbara: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben* [1991], Neuauflage, Frankfurt a.M.: Mabuse-Verl. 2007.
- Duden, Barbara: Kap. I.5: „Der Körper als Vitrine“, in: dies.: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben* [1991], Neuauflage, Frankfurt a.M.: Mabuse-Verl. 2007, 42-50.
- Düffel, John von: „Autoreninterview“, in: *Familien erzählen. Das literarische Werk John von Düffels*, hg. v. Stephanie Catani u. Friedhelm Marx: Göttingen: Wallstein 2010, 205-209.
- Düffel, John von: „Die erfundene Familie. Vom Schreiben am lebenden Sujet“, in: ders.: *Wovon ich schreibe. Eine kleine Poetik des Lebens*, Köln: DuMont 2009, 83-137.
- Düffel, John von: „Erste und letzte Fragen der Ethik“, in: *Die Welt-Online* v. 6.3.2014, online unter <<http://www.welt.de/125521982>>; 15.8.2016.
- Düffel, John von: *Houwelandt* [2004], 4. Aufl., München: dtv 2008.
- Düffel, John von: *Vom Wasser* [1998], 9. Aufl., München: dtv 2006.
- Düffel, John von: *Wovon ich schreibe. Eine kleine Poetik des Lebens*, Köln: DuMont 2009.

- Eco, Umberto: „Semiotik der Theateraufführung“, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, 262-276.
- Eibl, Karl: „Identitätskrise und Diskurs. Zur thematischen Kontinuität von Lessings Dramatik“, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 21 (1977): 138-191.
- Eichenberg, Ariane: *Familie – ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009.
- Eigler, Friederike: „(Familien-)Geschichte als subversive Genealogie. Kathrin Schmidts *Gunnar-Lennefsen-Expedition*“, in: *Gegenwartsliteratur* 2 (2003): 262-282.
- Eigler, Friederike: „Beyond the victims debate: flight and expulsion in recent novels by authors from second and third generation (Christoph Hein, Reinhard Jirgl, Kathrin Schmidt, and Tanja Dücker)“, in: *Generational shifts in contemporary German culture*, hg. v. Laurel Cohen-Pfister, Rochester, NY: Camden House 2010, 77-94.
- Eigler, Friederike: „Jenseits von Ostalgie: Phantastische Züge in ‚DDR-Romanen‘ der neunziger Jahre“, in: *Seminar* 40.3 (2004): 191-206.
- Eigler, Friederike: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*, Berlin: Erich Schmidt 2005, bes. Kap. IV: „Körpergedächtnis und subversive Genealogie in Kathrin Schmidts *Gunnar-Lennefsen-Expedition*“, 103-143.
- Eikelpasch, Rolf: Kap. IV: „Ehe und Familie im Umbruch“, in: ders.: *Grundwissen Soziologie. Ausgangsfragen, Schlüsselthemen, Herausforderungen*, hg. v. Richard Geisen, Stuttgart u. Düsseldorf: Klett 1999, 53-65.
- EKD: *Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)*, 2. Aufl., Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2013.
- Eke, Norbert Otto u. Stefan Eilt: „Zur Einführung“, in: *Deutschsprachige Literatur(en) seit 1989*, hg. v. Norbert Otto Eke u. Stefan Eilt, Berlin: Erich Schmidt 2012, 1-11 (= Sonderheft zur *ZfdPh*, Bd. 131).
- Engelmann, Jan: „Land ohne Leute? Ein deutsches Dilemma“, in: *Literaturen* 6 (2006): 4-13.

- Erhart, Walter: „Alte Väter, neue Väter – Zur Kulturgeschichte der Männlichkeit“, in: *Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen* 36 (2004): 47-62.
- Erhart, Walter: „Thomas Manns *Buddenbrooks* und der Mythos zerfallender Familien“, in: *Familienmuster – Musterfamilien. Zur Konstruktion von Familie in der Literatur*, hg. v. Claudia Brinker-von der Heyde u. Helmut Scheuer, Frankfurt a.M. u.a.: Lang 2004, 161-184.
- Erhart, Walter: „Das zweite Geschlecht: ‚Männlichkeit‘, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht“, in: *IASL* 30.2 (2005): 156-232.
- Erhart, Walter: „Father figures in literature 1900/2000“, in: *Fatherhood in late modernity. Cultural images, social practices, structural frames*, Opladen u.a.: Verl. Barbara Budrich 2012, 61-78.
- Erhart, Walter: *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*, München: Fink 2001 (Univ. Habil. Göttingen 1996).
- Esch, Christian: „Die Frauen haben’s verbockt. Eva Herman kritisiert in *Das Prinzip Arche Noah* die Familienpolitik und wieder mal ihr eigenes Geschlecht“, in: *Berliner Zeitung-Online* v. 01.10.2007, <<http://www.berlinonline.de/berlinerzeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2007/1001/sachbuch/0018/index.html>>; 29.08.2009.
- Eschenburg, Johann Joachim: „Rezension über *Emilia Galotti* [1772]“, in: *Lessing – ein unpoetischer Dichter. Dokumente aus drei Jahrhunderten zur Wirkungsgeschichte Lessings in Deutschland*, hg., eingel. u. kommentiert v. Horst Steinmetz, Frankfurt a.M. u. Bonn: Athenäum 1969, 79-86.
- Eßlinger, Eva: „Erziehung zur Natur, oder: Wie heiratet man eine Magd?“, in: *Vor der Familie. Grenzbedingungen einer modernen Institution*, hg. v. Albrecht Koschorke u. Nacim Ghanbari u.a., München: Konstanz University Press 2010, 173-212.
- Evers, Herrmann: *Super, Eva! Männer sagen danke für eine neue Dämlichkeit*, Frankfurt a.M.: Eichborn 2007.
- Fasthuber, Sebastian: „Dichten im Kopf der Figuren“, in: *Der Standard* v. 29.8.2007, online: <<http://derstandard.at/3013031>>; 15.8.2016.
- Fedderson, Jan: „Nach Lewitscharoffs Dresdner Rede. Warum schweigen sie bloß? Sibylle Lewitscharoff drückt ihre Abscheu vor homosexuellen Familien aus. Das kann sie machen. Aber: warum protestiert niemand?“, in: *taz-Online* v. 6.3.2014, online <<http://www.taz.de/Nach-Lewitscharoffs-Dresdner-Rede!/134346/>>; 15.8.2016.

- Feindt, Hendrik u. Udo Köster: „Überlegungen zum Thema ‚Bürgerlichkeit‘ in einigen neueren Untersuchungen“, in: *IASL* 18.1 (1993): 157-167.
- Febmann, Meike: „Tu nicht so, als sähest du geschminkt besser aus! Achtung, hohe Pointendichte! – Harriet Köhlers Romandebüt *Ostersonntag*“, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 61, 14.03.2007, 16.
- Fiedler, Leslie: „Überquert die Grenze, schließt den Graben! [am. Orig. 1968]“, in: *Roman oder Leben. Postmoderne in der deutschen Literatur*, hg. v. Uwe Wittstock, Leipzig: Reclam 1994, 14-39.
- Fischer-Lichte, Erika: „Bürgerliches Illusionstheater“, in: dies.: *Geschichte des Dramas*, 2 Bde., Bd. 1: *Von der Antike bis zur deutschen Klassik*, 2., überarb. u. erw. Aufl., Tübingen u. Basel: Francke 1999, 283-387.
- Fischer-Lichte, Erika: „Einleitung: Theatralität als kulturelles Modell“, in: *Theatralität als Modell in den Kulturwissenschaften*, hg. v. ders. u.a., Tübingen u. Basel: Francke 2004, 7-26.
- Fischer-Lichte, Erika: „Grenzgänge und Tauschhandel. Auf dem Wege zu einer performativen Kultur“, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, 277-300.
- Fischer-Lichte, Erika: „Performance, Inszenierung, Ritual: Zur Klärung kulturwissenschaftlicher Schlüsselbegriffe“, in: *Geschichtswissenschaft und ‚performative turn‘. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit*, hg. v. Jürgen Martschukat u. Steffen Patzold, Köln: Böhlau 2003, 33-54.
- Fischer-Lichte, Erika: „Wie wir uns aufführen. Reflexionen zum Aufführungsbegriff“, in: *Wie wir uns aufführen. Performanz als Thema der Kulturwissenschaften*, hg. v. Lutz Musner u. Heidemarie Uhl, Wien: Löcker 2002, 15-26.
- Fischer-Lichte, Erika: *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004.
- Fischer-Lichte, Erika: *Performativität. Eine Einführung*, Bielefeld: Transcript 2012.
- Fischer, Eva: „‚Warum lassen wir uns das bieten.‘ Birgit Vanderbeke: *Das Muschelessen*“, in: *Romane im Unterricht. Lektürevorschläge für die Sekundarstufe II*, hg. v. Valentin Merkelbach, Baltmannsweiler: Schneider Verl. Hohengehren 2000, 165-173.



- Fischer, Joachim: „In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? In der bürgerlichen!“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 9-10 (2008): 9-16 (= Themenheft *Bürger – Bürgertum – Bürgerlichkeit*).
- Flaig, Egon: „Alles ist Text, und nichts ist wahr!“, in: *Kulturtheorien im Dialog. Neue Positionen zum Verhältnis Text und Kontext*, hg. v. Oliver Scheiding u.a., Berlin: Akademie 2011, 277-287.
- Fleig, Anne: „(K)ein Mann im Haus? Erinnerung, Identität und Männlichkeit. Zur Renaissance des Familienromans bei John von Düffel und Arno Geiger“, in: *feministische studien* 28.2 (2010): 270-283.
- Fontane, Theodor: *Effi Briest* [1895], Nachwort v. Kurt Wölfel, Stuttgart: Reclam 2002.
- Foucault, Michel: „Ein Spiel um die Psychoanalyse. Gespräch mit Angehörigen des Departement de Psychoanalyse der Universität Paris/Vincennes“, in: ders.: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin: Merve 1978, 118-175.
- Foucault, Michel: „Was ist ein Autor?“ [frz. Orig. 1969], in: *Texte zur Theorie der Autorschaft*, hg. u. kommentiert v. Fotis Jannidis u.a., Stuttgart: Reclam 2003, 198-229.
- Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens* [frz. Orig. 1969], übers. v. Ulrich Köppen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* [frz. Orig. 1966], Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009 [Reprint].
- Foucault, Michel: *Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France* [frz. Orig. 1972], aus dem Franz. v. Walter Seitter, mit einem Essay v. Ralf Konersmann, 9., erw. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 2003.
- Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* [frz. Orig. 1975], übers. v. Walter Seitter, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977.
- Franck, Julia: *Die Mittagsfrau* [2007], 5. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 2007.
- Frank, Dirk: „„Talking about my generation’: Generationskonstrukte in der zeitgenössischen Pop-Literatur“, in: *Der Deutschunterricht* 52.5 (2000): 69-85.
- Frank, Manfred: „Zum Diskursbegriff bei Foucault“, in: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, hg. v. Jürgen Fohrmann u. Harro Müller, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998, 25-43.
- Frankfurter Hefie*-Themenheft „Neue Bürgerlichkeit“, Nr. 4 (2010).
- Franzen, Jonathan: *The Corrections* [2001], New York: Picador 2002.

- Frenzel, Elisabeth: „Der Haustyran und seine Opponenten: Wandlung von Rollenbildern zwischen Hebbel und Gerhart Hauptmann“, in: *Familienbindung als Schicksal: Wandlungen eines Motivbereichs in der neueren Literatur*, Bericht über Kolloquien der Kommission für Literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1991-1994, hg. v. Theodor Wolpers, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996, 99-122.
- Freud, Sigmund: „Der Familienroman der Neurotiker [1909]“, in: ders.: *Gesammelte Werke*, hg. v. Anna Freud, Bd. 7: *Werke aus den Jahren 1906-1909*, 4. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 1966, 227-231.
- Frevert, Ute: „Bürgerliche Familie und Geschlechterrollen: Modell und Wirklichkeit“, in: *Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Historische Einblicke, Fragen, Perspektiven*, hg. v. Lutz Niethammer u.a., Frankfurt a.M.: Fischer 1990, 90-98.
- Frevert, Ute: „Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“, in: *Bürgerinnen und Bürger*, hg. v. ders., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988, 17-48.
- Friedrich, Hans-Edwin u.a. (Hgg.): *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, Tübingen: Niemeyer 2005.
- Friedrich, Hans-Edwin u.a.: „Einleitung“, in: *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, hg. v. dens. u.a., Tübingen: Niemeyer 2006, IX-XL, XXXIX.
- Fritzsche, Kerstin: „Harriet Köhler: *Ostersonntag*. Der Mythos heile Familie“, *fluter-Online* v. 18.5.2007, online unter: <<http://www.fluter.de/de/image/buecher/5953/?tpl=1260>>; 27.2.2014.
- Frömmer, Judith: „Vom politischen Körper zur Körperpolitik: Männliche Rede und weibliche Keuschheit in Lessings *Emilia Galotti*“, in: *DVjs* 79.2 (2005): 169-195.
- Frömmer, Judith: *Vaterfiktionen. Empfindsamkeit und Patriarchat in der Literatur der Aufklärung*, München: Fink 2008 (Diss. Univ. LMU München 2005).
- Fuhs, Burkhard: „Zur Geschichte der Familie“, in: *Handbuch Familie*, hg. v. Jutta Ecarius, Wiesbaden: VS Verl. 2007, 17-35.
- Galli, Matteo u. Simone Costagli: „Chronotopoi. Vom Familienroman zum Generationenroman“, in: *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext*, hg. v. dens., München: Fink 2010, 7-20.

- Gansera, Rainer: „Voll normale Familie“, in: *Süddeutsche-Online* v. 16.11.2010, <<http://www.sueddeutsche.de/kultur/2.220/im-kino-the-kids-are-all-right-voll-normale-familie-1.1024703>>; 15.8.2016.
- Gaschke, Susanne: *Die Emanzipationsfalle. Karriere oder Kinder? Warum wir neue Rollenbilder brauchen* [2005], München: Goldmann 2006.
- Gaus, Marianne: *Das Idealbild der Familie in den Moralischen Wochenschriften und seine Auswirkungen in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*, Rostock: Carl Hinstorffs Hofbuchdruckerei 1937 (Diss. Univ. Rostock 1937).
- Geertz, Clifford: „Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur“, in: ders.: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, übers. v. Brigitte Luchesi u. Rolf Bindemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987, 7-43.
- Geier, Andrea u. Jan Süselbeck: *Konkurrenzen, Konflikte, Kontinuitäten. Generationenfragen in der Literatur seit 1990*, hg. v. dens., Göttingen: Wallstein 2009.
- Geier, Andrea: ‚Gewalt‘ und ‚Geschlecht‘. *Diskurse in deutschsprachiger Prosa der 1980er und 1990er Jahre*, Tübingen: Francke 2005 (Diss. Univ. Tübingen 2003).
- Geier, Andrea: Kap. V.1: „Die Macht der Sprache: Gegengewalt und Sprachmagie in *Das Muschelessen* (1990) von Birgit Vanderbeke“, in: dies.: ‚Gewalt‘ und ‚Geschlecht‘. *Diskurse in deutschsprachiger Prosa der 1980er und 1990er Jahre*, Tübingen: Francke 2005, 364-403 (Diss. Univ. Tübingen 2003).
- Geiger, Arno: *Es geht uns gut* [2005], 2. Aufl., München: dtv 2007.
- Geiger, Arno: *Der alte König in seinem Exil* [2011], München: dtv 2012.
- Geisenhanslüke, Achim: „Michel Foucault (1926-1984)“, in: *Klassiker der modernen Literaturtheorie. Von Sigmund Freud bis Judith Butler*, hg. v. Matias Martínez u. Michael Scheffel, München: Beck 2010, 259-279.
- Geisenhanslüke, Achim: „Monströse Väter und missratene Töchter. Familiendramen und andere Katastrophen in Lessings *Emilia Galotti* und Lenz' *Der Hofmeister*“, in: *Fragmentierte Familien. Brechungen einer sozialen Form in der Moderne*, hg. v. Inge Kroppenbergh u. Martin Löhning, Bielefeld: Transcript 2009, 185-206.
- Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*, 3. Aufl., Darmstadt: WBG 2006.

- Geisenhanslücke, Achim: Kap. VI: „Diskursanalyse“, in: ders.: *Einführung in die Literaturtheorie*, 3. Aufl., Darmstadt: WBG 2006, 121-141.
- Genette, Gérard: *Die Erzählung*, 3., durchges. u. korrigierte Auflage, übers. v. Andreas Knop, mit einem Nachwort v. Jochen Vogt, überprüft u. berichtigt v. Isabel Kranz, Paderborn: Fink 2010.
- Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches* [frz. Orig. 1987], mit einem Vorwort v. Harald Weinrich, aus dem Franz. v. Dieter Hornig, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001.
- Gerhardt, Marlies: „Lila ist eine andere“, in: ‚*Ich hatte ein bißchen Kraft drüber.*‘ *Zum Werk von Birgit Vanderbeke*, hg. v. Richard Wagner, Frankfurt a.M.: Fischer 2001, 96-104.
- Gerlach, Irene: „Wichtige Stationen bundesdeutscher Familienpolitik“, in: *Informationen zur politischen Bildung* 301.4 (2008): 54-63 (= Themenheft *Familie und Familienpolitik*).
- Gerlach, Irene: *Familienpolitik*, 2., aktual. u. überarb. Aufl., Wiesbaden: VS Verl. 2010.
- Ghanbari, Nacim: „Onkel und Tanten im Haus“, in: *Vor der Familie. Grenzbedingungen einer modernen Institution*, hg. v. Albrecht Koschorke u. Nacim Ghanbari u.a.: München: Konstanz University Press 2010, 213-250.
- Giorgio, Adalgisa: „Writing the mother-daughter relationship. Psychoanalysis, culture, and literary criticism“, in: *Writing mothers and daughters. Renegotiating the mother in Western European narratives by women*, hg. v. ders., New York u. Oxford: Berghan Books 2002, 11-43.
- Glaser, Hermann: *Spießler-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes im 19. und 20. Jahrhundert und dem Aufstieg des Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M.: Ullstein 1979.
- Glaser, Horst Albert: *Das bürgerliche Rührstück. Analekten zum Zusammenhang von Sentimentalität mit Autorität in der trivialen Dramatik Schröders, Ifflands, Kotzebues und anderer Autoren am Ende des achtzehnten Jahrhunderts*, Stuttgart: Metzler 1969.
- Goffman, Erving: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag* [am. Orig. 1959], aus dem Amerik. v. Peter-Weber-Schäfer, mit einem Vorwort v. Lord Ralf Dahrendorf, 6. Aufl., München u. Zürich: Piper 2008.
- Goges, Manuel: *Philip Roth & Söhne. Zum jüdischen Familienroman*, Hamburg: Philo Verlagsanstalt 2005.

- Gorris, Lothar, Claudia Voigt u. Bettina Stielckel: „Panik im Patriarchat.’ Die Feministin Alice Schwarzer über die kinderarme Gesellschaft und Emanzipation, die Rollenmodelle Angela Merkel und Ursula von der Leyen, über die Folgen von 35 Jahren Geschlechterkampf und die Angst der Männer.“ Spiegel-Gespräch mit Alice Schwarzer, in: *Der Spiegel* 22 (2006): 94-100.
- Gottsched, Johann Christoph: *Schriften zur Literatur*, hg. v. Horst Steinmetz, Stuttgart: Reclam 1986.
- Grabbe, Katharina u.a. (Hgg.): *Das Imaginäre der Nation. Zur Persistenz einer politischen Kategorie in Literatur und Film*, Bielefeld: Transcript 2012.
- Grabbe, Katharina: *Geschwisterliebe. Verbotenes Begehren in literarischen Texten der Gegenwartsliteratur*, Bielefeld: Aisthesis 2005.
- Grabbe, Katharina: Kap. VIII: „Heimsuchung“, in: dies.: *Deutschland – Image und Imaginäres. Zur Dynamik der nationalen Identifizierung nach 1990*, Berlin: de Gruyter 2013, 225-260 (Diss. Univ. Münster 2011).
- Graves, Peter J.: „Karen Duve, Kathrin Schmidt, Judith Hermann: ‚Ein literarisches Fräuleinwunder?’“, in: *German Life and Letters* 55.2 (2002): 196-207.
- Greber, Erika: „Wer erzählt die Du-Erzählung? Latenter Erzähler und implizites ‚gendering’ (am Beispiel einer Kurzgeschichte von Tschschow)“, in: *Narration und Geschlecht. Texte – Medien – Episteme*, hg. v. Sigrid Nieberle u. Elisabeth Strowick, Köln u.a.: Böhlau 2006, 45-72.
- Greenblatt, Stephen: *Renaissance self-fashioning. From More to Shakespeare*, Chicago: U of Chicago P 1980.
- Greenblatt, Stephen: *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern*, Frankfurt a.M.: Fischer 1995.
- Greenblatt, Stephen: *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*, Berlin: Klaus Wagenbach 1995.
- Greis, Jutta: *Drama Liebe. Zur Entstehungsgeschichte der modernen Liebe im Drama des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart: Metzler 1991.
- Gross, Monika: „Diese ewige Ergebenheit ist doch widerlich!’ Streit thematisieren anhand Birgit Vanderbeke’s Erzählung *Das Muschelessen*“, in: *Praxis Deutsch* 29.174 (2002): 42-45.
- Grünbein, Durs: *Das erste Jahr. Berliner Aufzeichnungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001.
- Güntner, Joachim: „Sibylle Lewitscharoffs Skandal-Rede. Künstlich erzeugte ‚Halbwesen?’“, in: *NZZ-Online* v. 10.3.2014, <<http://www.nzz.ch/aktuell/>

- feuilleton/uebersicht/kuenstlich-erzeugt-sind-kinder-nur-halb-echt-1.18259252>; 15.8.2016.
- Guthke, Karl S.: *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel*, 6. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2006.
- Habermas, Jürgen: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft* [1962], mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990, 13. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2013.
- Habermas, Rebekka: *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850)*, 2. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002.
- Hacke, Jens: „Die Rückkehr der Bürgerlichkeit“, in: *Handelsblatt* v. 14. Februar 2006, online unter <http://www.handelsblatt.com/meinung/kommentare/seitenwechsel-bei-eliten-die-rueckkehr-der-buergerlichkeit/2614876.html>; 12.2.2015.
- Halter, Martin: „Jetzt hilft nur noch ein Fräuleinwunder! Buchmarkt. Die Krisen der Welt erreichen auch den Roman – ein Blick auf die Neuerscheinungen des Frühjahrs“, in: *Stuttgarter Zeitung*, Nr. 16, 21.1.2010, 34.
- Handke, Peter: *Immer noch Sturm* [2010], Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2012.
- Handke, Peter: *Kindergeschichte*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981.
- Harnisch, Antje: *Keller, Raabe, Fontane. Geschlecht, Sexualität und Familie im bürgerlichen Realismus*, Frankfurt a.M.: Lang 1994.
- Hart, Gail K. Hart: *Tragedy in paradise. Family and gender politics in German bourgeois tragedy 1750-1850*, Columbia: Camden House 1996.
- Hart, Gail K.: „A family without women: The triumph of the sentimental father in Lessing’s *Sara Sampson* and Klinger’s *Sturm und Drang*“, in: *Lessing Year Book* 22 (1990): 113-132.
- Hassel, Ursula: *Familie als Drama. Studien zu einer Thematik im bürgerlichen Trauerspiel, Wiener Volkstheater und kritischen Volksstück*, Bielefeld: Aisthesis 2002 (Diss. Univ. Bonn 1999).
- Hausen, Karin: „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neuere Forschungen*, hg. v. Werner Conze, Stuttgart: Klett 1976, 363-393.
- Hebbel, Friedrich: *Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten* [1844], mit Hebbels Vorwort betreffend das Verhältnis der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Punkte. Anmerkungen v. Karl Pörnbacher, Stuttgart: Reclam 2004.

- Hedemann, Philipp: „Indische Bäuerin (70) bekommt Baby. Die älteste Mutter der Welt“, in: *Bild-Online* v. 09.12.2008, <<http://www.bild.de/BILD/news/vermischtes/2008/12/09/neue-aelteste-mutter-der-welt/inderin-bekommt-maedchen.html##>>; 15.8.2016.
- Hein, Jakob: *Formen menschlichen Zusammenlebens* [2002], 3. Aufl., München: Piper 2004.
- Heizmann, Bertold: *Birgit Vanderbeke: Das Muschelessen. Interpretationshilfe Deutsch*, 2. Aufl., Freising: Stark 2008.
- Hempel-Lamer, Nele: „Die Frau als Mutter und die Mutter als Frau im Erzählwerk von Birgit Vanderbeke“, in: *Über Gegenwartsliteratur. Interpretationen und Interventionen*, Festschrift für Paul Michael Lützel zum 65. Geburtstag von ehemaligen StudentInnen, hg. v. Mark W. Rectanus, Bielefeld: Aisthesis 2008, 209-225.
- Hempel, Brita: *Sara, Emilia, Luise: drei tugendhafte Töchter. Das empfindsame Patriarchat im bürgerlichen Trauerspiel bei Lessing und Schiller*, Heidelberg: Winter 2006.
- Henry-Huthmacher, Christine: *Familienleitbilder in Deutschland. Ihre Wirkung auf Familiengründung und Familienentwicklung*, Konrad-Adenauer-Stiftung 2014, online <[http://www.kas.de/wf/doc/kas\\_38060-544-1-30.pdf?140612151941](http://www.kas.de/wf/doc/kas_38060-544-1-30.pdf?140612151941)>; 24.10.2014.
- Herbold, Astrid: *Eingesaugt & Rausgepresst. Verschriftlichungen des Körpers und Verkörperungen der Schrift*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2004.
- Herman, Eva: „Die Emanzipation – ein Irrtum?“, in: *Cicero. Magazin für politische Kultur* 5 (2006): 114-117, online <<http://www.cicero.de/salon/die-emanzipation-%3F-ein-irrtum/22223>>; 2.9.2014.
- Herman, Eva: *Liebe Eva Herman! Briefe an die Autorin des Eva-Prinzips*, hg. v. Pendo Verl., München u. Zürich: Pendo 2007.
- Hettche, Thomas: *Die Liebe der Väter*, Kiepenheuer & Witsch: Köln 2010.
- Hettlage, Robert: „Individualisierung, Pluralisierung, Postfamilisierung. Dramatische oder dramatisierte Umbrüche im Modernisierungsprozess der Familie?“, in: *Zeitschrift für Familienforschung* 12.1 (2000): 72-97.
- Hettling, Manfred u. Stefan-Ludwig Hoffmann: „Der bürgerliche Wertehimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert“, in: *Geschichte und Gesellschaft: Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 23 (1997): 333-359.

- Hettling, Manfred u. Stefan-Ludwig Hoffmann: „Einleitung: Zur Historisierung bürgerlicher Werte“, in: *Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts*, hg. v. dens., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, 7-21.
- Hetzner, Michael: *Gestörtes Glück im Innenraum. Über Ehe und Familie bei Wilhelm Busch*, Bielefeld: Aisthesis 1991.
- Hielscher, Martin: „Vor den Vätern schreiben die Söhne. Vaterfiguren im Prosaerwerk von John von Düffel“, in: *Familien erzählen. Das literarische Werk John von Düffels*, hg. v. Stephanie Catani u. Friedhelm Marx, Göttingen: Wallstein 2010, 195-203.
- Hildebrandt, Antje: „Die öffentliche Hinrichtung der Eva Herman. Angeblich wollte Johannes B. Kerner gestern Eva Herman die Gelegenheit geben, sich nach ihrem umstrittenen NS-Zitat zu rehabilitieren. Dabei hatte die Talkshow den Charakter einer öffentlichen Hinrichtung. Nach 50 Minuten kam es zum Eklat: Der Moderator lud seine Ex-Kollegin wieder aus – und produzierte Mitleids-Effekte“, in: *Die Welt-Online* v. 10.10.2007, <[www.welt.de/1250311](http://www.welt.de/1250311)>; 15.8.2016.
- Hill, Alexandra Merley: „Motherhood as performance: (re-)negotiations of motherhood in contemporary German literature“, in: *Studies in twentieth & twenty-first century literature* 35.1 (2011): 74-94.
- Hindinger, Barbara u. Martin-M. Langner (Hgg.): *„Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?“ Männlichkeitskonzepte in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München: Iudicum Verl. 2011.
- Hindinger, Barbara u. Martin-M. Langner: „Vorwort“, in: *„Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?“ Männlichkeitskonzepte in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hg. v. dens., München: Iudicum 2011, 7-14.
- Hinz, Melanie: „Blinde Flecke. Möglichkeiten und Grenzen der Wahrnehmung eines weiblichen/männlichen Regieblicks im Theater“, in: *Geschlechter-Szene. Repräsentation von Gender in Literatur, Film, Performance und Theater*, hg. v. Franziska Bergmann u.a., Freiburg: fwpf 2010, 66-81.
- Hipp, Dietmar: „Gefährliche Liebe“, in: *Spiegel-Online* v. 10.3.2008, <<http://www.spiegel.de/spiegel/0,1518,druck-540272,00.html>>; 15.8.2016.
- Hiß, Guido: „Zur Aufführungsanalyse“, in: *Theaterwissenschaft heute: Eine Einführung*, hg. v. Renate Möhrmann, Berlin: Reimer 1990, 65-80.
- Hof, Renate: „Geschlechter(in)differenz: Einige Bemerkungen zur sozialen Konstruktion der ‚Geschlechtervielfalt‘“, in: *Geschlechter-Revisionen. Zur*



- Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften*, hg. v. Sabine Lucia Müller u. Sabine Schülting, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verl. 2006, 101-115.
- Hoff, Dagmar von: „Mythos, Tradition und genetischer Fluss. Zur Rückkehr der Inzestthematik in der Literatur um 2000“, in: *Chiffre 2000 – Neue Paradigmen der Gegenwartsliteratur*, hg. v. Corina Caduff u. Ulrike Vedder, München: Fink 2005, 221-233.
- Hoff, Dagmar von: *Dramen des Weiblichen. Deutsche Dramatikerinnen um 1800*, Opladen: Westdeutscher Verl. 1989, bes. Kap. II: „Die ‚Tötung‘ der Emilia Galotti“, 30-41.
- Hoff, Dagmar von: *Familiengeheimnisse. Inzest in Literatur und Film der Gegenwart*, Köln u.a.: Böhlau 2003.
- Hoffmann, Arne: *Der Fall Eva Herman. Hexenjagd in den Medien*, Grevenbroich: Lichtschlag Medien u. Werbung KG 2007.
- Hoffmann, Christiane: „Christliche Wahlfreiheit, das B-Wort und die Parteiräson. Mit allen Mitteln verteidigt die CSU das Betreuungsgeld. Auch gegen CDU-Frauen. Die mussten mit anderweitigen Zugeständnissen ruhiggestellt werden“, in: *Faz am Sonntag*, Nr. 48, 4.12.2011, 8.
- Hoffmann, Volker: „Tod der Familie und Toleranz. Lessings *Nathan der Weise* (1779/1783) und Goethes *Iphigenie auf Tauris* (1787) als Programmstücke der Goethezeit“, in: *DVjs* 3 (2011): 367-379.
- Hofmann, Gunter: „Ein Kulturbruch, mit links. Demokratie wie aus dem Lehrbuch: Der dritte Machtwechsel der Republik vollzieht sich heiter und undramatisch“, in: *Die Zeit* 41 (1998), online unter: <[http://www.zeit.de/1998/41/199841.wechsel\\_.xhtml/komplettansicht](http://www.zeit.de/1998/41/199841.wechsel_.xhtml/komplettansicht)>; 12.9.2014.
- Holdenried, Michaela u. Weertje Wilms (Hgg.): *Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven*, Bielefeld: Transcript 2012.
- Horney, Karen: „Die Flucht aus der Weiblichkeit. Der Männlichkeitskomplex der Frau im Spiegel männlicher und weiblicher Betrachtung“, in: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* 12 (1926): 360-374.
- Hornuff, Daniel: „Gravide Attraktion. Beobachtungen zur gewandelten Ästhetik der Schwangerschaft“, in: *Körper-Ästhetiken. Allegorische Verkörperungen als ästhetisches Prinzip*, hg. v. Cornelia Logemann u.a., Bielefeld: Transcript 2013, 125-142.

- Horst, Sabine: „Pornos und Vanillekerzen. Wunderbares Schauspielerinnenkino: In der Tragikomödie *The Kids Are All Right* spielen Annette Bening und Julianne Moore ein lesbisches Paar in der Kleinfamilienkrise“, in: *Die Zeit-Online* v. 18.11.2010, <<http://www.zeit.de/2010/47/Film-The-Kids-are-allright>>; 15.8.2016.
- Horstenkamp-Strake, Ulrike: *„Daß die Zärtlichkeit noch barbarischer zwingt, als Tyrannenwut!“ Autorität und Familie im deutschen Drama*, Frankfurt a.M.: Lang 1995 (Diss. Univ. Bonn 1994).
- Horx, Matthias: *Trendbuch I. Der erste große deutsche Trendreport*, Düsseldorf u.a.: Econ 1993.
- Huber, Martin: „Philologie und Gesellschaft: Imagination – Legitimation – Integration“, Cfp für die vom 14.-16.9.2014 in Frankfurt abgehaltene Tagung, online <<http://h-net.msu.edu/cgi-bin/logbrowse.pl?trx=vx&list=H-Germanistik&month=1307&week=d&msg=TMIVX/jaJSkbf7gioJJU%2Bg>>; 15.8.2016.
- Hugues, Pascale: „Eva Herman und der Apfelkuchen-Kompromiss“, in: *Der Tagesspiegel* v. 16.9.2006, online unter: <<http://www.tagesspiegel.de/meinung/kommentare/eva-herman-und-der-apfelkuchen-kompromiss/752368.html>>; 15.8.2016.
- Huther, Christian: „Besichtigung einer Familie“, in: *Tagesspiegel* v. 17.10.1990, zit. n.: *„Ich hatte ein bißchen Kraft drüber.“ Zum Werk von Birgit Vanderbeke*, hg. v. Richard Wagner, Frankfurt a.M.: Fischer 2001, 200-202 [Reprint].
- Illies, Florian: *Generation Golf. Eine Inspektion* [2000], 7. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 2002.
- Irigaray, Luce: *Das Geschlecht, das nicht eins ist* [frz. Orig. 1977], Berlin: Merve 1977.
- Irigaray, Luce: „Frauenmarkt“, in: dies.: *Das Geschlecht, das nicht eins ist* [frz. Orig. 1977], Berlin: Merve 1977, 177-198.
- Irigaray, Luce: „Rückkehr zur psychoanalytischen Theorie“, aus dem Franz. übers. v. Monika u. Hans-Joachim Metzger, in: dies.: *Das Geschlecht das nicht eins ist* [frz. Orig. 1977], Berlin: Merve 1979, 33-69.
- Iser, Wolfgang: *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991.
- Ivanow, Christine: „Transnationale Mutterschaft. Ein Literaturbericht“, in: *feministische studien* 28.2 (2010): 302-312.

- Jacobs, Jürgen: „Die Nöte des Hausvaters. Zum Bild der Familie im bürgerlichen Drama des 18. Jahrhunderts“, in: *Wirkendes Wort* 34 (1984): 343-356.
- Jäger, Siegfried: „Einen Königsweg gibt es nicht. Bemerkungen zur Durchführung von Diskursanalysen“, in: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, hg. v. Hannelore Bublitz u.a., Frankfurt u. New York: Campus 1999, 136-147.
- Jahn, Bernhard: „Familienkonstruktionen 2005. Zum Problem des Zusammenhangs der Generationen im aktuellen Familienroman“, in: *Zeitschrift für Germanistik*, 16.3 (2006): 581-596.
- Jahraus, Oliver: „Text, Kontext, Kultur. Zu einer zentralen Tendenz in den Entwicklungen in der Literaturtheorie von 1980-2000“, in: *JLT* 1.1 (2007): 19-44.
- Jahraus, Oliver: Kap. XII: „Poststrukturalismus, Dekonstruktion, Diskursanalyse“, in: ders.: *Literaturtheorie. Theoretische und methodische Grundlagen der Literaturwissenschaft*, Tübingen u. Basel: Francke 2004, 318-337.
- Jannack, Isabell: „Der Autordramaturgdozent“, in: *Stück-Werk 3: Neue deutsche Dramatik*, hg. v. Christel Weiler u. Harald Müller, Berlin: Theater der Zeit 2001, 46-50.
- Jelinek, Elfriede: „Stecken, Stab und Stangl. Eine Handarbeit [1995]“, in: dies.: *Stecken, Stab und Stangl, Raststätte oder sie machens alle, Wolken.Heim, Neue Theaterstücke*, mit einem ‚Text zum Theater‘ v. Elfriede Jelinek, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1997.
- Jenny, Urs: „Guten Morgen, liebe Sorgen! Ein Frauenleben im Schnelldurchgang. Birgit Vanderbeke versucht mit ihrem neuen Buch einen erzählerischen Rundumschlag“, in: *Der Spiegel* 38 (2003): 137.
- Jenny, Zoë: *Der Ruf des Muschelhorns. Roman* [2000], Frankfurt a.M.: btb 2002.
- Jessen, Jens: „Vergesst nicht Adornos Krawatte. Was ist das heute noch, ein Bürger? Und was könnte neue Bürgerlichkeit bedeuten? Ein Versuch, Ordnung in eine wirre Debatte zu bringen“, in: *Die Zeit*, Nr. 11, 9.3.2006, 51.
- Kahlert, Heike: „‚Reproduktionsstreik‘ – Mediale (Re)Präsentationen zum Geburtenrückgang“, in: *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*, hg. v. Paula Villa u. Barbara Thiessen, Münster: Westfälisches Dampfboot 2009, 41-62.

- Kaiser, Gerhard: „Krise der Familie. Eine Perspektive auf Lessings *Emilia Galotti* und Schillers *Kabale und Liebe*“, in: *Recherches germaniques* 14 (1984): 7-22.
- Kaiser, Gunnar: „Auf der Suche nach der verlorenen Kindheit. Kathrin Schmidts Roman *Koenigs Kinder*“, in: *Literaturkritik.de* 1 (2003): 1, online <[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=5520&ausgabe=200301](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=5520&ausgabe=200301)>; 3.2.2015.
- Kaiser, Paul: „Bürgerlichkeit ohne Bürgertum?“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 9-10 (2008): 26-32 (= Themenheft *Bürger – Bürgertum – Bürgerlichkeit*).
- Kallir, Alfred: *Sign and Design. Die psychogenetischen Quellen des Alphabets* [engl. Orig. 1961], übers. aus dem Engl. v. Richard Hölzl u. Thomas Dietrich, Berlin: Kulturverl. Kadmos 2002.
- Kammler, Clemens: „Historische Diskursanalyse“, in: *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*, hg. v. Klaus-Michael Bogdal, 2., neubearb. Aufl., Opladen: Westdt. Verl. 1997, 32-56.
- Kant, Immanuel: „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ [1783], in: *Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen*, hg. v. Ehrhard Bahr, Stuttgart: Reclam 2004, 8-17.
- Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft* [1781], in: ders.: *Werke in sechs Bänden*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 2, 2., nochmals überprüfter reprof. Nachdruck der Ausg. Darmstadt 1956, Darmstadt: WBG 1966.
- Kanz, Christine u. Thomas Anz: „Familie und Geschlechterrollen in der neuen deutschen Literaturgeschichte. Fragestellungen, Forschungsergebnisse und Untersuchungsperspektiven (Teil 1)“, in: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 32.1 (2000): 19-44.
- Kanz, Christine u. Thomas Anz: „Familien- und Geschlechterrollen in der deutschen Literatur. Eine Auswahlbibliographie zur Forschung“, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 32.1 (2000): 64-96.
- Kanz, Christine: „Generation – *generatio* – Verwandtschaft. Kleists *Der Findling* in Kontexten der zeitgenössischen Literatur und Wissenschaften“, in: *Kleist-Jahrbuch* (2010): 202-219.
- Kanz, Christine: „Zurück zu den Müttern? Zu den kulturtheoretischen und literarischen Diskussionen über Familie Anfang des 20. Jahrhunderts“, in: *Familienbilder. Interdisziplinäre Sondierungen*, hg. v. Gudrun Cyprian u. Marianne Heimbach-Steins, Opladen: Leske + Budrich 2003, 87-99.

- Kanz, Christine: *Maternale Moderne. Männliche Gebärphantasien zwischen Kultur und Wissenschaft (1890-1933)*, München: Fink 2009.
- Karg, Ina: „Familie als Metapher? Überlegungen zu Wolfram, Lessing, zur Kinderliteratur und zum Literaturunterricht“, in: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 33.1 (2001): 63-81.
- Kastelan, Karsten: „New chapter in saga of former anchor Herman. Latest comments divide Germans“, in: *The Hollywood Reporter* v. 10.12.2007, online unter: <<http://www.hollywoodreporter.com/news/new-chapter-saga-anchor-herman-152472>>; 15.8.2016.
- Kauer, Katja (Hg.): *Familie – Kultureller Mythos und soziale Realität*, Berlin: Frank & Timme 2010.
- Kaufmann, Sebastian u. Günter Saße: *Gotthold Ephraim Lessings Emilia Galotti. Schroedel Interpretationen*, Braunschweig: Schroedel 2012 (= Schroedel Interpretationen Bd. 28).
- Keßler, Christine u. Brigitte Krüger: „Erzählen und (Ver-)Schweigen: Inszenierungen gestörter Kommunikation in Erzählungen von Brigit Vanderbeke. Linguistische und literaturwissenschaftliche Erklärungsansätze“, in: *Berührungsbeziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft*, hg. v. Michael Hoffmann u. Christine Keßler, Frankfurt a.M.: Lang 2003, 201-230.
- Khuon, Ulrich: „Das ‚Wir‘ der Verwandtschaft. Laudatio anlässlich der Verleihung des Nicolas Born Preises an John von Düffel“, Oktober 2006, <[https://www.deutschestheater.de/download/13036/laudatio\\_anlaesslich\\_der\\_verleihung\\_des\\_nicolas\\_born\\_preises\\_an\\_john\\_von\\_dueffel\\_ulrich\\_khuon.pdf](https://www.deutschestheater.de/download/13036/laudatio_anlaesslich_der_verleihung_des_nicolas_born_preises_an_john_von_dueffel_ulrich_khuon.pdf)>; 17.7.2014.
- Kittler, Friedrich: „‚Erziehung ist Offenbarung.‘ Zur Struktur der Familie in Lessings Dramen“, in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 21 (1977): 111-137.
- Kittler, Friedrich: *Aufschreibesysteme 1800-1900*, 4., vollst. überarb. Neuaufl., München: Fink 2003.
- Kittler, Friedrich: *Dichter, Mutter, Kind*, München: Fink 1991.
- Klaeren, Jutta: „Editorial“, in: *Informationen zur politischen Bildung* 301.4 (2008): 3 (= Themenheft *Familie und Familienpolitik*).
- Klaus, Elisabeth u. Martina Thiele: „Alte Zöpfe – neu geflochten. Das *Eva-Prinzip* und der gesellschaftliche Diskurs über Feminismus und Familie“,

- in: *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*, hg. v. Paula Villa u. Barbara Thiessen, Münster: Westfälisches Dampfboot 2009, 74-89.
- Klaus, Elisabeth: „Antifeminismus und Elitfeminismus – Eine Intervention“, in: *feministische Studien* 2 (2008): 176-186.
- Klocke, Sonja: „Die frohe Botschaft der Kathrin Schmidt? Transsexuality, racism, and feminist historiography in *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*“, in: *Germanistik in Irland* 5 (2010): 143-157.
- Knecht, Michi u. Maren Klotz: „Erweiterte Fallstudien zu Verwandtschaft und Reproduktionstechnologien. Potentiale einer Ethnographie von Normalisierungsprozessen“, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 107.1 (2011): 21-48.
- Koall, Robert: „Offener Brief an die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff als Antwort auf ihre Dresdner Rede vom 2. März 2014“, v. 5.3.2014, online <[http://www.staatsschauspieldresden.de/spielplan/un\\_ausserdem/dresdner\\_reden\\_2014/offener\\_brief\\_an\\_sibylle\\_lewitscharoff/](http://www.staatsschauspieldresden.de/spielplan/un_ausserdem/dresdner_reden_2014/offener_brief_an_sibylle_lewitscharoff/)>; 21.10.2014.
- Koch-Mehrin, Silvana: *Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus*, Berlin: Ullstein 2007.
- Kocka, Jürgen: „Bürger und Bürgerlichkeit im Wandel“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 9-10 (2008): 3-9 (= Themenheft *Bürger – Bürgertum – Bürgerlichkeit*).
- Kocka, Jürgen: „Bürgerlichkeit – Wovon reden wir eigentlich“, in: *Frankfurter Hefte* 4 (2010): 4-8 (= Themenheft *Neue Bürgerlichkeit*).
- Kocka, Jürgen: „Einleitung“, in: *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, hg. v. dems., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, 7-20.
- Köhler, Sigrid G., Martina Wagner-Egelhaaf u. Hania Siebenpfeifer: „Einleitung“, in: *Materie. Grundlagentexte zur Theoriegeschichte*, hg. v. dems., Berlin: Suhrkamp 2013, 11-24.
- Komfort-Hein, Susanne: ‚*Sie sei, wer sie sei.*‘ *Das bürgerliche Trauerspiel um Individualität*, Paffenweiler: Centaurus 1995 (Diss. Univ. Tübingen 1993).
- Konersmann, Ralf: „Der Philosoph mit der Maske. Michel Foucaults *L'ordre du discours*“, in: Michel Foucault: *Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France* [frz. Orig. 1972], aus dem Franz. v. Walter Seiter, mit einem Essay v. Ralf Konersmann, 9., erw. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer 2003, 53-94.
- Koopmann, Helmut (Hg.): *Bürgerlichkeit im Umbruch. Studien zum deutschsprachigen Drama 1750-1800. Mit einer Bibliographie der Dramen der*

- Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek zwischen 1750 und 1800*, Tübingen: Niemeyer 1993.
- Koopmann, Helmut: „Mögliche und unmögliche Aufklärung. Zum Verhältnis von dramatischer Form und Bürgerlichkeit“, in: *Idealismus und Aufklärung: Kontinuität und Kritik der Aufklärung in Philosophie und Poesie um 1800*, hg. v. Christoph Jamme u. Gerhard Kurz, Stuttgart: Klett-Cotta 1988, 219-237.
- Koopmann, Helmut: „Vorwort“, in: *Bürgerlichkeit im Umbruch. Studien zum deutschsprachigen Drama 1750-1800. Mit einer Bibliographie der Dramen der Oettingen-Wallersteinischen Bibliothek zwischen 1750 und 1800*, hg. v. dems., Tübingen: Niemeyer 1993, VII-IX.
- Koppetsch, Cornelia u. Günter Burkhardt: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*, unter Mitarbeit v. Maja S. Maier, Konstanz: UVK 1999.
- Korte, Barbara: „Das Du im Erzähltext. Kommunikationsorientierte Betrachtungen zu einer vielgebrauchten Form“, in: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft* 19 (1987): 169-189.
- Koschorke, Albrecht u.a. (Hgg.): *Vor der Familie. Grenzbedingungen einer modernen Institution*, München: Konstanz University Press 2010.
- Koschorke, Albrecht: *Die Heilige Familie und ihre Folgen. Ein Versuch*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verl. 2000.
- Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, 2., durchges. Aufl., München: Fink 2003.
- Kraft, Helga: Kap. II: „Mit dem Blick des Mannes. Die Polarisierung der Frau im 18. und 19. Jahrhundert“, in: *Mütter – Töchter – Frauen: Weiblichkeitsbilder in der Literatur*, hg. v. ders. u. Elke Liebs, Stuttgart u. Weimar: Metzler 1993, 53-67.
- Kramatschek, Claudia: „Familienroman mal anders. Debüt von Harriet Köhler“, in: *dradio.de* v. 18.6.2007, online unter: <<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/buechermarkt/637090/drucken7>>; 15.8.2016.
- Krämer, Sybille: „Was haben ‚Performativität‘ und ‚Medialität‘ miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der ‚Aisthetisierung‘ gründende Konzeption des Performativen“, in: *Performativität und Medialität*, hg. v. ders., München: Fink 2004, 13-32.
- Kraus, Wolfgang: *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*, 2. Aufl., Herzbolzheim: Centaurus-Verlag 2000.

- Krause, Tilmann: „Neue Bürger? Krauses Klartext“, in: *Die Welt* v. 21.4.2006, online unter <<http://www.welt.de/print-welt/article195524/Neue-Buerger.html>>; 15.8.2016.
- Krauze, Justyna Magdalena: „Muschel als Symbol der Suche nach der weiblichen Identität: Zoë Jennys *Der Ruf des Muschelhorns*, Birgit Vanderbekes *Das Muschelessen* und Margrit Schribers *Muschelgarten*“, in: *Studia niemcoznawcze* 39 (2008): 65-85.
- Kreft, Jürgen: Kap. II.1: „*Emilia Galotti*: Stand – Moral – Tragik. Überfällige Prüfungen“, in: ders.: *Theorie und Praxis der intentionalistischen Interpretation. Brecht – Lessing – Max Brod – Werner Jansen*, Frankfurt a.M.: Lang 2006, 147-189.
- Krekeler, Elmar: „Vater werden ist doch schwer. John von Düffel hat mit *Beste Jahre* den ersten Roman über einen spätgebärenden, schwangeren Mann geschrieben“, in: *Die Welt* v. 8.9.2007, online <<http://www.welt.de/1167737>>; 15.8.2016.
- Kremer, Detlef: „Die Grenzen der Diskurstheorie Michel Foucaults in der Literaturwissenschaft“, in: *Vergessen. Entdecken. Erhellen: literaturwissenschaftliche Aufsätze*, hg. v. Jörg Drews, Bielefeld: Aisthesis 1993, 98-111.
- Kremer, Detlef: *Prosa der Romantik*, Stuttgart u. Weimar: Metzler 1997.
- Kristeva, Julia: „Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman“, in: *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*, hg. v. Dorothee Kimmich u. Rolf Günter Renner, Stuttgart: Reclam 1996, 334-339.
- Kroppenber, Inge u. Martin Löhning (Hgg.): *Fragmentierte Familien. Brechungen einer sozialen Form in der Moderne*, Bielefeld: Transcript 2009.
- Krumbholz, Martin: „Papa käme auch noch hinzu. Harriet Köhlers verblüffendes Romandebüt *Ostersonntag*“, in: *NZZ*, Nr. 120, 26.5.2007, 27.
- Künzel, Christine: „„Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert’. Weiblicher Opferleib und männlicher Täterkörper in Diskursen um die Sanktionierung sexueller Gewalt“, in: *Grenzen der Aufklärung. Körperkonstruktionen und die Tötung des Körpers im Übergang zur Moderne*, hg. v. Andreas Bähr, Hannover: Wehrhahn 2005, 71-93.
- Kuppler, Elisabeth: „Weiblichkeitsmythen zwischen ‚gender‘, ‚race‘ und ‚class‘: ‚True Womanhood‘ im Spiegel der Geschichtsschreibung“, in: *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, hg. v. Hadumod Bußmann u. Renate Hof, Stuttgart: Kröner 1995, 262-291.



- Labouvie, Eva u. Ramona Myrrhe: *Familienbande – Familienschande. Geschlechterverhältnisse in Familie und Verwandtschaft*, Köln u.a.: Böhlau 2007.
- Lacan, Jacques: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. Bericht für den 16. Internationalen Kongreß für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949“, in: ders.: *Schriften I*, ausgewählt u. hg. v. Norbert Haas, übers. v. Rodolphe Gasché u.a., Olten u. Freiburg i.Br.: Walter-Verl. 1973, 61-70.
- Lacan, Jacques: „Die Bedeutung des Phallus [frz. Orig. 1958]“, in: *Schriften II*, ausgewählt u. hg. v. Norbert Haas, übers. v. Chantal Creusot u.a., Olten u. Freiburg i.Br.: Walter-Verl. 1975, 119-132.
- Lacan, Jacques: *Das Seminar II: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse*, hg. v. Norbert Haas, übers. v. Hans-Joachim Metzger, Olten u. Freiburg i.Br.: Walter Verl. 1980.
- Ladeur, Karl-Heinz: „Der Fall Eva Herman(s) – Grundrechtsschutz für mediale Ächtung? Zugleich Anmerkung zu BGH, Urteil vom 21.06.2011 – VI ZR 262/09[1] zwischen Kommentierungsfreiheit und Schutz vor Verfälschung eigener Meinungen“, in: *Zeitschrift für Medien- und Kommunikationsrecht*, Nr. 5, 28.10.2011, 446-448.
- Lämmert, Eberhard: „Bürgerlichkeit als literarhistorische Kategorie“, in: *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, hg. v. Jürgen Kocka, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, 196-219.
- Lampert, Heinz: *Priorität für die Familie. Plädoyer für eine rationale Familienpolitik*, Berlin: Duncker & Humblot 1996.
- Laquer, Thomas: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud* [1990], aus dem Engl. v. H. Jochen Bußmann, Frankfurt a.M.: Campus 1992.
- Laux, Thomas: „Shakespeare in vitro. John von Düffels Vater-Roman *Beste Jahre*“, in: *Frankfurter Rundschau*, Nr. 277, 28.11.2007, 31.
- Lavoie, Dusty: „Escaping the panopticum: utopia, hegemony, and performance in Peter Weir’s *The Truman Show*“, in: *Utopian Studies* 22.1 (2011): 52-73.
- Lenz, Karl u. Lothar Böhnisch: „Zugänge zu Familien – ein Grundlagentext“, in: *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung*, hg. v. dens., Weinheim u. München: Juventa 1997, 9-63.

- Lenzen-Schulte, Martina: „Retortenkinder. Die Petrischale schützt vor Spießern nicht“, in: *Faz* v. 28.3.2014, online unter: <<http://www.faz.net/-grü-7nshu>>; 30.3.2014.
- Lessing, Gotthold Ephraim, Moses Mendelssohn u. Friedrich Nicolai: *Briefwechsel über das Trauerspiel*, hg. u. kommentiert v. Jochen Schulte-Sasse, München: Winkler Verl. 1972.
- Lessing, Gotthold Ephraim: „Brief an Friedrich Nicolai [Nov. 1756]“, in: *Aspekte des Dramas. Eine Einführung in die Theatergeschichte und Dramenanalyse*, hg. v. Heinz Geiger u. Hermann Haarmann, 4., neubearb. u. erw. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verl. 1996, 171-173.
- Lessing, Gotthold Ephraim: *Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen*, historisch-kritische Ausgabe, hg. v. Elke Monika Bauer, Tübingen: Niemeyer 2004.
- Lessing, Gotthold Ephraim: *Hamburgische Dramaturgie* [1766], hg. u. kommentiert v. Klaus L. Berghahn, bibliographisch erg. Aufl., Stuttgart: Reclam 2003.
- Lessing, Gotthold Ephraim: *Laokoon oder Über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte* [1766], mit einem Nachwort v. Ingrid Kreuzer, Stuttgart: Reclam 2006.
- Lessing, Gotthold Ephraim: *Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen verfertigt im Jahre 1763*, mit Anmerkungen v. Jürgen Hein, Stuttgart: Reclam 1999.
- Lessing, Gotthold Ephraim: *Miss Sara Sampson. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen* [1755], Anmerkungen v. Veronica Richel, Nachbemerkung v. Erwin Leibfried, Stuttgart: Reclam 1997.
- Lessing, Gotthold Ephraim: *Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen* [1779], Anmerkungen v. Peter von Düffel, Stuttgart: Reclam 2001.
- Lessing, Gotthold Ephraim: „Zweites Stück. Den 5. Mai 1767“, in: *Hamburgische Dramaturgie*, hg. u. kommentiert v. Klaus L. Berghahn, bibliographisch erg. Aufl., Stuttgart: Reclam 2003, 17-22.
- Lévi-Strauss, Claude: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* [frz. Orig. 1949], übers. v. Eva Moldenhauer, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981.

- Lewis, Alison: „The agonies of choice: gender, the family, and individualization in Birgit Vanderbeke’s *Das Muschelessen*“, in: *seminar* 40.3 (2004): 221-235.
- Lewitscharoff, Sibylle: „Von der Machbarkeit. Die wissenschaftliche Bestimmung über Geburt und Tod“, online unter: [http://www.staatsschauspiel-dresden./download/18986/dresdner\\_rede\\_sibylle\\_lewitscharoff\\_final.pdf](http://www.staatsschauspiel-dresden./download/18986/dresdner_rede_sibylle_lewitscharoff_final.pdf); 31.3.2014.
- Link, Jürgen u. Rolf Parr: „Semiotik und Interdiskursanalyse“, in: *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*, hg. v. Klaus-Michael Bogdal, 2., neubearb. Aufl., Opladen: Westdt. Verl. 1997, 108-133.
- Link, Jürgen u. Ursula Link-Heer: „Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse“, in: *Lili. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 77 (1990): 88-99.
- Link, Jürgen u. Ursula Link-Heer: „Kollektivsymbolik und Orientierungswissen. Das Beispiel des ‚Technisch-Medizinischen Vehikel-Körpers‘“, in: *Der Deutschunterricht* 64.4 (1994): 44-55.
- Link, Jürgen: „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik“, in: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, hg. v. Jürgen Fohrmann u. Harro Müller, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, 284-307.
- Link, Jürgen: „Über ein Modell synchroner Systeme von Kollektivsymbolen sowie seine Rolle bei der Diskurs-Konstitution“, in: *Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert*, hg. v. dems. u. Wulf Wülfing, Stuttgart: Klett-Cotta 1984, 63-92.
- Link, Jürgen: „Was heißt elementare und was institutionalisierte Literatur, und wie ist ihr Verhältnis zu denken?“, in: ders.: *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*, München: Fink 1983, 25-38.
- Literaturen* 6 (2006): „Land ohne Leute? Ein deutsches Dilemma“.
- Löchel, Rolf: „Drolliges Forschungstierchen. Désirée Nick verteidigt die Emanzipation gegen Eva Herman“, in: *Literaturkritik.de* 8 (2007), [http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung\\_rez.php?rez\\_id=10956](http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung_rez.php?rez_id=10956); 2.9.2014.
- Löffler, Sigrid: „Die Familie. Ein Roman. Geschrumpft, gestückelt, aber heilig“, in: *Literaturen* 6 (2005): 17-26.

- Löhning, Martin: „Fragmentierte Familien. Einleitung“, in: *Fragmentierte Familien. Brechungen einer sozialen Form in der Moderne*, hg. v. dems. u. Inge Kroppenberg, Bielefeld: Transcript 2010, 7-10.
- Lorey, Christoph: *Lessings Familienbild im Wechselbereich von Gesellschaft und Individuum*, Bonn u. Berlin: Bouvier 1992.
- Lucke, Albrecht von: *68 oder neues Biedermeier. Der Kampf um die Deutungshoheit*, Berlin: Verl. Klaus Wagenbach 2008.
- Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982.
- Lukács, Georg: *Zur Soziologie des modernen Dramas* [1919], zit. n. Peter Szondi: *Die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels im 18. Jahrhundert. Der Kaufmann, der Hausvater und der Hofmeister*, hg. v. Gert Mattenklott, mit einem Anhang über Molière v. Wolfgang Fietkau, Bd. 1: *Studienausgabe der Vorlesungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973, 18f.
- Lüscher, Kurt: „Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung“, in: *Familienleitbilder und Familienrealitäten*, hg. v. Laszlo A. Vaskovics, Opladen: Leske + Budrich 1997, 50-67.
- Lutosch, Heide: *Ende der Familie – Ende der Geschichte. Zum Familienroman bei Thomas Mann, Gabriel Garcia Márquez und Michel Houellebecq*, Bielefeld: Aisthesis 2007.
- Lutterbach, Hubertus: „„Heilige Familie‘ – Religions- und Sozialbild ultramodernen Lebens“, in: *Familienbilder. Interdisziplinäre Sondierungen*, hg. v. Gudrun Cyprian u. Marianne Heimbach-Steins, Opladen: Leske + Budrich 2003, 39-57.
- Lyotard, Jean-François: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht* [frz. Orig. 1979], aus dem Franz. v. Otto Pfersmann, hg. v. Peter Engelmann, 6., überarb. Aufl., Wien: Passagen Verl. 2009.
- Magenaus, Jörg: „Neue Väter-Literatur. Seid fruchtbar und schreibt darüber. Eine neue Männerliteratur entdeckt die Freuden von Vaterschaft und Windelschlacht. Wie deutsche Autoren zu ideologischen Begleitern des Familienministeriums werden“, in: *taz*, Nr. 8370, 5.9.2007, 15, online unter: <http://www.taz.de/!4188>; 15.8.2016.
- Maidt-Zinke, Kristina: „Sehnen aus rotem Feuchtmund“, in: *Faz*, Nr. 248, 26.10.1998, 50.
- Man, Paul de: Kap. V: „Rhetorik der Tropen („Nietzsche“)“, in: *Allegorien des Lesens* [am. Orig. 1979], aus dem Amerik. v. Werner Hamacher u. Peter

- Krumme, mit einer Einleitung v. Werner Hamacher, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, 146-163.
- Mann, Thomas: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie* [1901], Frankfurt a.M.: Fischer 2005.
- Martinec, Thomas u. Claudia Nitschke (Hgg.): *Familie und Identität in der deutschen Literatur*, Frankfurt a.M. u.a.: Lang 2009.
- Martínez, Matías u. Michael Scheffel: „Lexikon und Register erzähltheoretischer Begriffe“, in: dies.: *Einführung in die Erzähltheorie*, 8. Aufl., München: Beck 2009, 186-192.
- Martínez, Matías u. Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*, 8. Aufl., München: Beck 2009.
- Martins de Oliveira, Teresa: „Das Bild des Vaters in *Das Muschelessen* von Birgit Vanderbeke“, in: *Gender und Macht in der deutschsprachigen Literatur*, hg. v. Montserrat Bascoy u.a., Frankfurt a.M.: Lang 2007, 107-116.
- Martschukat, Jürgen u. Steffen Patzold: „Geschichtswissenschaft und ‚performative turn‘: Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur“, in: *Geschichtswissenschaft und ‚performative turn‘. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit*, hg. v. dens., Köln u.a.: Böhlau 2003, 1-31.
- Martuschak, Jürgen u. Olaf Stieglitz: *„Es ist ein Junge!“ Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit*, Tübingen: Ed. Diskord 2005.
- Marx, Friedhelm: „Familienkatastrophen. Über die Erzählfigur des Familienfestes in der Gegenwartsliteratur“, in: *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext*, hg. v. Simone Costagli u. Matteo Galli, München: Fink 2010, 131-141.
- Mathy, Dietrich: „Vorab ergänzend“, in: *Dasselbe noch einmal: Die Ästhetik der Wiederholung*, hg. v. Carola Hilmes u. dems., Opladen u. Wiesbaden: Westdt. Verl. 1998, 7-11.
- Maturana, Humberto R. u. Francisco J. Varela: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens* [1984], 2. Aufl., Bern u.a.: Scherz 1987.
- Mauser, Wolfram: „„Ein Rock auf Zuwachs gemacht‘. *Emilia Galotti* und die Konturen einer neuen Subjektivität“, in: ders.: *Konzepte aufgeklärter Lebensführung. Literarische Kultur im frühmodernen Deutschland*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, 196-210.

- Mauser, Wolfram: „'Ich stehe für nichts.' Zur Uraufführung von G.E. Lessings *Emilia Galotti* am Hoftheater zu Braunschweig“, in: *300 Jahre Theater in Braunschweig 1690-1990*, Braunschweig: J.H. Meyer 1990, 177-194.
- Mauvillon, Jakob: „Rezension über *Emilia Galotti* [1772]“, in: *Lessing – ein unpoetischer Dichter. Dokumente aus drei Jahrhunderten zur Wirkungsgeschichte Lessings in Deutschland*, hg., eingel. u. kommentiert v. Horst Steinmetz, Frankfurt a.M. u. Bonn: Athenäum 1969, 93-99.
- Mehlmann, Sabine u. Sigrid Ruby: „Einleitung: ‚Für Dein Alter siehst Du gut aus!‘ Körpernormierungen zwischen Temporalität und Medialität“, in: *‚Für Dein Alter siehst Du gut aus!‘. Von der Un/Sichtbarkeit des alternden Körpers im Horizont des demographischen Wandels. Multidisziplinäre Perspektiven*, hg. v. dens., Bielefeld: Transcript 2010, 9-31.
- Meister, Martina: „Rabenmutter ist die Beste“, in: *Literaturen* 6 (2006): 24-27.
- Meister, Martina: „Vital wie das Tote Meer. John von Düffel erzählt von späten Eltern und diesem ganzen Fertilitätszauber“, in: *Die Zeit*, Nr. 41, 4.10.2007, online <<http://www.zeit.de/2007/41/L-von-Dueffel-TAB>>; 15.8.2016.
- Michaeli, Rolf: „Altneudeutsche Wörtersuppe. Birgit Vanderbeke's erste Erzählung *Das Muschelessen*“, in: *Die Zeit*, Nr. 46, 09.11.1990, zit. n. ‚*Ich hatte ein bißchen Kraft drüber.*‘ *Zum Werk von Birgit Vanderbeke*, hg. v. Richard Wagner, Frankfurt a.M.: Fischer 2001, 207-210, 207 [Reprint].
- Minkmar, Nils: „Habt keine Angst! Wer sie erhalten will, muss sie radikal verändern – Andreas Bernards kluges Buch über die Familie im Zeitalter ihrer medizintechnischen Reproduzierbarkeit“, in: *Faz am Sonntag*, Nr. 13, 30.3.2014, 37.
- Mitterauer, Michael u. Reinhard Sieder (Hgg.): *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, München: Beck 1977.
- Mitterauer, Michael: „Die Entwicklung zum modernen Familienzyklus“, in: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, hg. v. dems. u. Reinhard Sieder, München: Beck 1977, 66-93.
- Mitterauer, Michael: „Die Familie als historische Sozialform“, in: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, hg. v. dems. u. Reinhard Sieder, München: Beck 1977, 13-37.
- Mitterauer, Michael: „Funktionsverlust der Familie?“, in: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, hg. v. dems. u. Reinhard Sieder, München: Beck 1977, 94-119.
- Modick, Klaus: *Vatertagebuch*, Frankfurt a.M.: Eichborn 2005.

- Mohr, Reinhard: „Eine Hölle namens Familie“, in: *Spiegel-Online* v. 27.04.2006, <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,druck-413260,00.html>>; 15.8.2016.
- Möhrmann, Renate: „Die vergessenen Mütter. Zur Asymmetrie der Herzen im bürgerlichen Trauerspiel“, in: *Verklärt, verkitscht, vergessen. Die Mutter als ästhetische Figur*, hg. v. ders., unter Mitarbeit v. Barbara Myrtz, Stuttgart u. Weimar: Metzler 1996, 71-91.
- Mönch, Cornelia: *Abschrecken und Mitleiden. Das deutsche bürgerliche Trauerspiel im 18. Jahrhundert. Versuch einer Typologie*, Tübingen: Niemeyer 1993.
- Müller, Hans-Peter: „Neue Bürgerlichkeit? Eine gute Idee, wenn man es sich leisten kann“, in: *Merkur* 716.1 (2009): 29-42.
- Müller, Heidelinde: *Das ‚literarische Fräuleinwunder‘. Inspektion eines Phänomens der deutschen Gegenwartsliteratur in Einzelfallstudien*, Frankfurt a.M.: Lang 2004.
- Müller, Heiner: „Hamletmaschine [1977]“, in: ders.: *Der Auftrag und andere Revolutionsstücke*, Stuttgart: Reclam 2003, 38-46.
- Mulvey, Linda: „Visual pleasure and narrative cinema“, in: *Screen* 16 (1975): 6-18.
- Musner, Lutz u. Heidemarie Uhl (Hgg.): *Wie wir uns aufführen. Performanz als Thema der Kulturwissenschaften*, Wien: Löcker 2006.
- Musner, Lutz u. Heidemarie Uhl: „Einleitung“, in: *Wie wir uns aufführen. Performanz als Thema der Kulturwissenschaften*, hg. v. dens., Wien: Löcker 2006, 7-14.
- Nave-Herz, Rosemarie: „Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland“, in: *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen*, hg. v. Dorothea Christa Krüger, Holger Herma u. Anja Schierbaum, Weinheim u. Basel: Beltz Juventa Verl. 2013, 18-36.
- Nave-Herz, Rosemarie: „Wilhelm Heinrich Riehl“, in: *Die Geschichte der Familiensoziologie in Porträts*, hg. v. ders., Würzburg: Ergon 2010, 15-34.
- Nelles, Wilfried: *Die Hellinger-Kontroverse. Fakten, Hintergründe, Klarstellungen*, Freiburg u.a.: Herder Spektrum 2005.
- Nicolai, Friedrich: „Brief an G.E. Lessing [07. April 1772]“, in: *Briefe von und an Lessing 1770-1776*, hg. v. Hellmuth Kiesel, Frankfurt a.M.: Deutscher Klassikerverl. 1988, 389.

- Nietzsche, Friedrich: „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn“, in: ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in fünfzehn Bänden*, hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, Bd. 1: *Die Geburt der Tragödie u.a.*, München: dtv 1980, 873-890.
- Nitschke, Claudia: *Der öffentliche Vater. Konzeptionen paternaler Souveränität in der deutschen Literatur (1755-1921)*, Berlin u. Boston: de Gruyter 2012.
- Noll, Brigitte: *Birgit Vanderbeke Das Muschelessen. Unterrichtsmodelle mit Kopiervorlagen*, Berlin: Cornelsen 2004.
- O.A.: „Am Ende stehen doch alle auf den Partys“, Interview mit Harriet Köhler, in: *textmanufaktur* v. 5.4.2011, 1-3, 2, online: <<http://www.text-manufaktur.de/detailseite/items/am-ende-stehen-doch-alle-auf-den-partys.html>>; 15.8.2016.
- O.A.: „BGH-Urteil. *Abendblatt* interpretierte Eva Herman richtig“, in: *Spiegel-Online* v. 21.6.2011, online unter <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/bgh-urteil-abendblatt-interpretierte-eva-herman-richtig-a-769675.html>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Bilder der Wunde / Die Wunde als Bild. Passionsimaginationen im vormodernen Christentum und in der bildenden Kunst der Moderne“, online abrufbar unter: <[www.uni-muenster.de/Religion-und-Politik/forschung/projekte/d8.html](http://www.uni-muenster.de/Religion-und-Politik/forschung/projekte/d8.html)>; 15.8.2016.
- O.A.: „Chronologie der Gewalt. Kindstötungen im August schockieren Deutschland“, in: *Focus-Online* v. 22.8.2012, online unter <[http://www.focus.de/panorama/welt/chronologie-der-gewalt-kindstoetungen-im-august-schockieren-deutschland\\_aid\\_803803.html](http://www.focus.de/panorama/welt/chronologie-der-gewalt-kindstoetungen-im-august-schockieren-deutschland_aid_803803.html)>; 15.8.2016.
- O.A.: „„Deine Wunden.’ Ausstellung zeigt Bilder der christlichen Passionsförmigkeit und Kunst der Moderne“, Online-Ankündigung des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ der WWU Münster, <[www.uni-muenster.de/Religion-und-Politik/aktuelles/2014/mar/News\\_Ausstellung\\_Deine\\_Wunden.html](http://www.uni-muenster.de/Religion-und-Politik/aktuelles/2014/mar/News_Ausstellung_Deine_Wunden.html)>; 15.8.2016.
- O.A.: „Désirée Nick über Eva Herman: ‚Sie ist eine Wiederholungstäterin‘“, in: *Stern-Online* v. 11.09.2007, <<http://www.stern.de/unterhaltung/tv/597367.html>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Die klassische Familie wird seltener. Die meisten Jugendlichen leben noch immer bei ihren verheirateten Eltern. Doch immer mehr werden von alleinerziehenden Müttern oder Vätern erzogen,“ in: *Zeit-Online* v. 04.02.2010, online abrufbar unter <<http://www.zeit.de/gesellschaft/gene>>



- rationen/2010-02/jugendliche-familie-deutschland-2?page=all&print=true>; 15.8.2016.
- O.A.: „Einleitung“, in: *Familienbande – Familienschande. Geschlechterverhältnisse in Familie und Verwandtschaft*, hg. v. Eva Labouvie u. Ramona Myrrhe, Köln u.a.: Böhlau 2007, 1-11.
- O.A.: „Einleitung“, in: *Vor der Familie. Grenzbedingungen einer modernen Institution*, hg. v. Albrecht Koschorke u.a., München: Konstanz University Press 2010, 7-50.
- O.A.: „Embryonenschutzgesetz: Frau darf von totem Mann schwanger werden“, in: *Die Zeit*-Online v. 07.05.2010, <<http://www.zeit.de/gesellschaft/familie/2010-05/eizellen-rechtsstreit>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Eva Herman schreibt zweites Frauenbuch“, in: *Bild*-Online v. 26.09.2006, <<http://www.bild.de/BTO/leute/aktuell/2006/09/27/eva-herman-zweites-buch/eva-herman-zweites-buch.html#>>; 22.06.2009.
- O.A.: „Eva Herman: ‚Frauen sollten öfter den Mund halten‘“, in: *Focus*-Online v. 03.09.2006, <[http://www.focus.de/panorama/boulevard/eva-herman\\_aid\\_114772.html](http://www.focus.de/panorama/boulevard/eva-herman_aid_114772.html)>; 15.8.2016.
- O.A.: „Frauen als Gebärmaschinen – Bischof giftet gegen von der Leyen“, in: *Spiegel*-Online v. 22.2.2007, <<http://www.spiegel.de/politik/deutschland/familienpolitik-frauen-als-gebaermaschinen-bischof-giftet-gegen-von-der-leyen-a-468001.html>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Gebärmaschinen-Streit. Mixa rühmt Hausmütter“, in: *Spiegel*-Online v. 23.2.2007, <<http://www.spiegel.de/politik/deutschland/gebaermaschinen-streit-mixa-ruehmt-hausmuetter-a-468172.html>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Homepage Désirée Nick“, <<http://www.desiree-nick.de>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Ihre Zwillinge (2) sind jetzt allein. Älteste Mutter der Welt (69) tot!“, in: *Bild*-Online v. 15.07.2009, abrufbar unter <<http://www.bild.de/BILD/news/2009/07/16/aelteste-mutter-der-welt-maria-bousada/tot-zwei-jaehrige-zwillinge-alleine.html##>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Im Kerker der Harmonie“, in: *Der Spiegel* 51 (1990): 200a.
- O.A.: „Kabinett beschließt neues Kinderschutzgesetz. Familienhebammen für sogenannte Problemfamilien“ v. 16.03.2011, in: *tagesschau.de*, online unter <<http://www.tagesschau.de/inland/kinderschutz126.html>>; 17.03.2011.
- O.A.: „Konservative CDU-Stiftung fordert tolerantere Familienpolitik“, in: *Handelsblatt*-Online v. 30.6.2014, <<http://www.handelsblatt.com/politik/>

- deutschland/konrad-adenauer-stiftung-konservative-cdu-stiftung-fordert-tolerantere-familienpolitik/10127682.html>; 15.8.2016.
- O.A.: „Kristina Schröder: ‚Mit dem neuen Bundeskinderschutzgesetz erreichen wir eine neue Qualität im Kinderschutz‘“, 16.03.2011, in: BMFSFJ, online unter <<http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Presse/pressemitteilungen.did=168384.render=renderPrint.html>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Medienpreis. Goldene Henne für Ursula von der Leyen“, in: *Der Tagesspiegel* v. 18.9.2007, <<http://www.tagesspiegel.de/medien/medienpreis-goldene-henne-fuer-ursula-von-der-leyen/1046236.html>>; 15.8.2016.
- O.A.: „‚Nach der Trennung fielen mir die Haare aus.‘ Was Eva Herman in ihrem Buch über ihre persönlichen Probleme schreibt“, in: *Bild-Online* v. 03.09.2006, <<http://www.bild.de/BTO/leute/aktuell/2006/09/04/eva-herman-feminismus/eva-herman-feminismus.html#>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Pfändungsverfügung gegen Eva Herman“, in: *Vorarlberger Nachrichten*, Nr. 136, 15.6.2010, C8.
- O.A.: „Produktbeschreibungen zu *Eva go home*. Kurzbeschreibung“, in: *Amazon.de*, <<http://www.amazon.de/Eva-go-home-D%C3%A9sir%C3%A9e-Nick/dp/3596176697>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Sind auch Sie ein Bürger? Der Fünf-Minuten-Eignungstest für die schöne neue Bürgerwelt“, in: *Die Zeit*, Nr. 11, 9.3.2006, 51.
- O.A.: „Victoria Beckham wird 40. Spice Girl, Spielerfrau und Mode-Ikone“, in: *Handelsblatt-Online* v. 17.4.2014, <<http://www.handelsblatt.com/panorama/aus-aller-welt/victoria-beckham-wird-40-spice-girl-spielerfrau-und-mode-iko-ne/9773402.html>>; 15.8.2016.
- O.A.: „Werbepot Spießer“, Landesbausparkassen (LBS) online abrufbar, <<http://www.lbs.de/bw/die-bw/werbepots/spiesser1>>.
- O.A.: „Willkommen zu Hause“, in: *Die Welt am Sonntag* v. 8.4.2007, <[http://www.welt.de/wams\\_print/article799494/Willkommen-zu-Hause.html](http://www.welt.de/wams_print/article799494/Willkommen-zu-Hause.html)>; 15.8.2016.
- O.A.: „Wow! So umwerfend sieht die Familie Beckham aus“, in: *OK! Magazin*, abrufbar unter <<http://www.ok-magazin.de/people/news/22630/wow-so-umwerfend-sieht-die-familie-beckham-aus>>; 15.8.2016.
- O’Shaughnessy, Michael: „The Truman Show as a study of ‚the society of the spectacle‘“, in: *Australian Screen Education* 32 (2003): 112-115.
- Oels, David: „Wissen und Unterhaltung im Sachbuch, oder: Warum es keine germanistische Sachbuchforschung gibt und wie eine solche aussehen könnte“, in: *ZfG* 1 (2005): 8-27.

- Oesterreich, Miriam u. Julia Rütthemann: „Körper-Ästhetiken. Allegorische Verkörperungen als ästhetisches Prinzip. Eine Einleitung“, in: *Körper-Ästhetiken. Allegorische Verkörperungen als ästhetisches Prinzip*, hg. v. dens. u. Cornelia Logemann, Bielefeld: Transcript 2013, 13-58.
- Ortgies, Lisa: *Heimspiel. Plädoyer für die emanzipierte Familie*, München: DVA 2009.
- Ortheil, Hanns-Josef: *Lo und Lu. Roman eines Vaters*, München: Luchterhand Literaturverl. 2003.
- Osang, Alexander: Interview mit Philip Longman: „Die gehen Elche jagen.’ Der amerikanische Autor Philip Longman über die Rückkehr des Patriarchats, den wachsenden Einfluss der religiösen Fundamentalisten und das Aussterben der 68er Generation“, in: *Der Spiegel* 18 (2006), online: <<http://www.spiegel.de/spiegel/a-413649-druck.html>>; 15.8.2016.
- Osinski, Jutta: *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*, Berlin: Erich Schmidt 1998.
- Pailer, Gaby: „Citing the heterosexual norm differently’ – Louise von Francois’ *Die letzte Reckenburgerin* aus dem Blickwinkel von Judith Butlers ‚Geschlechtertheorie‘“, in: ‚*Wann ist die Frau eine Frau?’ ‚Wann ist der Mann ein Mann?’ Konstruktionen von Geschlechtlichkeit von der Antike bis ins 21. Jahrhundert*, hg. v. Stefan Horlacher, Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, 155-174.
- Peter, Nina: „Expedition in eine ‚mehrdimensionale Zeit’. Raumzeitliche Grenzüberschreitungen in Kathrin Schmidts Roman *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*“, in: *Mauerschau* 1 (2010): 97-109.
- Petersdorff, Dirk von: *Lebensanfang. Eine wahre Geschichte*, München: Beck 2007.
- Peuckert, Rüdiger: *Familienformen im sozialen Wandel*, 6. Aufl., Wiesbaden: VS Verl. 2005.
- Peuckert, Rüdiger: *Familienformen im sozialen Wandel*, 7., vollst. überarb. Aufl., Wiesbaden: VS Verl. 2008.
- Peuckert, Rüdiger: *Familienformen im sozialen Wandel*, 8. Aufl., Wiesbaden: VS Verl. 2012.
- Pfingsttag, Marko: *Wer zuerst ‚Autobahn’ sagt, hat verloren. Der Fall Eva Herman – Eine rhetorische Argumentationsanalyse*, Marburg: Tectum 2010.
- Pfister, Manfred: *Das Drama. Theorie und Analyse*, 11. Aufl., München: Fink 2001.

- Pikulik, Lothar: *„Bürgerliches Trauerspiel“ und Empfindsamkeit*, 2. Aufl., Köln u. Wien: Böhlau 1981.
- Pikulik, Lothar: „Sonst ist alles besser an Euch, als an Uns“. Über Odoardos Lobrede auf die Frau in *Emilia Galotti*“, in: *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, hg. v. Hans-Friedrich Edwin u.a., Tübingen: Niemeyer 2006, 303-322.
- Pinl, Claudia: *Das Biedermeier-Komplott. Wie Neokonservative Deutschland retten wollen*, Hamburg: Konkret Literatur Verl. 2007.
- Platon: *Platon. Werke in acht Bänden*, hg. v. Gunther Eigler, übers. v. Friedrich Schleiermacher, Bd. 4: *Politeia. Der Staat*, 2. Aufl., Darmstadt: WBG 1990, 553-567.
- Plumpe, Werner: „Stichwort: Neue Bürgerlichkeit? Tragödie und Farce“, in: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 1 (2007): 101-106.
- Porombka, Stephan u.a.: „Auf dem Weg zu einem Sachbuchkanon. Vorwort der Herausgeber zur Ausgabe“, in: *Non Fiktion* 4 (2007): 108-115.
- Porombka, Stephan: „Wie man ein (verdammtes gutes) Sachbuch schreibt“, hg. v. Forschungsprojekt ‚Das populäre deutschsprachige Sachbuch im 20. Jahrhundert‘, Berlin u. Hildesheim 2006, online unter <<http://edoc.hu-berlin.de/series/sachbuchforschung/10/PDF/10.pdf>>; 2.9.2014 (= *Arbeitsblätter für die Sachbuchforschung* 10).
- Poschmann, Gerda: *Der nicht mehr dramatische Theatertext: Aktuelle Bühnenstücke und ihre dramaturgische Analyse*, Tübingen: Niemeyer 1997.
- Potthoff, Marie-Christine: „Tagungsbericht Bürgertum und Bürgerlichkeit im 20. Jahrhundert in internationaler Perspektive, 26.10.2007-28.10.2007, Loccum“, in: *H-Soz-u-Kult* 01.03.2008, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1922&view=pdf>>; 4.12.2014.
- Prutti, Brigitte: *Bild und Körper. Weibliche Präsenz und Geschlechterbeziehung in Lessings Dramen: ‚Emilia Galotti‘ und ‚Minna von Barnhelm‘*, Würzburg: Königshausen & Neumann 1996 (Diss. Univ. of California Berkeley 1994).
- Radio Lora u. Colin Goldner: „Bert Hellinger – Guru der Psychoszene“, in: *„Niemand kann seinem Schicksal entgehen...“ Kritik an Weltbild und Methode des Bert Hellinger*, hg. v. Studentischen Sprecherrat der Universität München, 3., erw. Aufl., Aschaffenburg: Alibri 2005, 13-18.
- Radisch, Iris: *Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden*, München: DVA 2008.

- Rang, Brita: „Zur Geschichte des dualistischen Denkens über Mann und Frau. Kritische Anmerkungen zu den Thesen von Karin Hausen zur Herausbildung der Geschlechtscharaktere im 18. und 19. Jahrhundert“, in: *Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung*, hg. v. Jutta Dalhoff u.a., Düsseldorf: Schwann 1986, 194-204.
- Rathgeb, Eberhard: *Schwieriges Glück. Versuch über die Vaterliebe*, München: Carl Hanser 2007.
- Reckwitz, Andreas: *Subjekt*, Bielefeld: Transcript 2008.
- Reden, Sven von: „Eine Familie zum Verlieben. Korrektes Kompostieren, Schuldgefühle gegenüber Obdachlosen: Lisa Cholodenkos tragikomischer Film *The Kids Are All Right*“, in: *taz.de* v. 18.02.2010, online abrufbar unter <http://www.taz.de/1/leben/film/artikel/1/eine-familie-zum-verlieben/>; 15.8.2016.
- Rickens, Christian: *Die neuen Spießer. Von der fatalen Sehnsucht nach einer überholten Gesellschaft*, Berlin: Ullstein 2006.
- Rochow, Christian Erich: *Das bürgerliche Trauerspiel*, Stuttgart: Reclam 1999.
- Rohde-Dachser, Christa: „Implizite Eltern- und Familienbilder im Diskurs der Psychoanalyse“, in: *Fesselnde Familien. Realität – Mythos – Familienroman*, hg. v. Christine Borer u. Katharina Ley, Tübingen: Ed. Diskord 1991, 131-154.
- Roitsch, Jutta: „Frauenpower und Populismus“, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 7 (2007): 861-866.
- Ronge, Verena: „(Ge-)Schlecht maskiert? – Die Theaterstücke Thomas Bernhards“, in: *Geschlechter-Szene. Repräsentation von Gender in Literatur, Film, Performance und Theater*, hg. v. Franziska Bergmann u.a., Freiburg: fwpf 2010, 10-22.
- Rose-Möhrling, Kristin: „Eva, eine Powerfrau wie sie im Buch der Bücher steht“, in: *GiP* 4 (2007): 45f.
- Rosenbaum, Heidi: *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982.
- Rothmann, Kurt: *Kleine Geschichte der deutschen Literatur*, 19., erw. Aufl., Stuttgart: Reclam 2011.
- Rousseau, Jean Jacques: *Émile oder Über die Erziehung* [1762], übers. v. Eleonore Sckommodau, Stuttgart: Reclam 1970.

- Roxborough, Scott: „Nazis ‚family values‘ send Herman packing“, in: *The Hollywood Reporter* v. 9.11.2007, online unter: <<http://www.hollywoodreporter.com/news/nazis-family-values-send-herman-149831>>; 15.8.2016.
- Ruffing, Reiner: „Jean Paul Sartre“, in: ders.: *Einführung in die Geschichte der Philosophie*, 2., durchges. Aufl. Paderborn: Fink 2007, 250-255.
- Ruge, Eugen: *In Zeiten des abnehmenden Lichts* [2011], Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2012.
- Ruppert, Rainer: *Labor der Seele und der Emotionen: Funktionen des Theaters im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Berlin: Ed. Sigma 1995.
- Rutschky, Katharina: „Im Mantel einer Präzeptorin“, in: *Welt-Online* v. 29.08.2006, <[http://www.welt.de/print-welt/article148670/Im\\_Mantel\\_einer\\_Praezeptorin.html](http://www.welt.de/print-welt/article148670/Im_Mantel_einer_Praezeptorin.html)>; 15.8.2016.
- Salomon, David: „Elemente neuer Bürgerlichkeit. Bourgeois und Citoyen in der postdemokratischen Elitenherrschaft“, in: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 160.3 (2010): 311-323.
- Sanna, Simonetta: *Lessings ‚Emilia Galotti‘. Die Figuren des Dramas im Spannungsfeld von Moral und Politik*, Tübingen: Niemeyer 1988.
- Sarasin, Philipp: *Michel Foucault zur Einführung*, Hamburg: Junius 2005.
- Saße, Günter: *Die aufgeklärte Familie. Untersuchungen zur Genese, Funktion und Realitätsbezogenheit des familialen Wertsystems im Drama der Aufklärung*, Tübingen: Niemeyer 1988.
- Saße, Günter: *Die Ordnung der Gefühle. Das Drama der Liebesheirat im 18. Jahrhundert*, Darmstadt: WBG 1996.
- Saube, Anja: „Birgit Vanderbeks *Das Muschelessen*: Vorschläge für eine Einbeziehung der ‚gender studies‘ in den Deutschunterricht“, in: *Der Deutschunterricht* 2 (2000): 89-93.
- Saussure, Ferdinand de: „Die Natur des sprachlichen Zeichens“, in: ders.: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, 2. Aufl., mit einem neuen Register u. einem Nachwort v. Peter von Polenz, Berlin: de Gruyter 1967, 76-93.
- Scalla, Mario: „Begegnungen und Kreuzwege. In Kathrin Schmidts neuem Roman *Koenigs Kinder* wandelt sich das Bild der Familie“, in: *Der Freitag* v. 11.10.2002, online unter <<https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/begegnungen-und-kreuzwege>>; 15.8.2016.

- Schäfer-Noske, Doris: „„Familie ist eine Option.’ John von Düffel zum Thema Familie in der Literatur“, *dradio.de*, 17.02.2008, online unter <<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/740985>>; 17.7.2014.
- Schatz, Heribert u. Jörg-Uwe Nieland: „Theatralität als Zerfallsform politischer Öffentlichkeit? Symbole, Inszenierungen und Identitäten in der ‚Berliner Republik““, in: *Theatralität als Modell in den Kulturwissenschaften*, Tübingen u. Basel: Francke 159-181.
- Scheidung, Oliver u.a. (Hgg.): *Kulturtheorien im Dialog. Neue Positionen zum Verhältnis von Text und Kontext*, Berlin: Akademie 2011.
- Scheitler, Irmgard: Kap. IX: „Generationenkonflikt“, in: dies.: *Deutschsprachige Gegenwartsprosa seit 1970*, Tübingen u. Basel: Francke 2001, 235-249.
- Scheuer, Helmut: „„Dein Bruder ist der schlechteste Sohn, werde du die beste Tochter!’ Generationskonflikte in Friedrich Hebbels ‚bürgerlichem Trauerspiel’ *Maria Magdalena* (1844)“, in: *Der Deutschunterricht* 52.5 (2000): 27-35.
- Scheuer, Helmut: „„Theater der Verstellung. Lessings *Emilia Galotti* und Schillers *Kabale und Liebe*“, in: *Der Deutschunterricht* 6 (1991): 58-74.
- Scheuer, Helmut: „Väter und Töchter. Konfliktmodelle im Familiendrama des 18. und 19. Jahrhunderts“, in: *Der Deutschunterricht* 46 (1994): 18-31.
- Schier, Michaela u. Karin Jurczyk: „„Familie als Herstellungsleistung’ in Zeiten der Entgrenzung“, in: *Arbeitsblätter für Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 34 (2007): 10-17 (= Themenheft *Entgrenzung von Arbeit und Leben*).
- Schier, Michaela u.a.: *Multilokalität von Familie (Schumpeter-Forschungsgruppe). Die Gestaltung von Familienleben bei räumlicher Trennung*, Deutsches Jugendinstitut München, 1.1.2009 bis 31.12.2014, <<http://www.dji.de/index.php?id=1027>>; 1.11.2014.
- Schiller, Friedrich: „Das Lied von der Glocke [1799]“, in: ders.: *Schillers Werke*, hg. u. bearb. v. Ludwig Bellermann, 14 Bde., 2., kritisch durchges. u. erläuterte Ausg., Bd. 1, Leipzig u. Wien: Bibliographisches Institut 1895, 264-277.
- Schiller, Friedrich: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ [1784], in: ders.: *Vom Pathetischen und Erhabenen. Schriften zur Dramentheorie*, hg. v. Klaus L. Berghahn, Stuttgart: Reclam, 5-21.
- Schiller, Friedrich: *Kabale und Liebe* [1784]. *Ein bürgerliches Trauerspiel*, mit Anmerkungen v. Walter Schafarschik, Stuttgart: Reclam 2004.

- Schirmacher, Frank: „Laudatio. Sein Anteil“, <[http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/1998\\_walser.pdf](http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/1998_walser.pdf)>; 24.5.2014.
- Schirmacher, Frank: *Das Methusalem-Komplott. Die Menschheit altert in unvorstellbarem Ausmaß. Wir müssen das Problem unseres eigenen Alterns lösen, um das Problem der Welt zu lösen*, 25. Aufl., München: Blessing 2004.
- Schmidt, Katrin: *Du stirbst nicht*, 2. Aufl., Köln: Kiepenheuer & Witsch 2009.
- Schmidt, Kathrin: „Im Wattenmeer der Utopie. Autor nachlaufender Bedeutung. Wie zufällig mir Günter Grass begegnete“, in: *der Freitag*, 7.7.2000, 1-4, online unter <[www.freitag.de/autoren/der-freitag/im-wattenmeer-der-utopie](http://www.freitag.de/autoren/der-freitag/im-wattenmeer-der-utopie)>; 15.8.2016.
- Schmidt, Katrin: *Seebachs schwarze Katzen*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2005.
- Schneider, David Murray: „What is kinship all about?“, in: *Kinship studies in the Morgan Centennial Year*, hg. v. Priscilla Reining, Washington D.C.: Anthropological Society of Washington 1972, 32-63, 59, zit. n. Elisabeth Timm: „Von wem man ist. Ontologien von Familie und Verwandtschaft zwischen Wissenschaft und Alltag“, in: *Recherche. Zeitung für Wissenschaft* 1 (2012): 12f.
- Schneider, Michael: „Väter und Söhne, posthum. Über die Väter-Literatur der siebziger Jahre“, in: *Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur. Bundesrepublik Deutschland, Deutsche Demokratische Republik, Österreich, Schweiz*, hg. v. Heinz Ludwig Arnold, München: Ed. Text + Kritik 1988, 139-150 (= Text + Kritik Sonderband).
- Schneider, Norbert F. u.a.: *Moderne Familien – neue Politik: Ziele, Strategien und Handlungsebenen einer nachhaltigen Familienpolitik. Impulspapier zur Familienpolitik im Rahmen der Demografiestrategie der Bundesregierung. 2013*, hg. v. Bundesministerium für Finanzen, online unter <<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/impulspapier-familienpolitik-demografiestrategie.property=pdf.bereich=bmfsfj.sprache=de.rwb=true.pdf>>; 12.11.2013.
- Schneider, Norbert F.: „Was ist Familie? Eine Frage von hoher gesellschaftspolitischer Relevanz“, online unter: <<http://www.bpb.de/politik/grundfragen/deutsche-verhaeltnisse-eine-sozialkunde/138023/was-ist-familie>>; 15.8.2016.



- Scholz, Sylka u. Weertje Willms: „Einleitung“, in: *Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt*, hg. v. dens., Berlin: Lit Verl. 2008, 1-8.
- Scholz, Sylka u. Weertje Willms: „Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Zusammenfassung und Diskussion“, in: *Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt*, hg. v. dens., Berlin: Lit Verl. 2008, 231-255.
- Schöbler, Franziska: „Einleitung“, in: *Gender Studies*, hg. v. ders. u.a., Bielefeld: Transcript 2012, 19-30.
- Schöbler, Franziska: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama*, Darmstadt: WBG 2003.
- Schöbler, Franziska: *Einführung in die Dramenanalyse*, unter Mitarbeit v. Christine Bähr u. Nico Theisen, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2012.
- Schöbler, Franziska: *Einführung in die Gender Studies*, Berlin: Akademie 2008.
- Schöbler, Franziska: Kap. III: „Soziohistorische und -theoretische Modelle“, in: dies.: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, unter Mitarbeit v. Christine Bähr, Tübingen u. Basel: Francke 2006, 37-75.
- Schöbler, Franziska: Kap. VIII.2.: „Theater in anderen Disziplinen“, in: dies.: *Einführung in die Dramenanalyse*, unter Mitarbeit v. Christine Bähr u. Nico Theisen, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2012, 207-212.
- Schöbler, Franziska: Kap. III: „Methoden der Interpretation“, in: dies.: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama*, Darmstadt: WBG 2003, 16-28.
- Schöbler, Franziska: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, unter Mitarbeit v. Christine Bähr, Tübingen u. Basel: Francke 2006.
- Schramm, Helmar: „Die Vermessung der Hölle. Über den Zusammenhang von Theatralität und Denkstil“, in: *Forum Modernes Theater* 10.1 (1990): 119-125.
- Schröder, Kristina u. Caroline Waldeck: *Danke, emanzipiert sind wir selbst! Abschied vom Diktat der Rollenbilder*, München: Piper 2012.
- Schröder, Kristina zit. in: BMFSFJ: „Kabinett beschließt neues Bundeskinder-schutzgesetz“ v. 16.03.2011, in: <<http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/kinder-und-jugend,did=168220.html>>; 3.3.2015.

- Schulz, Florian u. Hans-Peter Blossfeld: „Was erklärt die Traditionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: soziale Normen oder ökonomische Ressourcen?“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 3 (2007): 162-181.
- Schumacher, Eckhard: „Performativität und Performanz“, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, 383-402.
- Schwarz, Martina: *Die bürgerliche Familie im Spätwerk Ludwig Tiecks. ‚Familie‘ als Medium der Zeitkritik*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.
- Schwarzer, Alice: *Die Antwort*, 3. Aufl., Köln: Kiepenheuer & Witsch 2007.
- Seeba, Hinrich C.: „Das Bild der Familie bei Lessing. Zur sozialen Integration im bürgerlichen Trauerspiel“, in: *Lessing in heutiger Sicht*, hg. v. Edwards P. Harris, Bremen: Jacobi 1977, 307-321.
- Seibel, Andrea: „Eva Herman, die überforderte Frau“, in: *Welt-Online* v. 07.08.2006, <[http://www.welt.de/vermishtes/article150915/Eva\\_Herman\\_die\\_ueberforderte\\_Frau.html](http://www.welt.de/vermishtes/article150915/Eva_Herman_die_ueberforderte_Frau.html)>; 15.8.2016.
- Seidler, Miriam: Kap. IV.3.: „Eine andere weibliche Genealogie: Kathrin Schmidt *Die Gunnar-Lennefsen-Expedition*“, in: dies.: *Figurenmodelle des Alters in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Tübingen: Narr 2010, 264-283 (Diss. Univ. Düsseldorf 2009).
- Seidler, Miriam: *Figurenmodelle des Alters in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Tübingen: Narr 2010 (Diss. Univ. Düsseldorf 2009).
- Seifert, Heribert: „Eva und der Sündenfall“, in: *NZZ* v. 14.10.2007, online unter <<http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/eva-und-der-suendenfall-1.569264>>; 15.8.2016.
- Siebenpfeiffer, Hania: *‚Böse Lust‘. Gewaltverbrechen in Diskursen der Weimarer Republik*, Köln u.a.: Böhlau 2005 (Diss. Univ. FU Berlin 2002).
- Siebenpfeiffer, Hania: „Einleitung“, in: dies.: *‚Böse Lust‘. Gewaltverbrechen in Diskursen der Weimarer Republik*, Köln u.a.: Böhlau 2005, 1-16 (Diss. Univ. FU Berlin 2002).
- Simonis, Anette: „Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen in Lessings Drama *Nathan der Weise*“, in: *Quatuor Coronati. Jahrbuch für Freimaurerforschung* 41 (2004): 121-131.
- Sloterdijk, Peter u. Rüdiger Safranski: „In den Ruinen der Bürgerlichkeit? Ende oder Auferstehung des rechtschaffenen Kaufmanns?“, in: *Philosophisches*

- Quartett*, mit Bernd Kauffmann u. Moritz Rinke, ZDF-Sendung v. 3.5.2010.
- So spielt das Leben* [am. Orig. *Life as we know it*]. Reg. Greg Berlanti. Darst. Katherine Heigl, Josh Duhamel, 2010.
- Soldat, Hans-Georg: „Reisen in die Erinnerung. Übermütig: Kathrin Schmidts Debüt-Roman lebt von der Lust am Fabulieren“, in: *Berliner Morgenpost* v. 23.08.1998, 3, online unter <<http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/14241>>; 3.2.2015.
- Sørensen, Bengt Algot: *Herrschaft und Zärtlichkeit. Der Patriarchalismus und das Drama im 18. Jahrhundert*, München: Beck 1984.
- Statistisches Bundesamt (Hg.): *Statistisches Jahrbuch 2012. Deutschland und Internationales*, Wiesbaden 2012, online unter <[https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/StatistischesJahrbuch2012.pdf;jsessionid=D4A790B1F953E317DFEC1CC483C2327C.cae2?\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/StatistischesJahrbuch2012.pdf;jsessionid=D4A790B1F953E317DFEC1CC483C2327C.cae2?_blob=publicationFile)>; 10.2.2015, bes. Kap. II: „Bevölkerung, Familien, Lebensformen“, 23-74.
- Statistisches Bundesamt: „Pressemitteilung v. 7. November 2013 – 371/13: Jede fünfte Frau zwischen 40 und 44 Jahren ist kinderlos“, online unter <[https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/11/PD13\\_371\\_126.html](https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/11/PD13_371_126.html)>; 15.8.2016.
- Steinmetz, Horst (Hg.): *Lessing – ein unpoetischer Dichter. Dokumente aus drei Jahrhunderten zur Wirkungsgeschichte Lessings in Deutschland*, hg., eingel. u. kommentiert v. dems., Frankfurt a.M. u. Bonn: Athenäum 1969.
- Steinmetz, Horst: „Einleitung“, in: *Lessing – ein unpoetischer Dichter. Dokumente aus drei Jahrhunderten zur Wirkungsgeschichte Lessings in Deutschland*, hg., eingel. u. kommentiert v. dems., Frankfurt a.M. u. Bonn: Athenäum 1969, 13-45.
- Stephan, Inge: „„Auch Männer können Weiber sein.’ Zur Rezeption von Lessings Frauen“, in: dies.: *Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Köln u.a.: Böhlau 2004, 41-52.
- Stephan, Inge: „„So ist die Tugend ein Gespenst.’ Frauenbild und Tugendbegriff bei Lessing und Schiller [1985]“, in: dies.: *Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Köln u.a.: Böhlau 2004, 13-38 [Reprint].

- Stephan, Inge: „So ist die Tugend ein Gespenst'. Frauenbild und Tugendbegriff im bürgerlichen Trauerspiel bei Lessing und Schiller“, in: *Lessing Yearbook* 17 (1985): 1-20.
- Stephan, Inge: „Vorwort“, in: *Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Köln u.a.: Böhlau 2004, 7-10.
- Stephan, Inge: *Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur*, Köln u.a.: Böhlau 2006.
- Straub, Ulrich Friedrich: *Die erstaunliche Beharrlichkeit des bürgerlichen Familienideals und seine Reflexion in ausgewählten Familiendramen von 1840 bis 1995*, online unter: <[http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3323/pdf/Endfassung\\_Diss7.pdf](http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3323/pdf/Endfassung_Diss7.pdf)>; 15.8.2016 (Diss. Univ. Freiburg i. Br. 2007).
- Streit, Claudia: *(Re-)Konstruktion von Familie im sozialen Roman des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M.: Lang 1997.
- Studentischer Sprecherrat der Universität München (Hg.): *„Niemand kann seinem Schicksal entgehen...“ Kritik an Weltbild und Methode des Bert Hellinger*, 3., erw. Aufl., Aschaffenburg: Alibri 2005.
- Süselbeck, Jan: *Familiengefühle. Generationengeschichte und NS-Erinnerungen in den Medien*, Berlin: Verbrecher Verl. 2014.
- Szondi, Peter: *Die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels im 18. Jahrhundert. Der Kaufmann, der Hausvater und der Hofmeister*, hg. v. Gert Mattenklott, mit einem Anhang über Molière v. Wolfgang Fietkau, Bd. 1: *Studienausgabe der Vorlesungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973.
- Tellkamp, Uwe: *Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land* [2008], 4. Aufl., Berlin: Suhrkamp 2012.
- The kids are all right*. Reg. Lisa Cholodenko. Darst. Annette Bening, Julianne Moore, Mark Ruffalo, 2010.
- Themenheft „Sehnsucht nach Familie. Die Neuerfindung der Tradition“, *Der Spiegel Special*, Nr. 4, 2007.
- Themenheft „Familie und Staat“ der *Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft PROKLA* 173.4 (2013).
- Themenheft „Familie“ der Zeitschrift *Kritische Ausgabe* 18 (2010).
- Themenheft „Komplex Familie“ der Zeitschrift *feministische studien* 28.2 (2010).

- Thiele, Martina: „Evas Prinzipien und rhetorische Fähigkeiten. Wie ein Buch zum Bestseller wurde“, in: *Rhetorische Wissenschaft: Rede und Argumentation in Theorie und Praxis*, hg. v. Günther Kreuzbauer u.a., Wien: Lit Verl., 61-73.
- Tholen, Toni: „Familie und Geschlecht in der Gegenwartsliteratur“, in: *Deutschsprachige Literatur(en) seit 1989*, hg. v. Norbert Otto Eke u. Stefan Eilt, Berlin: Erich Schmidt 2012, 303-321 (= Sonderheft zur *ZfdPh*, Bd. 131).
- Tholen, Toni: „Familienmännlichkeiten. Anmerkungen zur Gegenwartsliteratur“, in: *GRM* 60.1 (2010): 101-116.
- Tholen, Toni: „Männerbilder im Wandel? Beobachtungen zur Literatur des beginnenden 21. Jahrhunderts“, in: *Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr? Männlichkeitskonzepte in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hg. v. Barbara Hindinger u. Martin-M. Langner, München: Iudicum 2011, 282-308.
- Tholen, Toni: „Männlichkeit(en) literatur- und kulturwissenschaftlich erforschen. Diskussion“, in: *Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt*, hg. v. Sylka Scholz u. Weertje Willms, Berlin: Lit Verl. 2008, 217-230.
- Tholen, Toni: „Zur Krise, Marginalisierung und Neuerfindung von Männlichkeit aus literaturwissenschaftlicher Sicht“, in: *Erwägen, Wissen, Ethik* 21.3 (2010): 401-403.
- Thomä, Dieter: „Statt einer Einleitung: Stationen einer Geschichte der Vaterlosigkeit von 1700 bis heute“, in: *Vaterlosigkeit. Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee*, hg. v. dems., Berlin: Suhrkamp 2010, 11-64.
- Timm, Elisabeth: „Von wem man ist. Ontologien von Familie und Verwandtschaft zwischen Wissenschaft und Alltag“, in: *Recherche. Zeitung für Wissenschaft* 1 (2012): 12f.
- Timm, Uwe: *Am Beispiel meines Bruders* [2003], München: dtv 2007.
- Tolstoi, Lew: *Anna Karenina* [1878], Roman in acht Teilen, aus dem Russ. neu übers. u. kommentiert v. Rosemarie Tietze, 4. Aufl., München: dtv 2011.
- Tonger-Erk, Lily: „Rückwärtstanten, Zahlväter, Spermamunition. Vom Ende der linearen Genealogie bei Kathrin Schmidt und Nicole Eisenmann“, in: *Familienbande – Familienschande. Geschlechterverhältnisse in Familie und Verwandtschaft*, hg. v. Eva Labouvie u. Ramona Myrrhe, Köln u.a.: Böhlau 2007, 95-117.

- Toppe, Sabine: „Rabenmütter, Supermuttis, abwesende Väter? – Familien(leit)bilder und Geschlechtertypisierungen im Kinderarmutsdiskurs in Deutschland“, in: *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*, hg. v. Paula Villa u. Barbara Thiessen, Münster: Westfälisches Dampfboot 2009, 107-123.
- Törne, Dorothea von: „Realismus und Magie. Kathrin Schmidt gibt den Dingen ihre Kehrseite wieder zurück“, in: *ndl. Zeitschrift für deutschsprachige Literatur*, 51.2 (2003): 166-168.
- Töteberg, Michael (Hg.): *Drei. Tom Tykwer. Das Buch*, mit Bildern v. Frank Griebe, Berlin: Berlin Verl. 2010.
- Uecker, Matthias: „Missverständnisse, Rollenspiele, double Binds: Kommunikation und Bewußtsein im Werk Birgit Vanderbeke“, in: *German Life and Letters* 55.3 (2002): 312-327.
- Vanderbeke, Birgit: *Friedliche Zeiten* [1996], Frankfurt a.M.: Fischer 2000.
- Villa, Paula u. Barbara Thiessen (Hgg.): *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*, Münster: Westfälisches Dampfboot 2009.
- Vinken, Barbara: *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos* [2007], 2., erw. u. aktual. Aufl. 2011, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Vogel, Sabine: „Lewitscharoff-Rede in Dresden. Rassistisch, homophob und biologistisch“, in: *Berliner Zeitung* v. 6.3.2014, online <[http://www.berliner-zeitung.de/kultur/lewitscharoff-rede-in-dresden-rassistisch--homophob-und-biologistisch\\_10809150\\_26487736.html](http://www.berliner-zeitung.de/kultur/lewitscharoff-rede-in-dresden-rassistisch--homophob-und-biologistisch_10809150_26487736.html)>; 15.8.2016.
- Vogg, Elena: „Die bürgerliche Familie zwischen Tradition und Aufklärung. Perspektiven des bürgerlichen Trauerspiels von 1755 bis 1800“, in: *Bürgerlichkeit im Umbruch. Studien zum deutschsprachigen Drama 1750-1800. Mit einer Bibliographie der Dramen der Oettingen-Wallersteinischen Bibliothek zwischen 1750 und 1800*, hg. v. Helmut Koopmann, Tübingen: Niemeyer 1993, 53-92.
- Voigt, Claudia: „„DA! DAS BIST DU!’ Ehrgeiz, Lügen, Selbstbetrug – Harriet Köhler hat einen finsternen Roman über die Misere in der Mitte unserer Gesellschaft geschrieben“, in: *KulturSpiegel* 2 (2007): 24f.
- Vonhausen, Astrid J.: *Rolle und Individualität. Zur Funktion der Familie in Lessings Dramen*, Bern u.a.: Lang 1993.
- Vorwerk & Co. KG (Hg.): *Vorwerk Familienstudie 2012. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zur Familienarbeit in Deutschland*, Wuppertal 2012.

- Wagner-Egelhaaf, Martina: „Und Genealogia lacht... Laudatio für Kathrin Schmidt zur Verleihung des Droste-Preises der Stadt Meersburg 2003“, in: *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* 7, hg. v. Walter Gödden, Bielefeld: Aisthesis 2004, 297-303.
- Wagner-Egelhaaf, Martina: Kap. VIII: „Text, Kultur, Medien“, in: dies. u. Jürgen H. Petersen: *Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch*, 7., vollst. überarb. Aufl., Berlin: Erich Schmidt 2006, 221-247.
- Wagner, Richard (Hg.): *„Ich hatte ein bißchen Kraft drüber.“ Zum Werk von Birgit Vanderbeke*, Frankfurt a.M.: Fischer 2001.
- Wagner, Richard: „Laudatio auf Birgit Vanderbeke“, in: *„Ich hatte ein bißchen Kraft drüber.“ Zum Werk von Birgit Vanderbeke*, hg. v. dems., Frankfurt a.M.: Fischer 2001, 304-313.
- Wagner, Richard: „Vorwort“, in: *„Ich hatte ein bißchen Kraft drüber.“ Zum Werk von Birgit Vanderbeke*, hg. v. dems., Frankfurt a.M.: Fischer 2001, 9-11.
- Walser, Martin: „Dank. Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede“, online unter: <[http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/1998\\_walser.pdf](http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/1998_walser.pdf)>; 24.5.2014.
- Weber, Samuel: „„Einmal ist keinmal.“ Die Wiederholung und das Singuläre“, in: *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*, hg. v. Gerhard Neumann, Stuttgart u. Weimar: Metzler 1997, 434-448.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: „Exkurs: Die Ballade von der schönen Jüdin“, in: dies.: *Die Familie. Geschichte, Geschichten und Bilder*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Insel Verl. 1977, 56-61.
- Weedon, Chris: „Power and powerlessness: mothers and daughters in postwar German and Austrian literature“, in: *Writing mothers and daughters. Renegotiating the mother in Western European narratives by women*, hg. v. Adalgisa Giorgio, New York u. Oxford: Berghahn Books 2002, 215-250.
- Wegmann, Nikolaus: *Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart: Metzler 1988.
- Weigel, Sigrid: „Männerruinen und Weiblichkeitsblüten. Randnotizen zur neuen Geschlechterordnung in Wissenschafts- und Kulturbetrieb“, in: *Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur. Bundesrepublik Deutschland, Deutsche Demokratische Republik, Österreich, Schweiz*, hg. v. Heinz Ludwig

- Arnold, München: Ed. Text + Kritik 1988, 171-180 (= Text + Kritik Sonderband).
- Weigel, Sigrid: *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*, München: Fink 2006.
- Weimar, Klaus: „‚Bürgerliches Trauerspiel.‘ Eine Begriffsklärung im Hinblick auf Lessing“, in: *DVjs* 51.2 (1977): 208-221.
- Wellberry, David E.: „Kunst – Zeugung – Geburt. Überlegungen zu einer anthropologischen Grundfigur“, in: *Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit*, hg. v. dems. u. Christian Begemann, Freiburg i. Br.: Rombach 2002, 9-36.
- Welter, Barbara: „The Cult of True Womanhood 1820-1860“, in: *American Quarterly* 18 (1966): 151-174.
- Wichard, Norbert: *Erzähltes Wohnen. Literarische Fortschreibungen eines Diskurskomplexes im bürgerlichen Zeitalter*, Bielefeld: Transcript 2011.
- Wierlacher, Alois: „Zum Gebrauch der Begriffe ‚Bürger‘ und ‚bürgerlich‘ bei Lessing“, in: *Neophilologus* 51.2 (1967): 147-156.
- Wilczek, Reinhard: „Familienkonflikte als Thema der Gegenwartsliteratur. Prosatexte von Hans-Ulrich Treichel, Birgit Vanderbeke und Zoë Jenny. 11.-13. Jahrgangsstufe“, in: *Deutschunterricht* 1 (2003): 21-25.
- Wild, Christopher: „Der theatralische Schleier des Hymens. Lessings bürgerliches Trauerspiel *Emilia Galotti*“, in: *DVjs* 74.2 (2000): 189-220.
- Willms, Weertje: „Zwischen Überschwang und Repression. Zum Zusammenhang von Männlichkeit und Emotionen im bürgerlichen Trauerspiel und im sozialen Drama“, in: *Literarische Männlichkeiten und Emotionen*, hg. v. Toni Tholen, Heidelberg: Winter 2013, 141-176.
- Wilms, Wilfried: „Im Griff des Politischen – Konfliktfähigkeit und Vaterwerdung in *Emilia Galotti*“, in: *DVjs* 76. 1 (2002): 50-73.
- Windmann, Antje: „Ich dachte, es wären die Wechseljahre. 1. Baby mit 55“, in: *Bild-Online* v. 06.01.2008, abrufbar unter <http://www.bild.de/news/vermishtes/schwangerschaft-im-alter-3414296.bild.html>>; 15.8.2016.
- Winko, Simone: „Diskursanalyse, Diskursgeschichte“, in: *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, hg. v. Heinz Ludwig Arnold u. Heinrich Detering, 9. Aufl., München: dtv 2011, 463-478.
- Wippermann, Wolfgang: *Autobahn zum Mutterkreuz. Historikerstreit der schweigenden Mehrheit*, Berlin: Rotbuch 2008.



- Wirth, Uwe (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002.
- Wirth, Uwe: „Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität“, in: *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. v. dems., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, 9-60.
- Wittstock, Uwe: „Die Moderne nach der Moderne“, in: ders.: *Nach der Moderne. Essay zur deutschen Gegenwartsliteratur in zwölf Kapiteln über elf Autoren*, Göttingen: Wallstein 2009, 7-24.
- Wittstock, Uwe: *Der Familienplanet. Eltern, Kinder, Katastrophen*, mit Illustrationen v. Manfred Bofinger, München: Beck 2004.
- Woesler, Winfried: „Lessings *Emilia* und die Virginia-Legende bei Livius“, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 116.2 (1997): 161-171.
- Wolff, Rochus: „Schuld war nur der Feminismus. Im rosa Kampfanzug: Eva Herman gibt das Strohpüppchen einer neuen reaktionären Familienpolitik. Eine Erledigung“, in: *querelles-net* 20 (2006), online unter <http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/viewArticle/485/493>; 1.9.2014.
- Wolpers, Theodor (Hg.): *Familienbindung als Schicksal. Wandlungen eines Motivbereichs in der neueren Literatur. Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1991-1994*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996.
- Wolpers, Theodor: „Einleitung. Zur Motivgeschichte schicksalhafter Familienbindungen in der neueren Literatur“, in: *Familienbindung als Schicksal: Wandlungen eines Motivbereichs in der neueren Literatur. Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1991-1994*, hg. v. dems., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996, 7- 15.
- Woltersdorf, Volker alias Lore Logorrhöe: „Queer Theory und Queer Politics“, in: *UTOPIE kreativ* 156 (2003): 914-923.
- Wolting, Stephan: „Erzählte Familie: Überlegungen zu einem literarischen Motiv und Kulturthema anhand ausgewählter Werke der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur“, in: *Standpunkte und Sichtwechsel. Festschrift für Bernd Müller-Jacquier zum 60. Geburtstag*, hg. v. Gerd Ulrich Bauer, München: Iudicum 2009, 127-145.
- Wurst, Karin: *Familiale Liebe ist die ‚wahre Gewalt‘. Die Repräsentation der Familie in G.E. Lessings dramatischem Werk*, Amsterdam: Rodopi 1988.

Wurster, Stephanie: „Christian Kracht: New Wave“, in: *fluter* v. 13.12.2006, online unter <<http://www.fluter.de/de/gleichheit/buecher/5615/?tpl=1260>>; 22.3.2014.

*Zeit Literatur*: Abschied vom Ich. Ein Gespräch mit Josef Bierbichler über seinen Roman *Mittelreich* und die Rückkehr der Familie in die deutsche Gegenwartsliteratur, Nr. 41, Oktober 2011 (= Beilage anlässlich der Frankfurter Buchmesse).

### 3 Nachschlagewerke, Lexika, Wörterbücher

Anz, Thomas: „Gegenwartsliteratur“, in: *Fischer Lexikon*, Bd. 2: *G-M*, hg. v. Ulfert Ricklefs, Frankfurt a.M.: Fischer 2002, 705-737.

Assmann, Aleida: Kap. VI.11: „Kulturwissenschaften“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, 3 Bde., Bd. 2: *Methoden und Theorien*, hg. v. Thomas Anz, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 459-469.

Axelos, Chr.: „Ideal“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie (HWPh)*, völlig neu bearb. Ausg. des Wörterbuchs der Philosophischen Begriffe v. Rudolf Eisler, hg. v. Joachim Ritter, 13 Bde., Bd. 4: *I-K*, Darmstadt: WBG 1976, 26, Sp. 11347-11351.

Baßler, Moritz: „Analyse von Text- und Kontextbeziehungen“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, hg. v. Thomas Anz, 3 Bde., Bd. 2: *Methoden und Theorien*, Stuttgart u. Weimar: Metzler, 225-231.

Baßler, Moritz: „Kontexte“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, hg. v. Thomas Anz, 3 Bde., Bd. 1: *Gegenstände und Grundbegriffe*, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2007, 355-370.

Berendse, Gerrit-Jan: „Biermann-Ausbürgerung“, in: *Metzler Lexikon DDR-Literatur. Autoren – Institutionen – Debatten*, hg. v. Michael Opitz u. Michael Hofmann, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2009, 38f.

Berendse, Gerrit-Jan: „Biermann, Wolf“, in: *Metzler Lexikon DDR-Literatur. Autoren – Institutionen – Debatten*, hg. v. Michael Opitz u. Michael Hofmann, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2009, 40f.

Bock von Wülfigen, Bettina: „Zeugung“, in: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, 2. Aufl., hg. v. Christina von Braun u. Inge Stephan, Köln u.a.: Böhlau 2009, 82-103.

- Deuber-Mankowsky, Astrid: „Natur/Kultur“, in: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, 2. Aufl., hg. v. Christina von Braun u. Inge Stephan, Köln u.a.: Böhlau 2009, 223-242.
- Dreier, W.: „Familie, Ehe“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie (HWPh)*, völlig neu bearb. Ausg. des Wörterbuchs der Philosophischen Begriffe v. Rudolf Eisler, hg. v. Joachim Ritter, 13 Bde., Bd. 2: *D-F*, Basel u. Stuttgart: Schwabe 1972, Sp. 859-904.
- Eintrag: „Adorno, Minima Moralia“, in: *Kindlers Neues Literaturlexikon*, 11 Bde., Bd. 1: *A-Az*, Frechen: Komet 1998, 107f.
- Eintrag: „Cocooning“, in: *Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen*, hg. v. Dieter Herberg u.a., Berlin u.a.: de Gruyter 2004, 63f.
- Eintrag: „Das Eva-Prinzip“, in: *Wikipedia-Online* v. 19.01.2009, <[http://de.wikipedia.org/wiki/Das\\_Eva-Prinzip](http://de.wikipedia.org/wiki/Das_Eva-Prinzip)>; 15.8.2016.
- Eintrag: „Désirée Nick“, in: *Wikipedia-Online*, <[http://de.wikipedia.org/wiki/Désirée\\_Nick](http://de.wikipedia.org/wiki/Désirée_Nick)>; 15.8.2016.
- Eintrag: „Die Familie“, in: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, hg. v. Johann Christoph Adelung, Wien: Bauer 1811 [...] Teil 2: *F-L*, Sp. 38.
- Eintrag: „Diskurs“, in: *Duden. Das Fremdwörterbuch*, hg. v. der Dudenredaktion, 9., aktual. Aufl., auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln, Bd. 5, Mannheim u.a.: Dudenverlag 2007, 239.
- Eintrag: „Familie“, in: *Deutsches Wörterbuch*, hg. v. Jacob u. Wilhelm Grimm, 16 Bde., Bd. 3, Leipzig: S. Hirzel 1854-1960, Sp. 1305-1307.
- Eintrag: „ideal“, in: *Duden Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. v. Günther Drosdowski, nach den Regeln der neuen dt. Rechtschreibung überarb. Nachdruck der 2. Aufl., Bd. 7, Mannheim u.a.: Dudenverl. 1997, 299.
- Eintrag: „Idee“, in: *Duden Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. v. Günther Drosdowski, nach den Regeln der neuen dt. Rechtschreibung überarb. Nachdruck der 2. Aufl., Bd. 7, Mannheim u.a.: Dudenverl. 1997, 299f.
- Eintrag: „Ideologie“, in: *Duden. Das Fremdwörterbuch*, hg. u. bearb. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion, 6., überarb. u. erw. Aufl., Bd. 5, Mannheim u.a.: Dudenverlag 1997, 345.

- Eintrag: „Mario Barth“, in: *Wikipedia-Online*, <[http://de.wikipedia.org/wiki/Mario\\_Barth](http://de.wikipedia.org/wiki/Mario_Barth)>; 15.8.2016.
- Eintrag: „Natur“, in: *Duden Etymologie: Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. v. Günther Drosdowski, nach den Regeln der neuen dt. Rechtschreibung überarb. Nachdruck der 2. Aufl., Bd. 7, Mannheim u.a.: Dudenverl. 1997, 482.
- Eintrag: „Neue Bürgerlichkeit“, in: *Wikipedia-Online*, <[http://de.wikipedia.org/wiki/Neue\\_Bürgerlichkeit](http://de.wikipedia.org/wiki/Neue_Bürgerlichkeit)>, 31.10.2014.
- Eintrag: „Schamröte“ in: *Meyers Großes Konversationslexikon*, Bd. 17, Leipzig 1909, Seite 690, online unter <[www.zeno.org/Meyers-1905/A/Schamröte](http://www.zeno.org/Meyers-1905/A/Schamröte)>; 15.8.2016.
- Eintrag: „to perform“, in: *Oxford English Dictionary* (OED), online unter <<http://www.oed.com/view/Entry/140780?redirectedForm=peform#eid>>; 12.3.2014.
- Eintrag: „tugendhaft“, in: *Grosses vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden, 1731-1754*, 64. Bde., hg. v. Johann Heinrich Zedler, Bd. 45, Halle u. Leipzig: Zedler 1735, Reprint, Graz: Akad. Dr.- und Verl.- Anstalt 1961, Sp. 1504, Seite 765.
- Eintrag: „Ursula von der Leyen“, in: *Wikipedia-Online*, <[http://de.wikipedia.org/wiki/Ursula\\_von\\_der\\_Leyen](http://de.wikipedia.org/wiki/Ursula_von_der_Leyen)>; 15.8.2016.
- Feldmann, Doris u. Hannah Jakobmeyer: „Magischer Realismus“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, hg. v. Ansgar Nünning, 5., aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 479f.
- Feldmann, Doris u. Sabine Schülting: „Butler, Judith“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, hg. v. Ansgar Nünning, 3., aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2004, 79f.
- Fick, Monika: „Emilia Galotti“, in: *Lessing: Leben – Werk – Wirkung*, hg. v. ders., 3., neu bearb. u. erw. Aufl., Stuttgart: Metzler 2010, 378-407.
- Gerhard, Ute u.a.: „Diskurs und Diskurstheorien“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, hg. v. Ansgar Nünning, 3., aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2004, 117-120.

- Gerhard, Ute u.a.: „Interdiskurs, reintegrierender“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, hg. v. Ansgar Nünning, 5., aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 341f.
- Helbig, Holger: „Alzheimer-Krankheit“, in: *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*, hg. v. Bettina von Jagow u. Florian Steger, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, 46-50.
- Hoff, Dagmar von: „Performanz/Repräsentation“, in: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, hg. v. Christina von Braun u. Inge Stephan, 2., überarb. u. erg. Aufl., Köln u.a.: Böhlau 2009, 185-202.
- Jannidis, Fotis: Kap. V.5.1: „Kontextorientierte Theorien und Methoden“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, 3 Bde., Bd. 2: *Methoden und Theorien*, hg. v. Thomas Anz, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 336-348.
- Kanz, Christine: „Die literarische Moderne (1890-1920)“, in: *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 8., aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 345-389.
- Köppe, Tilmann u. Simone Winko: Kap. V: „Theorien und Methoden der Literaturwissenschaft“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, 3 Bde., Bd. 2: *Methoden und Theorien*, hg. v. Thomas Anz, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 285-371.
- Krause, Kathrin: „Kathrin Schmidt“, in: *Munzinger Online. KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, <<http://www.munzinger.de/document/16000000689>>; 15.8.2016.
- Lamping, Dieter (Hg.): *Handbuch der literarischen Gattungen*, Stuttgart: Kröner 2009.
- Mathes, Bettina: „Reproduktion“, in: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, 2. Aufl., hg. v. Christina von Braun u. Inge Stephan, Köln u.a.: Böhlau 2009, 104-122.
- Nave-Herz, Rosemarie: „Wilhelm Heinrich Riehl“, in: *Die Geschichte der Familiensoziologie in Porträts*, hg. v. ders., Würzburg: Ergon 2010, 15-34.
- Neumann, Birgit: „Narrative Ansätze“, in: *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Ansgar Nünning, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2005, 160-163.
- Neumeyer, Harald: „Dispositiv“, in: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, hg. v. Ansgar Nünning, 5., aktual. u. erw. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2013, 144f.

- Palm, Kerstin: „Lebenswissenschaften“, in: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, 2. Aufl., hg. v. Christina von Braun u. Inge Stephan, Köln u.a.: Böhlau 2009, 203-222.
- Pannier, Jörg: „Bürger“, in: *Metzler Lexikon Philosophie. Begriffe und Definitionen*, hg. v. Peter Prechtel u. Franz-Peter Burkhard, 3., erw. u. aktual. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2008, 87f.
- Pfister, Manfred: „Performance/Performativität“, in: *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Ansgar Nünning, Stuttgart: Metzler 2005, 172-175.
- Porombka, Stephan: Kap. II.8.1.: „Sachbücher und -texte“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, hg. v. Thomas Anz, 3 Bde., Bd. 2: *Methoden und Theorien*, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2007, 155-160.
- Renger, Almut-Barbara: „Spiegel“, in: *Metzler Lexikon literarische Symbole*, hg. Günter Butzer u. Joachim Jakob, Stuttgart: Metzler 2008, 357-359.
- Schmitz-Emans, Monika: „Konkrete Poesie“, in: *Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen*, begründet v. Günther u. Irmgard Schweikle, hg. v. Dieter Burgdorf u.a., 3., völlig neu bearb. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2007, 396f.
- Schulte-Sasse, Jochen: „Drama“, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 3.2: *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680-1789*, hg. v. Rolf Griminger, München: dtv 1980, 423-499.
- Schwab, Dieter: „Familie“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, 8 Bde., Bd. 2: *E-G*, hg. v. Otto Brunner u. Werner Conze, Stuttgart: Klett-Otto 1998, 253-301.
- Singh, Sikander: „Familienroman“, in: *Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen*, begründet v. Günther u. Irmgard Schweikle, hg. v. Dieter Burgdorf u.a., 3., völlig neu bearb. Aufl., Stuttgart u. Weimar: Metzler 2007, 229f.
- Sommer, Roy: „Erzählliteratur der Gegenwart“, in: *Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte*, hg. v. Matías Martínez, Stuttgart u. Weimar: Metzler 2011, 272-284.
- Wallmoden, Thedel von u. Katrin Blumenkamp: „Birgit Vanderbeke“, in: *Munzinger Online. KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, <<http://www.munzinger.de/document/16000000572>>; 15.8.2016.



## IX Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	DER SPIEGEL 15/2001 © < <a href="http://www.spiegel.de">www.spiegel.de</a> >	234
Abbildung 2:	DER SPIEGEL SPECIAL 4/2007 © < <a href="http://www.spiegel.de">www.spiegel.de</a> >	235
Abbildung 3:	CICERO 12/2011, Seite 6 © < <a href="http://www.cicero.de">www.cicero.de</a> >; © P.M. Hoffmann	238
Abbildung 4:	DER SPIEGEL 9/2007 © < <a href="http://www.spiegel.de">www.spiegel.de</a> >	241
Abbildung 5:	DER SPIEGEL 6/2013 © < <a href="http://www.spiegel.de">www.spiegel.de</a> >	242



# Die bürgerliche Familie, ein Trauerspiel?

Nadine Willamowski

Im bürgerlichen Trauerspiel des 18. Jahrhunderts wird ein wirkmächtiges Idealbild von Familie inszeniert und subvertiert zugleich. Dieses als Familienleitbild zu bezeichnende ‚bürgerliche Familienideal‘ in seiner Rhetorik und seinem gesellschaftlichen, politischen und nicht zuletzt literarischen Fortwirken als Ideal steht im Zentrum der Untersuchung. Ausgehend von der Theatralität des Kulturellen und von Familie als einem performativen Konstrukt bildet die Modellanalyse von GOTTHOLD EPHRAIM LESSINGS Familie Galotti jene Folie, auf der gegenwartsliterarische Familienfigurationen von BIRGIT VANDERBEKE, KATHRIN SCHMIDT, HARRIET KÖHLER und JOHN VON DÜFFEL aus diskursanalytischer Sicht gelesen werden. Die Einbindung des zeitgenössischen Familiendiskurses wie er sich in Sachbüchern, Presse und anderen Printmedien der Gegenwart findet, veranschaulicht die gesellschaftspolitische Brisanz des Themas.

ISBN 978-3-8405-0148-7

EUR 28,50



9 78 3840 501487